DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE WOCHE

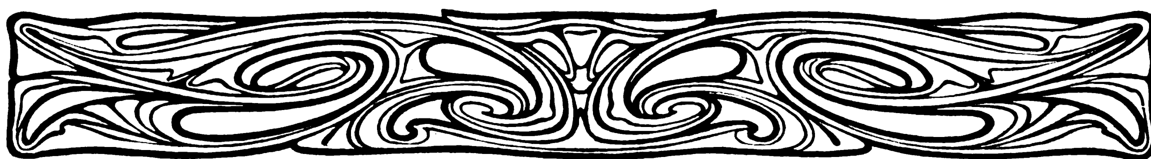
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 2 (Heft 14—26)

vom 1. April bis 30. Juni 1916.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

L.

M.

N.

O.

DIE·WOCHE

Nummer 14. **Berlin, den 1. April 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 14.



Die sieben Tage der Woche.

21. März.

Westlich der Maas erstürmen nach sorgfältiger Vorbereitung bayrische Regimenter und württembergische Landwehrbataillone die gesamten, stark ausgebauten französischen Stellungen im und am Walde nordöstlich von Avocourt.

Gegen die deutsche Front nordwestlich von Postawy und zwischen Narocz- und Wiszniewsee richten die Russen Tag und Nacht besonders starke, aber vergebliche Angriffe.

Österreichisch-ungarische Flieger erscheinen über Vlora (Valona) und bewerfen den Hafen und die Truppenlager erfolgreich mit Bomben.

22. März.

Die großen Angriffsunternehmungen der Russen nehmen an Ausdehnung noch zu. Der stärkste Ansturm galt der Front nordwestlich von Postawy. Hier erreichen die feindlichen Verluste eine selbst für russischen Masseneinsatz ganz außerordentliche Höhe. An keiner Stelle gelang es den Russen, irgendwelchen Erfolg zu erringen. Die eigenen Verluste sind durchweg gering.

23. März.

Der Erfolg beim Wald von Avocourt wird durch Inbesitznahme der französischen Stützpunkte auf den Höhenrücken südwestlich von Hautcourt vervollständigt.

Während die Russen neuerdings auf der Front nordwestlich von Postawy, wohl infolge der übermäßig blutigen Verluste, von größeren Angriffsversuchen Abstand nehmen, stürmen sie wiederholt mit neuer Gewalt zwischen Narocz- und Wiszniewsee an. Der hohe Einsatz an Menschen und Munition bringt auch in diesen Angriffen und in mehrfachen Einzelunternehmungen an anderen Stellen den Russen nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerschütterlichen deutschen Verteidigung.

24. März.

Nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen sind auf die vierte Kriegsanleihe insgesamt 10 667 000 000 Mark gezeichnet. Von diesen entfallen auf Reichsanleihestücke 7 106 000 000 Mark, auf Reichsanleiheschuldbucheintragungen 1 999 000 000 Mark, auf Reichsschatzanweisungen 1 562 000 000 Mark.

Die Russen unternehmen nachts wiederholt Angriffe nördlich der Bahn Mitau—Jakobstadt sowie einen Ueberrumpelungsversuch südwestlich von Dünaburg und mühen sich in ununterbrochenem heftigem Ansturm gegen unsere Front nördlich von Widsy ab. Alle ihre Angriffe brechen in unserem Feuer, spätestens am Hindernis unter schwerer Einbuße an Leuten zusammen.

Am 29. Februar findet, wie jetzt bekannt wird, in der nördlichen Nordsee zwischen dem deutschen Hilfskreuzer „Greif“ und drei englischen Kreuzern sowie einem Zerstörer ein Gefecht statt. S. M. S. „Greif“ bringt im Laufe dieses Gefechts einen großen englischen Kreuzer von etwa 15 000 Tons durch Torpedoschuß zum Sinken und sprengt sich zum Schluß selbst in die Luft.

Aus der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags scheiden achtzehn Mitglieder aus und bilden unter der Bezeichnung „Fraktion der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft“ eine neue Fraktion.

25. März.

Im Maasgebiet finden besonders lebhafte Artilleriekämpfe statt, in deren Verlauf Verdun in Brand geschossen wird.

Westlich von Jakobstadt gehen die Russen nach Einsatz frischer sibirischer Truppen und nach starker Feuervorbereitung erneut zum Angriff über. Er bricht verlustreich für sie zusammen.

Im Kanal wird der der Chemin de fer de l'état français gehörige Dieppe-Dampfer „Sussex“, 5686 Tonnen, torpediert. An Bord befinden sich 350 Passagiere.

26. März.

In den Argonnen und im Maasgebiet erreicht der Artilleriekampf stellenweise wieder große Heftigkeit. Nachtgefechte mit Nahkampfmitteln im Caillettewalde (südöstlich der Feste Douaumont) nehmen für unsere Truppen einen günstigen Verlauf.

Von zwei durch ein Kreuzergeschwader und eine Zerstörerflottille begleiteten Mutterschiffen steigen fünf englische Wasserflugzeuge zum Angriff auf unsere Luftschiffanlagen in Nordschleswig auf. Drei von ihnen werden durch den Abwehrdienst auf und östlich der Insel Sylt zum Niedergehen gezwungen.

27. März.

In Paris tritt die Konferenz der Ententemächte zusammen.

Aufgaben der Kunsterziehung nach dem Kriege.

Von Wirkl. Geh. Rat Dr. Wilhelm von Bode.

Noch immer füllt das gewaltige Ringen um den Sieg und die Sorge um unser wirtschaftliches Durchhalten während des Krieges das Dichten und Trachten jedes Deutschen fast vollständig aus. Nur soweit aus dem Kampfe auch ernste Mahnungen für die Zukunft sich ergeben, wo Schwierigkeiten und Erfahrungen in diesem Kampfe dringend zu Reformen mahnen, erheben sich neben der Erörterung der alle Publikationen ausfüllenden großen Ereignisse des Tages auch Stimmen, die ein rechtzeitiges Umlernen und Neuorientieren im Innern verlangen, damit die Wunden dieses furchtbaren Krieges rascher geheilt und die Früchte des Sieges voll geerntet werden können. Schüchtern und vereinzelt kommen auch Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Kunst zum Ausdruck. Fast allgemein erwartet man, daß der Krieg der Kunst einen neuen Aufschwung bringen, daß er eine große, echt deutsche Kunst heraufführen wird; aber in welcher Richtung sich diese bewegen

soll, darüber ist man grundverschiedener Meinung. Die meisten sind der Überzeugung, daß der furchtbare Ernst des Krieges und seiner schweren unübersehbaren Folgen alle jene kubistischen und expressionistischen Strömungen, die vor dem Kriege sich mehr und mehr hervordrängten, völlig hinwegfegen und eine der Zeit entsprechende, ernste, strenge Kunst zur Reife bringen wird, während die fanatische Schar der jungen Künstler und ihr Anhang unter den jungen Kunstschriftstellern, die auf den Expressionismus eingeschworen sind, in ihrer Richtung gerade die neue stilvolle Kunst erblicken, deren glänzender Sieg ihnen die schönste Frucht des völkermordenden Kampfes für Deutschland erscheint. „Dieser Kampf wird" — so verkündete einer ihrer begeistertsten Vorkämpfer — „um den deutschen Expressionismus inbrünstiger gekämpft als um den Mord in Serajewo und um die Neutralität Belgiens." Wer die Ausstellungen während des Krieges besucht, wer die Tagesillustrationen, selbst die Skizzen und Studien aus dem Kampf verfolgt, wird zugeben müssen, daß jene modernste Strömung keineswegs im Abflauen, sondern im Zunehmen ist, und daß die allgemeine Sehnsucht nach Vertiefung und Verinnerlichung vorderhand dieser Richtung keinen Damm setzen wird. Jede neue Strömung macht ihren Weg und will ihre Zeit; wir müssen uns daher damit trösten, daß in der neueren Zeit die Dauer dieser neuen Richtungen immer kürzer wird. Es sind kaum 18 Jahre verflossen, seitdem ein neuer Stil, der als „Jugendstil" proklamiert wurde, sich schüchtern zu regen begann; und wie weit liegt er schon hinter uns, wie klar sieht man seine Schwächen, wie wenig hat er seine Bezeichnung als „Stil" gerechtfertigt! Es werden bald sechs Jahre vergangen sein, daß die „blauen Reiter" von München ihren wilden Ritt ins deutsche Land begannen, und mit ihnen kamen andere bunte Spielarten des wieder von Paris ausgegangenen Expressionismus, der gleichzeitig in Berlin im „Sturm" sein eigenes Organ erhielt. Ihre Zeit ist also voraussichtlich keine sehr lange mehr; sie werden sich ausleben und überleben, und vielleicht findet sich ein Körnchen echter Kunst darin, aus dem sich eine neue, ernstere, wirkliche Kunst entwickeln könnte.

Diese modernste Jagd nach dem Stil bringt uns immer weiter ab von jedem wirklichen Stil; mit dem „Stilwillen", von dem jetzt so viel die Rede ist, macht man keinen Stil, der ja vielmehr der ungewollte, naive Ausdruck des künstlerischen Empfindens ist. Diesem stürmischen, ungesunden Streben gegenüber erhoffen viele eine Gesundung durch den Staat, durch die Kunstakademien, die durchaus nötig seien, um solchen exzentrischen Richtungen gegenüber, die immer weiter von der Kunst abführen, einen Damm entgegenzusetzen und die Tradition zu wahren. Von anderer Seite, und zwar nicht nur von den modernen Stürmern, wird davon sehr wenig oder nichts erwartet und rundweg die Abschaffung der Akademien verlangt. Man weist darauf hin, daß die Akademien fast niemals die neuen Bahnen in der Kunst gewiesen haben, daß die großen, bahnbrechenden Künstler sich fast alle außerhalb der Akademien und selbst im Gegensatz gegen sie entwickelt haben. Man wirft ihnen vor, daß die Lehrer an den deutschen Kunstanstalten nur gar zu leicht Bureaukraten werden und an ihrer Kunst einbüßen, während die Schüler zu einem außerhalb des modernen Lebens oder — wie sie meinen — über demselben stehenden Stand ausgebildet werden, der vom Staat nicht nur die Erziehung, sondern auch die Erhaltung durch das Leben erwartet. Man gibt den Akademien auch Schuld, daß sie durch ihre große Zahl (hat doch Deutschland allein ein Dutzend Akademien oder Krypto-Akademien), durch die Art ihres Unterrichts und die zahlreichen Stipendien die außerordentliche Überzahl von Künstlern großziehen und daher an dem Elend schuld seien, zu dem die meisten verurteilt sind.

Die Berechtigung dieser und ähnlicher Anklagen wird kaum von irgendeiner Seite geleugnet; dennoch ist bisher auch nicht einmal der Versuch einer ernstlichen Reform gemacht worden, und während seit Jahresfrist kaum ein Tag vergeht, an dem nicht irgendwo über die „Einheitsschule" und andere allgemeine Erziehungsreformen geschrieben wird, ist m. W. die Frage der Reform des Kunstunterrichts überhaupt kaum erwähnt worden. Die äußerst schwierige Finanzlage, in welcher sich nach dem Kriege alle Staaten Europas, auch die Sieger, befinden werden, und die auf allen Gebieten zur größten Sparsamkeit zwingen wird, sollte auch für den Kunstunterricht zu den lange empfundenen Änderungen führen Man erwidere nicht, daß sich ja bei größter Einschränkung, ja selbst bei Abschaffung der Kunstakademien doch nur wenige Millionen jährlich ersparen ließen: die Unkosten der Akademien in Deutschland sind verschwindend klein gegen den indirekten Schaden, welchen sie durch die Überproduktion an Künstlern und — wie man hart, aber nicht ganz unberechtigt zu sagen pflegt — durch „die Züchtung eines großen Künstlerproletariats" mit anrichten. Die Zahl derer, die als akademische Künstler, Kunstmaler usw. in den Adreßbüchern und Künstlerverzeichnissen aufgeführt werden, ist um das vielfache größer als das Bedürfnis nach ihren Werken, und gewiß noch größer ist die Zahl solcher, welche aus Not von der Kunst ganz Abschied nehmen mußten. Dadurch werden Tausende von begabten Leuten einer nützlichen Beschäftigung im Leben entzogen. Auch Kunst und Künstler sollen aber — so prosaisch das für die geheiligte Kunst klingen mag — wie alle Berufsarten durch Angebot und Nachfrage geregelt werden. Dazu ist größere Unabhängigkeit vom Staat nötig, da der Staat keine oder höchstens eine sehr ungenügende statistische Kontrolle über das Bedürfnis nach Künstlern übt und üben kann, wie er es für die Theologen, Juristen und andere Berufe besitzt. Es ist daher sehr wenig damit genützt, daß die Zulassung der Schüler an den Akademien und Kunstschulen eingeschränkt wird, oder daß in der Vermehrung der Akademien und dem gegenseitigen Hinaufschrauben eine Pause gemacht wird.

Die Kunsterziehung muß ihre Grundlage im Leben haben und muß sich nach den Anforderungen des Lebens richten. Öffentlicher Unterricht in Kunst im weitesten Sinne ist ebenso notwendig wie jeder andere Unterricht, aber wie dieser auf der Volksschule beruht und von ihr ausgeht, so soll der Kunstunterricht auf der Ausbildung im Zeichnen und Modellieren beruhen, das jeder ebensogut lernen kann, wie er Lesen und Schreiben erlernt, wenn auch nicht als Kunst. Auf dieser Grundlage muß sich der Unterricht in allen kunstgewerblichen Fächern aufbauen; nur wer in dieser allgemeinen Vorschule hervorragende Begabung zur hohen Kunst zeigt, soll dafür seine Ausbildung in den der Zahl nach möglichst einzuschränkenden Künstler- und Meisterateliers erlangen. So lassen sich Kunstakademie, Kunstgewerbeschulen und Kunstschule in eine einzige Anstalt verschmelzen, in der die Ausbildung zu einem der vielen kunstgewerblichen Berufe das Hauptziel bilden müßte, und welche mit den Fachschulen in enger Fühlung sein sollen, während den

Übergang zur freien Kunst nur wenig wirklich Auserwählte finden sollen. Wie günstig eine solche Trennung des Elementarunterrichts vom Fachunterricht wirkt, ist schon an verschiedenen Kunstgewerbeschulen (wie in Breslau und Berlin) erprobt worden. Dann wird das einseitige, falsche Streben nach der hohen Kunst die jungen Schüler dieser neuen Kunstanstalt ebensowenig anstecken, als jetzt etwa der Schüler auf dem Gymnasium nur auf die Dozentenlaufbahn an der Universität hinausstrebt. Einer solchen Reform durch gemeinsame Vorbildung des Künstlers und des Kunsthandwerkers kommt die heutige Not und Zerfahrenheit in der hohen Kunst auf der einen Seite und andererseits die wachsende Achtung vor dem Kunsthandwerk und die vielseitige und einträgliche Verwendung desselben im modernen Leben aufs günstigste zustatten. Auch läßt die Reform des ganzen Unterrichts, die jetzt allgemein gefordert wird, die Einschließung auch des Kunstunterrichts als selbstverständlich erscheinen, um so mehr, als der Krieg und seine unabsehbaren Folgen eine Umorientierung unseres öffentlichen Lebens nach manchen Richtungen, ebenso wie große Einschränkungen und Vereinfachungen notwendig machen werden. Kaum auf einem anderen Gebiete erscheint sie aber als so dringende Pflicht als gerade in der Kunsterziehung, da sie dem Staate, wie wir sahen, nicht nur unnötige Kosten macht und Ungenügendes leistet, sondern vor allem Tausende von tüchtigen Kräften einer nützlichen Beschäftigung entzieht. Nach dem Kriege wird ja der Ersatz an Menschenkräften das dringendste Bedürfnis sein; eine Vergeudung so zahlreicher geistiger Kräfte wie bisher durch die Kunst wäre dann geradezu ein Frevel. Andererseits wird sich die Not der Künstler nach dem Kriege womöglich noch steigern, da mit den allgemeinen Einschränkungen des Lebens die mancherlei kleinen Nebenerwerbe des Künstlers sicherlich stark vermindert werden und das Befürfnis nach Kunstwerken abnehmen wird.

Gewiß ist diese Reform eine sehr schwierige; mit dem Ruf: „Fort mit den Akademien!" ist allein noch nichts geholfen. Die Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten, ist hier ebenso groß wie in der dringend geforderten Schulreform im allgemeinen. Bei unserer deutschen, nur allzu individuellen Veranlagung brauchen wir eine förmliche Uniformierung des Unterrichtswesens kaum zu fürchten; wie für die Gelehrtenschule, wenigstens für das klassische Gymnasium, das Griechische hoffentlich erhalten bleibt, so wird auch die Vorbildung zum Künstler eine möglichst gründliche bleiben müssen. Aber bei einer Verweisung des größten Teiles der jungen Kräfte auf das Kunstgewerbe, bei der Einschränkung des Unterrichts in der höheren Stufe und bei der strengen Sichtung würden in Zukunft nicht Zehntausende von „Kunstmalern" und „Kunstbildhauern" die deutschen Städte bevölkern, sondern höchstens der zehnte oder zwanzigste Teil, die zudem durch ihre Heranziehung als Lehrer an dem Vorbildungsunterricht eine aussichtsvollere Zukunft als jetzt hätten.

Eine solche Reform unseres Kunstunterrichtswesens würde durchaus den guten alten preußischen Traditionen entsprechen; ja, die hier ausgesprochenen Grundlinien sind schon bei der Reform oder richtiger bei der Neuorganisation der Berliner Akademie, die Friedrich der Große im Februar 1786 anordnete, und die sein ausgezeichneter Staatsminister v. Heinitz, als dessen Schüler Frhr. v. Stein sich stolz bekennt, später durchführte, ausdrücklich als leitende Grundsätze betont. Heinitz, der seither Kurator der Akademie war, spricht dies fast zehn Jahre später im Rückblick auf seine Tätigkeit als Kurator in den klarsten Worten aus. „Er sei bestrebt gewesen" — so berichtet er an König Friedrich Wilhelm II. — „nicht sowohl lauter eigentliche Künstler (als Mahler usw.) durch die Akademie anzuziehen (weil deren zu große Zahl dem Staat, der sie nicht alle beschäftigen und ernähren kann, im Grunde mehr schädlich als nützlich ist), sondern die Akademie hauptsächlich als Pflegemutter und Beförderin des guten Geschmackes in allen Branchen der Nationalindustrie, die in ihren Fabricatis durch Anwendung regelmäßiger Zeichnung einer Verschönerung und Vervollkommnung fähig ist, zu machen, um dadurch der Nationalindüstrie eine neue Schwungkraft zu geben: damit ihre Produkte und geschmackvollen Arbeiten jeder Art den auswärtigen nicht ferner nachstehen, und solchergestalt das Interesse der Kunst mit dem ungleich wichtigeren des Staatsinteresses zu verbinden."

Diese Grundsätze, von denen sich das 19. Jahrhundert zum Schaden der Kunst immer mehr entfernt hat, können und sollen für die Zukunft wieder unsere Richtschnur bilden.

Das Kriegsgeschick unserer Handelsflotte.

Von Kapitän zur See z. D. v. Kühlwetter.

Vor dem Kriege, im Frühjahr 1913, betrug der Gesamtraumgehalt der deutschen Handelsflotte etwas über 5 Millionen Brutto-Registertonnen, und bis zum Kriegsbeginn muß, nach andern Zahlen zu schließen, wenigstens eine halbe Million hinzugekommen sein, so daß es nicht zu hoch gegriffen ist, wenn man sagt, wir sind ungefähr mit 5½ Millionen Tonnen Handelsschiffstonnage in den Krieg eingetreten. Das Schicksal dieser zweitgrößten Handelsflotte der Welt, sowohl das vorläufige als das spätere, muß uns lebhaft beschäftigen.

So gut wie wir wußten, daß unsere Kreuzer im Ausland den Kreuzerkrieg gegen des Feindes Handelsflotten nur eine beschränkte Zeit würden führen können, nach der sie der Übermacht Englands und seiner gelben und andern Verbündeten erliegen mußten, so gut war es selbstverständlich, daß auch unsere Handelsflotte im Auslande ihrem Zweck sehr bald nach Kriegsausbruch überhaupt nicht mehr werde nachgehen können. Das Geschick, das sie dann traf, hing ab von der Voraussicht unserer Reeder, von dem Vorhandensein sicherer Zufluchtsorte, zum Teil vom Völkerrecht und von dem Willen unserer Feinde, sich daran zu kehren.

Bei dem großen Wert, den die Handelsflotten der Hauptseehandelstaaten darstellen, hat sich das Völkerrecht selbstverständlich mit dem Geschick dieser Handelsflotten im Kriege sehr eingehend befaßt. Da die Interessen der Mächte als naturgemäß für viele ganz anderes erstrebenswert machten als für andere, ist ein Kompromiß, dem alle zustimmen konnten, und der damit wirkliches Völkerrecht wurde, nur in wenigen unbedeutenden

Punkten bisher zustande gekommen. Und schließlich hat dieser Krieg uns auch noch deutlich gezeigt, daß selbst solche Übereinkünfte kaum das Papier wert waren, auf dem sie geschrieben waren; England hat sich überall, wo es ihm zur Erreichung seines Kriegzwecks nötig schien, ohne jedes Bedenken darüber hinweggesetzt, da es die kleinen Neutralen nicht fürchtete und die Vereinigten Staaten über einen Papierprotest nicht hinausgehen. So ist zurzeit von all diesem Völkerrecht kaum etwas übrig, was Englands Interessen im Wege ist, und es ist nur noch das Recht, was England nicht ohne Nachteil oder Gefahr beseitigen kann. Auch der Zukunft wird nur ein Phantast eine bessere Prognose stellen können; sie wird kein Völkerrecht kennen, ehe Englands Seeübermacht gebrochen ist.

Bei Kriegsausbruch waren fast 3¼ Millionen Tonnen unserer Handelsflotte im Ausland und konnten einen einheimischen deutschen Hafen nicht mehr erreichen. Rund 125 000 Tonnen waren in belgischen Häfen und fielen mit Belgien wieder in unsere Hand, 80 000 waren in verbündeten Häfen. Insgesamt waren also auch nach Eroberung Belgiens noch 3 Millionen Tonnen im feindlichen und neutralen Ausland und in den Häfen unserer Kolonien. Diese letztgenannten fielen dort bald in Feindeshand. Das waren rund 65 000 Tonnen. Ich will hierbei vorausschicken, daß ich nur abgerundete Zahlen gebe, da dies für den Zweck des Überblicks mir ausreichend scheint.

Was aus diesen 3 Millionen Tonnen, also aus über der Hälfte der gesamten deutschen Handelsflotte, wurde und wird, muß nach zwei Hauptgesichtspunkten betrachtet werden. Einmal nach der Neutralität der Staaten, in deren Häfen Schiffe liegen, und außerdem nach Grundsätzen des Seebeuterechts. Von Rechts wegen sind Schiffe in einem neutralen Hafen geborgen, weil es Kriegführenden selbstverständlich verboten ist, in neutralem Hoheitsgebiet — und das sind alle Häfen — eine Kriegshandlung, z. B. die Wegnahme von Handelsschiffen, vorzunehmen. Ebenso selbstverständlich wäre es ein klarer Bruch der Neutralität, wenn ein Staat unsere Schiffe aus dem schützenden Hafen auswiese oder sie nicht hineinließe, wozu ihm ja im übrigen seine Souveränität ein unzweifelhaftes Recht gibt. In neutralen Häfen lagen bei Kriegsbeginn oder liefen bald nachher ein 2 Millionen Tonnen. Es ist vielfach von diesen Schiffen oder einem Teil derselben als in neutralen Häfen „interniert" gesprochen worden. Das ist irrig. Interniert können nur Seestreitkräfte, also kämpfende Schiffe, z. B. Hilfskreuzer, werden, die aus neutralem Hafen nicht mehr innerhalb der Fristen, die jeder neutrale Staat dafür bestimmt, auslaufen können oder wollen, und denen daher der neutrale Staat das Auslaufen nicht mehr gestatten darf, ohne seine Neutralität in Frage zu stellen. Solche Schiffe werden interniert, d. h. unter Staatsaufsicht gestellt, und unter Umständen entwaffnet, oder es wird ihre Besatzung ihnen genommen und unter Bewachung gestellt oder gegen bindende Verpflichtung auf freiem Fuß gelassen. Ein einfaches Handelsschiff, auch Kriegführender, ist in seinem Tun und Lassen in einem neutralen Hafen unbeschränkt, solange es nicht am Kriege teilnimmt. Solche Teilnahme würde z. B. auch schon darin bestehen können, daß es irgendeinem Kriegführenden Bedürfnisse zuführt. Das darf kein Neutraler zulassen, denn damit würde er sein Hoheitsgebiet zum Ausgangspunkt kriegerischer Operationen machen, also die Neutralität verletzen. Gegen Schiffe, denen solches nachgewiesen wird, würden also fraglos Zwangsmaßregeln ergriffen werden dürfen. Hierzu ist aber in diesem Kriege gegen deutsche Schiffe niemals ein Anlaß gewesen. Wohl haben sich Hilfskreuzer, deren Hilfsmittel erschöpft waren, freiwillig internieren lassen. Was für Rechte im übrigen neutrale Staaten gegenüber Schiffen in ihren Häfen haben, abgesehen von den polizeilichen und solchen, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit notwendig sind, darüber besteht in der Tat keine allgemein gültige und anerkannte Auffassung, die man als geltendes Völkerrecht bezeichnen könnte. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde jedem Staat das Recht zuerkannt, ausländische Schiffe auch in Friedenzeiten für Staatszwecke anzufordern. Dieses Recht wird jedoch heute fast allgemein verworfen und nur mehr vorwiegend anerkannt, daß nur ein kriegführender Staat zum Zweck der Verteidigung oder des Angriffs auch neutrales Eigentum anfordern kann. Es besteht aber keinerlei allgemein bindende Abmachung zwischen den Staaten darüber, sondern die Materie ist zumeist zwischen den Staaten durch besondere Verträge geregelt, und zwar durchweg in dem Sinne, daß entweder auf das Recht des Zugriffs verzichtet ist oder er nur gegen Entschädigung zugelassen wird, für die Bedingungen festgesetzt werden, meist eine der Anforderung vorausgehende Einigung über die Höhe. Entschädigung für solche Zwangsdienste war zu aller Zeit selbstverständlich. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Staaten mit großem Seehandel, wie Deutschland, bestrebt waren, besonders mit kleinen Staaten, bei denen Unruhen und Aufstände im Bereich der Wahrscheinlichkeit lagen, zu Verträgen über solche Zwangsdienste zu kommen, da sie immer viele Schiffe, z. B. in den kleinen südamerikanischen Republiken und Portugal, hatten, ohne einen Gegenwert in ihrem Bereich zu haben. Ebenso wie die Notwendigkeit der Entschädigung ist von jeher allgemein anerkannt, daß nur eine Staatsnotwendigkeit zur Anforderung neutraler Schiffe führen durfte. Strittig ist in der Neuzeit, ob auch etwas anderes als Krieg eine solche Staatsnot darstellt. Selbstverständlich ist ferner, daß ein Staat, der solche Notlage für sich beansprucht, zur Abhilfe nicht auf Schiffe nur einer Nationalität zurückgreifen darf, sondern der Zugriff dann auf alle gleichmäßig verteilt werden muß. Es mag hier auch als charakteristisch Erwähnung finden, daß einmal das ganze Recht auf Zwangsdienst, das Angarienrecht, von einer Reihe Autoren in der modernen Völkerrechtsliteratur ganz abgelehnt wird, vor allen Dingen aber, daß England die Befehlshaber seiner Seestreitkräfte kategorisch angewiesen hat, Einspruch gegen jede Inanspruchnahme britischer Schiffe zu erheben und in jedem Fall alle Schritte zu tun, die Freilassung sicherzustellen, also nötigenfalls auch Gewalt zu brauchen. Nach diesen Gesichtspunkten ist die Lage all unserer Schiffe in neutralem Ausland zu betrachten. Ihr Geschick hängt also im wesentlichen ab von der Stärke und dem Willen der Staaten, neutral zu bleiben und Verträge zu halten. Daß das im allgemeinen keine ausreichenden Garantien sind, dafür hat uns dieser Weltkrieg hoffentlich ein für allemal den Star gestochen. Wie die Aussichten unserer Handelsschiffe im neutralen Ausland sind, wird man beurteilen müssen nach den Ländern ihres Aufenthalts nach Kriegsausbruch. In den Vereinigten Staaten befinden sich rund 600 000 Tonnen, in Portugal und seinen Kolonien 260 000, in Brasilien 200 000, in Chile 187 000, in Holland und seinen Kolonien 185 000, in Italien und seinen Kolonien 172 000, in Spanien und seinen Kolonien 162 000,

in der Türkei 73000, in Norwegen 50 000, in Argentinien 38 000, in Peru 24 000, in Mexiko 22 000. Der Rest verteilt sich noch auf einige kleinere Staaten. Über die Vereinigten Staaten und ihre Neutralität ist so viel in letzter Zeit überall gesagt, daß ein Eingehen darauf hier nicht nötig ist. Jedenfalls besteht zurzeit keine Wahrscheinlichkeit, daß sie auf die Seite unserer Gegner treten, und erst recht keine Wahrscheinlichkeit, daß sie sich eines Neutralitätsbruches der Art schuldig machen könnten, die deutschen Schiffe anzufordern und etwa dem Verkehr mit England dienstbar zu machen. In der Tat wäre das ja gleichbedeutend mit Krieg, wie es der Fall Portugal gerade jetzt gezeigt hat. Als ganz ausgeschlossen muß es gelten, daß etwa England sich mit Gewalt der deutschen Schiffe in Häfen der Vereinigten Staaten zu bemächtigen versuchen könnte. Damit wäre also fast ein Drittel unserer Handelsflotte im neutralen Ausland verhältnismäßig sichergestellt. Das Vorgehen Portugals, das nach dem Raumgehalt der deutschen Schiffe in seinen Häfen an zweiter Stelle steht, die deutschen Schiffe in seinen Häfen zu beschlagnahmen und unter portugiesische Flagge zu stellen, ist aus dem gesagten ohne weiteres als Rechtsbruch und Vertragsbruch zu erkennen und nach der Verwendung der Schiffe als neutralitätswidrige Unterstützung dazu, so daß der Krieg mit ihm unvermeidlich war. Portugal war aber schon seit langem wenig mehr als ein Vasallenstaat Englands, sein Handeln also, namentlich nach allem, was es schon vorher in diesem Kriege tat, nicht unerwartet. Daß die großen südamerikanischen Republiken, Brasilien, Chile, Argentinien, von denen namentlich die beiden erstgenannten viele deutsche Schiffe in ihren Häfen haben, Ähnliches tun könnten wie Portugal, ist nicht anzunehmen, denn sie sind nicht von England abhängig, ebensowenig scheint es im Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß England die Neutralität dieser Staaten vergewaltigen könnte, weil sie wichtige Produzenten sind, deren Produkte England braucht, und die Staaten für Englands Seemacht wenig Angriffspunkte bieten. Dafür daß Spanien etwa den Weg Portugals gehen könnte, bestehen keinerlei Anzeichen, es fehlt vor allen Dingen die portugiesische Abhängigkeit von England. Die Niederlande haben sich unzweifelhaft bemüht, neutral zu bleiben, es bleibt aber zu beachten, daß die Japaner sich neuerdings sehr stark mit den niederländischen Kolonien beschäftigen, und gerade in diesen Kolonien sind 145 000 Tonnen von den 185 000, die in niederländischen Häfen überhaupt sind. Diese Schiffe scheinen also in gewisser Gefahr zu sein. Auch für die Schiffe in Norwegen, das sehr stark englischem Einfluß unterliegt, läßt sich eine solche nicht in Abrede stellen. Dort sind ja aber nicht viel Schiffe. Italien ist mittlerweile in die Zahl der Kriegführenden eingetreten, hat aber uns nicht den Krieg erklärt. Deutsche Schiffe in italienischen Häfen sind also von Rechts wegen neutrale Schiffe in Häfen eines Kriegführenden, dem ein Recht, sie anzufordern gegen Entschädigung, nicht ohne weiteres abgesprochen werden kann. Die Türkei ist auf die Seite der Zentralmächte getreten, die Schiffe dort sind also gesichert oder im Dienst unserer Kriegführung und dabei den Kriegzufällen ausgesetzt.

Es läßt sich also zusammenfassend sagen: Von den 2 Millionen Tonnen Schiffsraum in bei Beginn des Krieges nicht feindlichem Ausland kann man mehr wie 1¼ Millionen als in Sicherheit befindlich betrachten, etwa die Hälfte davon in den Vereinigten Staaten. Von dem Rest sind nahezu eine Viertelmillion nur in bedingter Sicherheit und nahezu eine halbe Million beschlagnahmt und den Gefahren der Schiffahrt der gegen uns Kriegführenden ausgesetzt. Vom Rechtsstandpunkt darf aber eins nicht vergessen werden, daß für alles, was unsern Schiffen bei einem neutralen oder nicht mit uns kriegführenden Staat geschieht, unbestritten Entschädigung geleistet werden muß. Portugal hatte die Beschlagnahme vollzogen, ehe es in den Krieg eintrat. Wie die Verhältnisse liegen bei Staaten, die feindlich waren oder werden, soll nachstehend betrachtet werden.

Wie schon gesagt, fielen unsern Feinden rund eine Million Raumtonnage deutscher Schiffe in die Hand. Teils wurden sie vom Krieg in feindlichen Häfen überrascht, teils liefen sie bald nach Kriegsausbruch ahnungslos in feindliche Häfen ein, teils wurden sie gekapert, sei es auf hoher See, sei es in Häfen unserer Kolonien. Bekanntlich unterliegen im allgemeinen feindliche Handelsschiffe dem Seebeuterecht, d. h. der Wegnahme. Früher waren alle Handelsschiffe sofort von Beginn des Krieges der Aufbringung und Einziehung unterworfen. Ungefähr von der Mitte des 19. Jahrhunderts an vollzog sich indessen eine Wandlung der Ansichten dahin, daß Schiffen, die vom Kriegsausbruch in feindlichen Häfen überrascht wurden, solchen, die ohne Kenntnis vom Kriegsausbruch in feindliche Häfen einliefen, und sogar solchen, die nur bei der Abfahrt aus dem letzten Hafen nichts vom Kriegsausbruch wußten, eine Frist zum freien Auslaufen gewährt wurde. Solches geschah im Burenkriege 1854, ebenso 1866, 1870-71, im Russisch-Türkischen Krieg 1877 und im Russisch-Japanischen Kriege 1904. Eine bindende völkerrechtliche Verpflichtung bestand jedoch nicht, sondern es war dem Ermessen der Kriegführenden überlassen. Die II. Haager Konferenz machte den Versuch der einheitlichen Regelung, der jedoch nicht mehr erreichen konnte, als in dem Abkommen VI vom 18. Oktober 1907 niedergelegt ist. Dort heißt es: „Befindet sich ein Kauffahrteischiff einer der kriegführenden Mächte beim Ausbruch der Feindseligkeiten in einem feindlichen Hafen, so ist es erwünscht, daß ihm gestattet wird, unverzüglich oder binnen einer ihm zu vergönnenden ausreichenden Frist frei auszulaufen und, mit einem Passierschein versehen, unmittelbar seinen Bestimmungshafen oder einen sonstigen ihm bezeichneten Hafen aufzusuchen. Das gleiche gilt für ein Schiff, das seinen letzten Abfahrtshafen vor Beginn des Krieges verlassen hat und ohne Kenntnis der Feindseligkeiten einen feindlichen Hafen anläuft. Weiter wird zwingend bestimmt, daß ein Schiff, das wegen höherer Gewalt nicht hat auslaufen können, oder dem man das Auslaufen nicht gestattet hat, nicht eingezogen werden darf, es darf mit Beschlag belegt werden, mit der Verpflichtung, es nach dem Kriege ohne Entschädigung zurückzugeben, oder gegen Entschädigung angefordert werden. Gleiches wird festgesetzt für Schiffe, die den letzten Hafen vor Beginn des Krieges verlassen haben und in Unkenntnis der Feindseligkeiten auf hoher See betroffen werden. Ausgenommen davon sind nur Schiffe, die zur Ummandlung in Kriegsschiffe bestimmt sind. Dieses Abkommen ist vorbehaltlos ratifiziert von England, Frankreich, Österreich-Ungarn, Belgien, Japan und Portugal; Deutschland und Rußland haben den Teil, der die Schiffe auf hoher See freiläßt, vorbehalten, haben aber im übrigen das Abkommen ratifiziert. Es fehlt also von den mit uns Kriegführenden nur Montenegro, von den auf unserer Seite Kriegführenden nur die Türkei. Italien hat bekanntlich kein Haager Abkommen ratifiziert, führt aber auch nicht mit uns Krieg. Das Fehlen Montenegros

und der Türkei wäre also das einzige, womit England es rechtfertigen könnte, nicht nach dem Abkommen zu verfahren. In der Tat hat der Widerstand Englands, Frankreichs und Japans es auf der Konferenz verhindert, die Kriegführenden zu der Freilassung der Schiffe zu verpflichten, und dementsprechend hat es sie auch in diesem Kriege nicht zugestanden und damit den Kriegsgebrauch eines halben Jahrhunderts mißachtet. Aber nicht genug damit. Die deutschen Schiffe, die sich in den neutralisierten Gewässern des Suezkanals befanden oder in neutralen ägyptischen Häfen, hat es zum Auslaufen gezwungen und dann gekapert, und zwar ehe Ägypten annektiert war. Es zeigt das deutlich, wie weit der britische Geist in Wirklichkeit den Gedanken der Haager Konferenz fernstand.

In Großbritannien und seinen Kolonien befanden sich rund 600 000 Raumtonnen, in Rußland 127 000, in Ägypten 117 000, in unseren Kolonialhäfen waren 65 000, in Frankreich 36 000 und in Japan 18 000. Von den in Händen Großbritanniens befindlichen Schiffen befanden sich etwa 320 000 Tonnen bei Kriegsausbruch in den Häfen oder trafen dort kurz nach Kriegsausbruch ein. Für die in Rußland, Frankreich und Japan befindlichen trifft das fast für alle Schiffe zu, so daß man insgesamt sagen kann: 500 000 Tonnen, also die Hälfte der deutschen Handelsschiffe in feindlicher Hand, dürfen nach dem genannten Haager Abkommen nicht eingezogen werden, sondern sie müssen nach dem Krieg zurückgegeben werden, oder es ist Entschädigung zu leisten — wenn nicht unsere Feinde sich hinter die Klausel, die das Haager Abkommen und alle anderen haben, verschanzen, daß sie nur gelten, wenn alle Kriegführenden sie ratifiziert haben. Und es fehlen ja die Türkei und Montenegro. Was England tun will, hat es sich noch vorbehalten, die Schiffe werden vorläufig nur festgehalten; man hat gesagt, man wolle erst sehen, was mit englischen Schiffen und englischem Eigentum in Deutschland geschähe. Die andere Hälfte unserer Schiffe in Feindesland muß als verloren gelten. Daß dabei das Vorgehen Englands wider die Schiffe im Suezkanal und in ägyptischen Häfen eine unerhörte Vergewaltigung war, ist ohne Zweifel, aber auch hier liegt keine verletzte zwingende Völkerrechtsverbindung vor. Denn zu dem ganzen Suez-Kanal-Vertrag hat Großbritannien den Vorbehalt gemacht, daß es ihn nur so weit anerkennt, als er während der Besetzung Ägyptens die Freiheit des Handelns der britischen Regierung nicht beeinträchtigt. Insgesamt ergibt sich aus dem gesagten also, daß nur rund eine halbe Million Raumtonnen, d. h. etwa neun Prozent der deutschen Handelsflotte, durch den Krieg verloren gegangen sind, daß ein ebenso großer Bruchteil in Feindeshand ist, der nach vorwiegender Rechtsauffassung zurückgegeben oder bezahlt werden muß. Ein fast ebenso großer Bruchteil ist in Ländern, die die Neutralität brachen oder im Lauf des Krieges zu Kriegführenden wurden, beschlagnahmt, muß aber ebenso zurückgegeben oder bezahlt werden. Eine Viertelmillion Tonnen etwa befinden sich nur in bedingter Sicherheit, d. h. in neutralen Ländern, die unsere Gegner vielleicht vergewaltigen werden, und 1¼ Million sind wahrscheinlich in Sicherheit, die Hälfte davon in den Vereinigten Staaten.

Es kann also somit keinem Zweifel unterliegen, daß wir von der Million Tonnen, die festgehalten oder beschlagnahmt sind, nur etwas wiedersehen werden, sei es in Schiffen oder in Geld, wenn die Kriegsentscheidung wider England zu unsern Gunsten fällt, dann werden wir ja aber hoffentlich auch für die verlorenen oder vergewaltigten Schiffe Entschädigung bekommen. Das Gegengewicht, das wir an feindlichen Schiffen in der Hand haben, beläuft sich leider nur auf knapp 200 000 Tonnen, darunter 173 000 britische.

Daß große Werte hier im Seekriege noch sehr auf dem Spiele stehen, liegt damit vor Augen. Aber mehr als das. Dies Kriegsgeschick der Handelsflotte wird doch wohl niemand mehr übriglassen, der noch sagt: Der Aufschwung unseres Seehandels ist doch eingetreten ohne unsere Kriegsflotte, wozu brauchen wir also eine solche. Daß unsere Flotte noch nicht war, was sie für ein großes Seehandelsvolk sein muß, das allein macht unsere Handelsflotte heute brachliegen, machte sie flüchten in Häfen, in denen ihre Sicherheit überall da nicht gewährleistet ist, wo englische Seeübermacht neutrale Staaten unumschränkt vergewaltigen kann, machte sie rechtlos, weil es vor Englands Seegewalt nie ein Völkerrecht gab. Was hat unserer Handelsflotte das Völkerrecht gegeben? — Nichts. Je größer die materiellen Interessen, die auf dem Spiele stehen, um so sicherer versagt das Völkerrecht, dieser Schemen eines Rechts ohne die Macht, sich durchzusetzen, der in nichts zerrinnt, wo Macht das Unrecht auf den Schild erhebt. Ein luftiges Traumgebilde menschenfreundlicher Doktrinen, das jeder mit viel schönen Worten preist, nach dem aber keiner handelt. Fassen wir erst mal das zusammen, was wirklich heute Völkerrecht ist, und nicht, was Völkerrecht sein sollte, das, was mit Sicherheit geschieht, nicht das, was nach vorwiegender Rechtsauffassung geschehen sollte, dann werden wir die Blutlosigkeit dieses dürftigen Gebildes erst recht erkennen. Das wird zusammen mit dem Kriegsgeschick unserer Handelsflotte dazu beitragen, in unsere Köpfe die Erkenntnis zu hämmern, was uns fehlt. Stützpunkte am Ozean, von denen unsere „Möwen“ fliegen können, wohin unsere Handelsschiffe sicher flüchten können, Freiheit des Meeres nicht auf papierne Verträge gegründet, sondern auf das Recht wahrer Macht, die auf einem Gleichgewicht der Staaten auf dem Meere beruht, das nur möglich ist, wenn Englands Seeübermacht zerbrochen ist.

Am Ausguck.

Kleider, auch Frauenkleider spielen im Krieg ihre Rolle Jetzt wendet sich ein deutscher General gegen die faltenreichen Röcke, welche die Weiblichkeit vielfach trägt.

Gegen diese Röcke hat der Stellvertretende Befehlshaber des XI. Armeekorps, wie aus Kassel gemeldet worden ist, einen tadelnden Erlaß entsandt. Er fordert Schlichtheit und Sparsamkeit.

Mit Recht. Eine Mode von besonders stoffverschwendenden Röcken in dieser Zeit allgemeinen Stoffmangels zu schaffen — merkwürdiger Einfall!

Eine holde Stimme sagt: „Damals, als die Mode geschaffen wurde, war ja noch kein Stoffmangel.“

Aber Krieg war doch schon — also auch die Notwendigkeit, sich einzuschränken! Und es ist klar: ein Kleid mit viel Stoff kostet mehr als ein Kleid mit wenig Stoff.

* * *

Die holde Stimme wird nun behaupten, daß es ja nur „ein paar Damen“ sind, welche die faltigen Röcke tragen, darum falle das kaum ins Gewicht.

Ein Irrtum, süßes Geschöpf! Erfahrungsgemäß machen die Minderbegüterten alles in der Mode nach, was oben vor-

gemacht wird. Das Fräulein im Buttergeschäft, das Einpackmädchen im Warenhaus, die blonde Tipperin, die blühende Wurstmamsell, ja die am Sonntag ausgehende Zofe — sie wollen die neue Kleidform alle tragen. Darin liegt ja das Wesen der Mode. Also verbrauchen nicht bloß „die paar Damen" mehr Stoff . . . sondern Deutschland hat ja mehr als dreißig Millionen Insassinnen weiblichen Geschlechts. Es wird einem schwindlig bei dem Gedanken, was da bei weiten oder engen Röcken an Stoff gespart oder vergeudet werden kann.

* * *

Ein neuer Einwand. Die liebe, verwöhnte Stimme murmelt: „Viele Arbeiterinnen würden brotlos, wenn wir vom Putz zur Einfachheit übergehen!"

Engelchen, du trägst deinen Putz doch nicht, um Arbeiterinnen in Nahrung zu setzen? Du willst, Hand aufs Herz, doch keinen Akt der Menschenfreundlichkeit begehen, wenn du dir weite Falten bügeln läßt?

Nein — der Rock braucht zwar nicht so eng zu sein, wie er vor kurzem war, als er dich am Gehen leider hinderte; er soll auch nicht so eng sein, wie es der „zugebundene" Rock oder Sack war, der die Freizügigkeit der Frau beeinträchtigt hat. Aber nach der ausgesucht weiten Glockenform (hübsch ist sie allerdings) besteht in unserer stoffknappen Lage wahrhaftig kein dringendes Bedürfnis.

* * *

Wer's lang hat, läßt's lang hängen — aber wir schaffen jetzt eben eine Reichsbekleidungsstelle zum Haushalten mit dem vorhandenen Stoff. Später? Soviel Röcke und soviel Falten, wie du willst, und meinetwegen drei Röcke übereinander.

Also, sei vernünftig. Glaube nicht, daß, wer sich schlicht anzieht, justament wie eine Vogelscheuche aussehen muß! Im Gegenteil. Der sogenannte Reiz des Schmucklosen hat allerhand für sich — versuch's eine Weile damit.

Und glaube niemals, daß ein Herz, eine Menschenseele, eine Manneshuld durch oben genähte, unten geplättete Falten errungen wird.

* * *

Gerät man mit jemand in Feindschaft, so erinnert man sich gern seiner schlechten Charakterzüge. Schmunzelnd gedenken wir darum eines alten Wortes, das sagt: „Nehmt dem Spanier sein Gutes, so bleibt nichts übrig als ein Portugiese."

Von wem stammt aber der Satz? Sehr niedlich, daß ihn ein Engländer gesagt hat. Er wußte gewiß Bescheid. „Das ist der Humor davon", ruft jemand bei Shakespeare.

* * *

Mit Portugal haben wir keine diplomatischen Beziehungen mehr.

Wie mag sich das Landl vorgekommen sein, als es auf Englands Befehl unsere Schiffe wegnahm?

Wie der Lakai Leporello, der auf Befehl seines Herrn etwas tut, wovor er selber Angst hat. Der Lohndiener muß, ohne es zu wollen, vor den ernsten Komtur herausfordernd hintreten — aber in ihm ist Heulen und Zähneklappern, er möchte sich am liebsten entschuldigen, er hat „Furcht vor der eigenen Courage".

Diese Furchtempfindung wird das Landl bis zum Ausgang des Krieges nicht loswerden. Ja, bis zum Tag der Abrechnung schleicht es mit ängstlichem Gewissen herum — und „Keine Ruh bei Tag und Nacht" wird unterdes die portugiesische Nationalhymne sein.

* * *

Koriolans Freund, der alte Menenius Agrippa, hatte durchaus recht, als er den Magen für wichtig erklärte. Der Magen — das hat er in einer längeren Budgetrede seinerzeit ausgeführt — ruft mit heller Stimme:

> „Ich bin die Scheuer, und ich bin die Werkstatt
> Des ganzen Leibes . . ."

Das wissen heute die kriegführenden Völker — und England will uns bekanntlich diese „Werkstatt des ganzen Leibes" leerstehn lassen, bis wir infolge von lebhaft geschärftem Appetit ihm aus der Hand essen.

Unsre „Werkstatt" ist aber bis jetzt, wenn auch nicht überfüllt, so doch nie ganz ausgeräumt worden — und erfreulicherweise wird sie nun von Rumänien frisch möbliert.

Hundertvierzigtausend Bahnwagen mit Hülsenfrüchten, Gerste, Weizen, Mais kommen laut Vertrag zu uns und nach



Generalleutnant z. D. Hugo von Collani

feiert am 7. April d. J. sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Oesterreich-Ungarn. Wer knurrt da? Nicht unser Magen — sondern die olle, ehrliche, bibelfeste Mrs. Britania. Eetsch!

Der Magen aber, das vom Abg. Menenius so treffend gekennzeichnete Organ, erklärt nun wieder für eine Weile:

> „Durch eures Körpers Gäng und Windungen
> Empfängt der stärkste Nerv, die feinste Ader
> Durch mich den angemess'nen Unterhalt."

* * *

Nach dem guten Ergebnis der letzten Kriegsanleihe haben wir bis jetzt zusammen sechsunddreißig Milliarden Mark aufgebracht.

Ich berechne (der Leser vermag es nachzurechnen), daß von diesem Opfergeld auf jeden Deutschen ein Betrag von 500 Mark und etwas darüber kommt.

Stellt man die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reichs nebeneinander, so hat der winzigste Säugling auf sein Teil über 500 Mark zugesteuert. Alle Achtung.

Es gibt im Deutschen Reich kein menschliches Geschöpf, das — wenn das Gesammelte gleichmäßig verrechnet wird — nicht mindestens fünf blaue Scheine vorgeholt hätte!

Ein Volk, das zu solchen Leistungen gewillt ist, scheint entschlossen zur Selbstbehauptung. Auch wirtschaftlich. Lieb Helfferich, magst ruhig sein — fest steht und treu der Havenstein!

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Den früheren Erfolgen in dem stetigen Vorrücken gegen den Kern der Werke von Verdun reihte sich ein voller Erfolg an, den bayrische und württembergische Truppen bei Malancourt—Avocourt errangen. Ausgedehntes Waldgelände kam restlos in unseren Besitz. Es folgte die Einnahme wichtiger Stützpunkte bei Hautcourt. Damit ist der angesetzte Druck gegen den Widerstand auf dem westlichen Maasufer wieder um einen kräftigen Ruck vorgedrungen. Am Gegendruck hat es nicht gefehlt. Die Franzosen wußten wohl, was ein solcher Durchbruch an dieser Stelle für sie bedeutete. Ruhmredig hatten sie vorher erklärt, daß ein solcher mit mathematischer Sicherheit von ihnen verhindert werden würde. Es ist eine bittere Lehre für sie, daß ihre Berechnungen durch die von uns Schritt für Schritt erreichten Erfolge umgestoßen werden.

Wie bei allen Kämpfen um Verdun bisher war auch hier wieder bezeichnend für die unwiderstehliche Kampfesführung unserer Truppen die Massenergebung der niedergekämpften Franzosen. Allein in diesen eben erwähnten Kämpfen sind unter den unverwundeten Gefangenen an die hundert französische Offiziere gewesen. Gleich zu Anfang wurde die Ergebung eines ganzen Brigadestabes mit seinem Kommandeur gemeldet. Am 22. März sind nach der mit deutscher Gewissenhaftigkeit, bei der nur das einwandfrei Festgestellte gerechnet wird, vor Verdun seit dem 21. Februar 30 150 unverwundete Gefangene gezählt worden.

Ein Blick auf die Karte zeigt, wie die nordwestliche Umklammerung ihren Druck verstärkt, wie immer neue Lebensnerven des wichtigen Organes, welches Verdun nun einmal am Körper Frankreichs ist, von unserem Eingriff gepackt werden. Erbarmungslos wird die Gelenkigkeit, die der Feind gerade in diesem Ringkampf auf das Nötigste braucht, lahmgelegt.

Dann kam die Meldung: Verdun in Brand geschossen. In so kritischer Lage ein Ereignis, das gewiß nicht leicht zu nehmen ist. Schon auf den ersten Blick nicht. Ein beklommenes Schweigen in den feindlichen Lagern, ernsthaftes Aufhorchen bei uns folgte auf diese Meldung, mit der die Berichte von der Westfront die verflossene Woche abschlossen.

Während wir in geschlossener Einheit eine Kriegsarbeit verrichten, die in der Abwehr unerschütterlich ist und im Niederwerfen der Angreifer unaufhaltsam, empfindet die vielköpfige Schar unserer Gegner jetzt endlich den Mangel einer einheitlichen Leitung. Das ist ein großes Zugeständnis. Zunächst geht in logischer Folgerichtigkeit daraus hervor, daß Englands Hegemonie versagt. Um der Zerfahrenheit in ihren verschiedenen Lagern, um dem Hin und Her einen Halt zu geben, tun sie das, was von den vereinigten Vorständen einer jeden Genossenschaft, deren Unternehmen in Gefahr ist zu scheitern, gemacht wird: sie wählen eine Kommission. Auf diese wird die Verantwortung für alles Weitere übertragen.

Eine solche Kommission tagt jetzt als Ausschuß unserer sämtlichen Feinde und hält weisen Rat. Dieser Ausschuß nimmt es mit seinen Aufgaben sehr wichtig. In drei Konferenzen soll die Sanierung des Unternehmens gefördert werden. Eine davon ist bereits vorüber. Ihre Beschlüsse, von ihr selbst als unverbindlich bezeichnet, haben einen Grundsatz geboren, von dem die gelehrten Herren sich viel versprechen: den Grundsatz einer einheitlichen Front. Uns soll es recht sein, wenn wir statt der Feinde den Feind schlagen. Aber die nächste Konferenz, zu welcher auch die Höchstkommandierenden aller gegen uns Krieg führenden Nationen zugezogen werden, muß dies erst bestätigen. Und die übernächste Konferenz ist bereits angesetzt; da wirtschaftliche Fragen auf ihrer Tagesordnung stehen, darf sie natürlich nur in London stattfinden!

Inzwischen schießen wir Verdun in Brand. Inzwischen sprengen wir den letzten Passagierdampfer in die Luft, der den schwachen Personenverkehr mit England vermittelt. Vermutlich geschieht inzwischen noch manches andere.

Irgendwo auf dem weiten Umkreise, den unsere in Feindesland vorgerückten Stellungen bilden, soll durchaus etwas versucht werden, das uns beschäftigt und von Verdun ablenkt. Frankreich schreit nach Entlastung. England zuckt die Achseln. Es könnte ja in Flandern zu diesem Zweck etwas tun, aber da englisches Blut zu kostbar ist, braucht es natürlich einen Stellvertreter, und das portugiesische Heer, bei dem England angefragt hat, scheint nicht gut abkommen zu können. Der portugiesischen Regierung sind offenbar die benachbarten Spanier zu neutral gesinnt, als daß sie sich gestatten könnte, dem eigenen Lande Truppen zu entziehen. Italien hat seine eigenen Bedenken, wie man zur Genüge weiß. Bleibt also Rußland.

Rußland erwies sich von einer Höflichkeit gegen seine Freunde, die überraschen könnte, wenn man nicht wüßte, daß darunter wie unter einem dünnen Lack die ganze asiatische Brutalität sitzt. Die russischen Machthaber werden sich gesagt haben, daß ihrem Volke eine Ablenkung gut tue, weil es sonst zu viel nachdenken könnte. Menschen sind ja genug da. Also schickte es einen höflichen Glückwunsch an General Joffre mit einigen Schmeicheleien über seine militärische Tüchtigkeit und setzte eine massige Angriffsunternehmung in Szene. Nun, Hindenburg nahm die Russen in Empfang. Bei Riga, bei Friedrichsstadt, Jakobstadt, Dünaburg, am Narocz- und Wiszniew-See ist der Russe Tag und Nacht in hellen Haufen angestürmt mit immer zunehmender Ausdehnung seiner Angriffstätigkeit. Wir glauben ohne weiteres den wahrheitgetreuen, kurzen Meldungen unseres Hauptquartiers, daß es den Russen an keiner Stelle gelang, irgendwelchen Erfolg zu erringen, daß sie nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerschütterlichen deutschen Verteidigung erreichen konnten, daß alle ihre Angriffe in unserem Feuer unter schwerer Einbuße an Leuten zusammengebrochen sind.

Nachträglich erfahren wir von einem siegreichen Seegefecht in der Nordsee, dem ein großer englischer Panzerkreuzer zum Opfer fiel. S. M. S. „Greif" sprengte sich nach vollbrachter Tat in die Luft. Leider sind von der Besatzung 150 Mann in die Kriegsgefangenschaft der englischen Marine geraten. Sie leiden unter der nach seemännischen Begriffen unebenbürtigen englischen Auffassung von der Behandlung Kriegsgefangener. Maßnahmen hiergegen sind ergriffen. Drei deutsche Torpedoboote brachten zu Beginn der verflossenen Woche an anderer Stelle fünf englischen schwere Schädigungen. Die Tätigkeit unserer U-Boote macht sich empfindlich zum Schaden der Feinde geltend. Dover, Deal und Ramsgate sind von unseren Luftfahrzeugen ausgiebig bombardiert worden. Auch über Land haben unsere Flieger sich kraftvoll und aufopfernd betätigt.

X.

Nummer 14.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

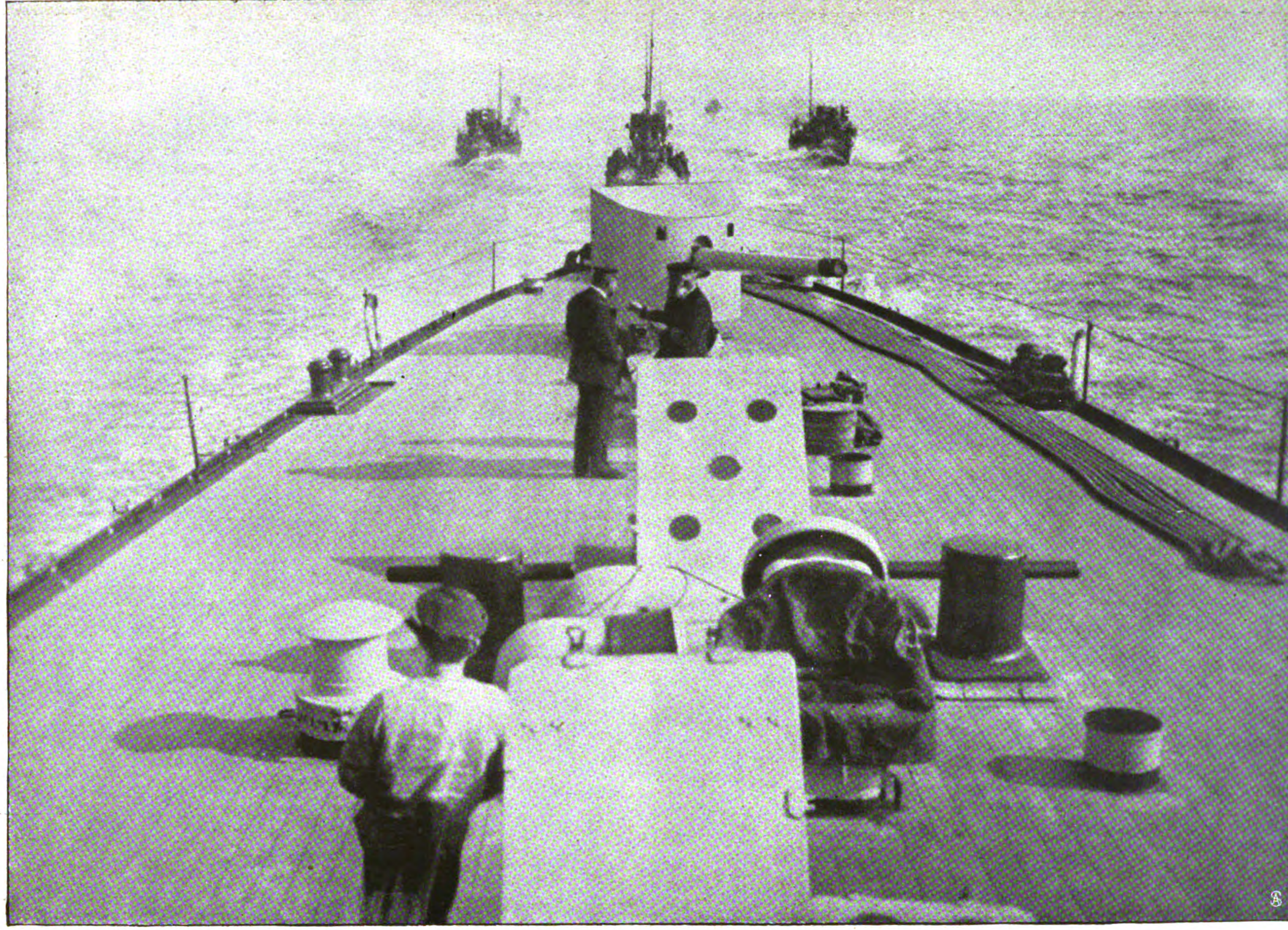
Seite 477



Feldmarschall von Hindenburg,

begeht am 7. April sein fünfzigjähriges Militärjubiläum.

Nach der Originalradierung von Hans Weyl. Verlag August Scherl G. m. b. H.



Oesterreichisch-ungarische Kreuzer und Torpedoboote in der Straße von Otranto.



(×) Ihre Exzellenz Frau von Moltke.

Hauskonzert zum Besten der Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler in Berlin: Konzert in der Wohnung des Generaloberſten von Moltke im Generalſtabsgebäude.



Skipatrouille in den schneebedeckten Bergen von Montenegro.



Für schwieriges Gelände bestimmte Gebirgsgeschütze auf dem Marsch. Phot. Franck.

Unterwegs nach Albanien.



1. Herzog von Arenberg. 2. Hauptmann von Hindenburg. 3. Prinz Adalbert von Preußen. 4. Kommandierender General von François. 5. Major von Pawelsz.

Prinz Adalbert von Preußen im Westen.



Oberst Kabisch, Generalstabschef



Hauptmann Thiermann.



Major Poncet.



Hauptmann Ronte.



Oberleutnant Grolig.



Leutnant Fritz Warnstedt.



Leutnant Franz Johann.



Phot. Benz.

Oberleutnant Erich Buschmann.



Leutnant Alf. Hollstein.



Vizefeldwebel Ludwig Fuchs.



Vizefeldwebel E. Kettembeil.



Phot. A. Gieseler Nachf., Ingolstadt.

Leutnant Franz Sorge.



Phot. R. Bertuch.

Vizefeldwebel Wilhelm Schulze.



Unteroffizier Hans Grodl.



Unteroffizier Johann Herold.

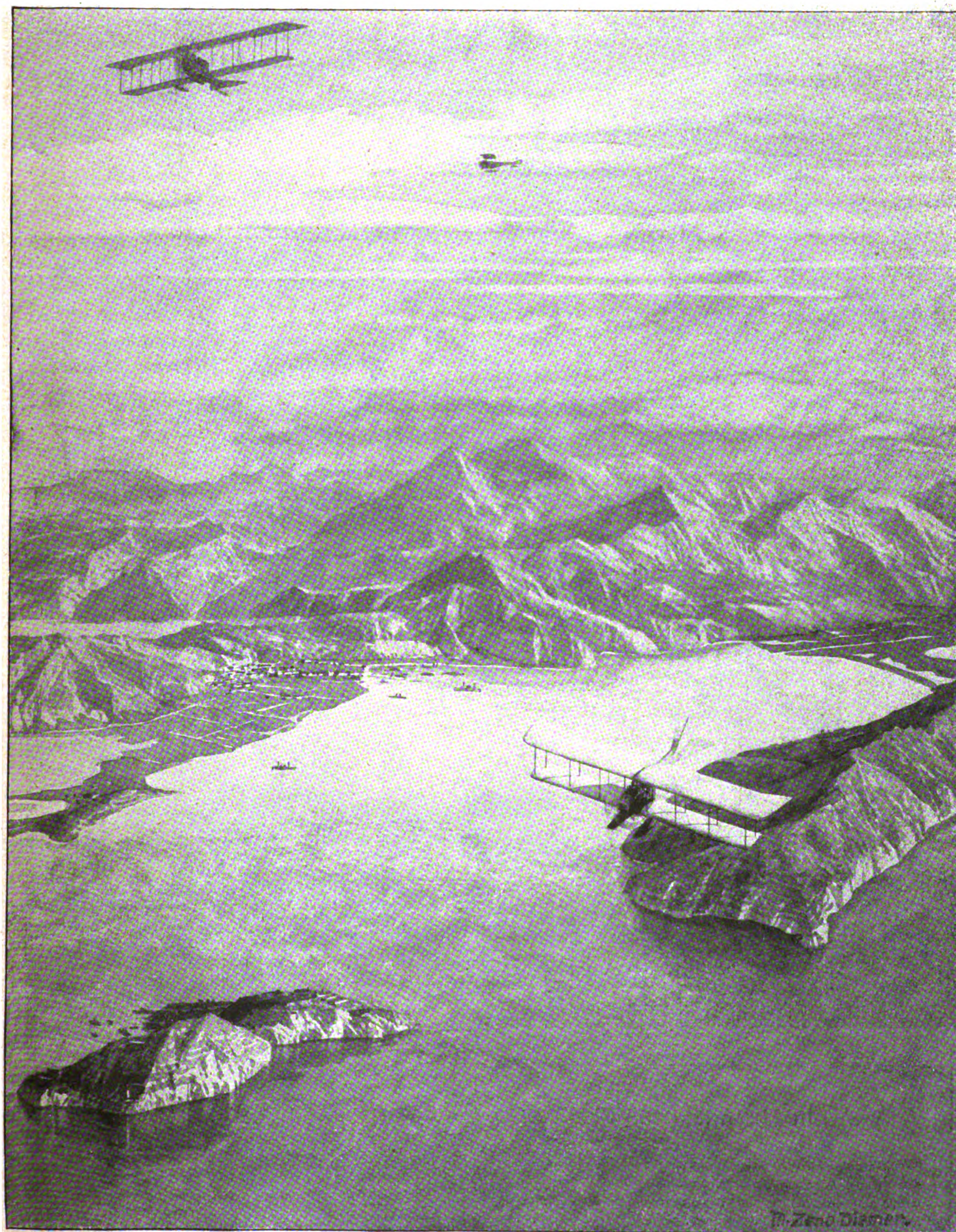


Unteroffizier Hugo Wollert.

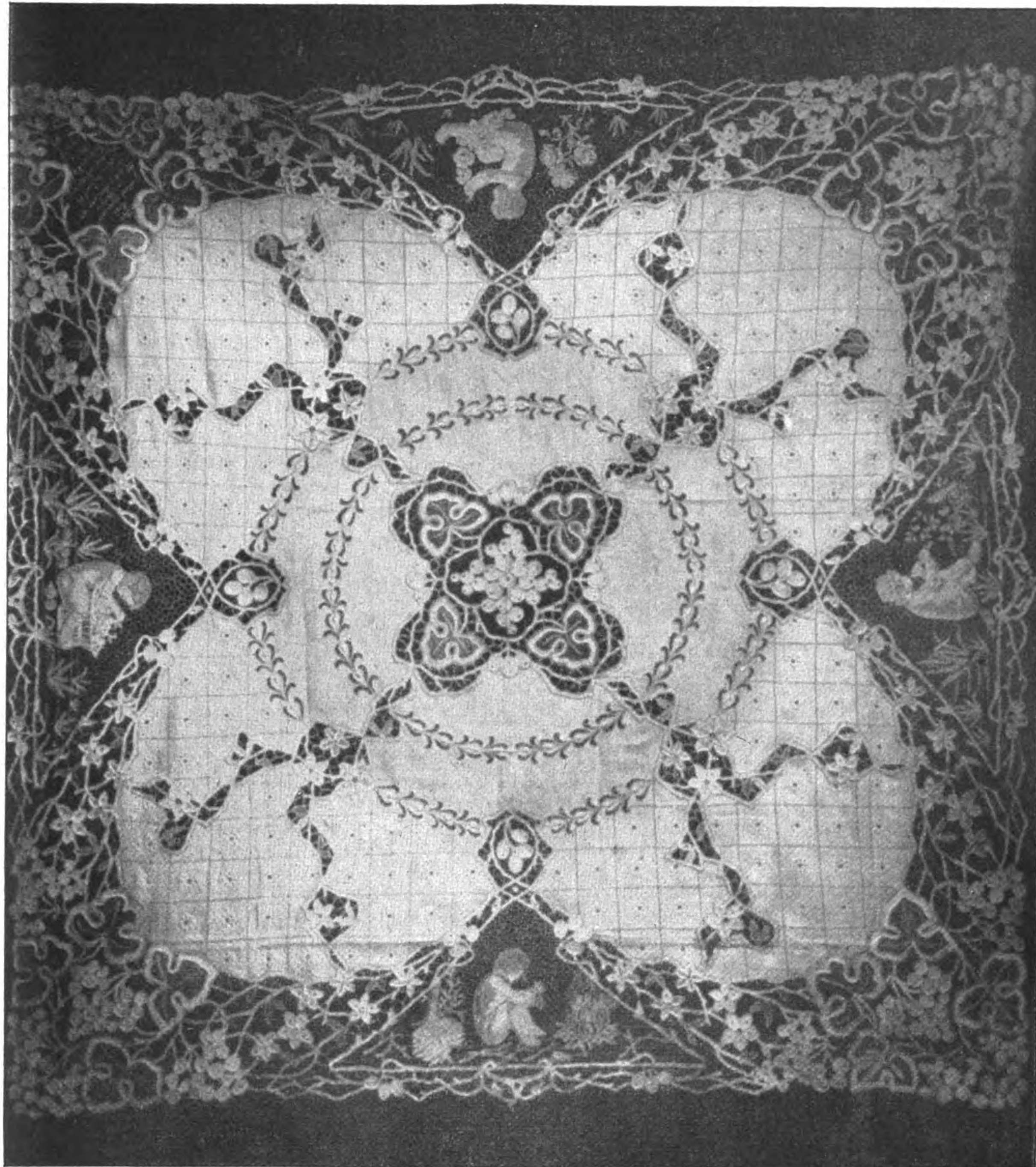


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





Die Bucht von Valona aus der Vogelschau gesehen.
Originalzeichnung von Prof. M. Zeno Diemer.



Phot. Sennecke.

Ein Ehrengeschenk für den Generalgouverneur von Belgien.

Obenstehende Aufnahme zeigt die ungemein wertvolle Spitzendecke, welche 15000 belgische Spitzenarbeiterinnen dem Generalgouverneur von Belgien, Exzellenz Freiherr von Bissing, und seiner Gemahlin zur Silbernen Hochzeit geschenkt haben. Die Decke besitzt eine Größe von etwa 150 cm und ist mit der ungemein sorgfältigen und unübertrefflichen Kunstfertigkeit gearbeitet, welche schon seit alten Zeiten das anerkannte Vorrecht der belgischen Spitzenindustrie ist und sie berühmt gemacht hat. In den breiten Kanten der Nähspitze sind Traubenbündel mit großer Feinheit gearbeitet, die namentlich an den Ecken wirkungsvoll mit Blättern gruppiert sind. In der Mitte der Kanten sind die vier Jahreszeiten symbolisch durch nackte Knaben dargestellt. Die eine Ecke der Spitzendecke zeigt in flämischer Sprache die Widmung zur Silberhochzeit.

Bezahlen ohne Geld.

Plauderei von Gustav Hochstetter.

Rudolf Presber hat einmal in einem flotten Gedicht gesagt, ein Lustspieldichter könne sich für die Erstaufführungen keine dankbarere Hörerschaft wünschen als eine Versammlung preußischer Volksvertreter. Es ist wahr: in den Parlamentsberichten erblicken wir den eingeklammerten Vermerk „Heiterkeit", „Allgemeine Heiterkeit", „Andauernde Heiterkeit" hinter Sätzen, worin wir beim besten Willen nichts Heiterkeiterweckendes zu finden vermögen. Im preußischen Abgeordnetenhaus hat vor einigen Tagen ein Redner die Behauptung aufgestellt, wir müßten uns daran gewöhnen, ohne Geld zu bezahlen. Allgemeine Heiterkeit folgte seinen Worten. Was meine Wenigkeit anbelangt, ich würde nicht mitgelacht haben, trotzdem ich einen gewissen Sinn für Humor zu besitzen glaube. Bezahlen ohne Geld ist etwas durchaus Zeitgemäßes und Vernünftiges. Man kann ebensogut ohne Geld bezahlen, wie man Millionär sein kann, ohne einen Kassenschrank zu besitzen. Derjenige Kassenschrank, der in unsere Zeit am besten hineinpaßt, ist das Konto bei der Privatbank, das Konto bei der Reichsbank und — hauptsächlich — das Postscheckkonto.

Wer nichts besitzt, braucht allerdings keines von diesen drei Konten; aber der braucht ja auch keinen Kassenschrank.

Bei wem aber etwas barer Besitz sich angesammelt hat oder sich anzusammeln beginnt — dieser Glückliche hat sich zehnmal schneller ein Postscheckkonto zugelegt als einen eisernen Geldschrank. Du schickst fünfzig Mark als Stammeinlage ans nächste Postscheckamt, und du bist der beneidenswerte Besitzer eines Postscheckkontos — bum, fertig, aus, abgemacht, Sela! Mache dich frei von dem Aberglauben, daß du eine eingetragene Handelsfirma oder Gott weiß was sonst sein müßtest, um von der hohen Postbehörde mit der achtunggebietenden Eigenschaft des Kontoinhabers ausgestattet zu werden; jeder Erwachsene jeglichen Geschlechts — selbst wenn er wegen leinenlosen Hundeherumlaufenlassens schon mit einem Taler vorbestraft ist — hat das Anrecht auf die Erwerbung eines Postscheckkontos. Er braucht nur die oben erwähnten fünfzig Mark Stammeinlage ans Postscheckamt zu schicken, sofort setzt sich die postalische Druckerei in Bewegung, zaubert ihm Hefte voll sauberer Postschecks, und auf jedem Scheck steht obenan der Name des frischgebackenen Kontoinhabers leuchtend aufgedruckt. Nicht einmal Scheckstempelsteuer kosten die Postschecks, nur einen einzigen Pfennig für die Herstellungsgebühr berechnet dir das Postscheckamt.

O selig, o selig, ein Postscheckkontoinhaber zu sein! . . . Am Anfang des Monats hat sich ein kleiner Stoß von Rechnungen auf deinem Schreibtisch angesammelt. In früheren Zeiten mußtest du zuerst zum Postamt schicken, um Postanweisungen holen zu lassen, und dein Bote blieb lange aus, weil ja zum Monatsanfang die Postschalter alle so heftig belagert sind. Waren die Anweisungsformulare erobert, so mußtest du ihrer so viele ausfüllen, wie auf deinem Schreibtisch Rechnungen lagen. Dann mußtest du zur Bank gehen und das erforderliche Bargeld holen, wobei du wiederum lange warten mußtest, da ja auch die Bankschalter zum Beginn des Monats gestürmt zu werden pflegen. Von der Bank aus ging's mit dem Geld und den Postanweisungen zum Postamt, wo des Wartens kein Ende schien . . .

Wie anders ist es heute gegen früher geworden.

Es hat sich ein kleiner Stoß von Rechnungen auf deinem Schreibtisch angesammelt. Nun gut . . . in einer freien Viertelstunde überzeugst du dich, daß dein Guthaben beim Amt groß genug ist, füllst Postschecks aus, steckst sie alle zusammen in einen einzigen Briefumschlag mit der Aufschrift: „An das Kaiserliche Postscheckamt in . . .", klebst eine Marke auf den Brief und steckst ihn in den nächsten Postkasten. Damit ist deine ganze Arbeit getan. Alles übrige besorgt das Amt: es bringt jeden einzelnen Empfänger in den Besitz seines Geldes — entweder durch Barauszahlung oder durch Gutschrift. Außer der vielen Zeit, die du auf diese Weise ersparst, sparst du auch noch den größten Teil der Postanweisungsgebühren, denn Postschecks sind viel billiger als Postanweisungen.

Auch eine ganze Reihe von anderen Genüssen eröffnet dir der Besitz eines Postscheckkontos. Da kommt kein Beamter mehr, um die Miete für den Fernsprecher einzuziehen, sondern sie wird, wenn du ein für allemal den nötigen Antrag gestellt hast, einfach von deinem Guthaben abgeschrieben. Du wirst nicht mehr vom Geldbriefträger gestört, der mit seinen schneebedeckten Schuhen in deine gute Stube kam, sondern alles bare Geld, was bei der Post für dich ankommt, wird dir — unter entsprechender Benachrichtigung — einfach gutgeschrieben, sofern du der Behörde einen darauf bezüglichen Wunsch ein für allemal kundgegeben hast. Auch deine Steuern kannst du durch Postschecks bezahlen; Überweisungen an die Reichsbank und an jede Privatbank, die Zahlung der Lebensversicherungsprämien kannst du vom Schreibtisch aus durch Postschecks erledigen, die du uneingeschrieben als Brief ans Amt schickst.

Auch eine bedeutsame seelische Seite hat die Sache: was immer du zu bezahlen hast — einen Scheck auszuschreiben, wird dich stets weit weniger schmerzen, denn das bare Geld wegzugeben. Auch von diesem Standpunkt ist das Bezahlen ohne Geld der baren Zahlung vorzuziehen.

Größere Beträge wirst du allerdings lieber auf ein Bankkonto legen als aufs Postscheckkonto; denn die Post zahlt keine Zinsen. Unsere sicherste Bank ist ohne Zweifel die Reichsbank, aber die großen Privatbanken bieten durch ihre bequem gelegenen Zweiggeschäfte besondere Annehmlichkeiten. Wer dem Bankwesen gänzlich fernsteht, erkundigt sich zuvor bei einem zuverlässigen Fachmann nach den Eigenschaften der nächstgelegenen Bankfiliale. Fast alle Banken, die ein größeres Netz von solchen Filialen unterhalten, sind „gut". Man bedenke auch, daß bei jeder großen Bank das Geld sicherer aufgehoben ist als im eigenen Hause. Gibst du das Geld zur Bank, so hast du es einer ehrlichen Handelsgesellschaft anvertraut, die mit ihrem Vermögen für die Guthaben haftet. Hältst du das Geld in deinem Hause, so hast du es im Grunde genommen sämtlichen „freien" Berufs- und Gelegenheitsdieben anvertraut, allerdings in der stillschweigenden Voraussetzung, daß keiner kommt. Dafür aber haftet dir niemand, und für das, was der Dieb geholt hat, haftet dir erst recht niemand. Darum sei dein Grundsatz: zur Bank mit dem Baren; bezahle ohne Geld!

Unter den ersten Privatleuten, die sich ein Postscheckkonto anlegten, war wohl auch ich. Damals konnte man

die spaßigsten Erfahrungen machen mit einem Postscheck. Ich entsinne mich noch mit Vergnügen, wie ich meinem Buchbinder zum erstenmal einen Postscheck als Zahlung gab. Es handelte sich um ungefähr 20 Mark. Der tüchtige Meister besah sich das verdächtige Ding von allen Seiten: „'n Postscheck, Herr Doktor? Was is'n det? Was macht man'n dadamit?" „Entweder gehen Sie damit aufs Postscheckamt und lassen sich das bare Geld auszahlen, oder Sie geben den Scheck weiter in Zahlung. Oder drittens, Sie schreiben Ihren Namen darauf und schicken ihn als einfachen Brief ans Amt; das schickt Ihnen dann das Geld ins Haus." „Nee, wissen Se, Herr Doktor, det is mir doch zu unsicher. Wenn Se keen Jeld haben, wart ick bis det nächstemal." Mit sanfter Gewalt zwang ich den Mann zur Annahme des verdächtigen Zettels, mit dem er schleunigst zum Postscheckamt fuhr, um dort das Geld zu erheben. Beim zweiten Scheck wagte er später schon den brieflichen Versand. Und heute ist er von dem Postscheckwesen längst schon beinahe ebenso begeistert wie ich selber.

Ähnlich erging mir's mit dem Boten einer großen Wäscherei. Wieder war der Betrag etwa 20 Mark. Ich hielt dem Boten zuerst einen längeren Vortrag über die Vorzüge der bargeldlosen Zahlungsart. „Sehen Sie," sagte ich ihm, „wenn Sie jetzt abends zur Hauptkasse kommen, müssen Sie die Scheine und die Münzen mühselig hinzählen. Würde jeder Ihrer Kunden mit Schecks zahlen, so brauchten Sie zum Kassierer nur zu sagen: 33 Kunden hab ich besucht, hier sind die 33 Schecks." Der Bote stimmte lebhaft zu. Ich schrieb ihm einen Postscheck aus. „Schade," sagte der Mann, „'n Bankscheck wär mir doch lieber gewesen." „Warum denn?" fragte ich. „Na," meint er und kratzt sich hinterm Ohr, „dann wär ich erst rasch noch zur Bank gefahren und hätt mir das bare Geld geholt. Wenn man mit so'n Ding da heimkommt, weiß man doch nie, ob man nich'n Anschnauzer wegkriegt." Das war die Wirkung meines Vortrages über die Vorzüge der bargeldlosen Zahlungsart. . . .

Man gewöhnt sich während des Krieges leichter an Änderungen als zu Friedenszeiten. Dazu kommt, daß jetzt das geldlose Zahlen eine vaterländische Tat ist; denn je weniger Banknoten umlaufen, desto günstiger ist der Reichsbankbestand. So sei es denn jedem, den es angeht, gesagt: Überwinde dein letztes Restchen von Mißtrauen gegen die Annahme und Ausgabe von Schecks! Laß dir bei der Reichsbank oder bei einer guten Privatbank ein Konto anlegen! Und vor allem, nimm dir ein Postscheckkonto. Schon nach einer kurzen Uebergangzeit wirst du ausrufen: „O selig, o selig, ein Postscheckkontoinhaber zu sein!"



Phot. Frankl.

Straßenidyll in Skutari.







Phot. Bruno Dvorak.

Das neuvermählte Paar.



Von links: Prinzessin Wrede, Prinz Hohenberg, Komtesse Thun-Hohenstein, Erwin Graf Nostitz-Rinneck jun., Marie Prinzessin Lobkowitz, Prinz Hohenberg, Braut: Franziska Prinzessin Lobkowitz, Schleppenträger Heinrich Graf Kinsky, Bräutigam: Franz Anton Thun-Hohenstein, Komtesse Thun-Hohenstein, Leopold Prinz Lobkowitz, Henriette Komtesse Chotek (Schwester † Herzogin Sofie von Hohenberg), Eduard Prinz Lobkowitz. Phot. Pfeiffer.

Vermählung der Prinzessin Franziska Lobkowitz mit dem Prinzen Franz Anton Thun-Hohenstein.



Kgl. Hofschauspieler
Oscar Keßler, Berlin,
feierte seinen 70. Geburtstag.
Phot. Becker & Maas.



Leutnant E. Duske und seine Braut Eugenia d'Albert,
älteste Tochter Eugen d'Alberts u. seiner früheren Gattin Teresa Carreño



Hofphot. Möhlen.
Kgl. Preuß. Kommerzienrat
Siegmund Seligmann,
Direktor der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie, Hannover, der er 40 Jahre angehört.



Weiblicher Briefträger auf dem Wege zur Bestellung: Gutes Einvernehmen mit ihren männlichen Kollegen.



Die erste weibliche Hotelhausdienerin in Freiburg i. B.



Die Litfaßsäulenkleberin. Phot. Frankl.

Neue weibliche Berufe.



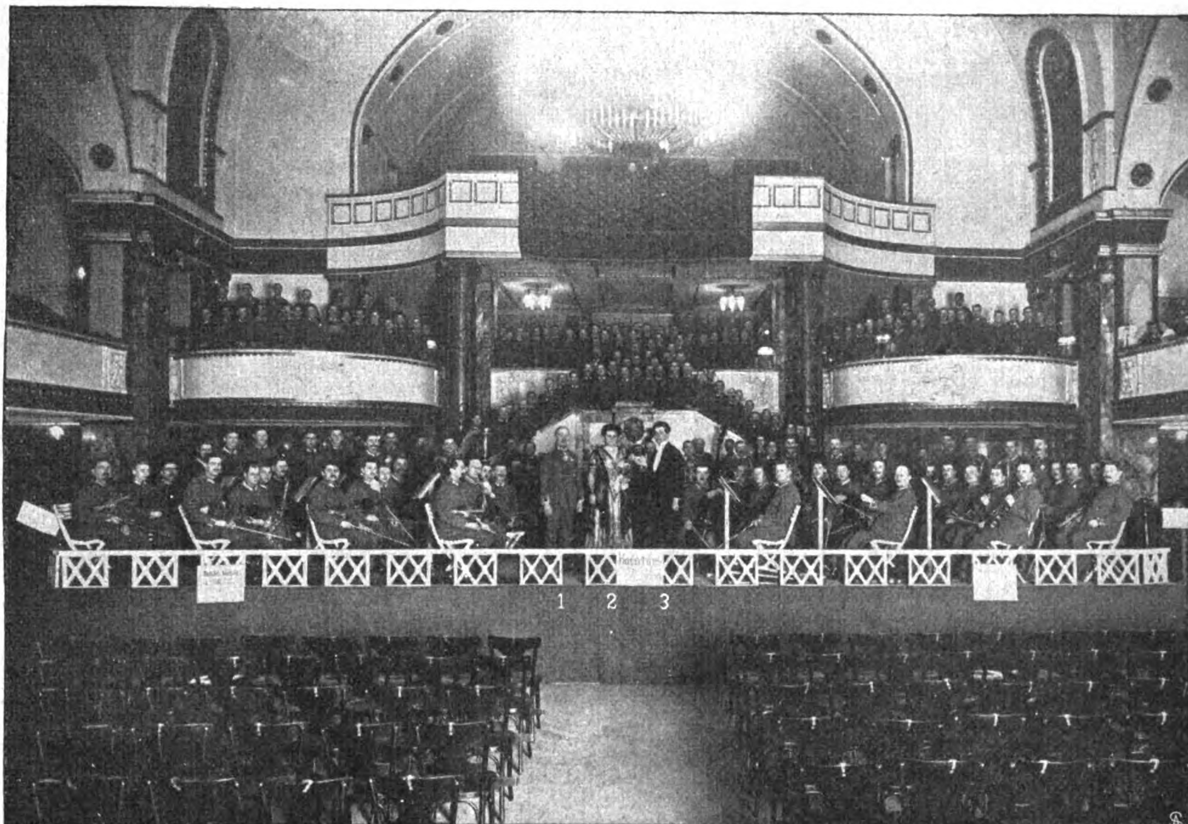
Zwei Polenmädchen.



Serbische Zigeunerin mit ihrem Sprößling

bei der Instandsetzung ihres von Ungeziefer wimmelnden Hausrats in einem Dorf am Wardar.

Phot. Sennecke.



Wohltätigkeitskonzert des III. Garde- und Garde-Füsilier-Regiments im Marmorsaal am Zoo: Die Mitwirkenden.

1. Major Guido v. Gillhaußen. 2. Frau Anni Hoelting-Bremer. 3. Kapellmeister Rudolf Krassel. Ferner Kapelle des Ersatzbataillons des 3. Garde-Regiments und des Garde-Füsilier-Regiments und ein Männerchor, gebildet aus beiden Bataillonen.



Türkische und österr.-ung. Offiziere des Deutschen Genesungsheims f. Angehörige der Armee u. Marine verbündeter Staaten, (Geschäftsstelle Wiesbaden) die zur Kur in Bad Nauheim weilen, an den heilkräftigen Nauheimer Sprudeln.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

Nachdruck verboten.
10. Fortsetzung.

Hugo Martius fuhr unbeirrt in seiner Rede fort: Deutschland hätte das Schwert oft genug furchtbar ziehen können. Es konnte sich am Tage von Faschoda im Bund mit England vernichtend auf Frankreich stürzen. Es tat es nicht. Es konnte sich vor zehn Jahren auf das durch Niederlagen und Aufruhr wehrlose Rußland werfen: Es tat es nicht. Es konnte im Burenkrieg Englands Macht für immer brechen. Es tat es nicht!"

„Genug, mein Herr!" Der Kommissar gähnte und stand auf. „Man wird die Erde jetzt für immer von der Kampflust der Pickelhaube befreien! Ihr Fall ist erledigt. Sie schließen sich morgen mit den drei anderen zur Nachprüfung Zurückgehaltenen dem Transport nach Korsika an. . ."

„Nun gut!" sagte Hugo Martius. „Ich bitte nicht für mich! Aber Sie haben unter den Zivilgefangenen, die Sie dorthin senden wollen, Männer von sechzig Jahren — —"

„Oh, noch ältere, mein Herr!"

„Das Fieberklima dieser Insel wird sie hinraffen!"

„Es ist nicht so ungesund wie das der Sümpfe von Dahomey!" sagte der Kommissar lächelnd. „Und auch dort sitzen schon Ihre Landsleute!"

„Und das können Sie verantworten?"

„Ach . . . wenn der Zar euch zu Zehntausenden nach Sibirien schickt! . . . Bei uns herrschen nicht Seuchen und Hungersnot in den Konzentrationslagern wie in England . . ."

„Nun gut . . . die Männer. . . Aber ich sah unterwegs die Gefangenenlager mit Tausenden von deutschen Frauen und Kindern! . . . Was haben sie verbrochen?"

„. . . weil man euch ausrotten wird . . ." sagte der Hauptmann plötzlich leise und ruhig. Nur in seinen pechschwarzen Augen funkelte die kalte Wut. „Ich bin ein Korse. Ein Landsmann Bonapartes. Jetzt ist die Zeit, sich seiner zu erinnern. Jahrzehntelang haben wir euch ertragen. Eure Liebenswürdigkeiten waren uns noch verhaßter als eure Drohungen. Nun jauchzen wir, indem wir euch den Todesstoß versetzen. Panard, man führe diesen Herrn ab! Zu den drei anderen, die morgen nachträglich auf das Schiff gebracht werden!"

Die Fenster einer kahlen Zelle im Fort St.-Nikolas am Eingang des Hafens von Marseille gingen auf das Meer hinaus. Durch die Eisengitter sah man weithin seinen strahlend blauen Glanz, mehr nach rechts das Mastengewirr und Schlotqualmen der Häfen und weiterhin über Hügel und Täler die Dächermassen der großen Mittelmeerstadt. An den Luken lehnten drei deutsche Zivilgefangene. Sie hörten in dem Lärm von draußen den Eintritt des neuen Ankömmlings nicht und drehten ihm den Rücken zu. Der eine, ein älterer Mann, sagte müde im österreichischen Tonfall: „Aber ich bitte: Nehmen diese Wilden denn kein Ende?"

Und der neben ihm, der den Arm in der Schlinge trug und sich auf einen Stock stützte, mit Zwicker und Studentenschmissen auf seinem Gesicht: „Das ist seit heute früh der vierte Dampfer allein mit dem roten Kroppzeug!"

Das Deck des schmalen, langen, von Algier kommenden Passagierdampfers „General Chaury" schien auf den ersten Blick vollbesetzt mit vielen Hunderten von mittelalterlichen Henkern. So unheimlich wirkten die Gestalten der weißen Spahis in ihren bis zu den Füßen reichenden blutroten Mänteln. Erst in der Nähe unterschied man die wilden, kaffeebraunen Gesichter im Schatten der Scharlachturbane. Der dritte der Deutschen, ein verwegener junger Geselle, bartlos und sonnverbrannt, in verschossenem Matrosenwams, lachte: „Jongs, Jongs — wenn ihr wüßtet, was die Klock geslagen hat!"

„Und da dieselbe Couleur in Blau!" sagte neben ihm der Arzt mit dem Zwicker und wies auf die im Kielwasser des „General Chaury" steuernde „Ville d'Oran". Bei diesem Dampfer schien es, als hätte er aus dem Azurblau des Mittelmeeres einen Haufen auf Deck geschöpft. So dicht war das Gewimmel der langen blauen Mäntel der Oasenspahis, die mit ihren Tausenden von Schimmeln auf der Überfahrt nach Europa waren. Das Schiff glitt langsam dahin, dicht vor ihm lag, gegenüber dem Joliette-Leuchtturm stoppend, schon von dem geschäftigen Gewimmel der kleinen Schlepper umgeben, ein mächtiger Ostindienfahrer. Hunderte von roten Kopftüchern, weißen hemdenfarbigen Flecken leuchteten auf. Zimtbraune Männer mit seidenschwarzen Vollbärten kletterten wie die Katzen auf und nieder oder schauten gleichgültig hinüber auf die Schiffsbecken von Marseille. Das war eine Hafenstadt der Engländer, so gut wie Bombay oder Kalkutta, von wo sie kamen. Den Engländern gehörte See und Welt.

Der Dampfer zog weiter. Seitwärts, gegen die Medizinschule hin, lag ein anderer verankert. Es sah aus, als hätte man seine Bordwand mit den schwarzlackierten, holzgeschnitzten Mohrenköpfen aus dem Aushang von Hunderten von Tabakläden und Gewürzkrämereien besteckt, so fletschten sich reihenweise die weißen Gebisse in pechschwarzen Zügen.

„Turkos!"

„Ich glaube eher Senegalneger! Ich habe mich als Arzt da draußen ein wenig mit Völkerkunde beschäftigt. . ."

„Ich bitte: Weshalb lassen sie denn die nicht an Land . . .?"

„Wahrscheinlich fürchten sie sich selber vor den swarten Düwels. . ."

Es ging schon gegen Sonnenuntergang. Die Abendblätter waren erschienen. Die Stimmen der kleinen Zeitungsverkäufer gellten durch den Hafen- und Straßenlärm: „Le Petit Marseillais! . . . Le Sémaphore. . ."

„Le Soleil du Midi! . . . Sir Grey im Unterhaus: die Basutos bitten, Steine auf die Deutschen werfen zu dürfen!"

„Le Petit Provençal. . . Die Maoris auf Neuseeland schiffen sich ein. Der König von Nepal bewilligt dreißigtausend Gurkhas mehr!"

„Le Radical! — Clemenceau gegen die deutsche Barbarei!"

„Le Niçois. . . Die Deutschen fliehen, wo sie den Feind sehen! Die Generale Wilhelms stürzen sich weinend in die Maas. Ihre Frauen plündern die belgischen Schlösser!"

„So geht das von Tokio bis hierher!" sagte der junge Arzt zu Hugo Martius, mit dem er sich bekannt gemacht hatte. „In jedem Hafen, den wir anliefen, derselbe irrsinnige Dreck von Druckerschwärze!"

„Aber man glaubt es doch nicht?"

„. . . wenn die Engländer etwas kabeln? Ganz Asien schwört darauf, vom Mikado bis zum Kuli!"

„Der Mikado? Die Japaner sind doch unsere Freunde!"

„So? Na — ich kam gerade noch weg, ehe sie uns den Krieg erklärten!"

Hugo Martius schwieg.

„Und kurz vor dem Hafen haben mich dann die Mynheers auf dem Maatschapij-Schiff an die Engländer ausgeliefert!"

„Ja, warum denn?"

„. . . weil die sie sonst nicht an Gibraltar vorbeigelassen hätten."

„Da sollten Sie mal erst Südafrika sehen!" versetzte der österreichische Diamantenhändler. „Kein Haus in Johannisburg mehr ganz, wo ein Deutscher wohnt!"

„Ja — was sagen denn die Buren dazu?"

„Die ziehen ja schon zu vielen Tausenden unter Botha gegen uns zu Feld."

„Gegen uns?"

„Na ja . . . die hassen uns doch!"

Hugo Martius verstummte wieder.

„Ich hab gemacht, daß ich wegkam. Aber bei Kap Spartel kriegte ein französischer Kreuzer unseren norwegischen Dampfer zu fassen!"

„Und die Norweger lieferten Sie aus?"

„Ja — was sollen die wohl gegen die Engländer machen?"

Hugo Martius schüttelte den Kopf.

„Ich war die ganze Zeit in Einzelhaft!" sagte er. „Ich erfuhr von nichts. Ich kann es kaum glauben!"

„Na — dann belernen Sie sich mal da — nich?" Der junge Seemann gab ihm ein paar illustrierte Zeitungen. „Die hab ich noch von Buenos Aires her bei mir. So sieht es in ganz Südamerika aus!"

Hugo Martius sah die Bilder: die deutschen Fürsten, einander aus Totenschädeln Blut zutrinkend, Reihen gespießter belgischer Kinder auf Ulanenlanzen, preußische Generale in Photographenpose auf Leichenhaufen von Frauen, nackte Wilde mit Pfeil und Bogen und der portugiesischen Unterschrift: Verhungerte Bayern auf der Eidechsenjagd!

„Auf der ganzen Erde holen sie die Deutschen von den Schiffen herunter und lassen dafür solche Ansichtspostkarten da!" sagte der von der Wasserkante, während er sich fortwährend dabei an dem einen Zellengitter zu schaffen machte. „Wie? Ob man das glaubt? . . . Na — wenn es die Engländer sagen! . . . Und so, wie man uns in ganz Südamerika haßt. . ."

„Ja, ist denn die ganze Erde wahnsinnig geworden?"

„Aber nich zu knapp! Bis Neuyork hinauf — da kam ich ja nun noch als Mexikaner durch . . ." Er sah mit seinem braungebrannten, verwegenen Gesicht in der Tat einem Gaucho ähnlich. „Aber nu? Jeden Tag marschierten die französischen Reservisten hinunter auf ihre Schiffe und sangen die Marseillaise? . . . Und die Engländer zogen Arm in Arm an und grölten den Tipperary. Aber wenn die Deutschen kamen, da hieß es: Zurück! Erst versucht ich es bei einer dänischen Linie. Jawoll! German? Back! . . . nich?"

„Warum denn?"

„Die Dänen dürfen doch nicht anders . . nich? Da schmuggelte ich mich als Trimmer bei 'nem Griechen ein. Aber da haben sie mich an der Tätowierung auf dem Arm erkannt und gesagt: Anker und Schlüssel — das ist doch der Bremer Lloyd . . . nich? . . . und mich den Engländern ausgeliefert!"

„Die Griechen auch . . .?"

„Na — die Engländer wollen es doch so — nich?"

„Aber die Amerikaner sind doch deutschfreundlich. . . Konnten die Ihnen nicht helfen?“

„Die Deutschamerikaner beim besten Willen nicht. Und die richtigen Yankees — na, die hassen uns doch — nich?“

„Auch die . . .?“

„Jetzt ändern sie ja wohl nun erst ihre Fabriken um. Aber von Weihnachten ab, da schicken sie den Engländern die Granaten in Schiffsladungen hinüber. Wo hat man Sie eigentlich abgeklappt?“

„Ich war auf einem internationalen Friedenskongreß in Paris!“

Die drei anderen lachten. Sie glaubten, er hätte einen Witz gemacht, und Hugo Martius lachte selber mit. Der junge Bremer Seemann bastelte wieder an dem einen eisernen Fensterkreuz. Es drehte sich sonderbar leicht in seiner Hand.

„Nun wart ich nur noch auf die Gorillas!“ sagte er.

* * *

Ein Transportdampfer hatte nahebei auf dem Exerzierplatz hinter dem Pasteurinstitut seine Ladung von marokkanischen Hilfsvölkern an Land gesetzt. Sechs Fuß lange, blauschwarze Menschenaffen kauerten nackt am Strand. Wildblickende, nußbraune Scheichs und Scherifs in breitkrempigen Sonnenhüten und grünbesetzten weißen Mänteln standen dazwischen. Von einem vorbeifahrenden Dampfer winkten Hunderte von roten Käppis, blinkten krepprote Hosen unter den blauen Tuniken. Er brachte die Eiterbeule der Erde, den Abschaum der Menschheit in Soldatengestalt, das erste Regiment der Fremdenlegion aus Sidi-bel-Abbès, zum Kampf gegen Deutschland.

„Le Soleil! Glückwünsche des Zaren an Monsieur Poincaré zur Verteidigung der Zivilisation gegen den Teutonismus!“

Und eine zweite schrille Jungenstimme von der Gasse: „Le Petit Marseillais . . . Aufruf des Poeten Kipling! Deutschland der tolle Hund Europas! Ehrenpflicht, ihn zu erschlagen!“

„Mr. Roosevelt gegen die Wilden in der Pickelhaube . . .“

„Alt werd ich hier nicht!“ sagte der Seemann. „Wenn man das Kroppzeug sieht, das sie gegen Deutschland loslassen, da muß man sich in die Hände spucken, um noch zurechtzukommen!“

Er schraubte plötzlich mit einem Griff die von ihm längst durchfeilten Eisenstangen aus ihrer Höhlung und steckte sie lose wieder hinein. Hugo Martius faßte ihn hart am Arm.

„Nehmen Sie mich mit!“

„Na — Sie mit Ihrem Frieden . . .“

„Nur handeln . . . nur dreinschlagen . . . sich von diesem erstickenden Ekel vor der Menschheit befreien . . .“

„Ja . . . zu zweit wär's schon besser — nich? . . . Der Doktor hat 'nen kaputten Arm. Den haben sie auf dem Bahnhof hier lynchen wollen, weil er verwundeten deutschen Gefangenen half. Mit Mühe haben ihn die französischen Offiziere gerettet. Und der andere ist alt und krank. Die schlafen auch schon beide auf ihren Strohsäcken. Aber Sie . . . Können Sie denn zur Not 'nen Menschen umbringen?“

„Ja. Ja. Ja.“

„. . . auf die Gefahr hin, daß die uns so an die Wand stellen — nich?“

„Ja. Ja. Ja.“

„Die Wache muß ja wohl eins von hinten auf den Kopf kriegen! Dann gehen wir ruhig ins Freie. Wir sind nicht im Fort selbst, müssen Sie wissen, sondern in einem Verwaltungsgebäude daneben für die eine Nacht eingelocht.“

„Und dann?“

„Dann weiß ich schon Bescheid. Dunkel genug ist es auch. Wir müssen nur warten, bis der Posten abgelöst wird. Dann kommt die Schlafmütze von vor vier Stunden. Den kenn ich schon. Da . . . nehmen Sie mal die Friedensflöte — nich?“

Er drückte Hugo Martius den einen Eisenstab in die Hand und fragte etwas besorgt: „Na — wie fühlen Sie sich denn mit dem Ding in der Faust?"

„Ich fühl nichts . . . ich denk nichts . . . mag meine Frau zur Witwe werden und meine Kinder zu Waisen . . . Es ist mir alles gleich! Ich will nur zuschlagen . . . Der Grimm erstickt mich . . ."

„Dann ist's gut . . . pst . . . da draußen sind sie . . . Sie wechseln den Posten . . ."

„Rangez-vous!"

„En avant . . ."

Die Schritte der Ablösung verhallten.

„Nu durchs Fenster. Herz in die Hand! Um die Ecke! . . . Die Stangen hoch . . . nee . . man fixing damit an die Mauer! Igitt . . . igitt! . . . Der Hof ist ja leer . . ."

„Wo ist er denn?"

„Drin im Pförtnerhäuschen bei so'ner lütten Deern! . . . Lacht nur, Kinnings . . . Immer ruhig daran vorbei. Sprechen Sie mal recht laut Französisch — nich? . . . So — das machen Sie ja wunderschön . . . Sie hätten Volksredner werden sollen . . . Uff . . ."

Sie waren im Freien. Es schien Hugo Martius wie ein Traum, daß sie durch das schwüle Abendgrauen der Gassen hindurchgingen, auf einmal auf einer Schwebebrücke hoch durch die Luft über dem Eingang zum alten Hafen hinschwammen, sich drüben im Ameisengewimmel und Mastengewirr verloren.

„Ich kenn mich doch in so 'nem Hafen aus!" sagte der Seemann. „Sie haben Geld bei sich? Geben Sie mir mal—nich?"

Er handelte in einem abenteuerlichen Spanisch Wurst, Brot und ein paar Flaschen Wein ein und steckte sie sich in die Taschen. Hier fiel keine Sprache außer der deutschen auf. Der Turmbau von Babel wogte durcheinander. Die indischen Söldner Asiens schritten hochmütig an den bewaffneten Negern Afrikas vorüber, kanadische Offiziere Amerikas erwiderten kaum den lallenden Gruß betrunkener Quartiermacher der australischen Miliz. Die Mittelmeermenschen Europas schrien dazwischen, und hoch oben von ihrem Hügel schaute als riesenhafter goldener Schatten die Heilige Jungfrau, Notre Dame de la Garde, auf diese Anglikaner und Buddhisten, diese Moslim und Hindus und Fetischverehrer, diese weißen, gelben, braunen und schwarzen Menschen in Tropenhelm und Turban, im Käppi und Panama, die einander nie gesehen hatten, nicht kannten, nicht ansprechen konnten, einander haßten und fürchteten, sich voreinander ekelten und nur in dem einen einig waren, Deutschland aus der Reihe der Christenheit auszurotten.

„Hier muß es doch irgendwo sein!" sagte der von der Wasserkante. „Ich hab doch gute Augen. Ich hab es bei Tag deutlich von drüben gesehen . . . Aha . . . da!"

Im bläulichen elektrischen Licht der Bogenlampen, dem Pfeifen der Hafenbahn, dem Rasseln der Kranenketten lag am Lazarettkai ein großes Handelsfahrzeug schon unter Dampfgekräusel aus den gelben Schloten. Der lange blaue Heimatwimpel spielte in der lauen Nacht. Die grünweißroten Querstreifen der italienischen Handelsflagge, die tagsüber daneben geweht, waren eingezogen. Aber der Name des Dampfers an der Bordwand: „Città di Ravenna" zeigte den neutralen Boden dieser Schiffsplanken, die der Bremer Seemann über eine Laufbrücke bestieg, als ob sich das von selbst verstünde.

„Nehmen Sie einige Papiere in die Hand . . . So!" Und er begann plötzlich sprudelnd, mit den Handbewegungen des Südländers, spanisch zu reden: „Le dije que se fuera sennor! Yo pensaba: Cuanto màs se da, màs piden! No puede ser . . . Eso no va asì come tu piensas!" . . .

Die herumhantierenden Schiffsleute schauten kaum auf. Der Dampfer war voll von Maklern mit ihren Konnossementen. Daß jemand auf kastilianisch die Mehrforderungen irgendeines Kommissionärs ablehnte, geschah alle Tage.

„Hier herunter . . . schnell!"

Sie waren schon im Schiffsraum. Noch standen die Decklucken offen. Ein Frachtstück nach dem andern sank klirrend am Hebelarm in den eisernen Bauch. Dessen vorderer Teil schien schon ganz gefüllt.

„Noch ein Stockwerk tiefer! Fix, eh man uns sieht . . . So . . . In die Ecke kommt nichts mehr hin . . . Das ist ein ganz hübsches Plätzchen — nich?"

Der Hanseate knipste vorsichtig in der hohlen Hand eine elektrische Taschenlaterne auf und las die Aufschriften auf den Kistenstapeln umher: Fratelli Ghirardini, Genova . . . Wieder die Fratelli . . . nagelneues, würzig duftendes Holz . . Überall auf französisch und italienisch darauf die Teerpinselzüge: „Vorsicht! . . Leicht entzündlich! Nicht werfen!"

„Das wird alles in Genua ausgeladen — nich? Wir mit! Lütte Küstenfahrt! Nur schade, daß man nicht ein bißchen smoken kann. Aber dann fliegen wir mit in die Luft . . ."

„Was ist denn in den Kisten?"

Ein Blitz der Taschenlaterne: „Poudre. Polvere. Attenzione!"

„Wie denn? Die Italiener holen sich da aus Frankreich Munition?"

„Aber nich zu knapp! Der ganze Steamer ist voll!"

„Aber gegen wen denn?"

„Ich werd 'nen Priem kauen — das geht! . . . Na . . . gegen uns und die Österreicher!"

„Ihre Verbündeten?"

„Na — die hassen uns doch — nich?"

Das Wort, das immer wiederkam, wie draußen, als der Dampfer längst die hohe See gewonnen hatte, der Wellenschlag an die Schiffswand. Das schwache, eintönige Gefühl des Hin- und Herschwankens im tiefen Dunkel. Haß. Haß. Haß. Haß überall. Haß der Menschen aller Farben und Erdteile, jeden Glaubens und jeder Sprache. Haß, bisher huschend, im Dunkeln wie die leise pfeifenden Ratten zu Füßen. Haß, sorgfältig vorbereitet und zur Entscheidung aufbewahrt wie die stummen, todbringenden Kistengebirge um einen. Giftiger, verpestender, brütender Haß wie der ekle Gestank des faulenden Grundwassers im Schiffsbauch.

Und in dieser achtundvierzigstündigen Nacht bis zum ersten Schimmer des Tageslichts von Genua durch die wieder geöffneten Luken dachte sich Hugo Martius immer wieder und grub es in seine Seele und in seinen Willen ein: Nie wurde Menschen ihre Liebe zur Menschheit so gedankt wie uns Deutschen. Nie empfing ein Volk eine so furchtbare Lehre. Ist das wirklich die Menschheit und ihr Sinn, die mit Senegalnegern das Land Luthers und Goethes überfällt, nun, dann sind wir Deutsche zu gut für diese Erde. Dann wollen wir auf ihr nicht weiterleben, aus Ekel an ihr. Aber die Menschheit ist nur krank durch unsere Güte und Schwäche. Die Menschheit muß durch Blut und Feuer an Deutschland genesen. An uns und unserer Faust.

Er dachte es, und sein Herz wurde heiß von heiligem Zorn, und draußen sangen es die wandernden Wellen: „Wir haben lang genug geliebt — wir wollen endlich hassen!" Und Hugo Martius sah in der Finsternis einen der ehrwürdigen deutschen Dome vor sich, aus deren Giebeln von allen Seiten der böse Feind in Affen- und Bockgestalt, als Basilisk und Fledermaus hinausschießt, und sagte sich: „So verjagen wir jetzt die unsauberen Geister der Fremde aus unseren Herzen und Häusern wie einen Spuk dieser Nacht um mich: Deutschland, Deutschland — werde hart!"

Der Seemann neben ihm pfiff sich ganz leise eins.

„Ich bin erst wieder froh, wenn ich in der Nordsee bin", sagte er, „und wir den lieben Kusängs auf den Kopf s—pucken! Aber nu still! Wir müssen noch warten. Das passiert den Makkaronis auch nich so bald wieder, daß sie jemand um Gottes Lohn s—pazierenfahren!"

Es war im Hafen von Genua ein noch wilderes Geschrei und Durcheinander wie in dem von Marseille. Mit dem Löschen der Ladung schien man, unberufener Augen wegen, erst in der Nacht beginnen zu wollen. So war es ein leichtes, in der Dämmerung das fast menschenleer daliegende Schiff zu verlassen. Tief aufatmend standen die beiden auf der Ponte Adolfo Parrodi. Gingen hinüber nach dem Bahnhof. Der Seemann setzte sich unter die Palmen des Columbus-Denkmals.

„Ich warte bei dem ollen Badding hier, bis Sie vom deutschen Konsulat zurückkommen!" sagte er und dann, nach kaum einer halben Stunde: „Nun? Sie strahlen ja!"

„Ich habe die Adresse meiner Frau! Sie ist in Mailand. Wir erreichen noch den Zug! Und mit Deutschland steht es gut!"

Während sie durch den Apennin dahinfuhren, erzählte er das Nähere dem Seemann. Der wunderte sich nicht. In ihm war die Überzeugung von Deutschlands Sieg so klar, wie sich das Meer in seinen blauen Augen spiegelte.

„Die englischen Geschichten — die sind immer lügenhaft zu vertellen . . .!" sagte er gelassen. „Jongs — warum schreit ihr denn so?"

„Das ist schon Mailand!"

„Da ist eine Dame und winkt Ihnen!"

„Ja. Ich hab meine Frau vom Konsulat telephonieren lassen!"

„Oh — da will ich nich weiter stören — nich?" Der Matrose und der Millionär drückten sich fest die Hand, und Hugo Martius drängte sich durch das Gebrüll der Facchini auf die kleine, zierliche Gestalt mit dem schwarzen Jungenköpfchen zu, die die Arme ausstreckte und ihm entgegenstürzte.

Als sie sich nach einer Viertelstunde das Nötigste gesagt hatten und den Bahnhof verließen, fuhren ihnen die Droschken quer über den Weg.

„Signore! . . . Signorina!"

Aber Phila Martius hatte nicht wie sonst das nachsichtige südländische Lächeln auf dem zarten, klassisch geschnittenen Gesicht. Sie sagte so scharf und ungeduldig wie nur irgend sonst eine Norddeutsche: „Belästigen Sie einen doch nicht ewig! Das ist ja gräßlich . . .!"

Das alte Geschöpf auf dem Bock begriff, daß das deutsch war.

„Abasso la Germania!" brüllte es hinter ihm her. Und noch aus der Ferne: „Evviva la Francia! Evviva l'Inghilterra!"

Zu Martius' Erstaunen machte das „Nieder mit Deutschland!" auf seine Frau gar keinen Eindruck.

„Wenn ich mich darüber noch ärgern wollte!" sagte sie. „Das ist das tägliche Brot in den sechs Wochen, da ich hier und in der Westschweiz an der Grenze nach dir bangte!" Sie gab einem Bettelbuben einen Stoß: „Willst du mich gleich loslassen, infamer Bengel?"

„Aber das sind ja deine geliebten Ragazzi!"

„Dreckspatzen sind's! . . . Nein — lieber nicht durch die enge Gasse! Der Gestank ist ja ekelhaft!"

„Nun ja: die Unschuld des Südens . . .“

„Und wie diese Frauen kreischen! Ich kann diese schrillen, heiseren Stimmen gar nicht mehr hören! Ob eine von den Trinen sich jemals ordentlich kämmt und ihre schwarzen Haarwuscheln nicht so liederlich aufsteckt . . .“

„Aber Phila . . . “

„Liederlich sind sie . . . betrügerisch . . . niederträchtig . . . Es ist ein widerwärtiges Volk!“

„Il Secolo!“ Ein Zeitungsverkäufer stürmte vorbei. „Neue Niederlagen der Deutschen! Die Preise für Hundefleisch in Berlin schon unerschwinglich! . . . Die Russen rücken mit sicherem Schritt nach Berlin!“

„Ah — der Ekel schüttelt einen!“ sagte die kleine Frau. Sie war ganz bleich geworden.

„Dich auch?“

„Kennst du das Märchen von einem, der die Sprache der Vögel verstand? So ungefähr ging es die Zeit über jetzt mir! Fast alle Fremden sind doch weg! Ich sehe aus wie eine Italienerin, spreche es wie eine Toskanerin. Da glauben sie überall, ich gehörte zu ihnen, legen sich in meiner Gegenwart keinen Zwang auf . . . ich höre alles . . . schaue in ihre Seelen . . . wie in einen Abgrund von Gemeinheit . . .“

Sie gingen über den Mercanti-Platz. Viele Hunderte von dunklen Gestalten standen in der Nacht wie die Verschwörer beisammen. Ihr dumpfes Gemurmel glich dem Summen eines Bienenschwarms. Es war das alte italienische Bild. Aber Theophile Martius zog fröstelnd die Schultern hoch.

„Nur fort von hier! Nur nach Deutschland zurück! Wenn du mir eine Liebe tun willst, reisen wir gleich! Wenigstens die paar Stunden bis Lugano! Daß wir nur aus Italien heraus sind!“

Als sie bald darauf reisefertig und auf den Omnibus wartend vor dem Eingang des Gasthofs standen, kam noch einmal, zum Abschied, die alte, deutsche Sehnsucht über sie. Da waren noch die silbergrauen Paläste, da hallte träumerisch der Glockenklang vom Kampanile. Im Mondschein glitzerten fern die Wellen der Marina. Die Gondeln Venedigs, die Wolke des Vesuvs, die Palmen und Veilchenhaine der Riviera — Rom . . . Du ewiges Rom . . .

„Le Corriere della Sera!“ Die heisere Stimme durchschnitt wie mit einem rostigen Messer die Luft. „Neue deutsche Geldpreise für die Tötung belgischer Kinder unter drei Jahren! Die Bewohner der Erde zerfallen in Menschen und in Deutsche! Ein erhabener englischer Dichter sagt es!“

„A l'eau les boches!“ heulte es um die Ecke auf französisch. Der Schutzmann in der Mitte der Straße hörte es und lachte.

Theophile Martius warf noch einen Blick umher.

„Leb wohl, du entzaubertes Land!“ sagte sie. „Leb wohl für immer! Wir haben dich verloren.“

Dann wiederholte sie, langsam und deutlich: „Ihr spielt palle o santi! Aber ihr werdet keins von beiden gewinnen — nicht die Heiligen und nicht die Kugeln — nur Schimpf und Schande!“

„Warum so laut, Phila?“

„Der Ausländer soll es nur hören, der da den Kopf nach mir dreht . . . Der mit den großen, grauen Augen und dem unruhigen Gesicht, der da mit den beiden Italienern steht . . . Er kann Deutsch! Man merkt es ihm an!“

Innen, im Restaurant des vornehmen Mailänder Hotels, setzten sich inzwischen zwei der Herren an den gedeckten Tisch.

„Nochmals: Ihr solltet euch rascher entscheiden! Warum warten? Ihr macht sie nur mißtrauisch . . .“

Der Deputierte di Barocelli wies, als er das hörte, heiter die Zähne über dem schwarzen Spitzbart und bewegte den Zeigefinger verneinend hin und her . . .

„Die Tedesci? . . . Niemals! Für sie ist Italien eine Theaterkulisse mit Hochzeitspärchen davor! Unser Lächeln ist das der Sphinx, Signor di Schjelting! Jenseit der Alpen enträtselt man es nicht!“

„Aber man befestigt die Alpen!“ sagte Nikolai von Schjelting brüsker, als es sonst seine Art war. „Im nächsten Frühjahr habt ihr es schwerer!“

„Dafür zahlt man uns vielleicht auch mehr . . .“

Ein verständnisinniger Blick des Deputierten über die Oliven- und Sardinenschüsselchen. Schjelting fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er sah bleich aus. Er sagte verbindlich und konnte dabei doch kaum einen Anklang von Verachtung unterdrücken: „Man zahlt schon jetzt! Ich habe Vollmacht aus Petrograd! Wieviel? . . .“

„Zitto!“ Der Onorevole legte ihm warnend die Hand auf den Arm, während sein Landsmann, der Herausgeber der Avvenire Italiana, herantrat. „Vorsicht! Unter vier Augen! . . . Corsi darf davon nichts hören!“

„Warum nicht?“

„Er ist längst von Barrère in Rom für die Politik der Westmächte gewonnen. Er arbeitet heimlich auf dem Balkan gegen Serben und Griechen! Schade um das Geld! . . . Nun, setze dich, Agostino, mein Bruder! Was macht Donna Giacinta?“

Der Cavaliere dankte mit einer anmutigen Handbewegung. Ein Ordenskettchen schimmerte in seiner Frackklappe. Seine Lackschuhe glänzten ebenso wie seine spitzen Nägel. Ein geschmeidiges Lächeln übersonnte sein faltiges und hageres Gesicht.

„Wir sprechen von unseren Feinden!“ sagte Schjelting. „Ich komme von der russischen Front. Überall ist der Weltkrieg im Gang. Nur ihr fehlt! Wie lange noch? Eine ‚Hilfe von Pisa‘ nutzt uns nichts!“

„Geduld, Signor — Geduld!“

Der letzte Morgen.

In kalter Nacht am Drahtverhau
Um mich die Sterne blinken;
Ich denke der geliebten Frau
Und seh ihr Tüchlein winken.
Ihr Tüchlein, schleierweiß wie Schnee
Und doch von Blut so rot!
Mir ist's, herzliebe Dorothee,
Als winkte mir der Tod.

Wie heiß dein Kuß, wie rot dein Mund,
Wie köstlich dein Umfangen,
Als noch im dunklen Erlengrund
Die Nachtigallen sangen!
Im jungen Korn, im roten Klee
Wie selig war die Zeit!
Und jetzt, herzliebe Dorothee,
Wie liegt das Glück so weit!

Was frommt mir noch dein goldner Ring,
Der edelsteinumtropfte,
Der oft mit hellem Klimperling
Ans Fensterlein dir klopfte,
Bei dem ich einst in Lust und Weh
Nur dir die Treue schwor . . . ?!
Und doch, herzliebe Dorothee,
Das Vaterland geht vor.

Ihm gilt mein Schwur, ihm gilt mein Blut,
Mein Stoßgebet und Amen;
Und trifft mich eine Kugel gut,
Es sei in Gottes Namen.
Schon wogt der Nebel wie die See,
Der Sternenglanz verblich;
Mir naht, herzliebe Dorothee,
Der letzte Morgen sich.

Schon fällt der Tambour wirbelnd ein . . .
Den Kopf emporgerissen . . . !
Weiß Gott, Soldaten müssen sein,
Die brav zu sterben wissen.
Mich grüßt dein Tüchlein, weiß wie Schnee . .
Es fällt der erste Schuß . . .
Weh mir, herzliebe Dorothee,
Daß ich jetzt von dir muß.

Namur, im März 1916.

Joseph von Lauff.

„Ich war jetzt in Lemberg beim Generalissimus! Ehrlich gestanden: Man hat euch im Verdacht, daß ihr es heimlich mit euren Verbündeten haltet!"

Der Cavaliere legte mit einer Miene der gekränkten Unschuld seine lange, knochige Rechte auf die Herzgegend. Der Onorevole spreizte beide Hände in schmeichlerischer Abwehr.

„Beweist, daß es nicht der Fall ist! . . . Werft die Masken ab!"

Die beiden lächelten einander wie Geheimbündler in die Augen und dann zu ihm. Sie erinnerten ihn plötzlich an die leblosen, weltmännischen Wachsköpfe in den Schaufenstern der Friseure. Er dachte sich ungeduldig: Was sphinxt ihr euch hier überall an, jeder den nächsten? Wozu jetzt noch diese ölige Glätte? Die Welt wurde rauh. Braucht Taten. Ich will für Rußland nicht Aale kaufen, sondern Vipern! Laut sagte er: „Diese kleine brünette deutsche Schönheit, die da vorhin in den Omnibus stieg . . ."

„Eine Deutsche und schön . . ." Der Abgeordnete lächelte. Ein Lächeln vom Kapitol herab. Ein Lächeln des Größenwahns. Dann fuhr er zusammen. So grimmig herrschte ihn plötzlich Schjelting an: „Waren Sie in Deutschland?"

Eine hoffnungslose Schulterbewegung als Antwort. Es hieß etwa: Frage mich doch lieber gleich, ob ich schon in eurem Sibirien war! Ich, ein Sprosse lateinischer Kultur, im Schnee bei Bier und Sauerkraut in Bettlerhütten . . .

„. . . sonst würden Sie wissen, Signore, daß Gottes Wille selbst den Deutschen schöne Frauen gab . . . groß, blond, schlank, wie die Königinnen . . ."

Eine Sekunde stieg Inge Tillesens Bild vor ihm auf. Er preßte unter dem Tisch die Faust wie in einem körperlichen Schmerz, einem Krampf von Wut und Grimm. Seine nervösen, länglichen Züge glätteten sich gleich wieder zu einer beinahe höhnischen und brutalen slawischen Gelassenheit. Er blies den Rauch der Papyros, die er zwischen den einzelnen Gängen des Mahles rauchte, durch die geblähten Nasenflügel.

„Ich verstehe Deutsch!" sagte er. „Diese deutsche Dame vorhin, die ich nicht kenne, nannte euch offen Verräter!"

Es hatte gar keine Wirkung. Die Italiener lachten nur gutmütig. Er merkte: sie glaubten ihm kein Wort von der Geschichte. So wenig wie sie sich untereinander etwas glaubten. Ein tiefes, unbesiegbares Mißtrauen wohnte bei ihnen ganz hinten in jedem Blick, klang im Unterton jedes Wortes. Dann meinte der Onorevole di Barocelli, zärtlich in der Schüssel voll gebratener deutscher Singvögel auf Risotto wählend: „Unser Gewissen ist so rein wie nach dem Stabstreich des Beichtvaters in St. Peter. Kann man dem Blinden die Madonna zeigen? Seit zwanzig Jahren bekämpfen wir Deutschland und Österreich bei jeder Gelegenheit. Wenn sie es nicht sehen wollen, so trifft sie allein die Schuld!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Heim der Berliner Studentin.

Von Dr. Ilse Reicke. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen der „Woche“.

Der Dichter Hans Christian Andersen preist einmal den schönsten Tag im Leben des Jünglings, den Tag, dessen Glück und Jubel den Frauen für immer verschlossen bleiben: den Tag nach dem Abiturientenexamen! Nun, heute könnte unser alter Märchenfreund sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß auch eine ganz stattliche Schar von jungen Mädchen alljährlich bei uns diese Freude genießt.

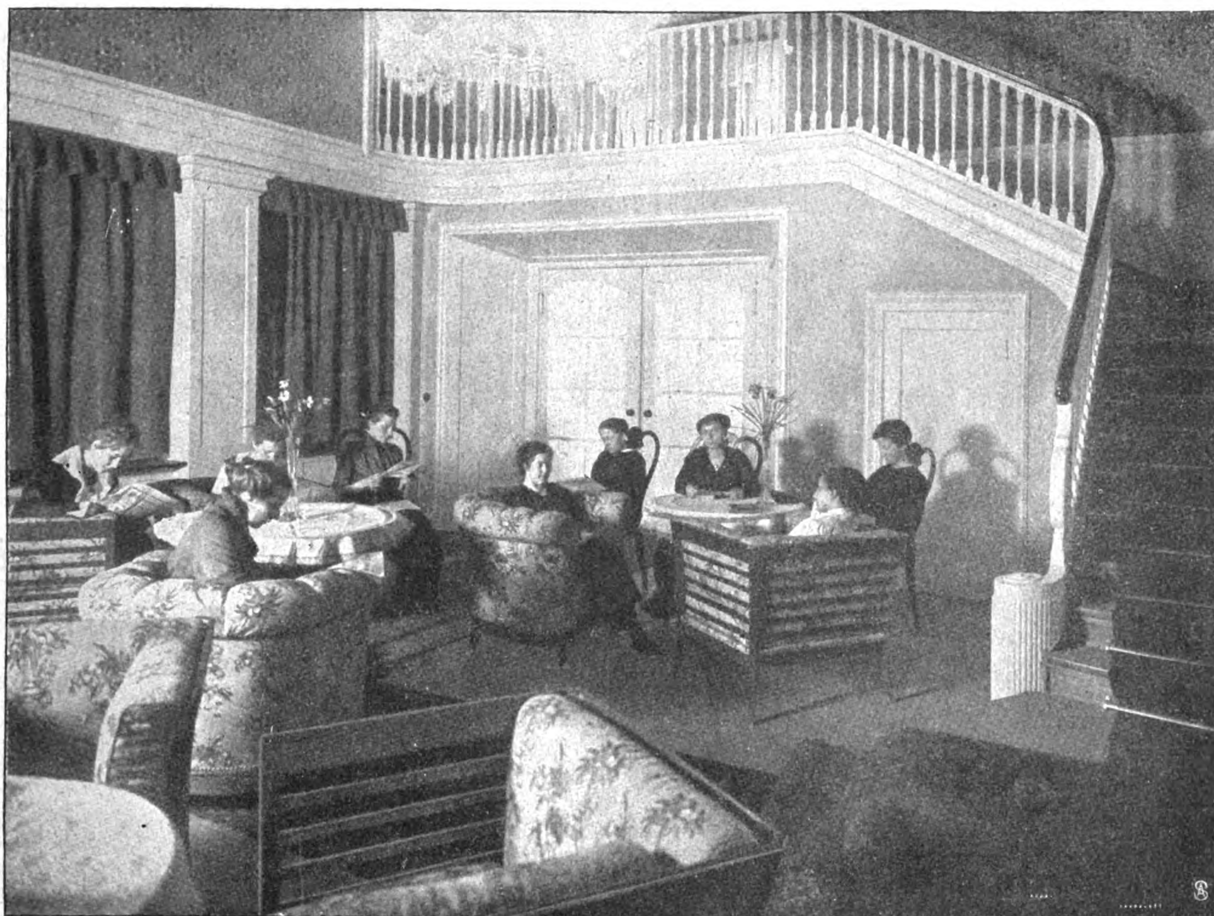
Und doch: auch in diesem neuen, glücklich erreichten Lebenzustand zeigen sich sehr bald ein paar Schattenseiten. Das Großstadtkind lockt es gewöhnlich zum Studium in einer kleinen Universitätstadt in den Bergen oder am Meere — das Landkind und die Kleinstädterin wollen natürlich in die große Stadt, um — wie es ja sein soll — neben dem Studium auch die Welt von ein paar neuen Seiten kennen zu lernen; haupt in der Großstadt mit all ihren Gefahren und Häßlichkeiten gut aufgehoben? In einer Pension ist man zu sehr gebunden, zudem ist sie meist sehr teuer, und die vermietbaren Studentenzimmer — ach, gegen die ist mancherlei einzuwenden! Die Zimmer sind oft klein, ungesund oder unsauber, draußen donnert die Stadtbahn, oder das Fenster blickt in einen dunklen Hof, in dem die Straßenkinder lärmen, eine gewinnsüchtige Wirtin oder ein spät heimkommender, lärmender Zimmernachbar macht den Aufenthalt unerträglich. Die besseren Zimmer sind oft so weit von der Universität entfernt, daß unendlich viel kostbare Zeit und Kraft durch das Hin- und Herfahren vergeudet wird. Und dann das leidige Restaurantessen! Die einsamen Abende! Wie soll man da nur einen Ausweg finden?

Der erste bemerkenswerte Versuch eines Studen-



Gemeinsames Wohnzimmer.

Da wünscht man sich Breslau oder München oder Berlin — Berlin, das durch seine wissenschaftlichen Institute, durch sein reiches musikalisches Leben, durch die Theater, die Geselligkeit, das als Residenzstadt und in noch tausend anderen Eigenschaften immer wieder anzieht. Aber bei keiner andern Universitätstadt erheben sich für die Eltern so viele Bedenken wie, trotz aller dieser Vorteile, gerade bei Berlin. Nicht jeder hat Verwandte oder Freunde dort — wo soll nun das unerfahrene, einsame Studentlein wohnen, wo essen, mit wem umgehen? — Weiß man sie denn über- tinnenheims in Berlin wurde seinerzeit hier (1914, Nr. 13) schon gewürdigt, aber es handelte sich damals nur um die Tagesräume eines bestimmten Vereins, also nur um die Geselligkeit, nicht um die Wohnungs- und die Verpflegungsfrage — und überdies hat nicht jede Lust, sich so ohne weiteres einem Verein zu verschreiben! Es hat nun gerade mit diesem Semester ein Institut seine Pforten geöffnet, dem, sobald sie es einmal kennen, auch die besorgtesten Eltern ihre junge Studiosa unbedenklich anvertrauen dürften: das Ottilie von Hansemann-Haus in der Berliner Straße zu Charlotten-

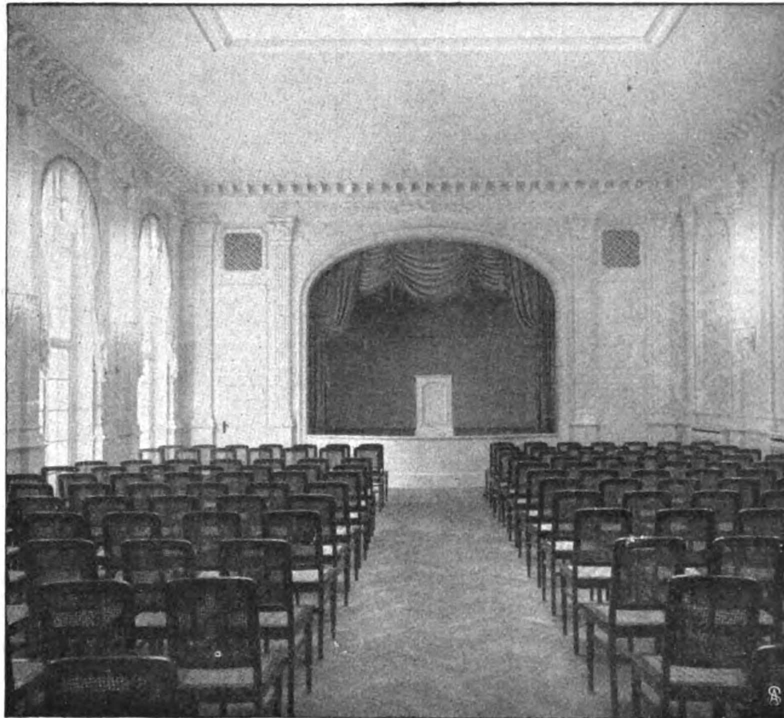


Vorraum zum Vortragsaal.



Gemeinsames Speisezi.nmer

burg. Dies ganz neue, schloßartige Gebäude, ein Werk der Architektin Emilie Winkelmann, ist eine Schöpfung des unter dem Protektorat der Kaiserin stehenden Viktoria-Studienhauses (früher Viktoria-Lyzeums) und wurde ausschließlich für die Bedürfnisse der Studentinnen geschaffen und eingerichtet. Drei Straßenbahnen verbinden es in 20 Minuten mit der Universität, eine Fahrt quer durch den ganzen Tiergarten, die im Sommer eine Erholung für sich ist! Ein freundliches Stück Garten mit schönen großen Bäumen, mit einem Teich und Tennisplatz gehören zum Hause.



Der Vortragsraum.

Und nun das Gebäude selbst. An den hellen, luftigen Korridoren liegen nicht weniger als 96 Studentinnenzimmer, mit verschiedenen hellen und heiteren Tapeten bekleidet, mit linoleumbelegten Fußböden, mit neuen praktischen und doch sehr hübschen Möbeln ausgestattet. Jedes Zimmer enthält einen sogenannten Diplomatenschreibtisch mit elektrischer Tischlampe, einen verglasten Bücherschrank, ein breites, behaglich gepolstertes Sofa, (das, gleichzeitig als Bett gebaut, in ein paar Augenblicken hergerichtet ist) — und einen runden Tisch davor mit gläserner Platte. Die Wascheinrichtung, die so oft ein Zimmer ungemütlich macht, sowie Kleider- und Wäscheschrank befinden sich an der Rückwand neben der Tür und sind mit weißen Spiegeltüren abzuschließen, so daß auch eine jede Studentin einen eigenen



Das Studienheim in Charlottenburg. Vorderansicht.

Stehspiegel in ihrem Zimmer hat. Man sieht, es wurde ebenso an ihre äußere Erscheinung wie an ihre Gelehrsamkeit und an ihre Gesundheit gedacht. Gerade in dieser letzten Hinsicht ist es besonders erfreulich, daß fast alle Zimmer durch die Fenstertür direkt auf eine große Terrasse oder einen um das ganze Haus laufenden Balkon führen. Man hat aber auch die Musikstudentinnen der nahegelegenen Hochschule nicht vergessen. In einem besonderen Flügel des Hauses gibt es Zimmer mit Schalldämpfung. Telephonzelle, Haustelephon, Fahrstuhl, mit Kacheln ausgelegte Baderäume — das hat sogar jedes einzelne Stockwerk. Unten im Hause aber breitet sich eine



Blick vom Vorraum zum Eingang.



Ein Einzelwohnzimmer.

große, freundliche Halle aus, mit Klubsesseln ausgestattet, sodann gibt es einen in Gelbbraun gehaltenen Versammlungs- und Musikraum und einen hellen Speisesaal, wo an kleinen Tischen von $^1/_2$1 bis $^1/_2$3 zu Mittag gespeist werden kann — usw. Die Hausverwaltung, die gewiß in dieser Kriegzeit keine leichte Aufgabe hat, ist vor allem darauf bedacht, möglichst die Freiheit des studentischen Lebens zu berücksichtigen und zu wahren, damit nicht ein Beigeschmack von Pensionatsluft sich hineinmischt — daher die verschiebbaren Mahlzeiten, die mit verschieden langen Kollegstunden, Theaterbesuch usw. rechnen.

Diese ganze, höchst gediegene, beinah schon luxuriöse Ausstattung des Hauses sowie die Preise — die Gesamtverpflegung kostet im Monat nur 65 Mark — zeigen auf den ersten Blick, daß es sich hier natürlich nicht um ein Geschäftsunternehmen handelt, sondern daß wir hier ein großzügiges, gemeinnütziges Werk zum Wohle der Berliner Studentin vor uns haben, das auf den Grundlagen einer hochherzigen, großgesinnten Stiftung ruht und jedem Mädchen aus gutem Hause, ohne besonderes Ansehen der Konfession oder der pekuniären Verhältnisse, zugänglich ist.

Nebelfrau.

Skizze von Ingeborg Andresen.

Frau Deichgraf Harring ging ruhelos von einem Zimmer ins andere. Immer wieder in kurzen Abständen hörte man das leise Zuschlagen einer Tür. In dem großen Pesel stand sie für Minuten still und regungslos an einem der Vorderfenster, preßte ihr noch immer schönes Gesicht, das durch einen leise hochmütigen Zug etwas Kühl-Abweisendes hatte, an die Scheiben und starrte über die Werft fort auf den Weg, der sich weit unten zwischen den Wiesen hinzog. Noch immer auf dem Stück bis zu Brökerhof kein Mensch darauf zu sehen! Ihre Hände sanken von dem Fensterkreuz herab, sie schloß für Sekunden die schmerzenden Augen, und dann ging sie hastig durch die Länge des Saals, über die Diele weg wieder in das Wohnzimmer. Dort stützte sie die Hände auf den Tisch, ihre Blicke wanderten auch hier unwillkürlich hinaus. Als sie aber die Baumkronen des Gartens unten am Fuße der Werft streiften, strafften sich ihre Züge: nein, nein . . . nicht wieder hingehen und den Weg absuchen. Hier wollte sie bleiben und ruhig warten, bis sie den Schritt Jan Rickerts, des Postboten, auf den Fliesen vor der Tür hören würde. Oh, sie würde ihn gleich kommen hören . . . so wie er nur um die Vorderecke bog. Die ganze lange Nacht hindurch hatte sie sich das schon vorgestellt: der Klang des auf den Stein aufstoßenden, eisenbeschlagenen Stiefels lebte schon zeitenlang in ihrem Ohr. Mitunter mußte sie sich mit aller Gewalt besinnen: ob sie es nicht doch schon gehört hatte heute? Ob Jan Rickert nicht doch schon hier war und wieder nur für die beiden Mädchen Briefe abgab . . . und vielleicht auch für den Verwalter und den alten Klaus Peters . . . und nur für sie wieder nichts in seiner Tasche hatte? Herrgott . . Herrgott . . . ob sie nicht noch wunderlich wurde von dem ewigen Warten?

Sie griff plötzlich nach dem Strickzeug, das in einer Schale auf dem Tisch lag, und sank in einen Stuhl. Minutenlang arbeiteten ihre Hände fieberhaft — dann schleuderte sie mit einer hastigen Bewegung die Arbeit wieder von sich. Nein, das war nicht das Richtige, dabei liefen die Gedanken doch immer die alte Runde. An die Nähmaschine wollte sie sich setzen, bei dem Surren des Rades konnte man nicht denken.

Und dann stand sie plötzlich wie angewurzelt und horchte: Was kam da . . ein Schritt? Ein Tritt? . .

Sie sank in sich zusammen wie plötzlich vom Alter gekrümmt. Ihre Mundwinkel zogen sich abwärts, ihre schweren Augenlider schlossen sich, die Pupillen darunter wie von tausend feinen Nadelstichen: nur ein Räderrollen. Ein Wagen kam die Werft herauf. — —

Sie saß wieder in ihrem Stuhl und sah kaum auf, als die Tür sich nach kurzem Klopfen öffnete.

„Guten Tag, Ebba. Wie geht's? Hast du Nachricht?"

Ebba Harring schüttelte den Kopf und stieß dann gequält ein: „Nein, noch nicht!" heraus. Doktor Mangels streichelte ihr leicht die zuckenden Hände: „So mußt du wieder auf morgen hoffen, Schwester. Nur die Hoffnung nicht sinken lassen."

„Der Postbote war heute auch noch nicht hier", sagte sie abwehrend, und es lag im Ton der Stimme etwas wie ein leises Aufbäumen gegen das Bemitleidetwerden.

Der Bruder hatte kein Ohr dafür, lebhaft wandte er sich vom Fenster her zu der Schwester um: „Ach meine arme Ebba, heute kommt er nicht mehr. Heute mußt du's aufgeben, darauf zu warten. Ich traf Jan Rickert vorhin auf dem Kirchenweg — da war er schon längst am Heeshof vorbei."

Ebba Harring antwortete nichts, aber ihre Nägel gruben sich in die schmerzenden Handflächen, und eine große, lähmende Müdigkeit kroch bleiern und dumpf vom Herzen herauf und riß sie sekundenlang in ein tiefes, wohltuendes Vergessen hinein.

Klaus Mangels seufzte schwer. Wie manchmal hatte er die Schwester beneidet um ihren Jungen . . . aber nun konnte man fast froh sein, kein Kind zu haben, nicht Tag und Nacht diese bohrende, nie ruhende Sorge schleppen zu müssen.

Er ging eine Weile im Zimmer auf und ab und sah der Schwester, die noch immer mit geschlossenen Augen auf ihrem Stuhl saß, mit hastigem Forschen in das erschlaffte Gesicht. Sollte er die Frage stellen, die ihm schon die ganze Zeit über auf den Lippen lag? — Plötzlich blieb er am Tisch stehen: „Ebba . . . hat . . hat sie auch keine Nachricht?"

Ebba Harring zuckte zusammen und öffnete die Augen weit und starr. Dann erhob sie sich mit einem Ruck: „Was weiß ich? . . . Das geht mich auch nichts an."

„Na, du . . . da würde ich mich doch nicht lange besinnen . . ."

„Und sie um Auskunft bitten, meinst du? Und sie damit anerkennen als Frau meines Sohnes?"

Ebba Harring lachte hart und trocken auf. „Damit hätte sie denn ja erreicht, was sie will, nicht wahr? Dann fehlte nur noch, daß sie hier auf Heeshof einzöge mit Sack und Pack . . ."

„Dafür wird sie sich schon schönstens bedanken", gab der Bruder ärgerlich Antwort. „Glaubst du wirklich, Ebba, sie weiß nicht, wie liebevoll du über sie denkst? Meinst du, sie hätte trotzdem Lust, hier als Schwiegertochter zu landen? — Komisch, daß ihr Frauen immer so vorbeischießt in der Beurteilung eures eigenen Geschlechts!"

Die Schwester antwortete nicht, aber der leise höhnische Zug um ihre Mundwinkel reizte ihn zu einem schroffen Vorwurf. „Übrigens weißt du ja, daß ich schon damals, als Kai sie heiratete, der Ansicht war, sie habe als Frau deines Sohnes ein Recht darauf, auf Heeshof zu wohnen. Sie kann es moralisch und rechtlich verlangen — du bist in ihrer Schuld, solange du es ihr weigerst!"

Ebba Harring erhob sich von ihrem Platz. Ihre Augen zeigten flackerndes Licht, auf ihren Wangen brannten rote Flecke, sie strich mit der rechten Hand unablässig eine Falte des Tischtuches glatt.

„Du verzeihst, Klaus, wenn ich dir widerspreche. Oder nein: Wozu das? Für mich ist diese ganze Erörterung gegenstandslos . . . denn für mich gibt es nach wie vor keine Frau meines Sohnes. Ihr sagt es ja, daß Klaus sich mit dieser . . . dieser Katrin Rhode kriegstrauen ließ. Wohl . . das sagt ihr. Gegen meinen Willen geschah das. Ich konnte es nicht hindern. Und als dann mein Junge fort mußte in den Krieg, da habe ich mich bezwungen, habe getan, als wäre die Heirat nicht geschehen. Habe all das Bittere und Böse, was voranging, aus meinem Gedächtnis gerissen, aus meinem Bewußt-

sein gelöscht. Aber zugleich auch das andere: daß Kai verheiratet ist! Ich weiß nichts von seiner Frau. Will nichts davon wissen. Für mich gibt es nur meinen Jungen."

Doktor Mangels lachte ärgerlich auf. „Sehr bequem, Schwester. Wenn du nur nicht doch einmal umlernen mußt! Ich fürchte doch, du wirst mit dieser kleinen Katrin Rhode als mit einem sehr lebendigen Wesen rechnen müssen . . ."

Sie hob abwehrend die Hand. „Laß nur, Klaus, weiteres Reden darüber ist zwecklos. Wenn du den Namen nennst, nehme ich an, du redest von der sagenhaften Nebelfrau, die da an der Brücke auf dem Sandweg sitzt, der zu ihres Vaters kleiner Kate führt. Ich habe sie noch nie gesehen . . . aber alte Leute, Waschfrauen und Kinder erzählen sich von ihr."

Vor des Bruders Blick verstummte sie. Als sie sich abkehrte, um das Zimmer zu verlassen, schlug noch ein Wort an ihr Ohr, das ihren Fuß stocken ließ: „Arme Schwester ... seid ihr nicht alle solche Nebelfrauen? . . ."

Und als sie ihn fragend ansah, fügte er mit leiser, trauriger Stimme, mehr für sich selber sprechend, hinzu: „Ringsum die Frauen im ganzen Land — es ist das gleiche mit allen: ihre Gedanken . . ihr Geist, das Sehnen und Suchen ihres Herzens . . ist weit fort . . draußen, wo der harte Männerkampf tobt. Was wir hier zu Hause fassen und halten von euch, ist nur eures Wesens Schein. Ruhelos seid ihr wie die Nebelfrau auf dem Sande zur Rhodenkate . . . Alle miteinander: Mütter und Schwestern, Frauen und Bräute — alle, die ihr Liebstes hinausschickten . . . Und da wollt ihr nicht Schwestern sein? . . ."

Klaus Mangels griff nach Hut und Stock und ging ohne Abschiedswort hinaus.

Seine Schwester ließ ihn gehen; ihr Kopf war tief auf die Brust gesunken, und ihre Hände umkrampften die Stuhllehne, als müsse sie umsinken. — —

Als der Postbote Jan Rickert heute an der Vorderseite des Heeshofes vorbeistapfen wollte, um zur Küchentür hineinzugehen, wurde die schwere Haustür aufgestoßen, und Frau Deichgraf Harring stand auf der Schwelle. „Rickert?"

Jan stieß seinen derben Knotenstock zwischen die gesprungenen Rotsteine des Steiges und wischte sich mit der einen Hand die Stirn ab, obgleich keine Schweißtropfen sie feuchteten. „Nichts da, Frau Deichgraf! Hab leider nichts für Sie! Nein . . ."

Jan Rickert schluckte und hustete. Dann faßte er sich ein Herz: „Frau Deichgraf, nichts für ungut, aber vielleicht ist es doch das Richtige, wenn ich Frau Deichgraf es sage: Für sie — er nickte dabei mit dem Kopf irgendwohin in die Weite — für sie hab ich heute was!"

Ebba Harring taumelte. Unwillkürlich streckte sie die Hände aus, ihre Lippen lallten etwas Unverständliches.

Der Postbote schüttelte den Kopf: „Nein, Frau Deichgraf . . . geben kann ich Ihnen den Brief nicht, das dürfen Sie nicht von mir verlangen!"

„Aber sehen muß ich ihn, rasch, rasch! So zeigen Sie doch, Rickert!"

Sie schrie es förmlich heraus. Es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß sie mit beiden Händen den Arm des Mannes umklammert hielt, während ein wahnsinniges Hämmern und Pochen in ihren Schläfen brauste und vor ihren Augen wirre Funken tanzten.

„Es ist weiter nichts darauf zu sehen", meinte der alte Postbote bedrückt, suchte und kramte aber doch in seiner Tasche herum und hielt der Frau einen Feldpostbrief hin.

Ebba Harring ergriff den Brief mit ihren zitternden Händen. Als Absender war eine Feldinspektion genannt.

Und sonst kein Anhalt für den Inhalt des Schreibens. O Gott, wenn doch ihre Augen die Hülle durchdringen könnten . . . darin lag die Gewißheit über das Schicksal ihres Kindes verborgen. War Kai tot? Oder was sonst? Schwer verwundet vielleicht? Vielleicht maß sein Leben nur noch nach Stunden . . . o wenn sie es wüßte und diese letzte bange Frist nützen könnte! Zu ihm eilen . . ihn noch einmal sehen . !

Sie stöhnte verzweifelt auf und sah den Mann mit irrflackernden Blicken an. Jan Rickert nahm ihr behutsam den Brief aus den Fingern und barg ihn wieder in seiner Tasche.

„Das geht nicht anders, Frau Deichgraf!" sagte er treuherzig. „Aber die junge Frau wird ja doch auch gleich Bescheid bringen, denke ich mir. Wolln zu Gott hoffen, daß es was Gutes ist."

Ebba Harring stand noch immer auf der Schwelle ihres Hauses. Endlich tastete sie sich wie eine Blindgewordene über den Flur zurück in ihr Zimmer.

So, nun brauchte sie nicht mehr warten. Nun war diese Qual, diese ewig bohrende, nagende Unruhe vorbei. Fast wie eine Art Erlösung war das.

Und doch wußte sie nicht, wie das Schicksal entschieden hatte. Das würde nur eine wissen . . . die, zu der Jan Rickert jetzt den Brief trug.

Um den Mund der Einsamen zuckte ein bitteres Lächeln. Sie dachte an Jan Rickerts Trost, daß Katrin Rhode kommen würde, um ihr Bescheid zu bringen. Nein, nein, die setzte keinen Fuß hier über die Schwelle . . . die wußte, daß der Heeshof ihr keinen Willkommen bot.

Bleiern und schwer drückten die Stunden dieses Tages auf Ebba Harrings Nacken. Als der Abend nahte und die Dämmerung aus allen Ecken und Winkeln ihr graues Geweb hervorholte, verdichteten sich ihr die tausendmal gedachten Möglichkeiten der Entscheidung zu einer einzigen: Kai war tot, war gefallen. Mit Kameraden irgendwo fern in Feindesland in fremde Erde gebettet. Seine Mutter war kinderlos, sein Weib Witwe.

Sie mühte sich, es hinzunehmen wie eine unumstößliche Gewißheit. Sie wollte sich zurechtfinden mit diesem Schicksal — beide Arme dem großen Leid öffnen und sagen: Komm! Ich trage dich. Ertrage dich. Es ist das Letzte von meinem Kind, das ich damit halte. — —

Und doch flackerte durch jeden Gedanken immer wieder züngelnd und brennend wie eine kleine, ruhelose Schlange das Bewußtsein: nur eine Wegstunde von dir getrennt atmet eine, die weiß es, ob du es nötig hast, schon so alle Bitterkeiten zu trinken . . . oder ob nicht doch noch . . .? Nicht doch irgendwo auf deines Herzens Altar eine kleine, wunderbare Flamme der Freude und Hoffnung brennen darf . . ?

Und schließlich wußte Ebba Harring es: sie mußte hin und Katrin Rhode fragen.

In fieberhafter Eile zog sie sich einen alten dunklen Mantel an und knotete ein Tuch um den Kopf. Sie lief wie gejagt die Werft hinunter und auf den Weg hinaus. Flüchtig kam ihr der Gedanke, daß sie ja fahren könne . . dann wäre sie in einer halben Stunde spätestens dort. Doch schob sie das gleich wieder von sich: Nein, nein. Irgend etwas in ihr riß sie vorwärts. Zu Fuß mußte sie bei Katrin Rhode ankommen. Damit die gleich sah: arm war sie und betteln wollte sie! Betteln und flehen:

sag mir, was mit meinem Jungen ist! Sei barmherzig und habe Mitleid mit mir Armen . . . sag es mir!

Sie wird mich nicht anhören, dachte Ebba Harring. Sie wird an das Vergangene denken — an meinen Stolz und meine Härte . . . o wie hart und stolz ich war! Sie wird vergelten und mich von ihrer Schwelle weisen . . . wie ich ihr getan hätte, wenn sie sich dem Heeshof genaht hätte. Aber ich werde ihre Hände fassen und sie anflehen . . oh, ich werde vor ihr auf den Knien liegen und bitten, betteln . . . sie muß das andere vergessen, sie muß sich erbarmen und mit mir teilen das, was uns gemeinsam gehört: das Leid . . den Kummer . . die Sorge . .

Feiner, rieselnder Regen feuchtete ihr Kleider und Gesicht. Noch war es nicht ganz dunkel. Wie eine Ahnung vom Licht des Tages wob es sich noch um alle Gegenstände, schwelte es noch in trüben Streifen in den schwarzen Wolkenbänken. Borstige Weidenmännchen hockten an den Grabenrändern; das dürre, fahle Reth hielt heisere Zwiesprache, von den Höfen her kam das aufgeregte Kläffen der Hunde.

Ebba Harring schauerte zusammen. Sie mußte langsamer gehen; ihr jagender Herzschlag und ihre zitternden Füße ließen sie nicht weiter eilen. War das dort denn nicht auch endlich die Brücke, hinter der die letzte kurze Wegstrecke zur Rhodenkate abbog? Dort, wo die Nebelfrau saß . . . Ebba Harring fiel das Wort ihres Bruders ein, und wunderlich wirr überflog sie das Gefühl, daß sie es gar nicht selbst sei — nicht die alte stolze Frau Deichgraf Harring, die hier einsam und verlassen durchs Dunkel irrte. Nein, nur eine arme, ruhelose Seele . . . .

Kam ihr dort nicht jemand entgegen? — Eine Frau, wie es schien. Die mochte noch in den Koog wollen. Wie ein Trost überkam sie plötzlich die Aussicht, gleich den Klang einer menschlichen Stimme zu hören, einen Gruß tauschen zu können.

Aus den grauen Dämmerschleiern wuchsen die beiden Frauen einander entgegen. Am Brückenpfeiler trafen sie sich. Die ältere verhielt zuerst den Fuß. Wie dürstend bog sie ihr Gesicht vor und starrte der jungen ins Antlitz. Und dann falteten sich zwei zitternde Hände wie zum Gebet: „Katrin . . .? Katrin Rhode? . . .“

Da zuckte die andere zurück — aber nur für Sekunden . . . dann suchten ihre Augen die andern schmerzdurchwühlten, angstverzehrten . . . und plötzlich faßten Katrin Rhodes Hände die zitternden anderen, und ihre Stimme kam getragen von tapferer Güte und scheuer Zärtlichkeit: „Mutter . . . Mutter . . ?“

Ebba Harring schrie auf . . war es nicht ihr Junge, der sie rief? Ewigkeiten nicht hörte sie dies Wort, dies heilige . . Nun kam es wieder zu ihr . . wie ein Gruß von ihm. Von dem geliebten Toten.

„Mutter . . . Kai lebt! Er ist schwer verwundet und liegt in einem Feldlazarett! Doch wir werden ihn behalten . . . glaub es nur, wie ich es glaube . . . Mutter!“

Und zwei starke, junge Arme umschlangen schützend die Frau, der plötzlich unaufhaltsam heiße Tränen aus den Augen stürzten, während ihr Mund nur immer wieder in Jubel, in Dank und warmer Liebe das eine Wort formte: „Kind . . . Kind . . mein Kind . . .“

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 15. Berlin, den 8. April 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 15.



Die sieben Tage der Woche.

27. März.

Gegen die Front unter dem Befehl des Generalfeldmarschalls von Hindenburg erneuern die Russen die Angriffe mit besonderer Heftigkeit. Sie stießen mit im Osten bisher unerhörtem Einsatz an Menschen und Munition gegen die deutschen Linien nordwestlich von Jakobstadt vor und erlitten dementsprechende Verluste, ohne irgendwelchen Erfolg zu erringen.

28. März.

Von neuem treiben die Russen frische Massen gegen die deutschen Linien bei Postawy vor. Ein in vielen Wellen vorgetragener Angriff zweier russischer Divisionen zerschellt unter schwerster Einbuße des Gegners.

In Verfolg der feindlichen Luftangriffe auf unsere Stellungen am Dojran-See stieß gestern ein deutsches Luftgeschwader in die Gegend von Saloniki vor und belegte den neuen Hafen, den Petroleumhafen sowie die Ententelager nördlich der Stadt ausgiebig mit Bomben.

29. März.

Auf dem linken Maasufer stürmen unsere Truppen mit geringen eigenen Verlusten die französischen, mehrere Linien tiefen Stellungen nördlich von Malancourt in einer Breite von etwa 2000 Meter und dringen auch in den Nordwestteil des Dorfes ein.

30. März.

Westlich der Maas haben wiederholte, durch starkes Feuer vorbereitete französische Angriffe die Wiedernahme der Waldstellungen nordöstlich von Avocourt zum Ziel. Sie werden abgewiesen.

31. März.

Westlich der Maas werden das Dorf Malancourt und die beiderseits anschließenden französischen Verteidigungsanlagen im Sturm genommen.

In Holland werden vorläufig keine Urlaubsgesuche der Land- und Seestreitkräfte mehr erteilt und die ausstehenden Urlauber zurückberufen. Die höchsten Behörden der Land- und Seemacht sind miteinander in ständige Konferenz getreten. Der Minister des Innern hatte eine Konferenz mit dem Direktor des Kabinetts der Königin und mit dem Minister des Aeußern.

1. April.

In den Argonnen und im Maasgebiet finden heftige Artilleriekämpfe statt.

Die Verluste der Russen bei der Offensive im Osten werden auf 140 000 Mann geschätzt.

In der Nacht vom 31. März zum 1. April greift ein Marineluftschiffgeschwader London und Plätze der englischen Südostküste an. Die City von London zwischen London- und Towerbrücke, die London-Docks, der nordwestliche Teil von London mit seinen Truppenlagern sowie Industrieanlagen bei Enfield und die Sprengstoffabriken bei Waltham Abbey — nördlich von London — werden mit Bomben belegt. Trotz überaus heftiger Beschießung kehren alle Luftschiffe bis auf „L. 15“ zurück.

2. April.

Im Anschluß an die am 30. März genommenen Stellungen werden die französischen Gräben nordöstlich von Haucourt in einer Ausdehnung von etwa 1000 Meter vom Feinde gesäubert.

Auf dem östlichen Maasufer haben sich unsere Truppen am 31. März nach sorgfältiger Vorbereitung in den Besitz der feindlichen Verteidigungs- und Flankierungsanlagen nordwestlich und westlich des Dorfes Vaux gesetzt.

In der Nacht vom 1. zum 2. April findet ein erneuter Marineluftschiffangriff auf die englische Ostküste statt. Die Hochöfen, großen Eisenwerke und Industrieanlagen am Südufer des Tees-Flusses sowie die Hafenanlagen bei Middlesborough werden mit Spreng- und Brandbomben belegt.

Der englische Panzerkreuzer „Donegal“ ist, wie jetzt berichtet wird, Mitte Februar auf eine Mine gelaufen und gesunken.

3. April.

Ein dritter Nachtangriff unseres Marineluftschiffgeschwaders ist gegen den nördlichen Teil der englischen Ostseeküste gerichtet.

Letzter Ritt.

Von Rittmeister Frhr. von Ompteda.

Die beiden Offiziere hatten eben ihren Auftrag bekommen. Während die Ulanen die Gurte anzogen, sah der Wachtmeister noch einmal das Beschläge nach und wechselte ein paar Leute und Pferde aus. Eine braune Stute mit Blesse schob er ein, frisch wie kein anderer Gaul in der Schwadron, dazu den Ostpreußen ohne Abzeichen, der am ersten Tage in Frankreich den Fleischschuß in die linke Kruppe erhalten hatte und davon noch die Narbe trug. Im ganzen: Mann und Pferd die besten, die er zu versenden hatte. Der Gefreite spuckte in die Hand, verstohlen, denn sein Leutnant konnte das nicht leiden, und strich seiner Stute den widerspenstigen Schopf glatt. Wurde freilich nicht länger dadurch. Einer der Ulanen hatte eine Kleiderbürste hervorgeholt, stäubte sich die feldgraue Ulanka ab und fummelte über die Stiefel, an denen im Grunde, nach Märschen und Freilagern, nach Regen und Sonnenschein, nach Dreck und Staub, nicht viel mehr zu verschönen war, als wollte er sich zum Schwadronsball putzen, um etwa mit Rittmeisters Marie zu tanzen, denn mit der ging er.

Währenddessen hatten die beiden Offiziere die Karte ausgebreitet und verfolgten noch einmal den Weg, den sie eine Strecke gemeinsam zu reiten hatten. Der Ober-

leutnant, klein, blond, mit so zarten, hübschen Zügen, daß er, hätte er nicht eine Anzahl Schmisse im Gesicht getragen, in Frauenkleidern kaum aufgefallen wäre, sollte südlich gegen den Feind aufklären, der Leutnant, dessen glattrasierte Wangen gleichfalls von ein paar Quarten aus der Studentenzeit durchschnitten wurden, einen Flußübergang erkunden und sichern. Sie falteten die Blätter wieder zusammen und traten an ihre Pferde. Der Oberleutnant prüfte sein Tier, Zäumung, Sattelzeug, etwa wie er es vor langem Wege über schwere Hindernisse zu tun gewohnt gewesen, wenn er sein Rennen geritten. Und er kannte alle Bahnen Deutschlands. Dann klang das Kommando: „Aufsitzen!" so kurz und scharf, wie man es dem weichen Gesicht des jungen Herrenreiters nicht zugetraut hätte, der doch ein ganzer Kerl war. Im Kreise hoben sich Gestalten in den Sattel, Gäule drehten sich, Zügel wurden aufgenommen, die Lanzen auf die andere Seite gehoben, und einen Augenblick flatterten weißgrüne Fähnchen wie ein aufgescheuchter Taubenschwarm in der Luft. Dann ordneten sich beide Patrouillen und ritten an, die Offiziere an der Spitze. Einer mit Achselstücken rief ihnen nach: „Hals- und Beinbruch." Leutnant wie Oberleutnant winkten. Sie waren aufgeräumt, ging es doch dem entgegen, darin alles beschlossen ist, was einem jungen Reiter das Leben lebenswert erscheinen läßt: eine Pirsch gegen den Feind, die Rechtfertigung endlich des Friedenseins und -tuns des Soldaten: denn es war für Sieg und Ehre des Vaterlandes.

Die Herbstsonne beschien warm und hell ihren Weg. Die Pferde gingen mit langen Zügeln, streckten die Hälse, stießen in die Zügel, und hinten unter den dreißig, denn jeder der Offiziere hatte fünfzehn Mann mitbekommen, schüttelte sich wohl mal einer der Gäule wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. Die Hufe klapperten auf dem harten Boden, bis weicher Rasen, am Walde entlang, jeden Laut schluckte. Nun lag die weite, einsame, schon bräunlich gefärbte Heide vor ihnen. Auf kleiner Feldfläche träumte eine beschränkte Zahl graubrauner Holzhäuser wie Blockhütten, die Balken Nut in Nut gefügt. Gegen den blaßblauen Himmel, an dem die volle Mittagsonne wärmte, stand ein wagrechter Strich: der lange Arm eines Ziehbrunnens. Auf der mageren, dürftigen Heide verlor sich die Räderspur des Weges. So ging es weiter Karte und Kompaß nach und jenem Gefühl für Richtung folgend, das, ein dunkler Drang, im Reiter lebt, gewoben aus Beobachtung, Strichhaltenkönnen, Instinkt und Augenoffenhalten sowie allerlei stiller Kenntnis, die in den Untergründen der Seele schläft.

Der Oberleutnant war froh gestimmt. Sie ritten an den Feind. Das höhte immer seine Laune. Glühend lebte in ihm alles, was den Reiter treibt: so Vaterland als Liebe zum Beruf, vor allem jener Trieb vorwärts, der ihn viel hundertmal über Hindernisse zwischen den Flaggen dem Ziele entgegengetragen. Kurz vor der Kriegserklärung war er beim Rennen schwer gestürzt und hatte nicht mit ins Feld gekonnt. Das Regiment zog in den Krieg hinaus, und er, just er war nicht dabei. Als er nun wieder in den Sattel steigen durfte, konnte er die Stunde nicht erwarten, wo es hinausging, und es wurde der glücklichste Augenblick seines Lebens, als der Kommandeur ihn zum erstenmal zur Erkundung gegen den Feind sandte. Für einen, der unzählig oft über den Karlshorster Sprung gegangen war, für einen, der die Armee gewonnen hatte, gab es kein Hindernis. So klopfte sein Herz in froher Erwartung, sein Auge umfaßte forschend die graubraune Heide, während sein Mund lächelnd von Ritt und Rennen erzählte. Manch lustige Stunde nach heißem Kampf im Sattel stieg in der Erinnerung auf. Frohsinn und Laune beherrschten ihn so ganz, daß der Leutnant, ernster neben ihm, mitgerissen wurde, und sie lachten, als ritten sie in blühenden Maienfrieden hinein.

Aber wie es ist, daß in Menschenseelen bisweilen die Stimmung umschlägt, etwa weil ein Blutstropfen in eine neue Hirnzelle trat, oder gar nur, weil ein Vöglein bange sang, kurz der Oberleutnant, der noch eben so heiter gescherzt, verstummte jäh, wie eine Landschaft sich umdüstert, wenn eine Wolke, die keiner beachtet, vor die Sonne tritt und aus Himmelshöhen einen Schatten auf uns wirft. Noch vom Gedanken an seine Rennzeit beherrscht, die nun beendet schien, erzählte er: den großen herrlichen Goldpokal, Ehrenpreis der Grunewaldarmee, den die Kameraden als das schönste Stück seines mit Gold- und Silberpreisen blendend geschmückten Zimmers kannten, habe er dem Regiment vermacht. Und seine geliebte Stute „Mosel" — er ritt sie heute zum erstenmal nicht — seinem Vater. Solche Todesgedanken hatten den Oberleutnant überraschend angeweht. Nun schwieg er jäh. Er wollte lachen, es sei ja Unsinn, aber er öffnete nicht die Lippen. Der helle Mittagsonnenschein des schönen Herbsttages schien mit einem Mal minder hell. Doch dem Manne, der sooft mit überlegener Kunst in mörderischer Fahrt sein Pferd zum Siege gesteuert, lag Kopfhängen nicht, und bald gewann er die frohe Laune wieder. Vor allem nahm ihn die Pflicht gefangen, und er hielt die hellen Augen in dem jungen, zarten und doch so männlich ernsten Gesicht spähend nach vorn gerichtet.

Inzwischen hob sich der Heideboden mit seiner braunen, ernsten Herbstdecke zu einer Anhöhe, darauf ein alter Bauer saß, drei magere Kühe hütend, die friedlich um ihn grasten. Das weite Land lag in tiefster Ruhe. Kein Ton klang, nicht ein Laut in der Mittagsonnenstille. Aber die beiden Offiziere suchten immer wieder mit scharfen Augen den Gesichtskreis ab. Dann hub von ungefähr ein Gespräch an mit dem Alten. Er redete Lettisch, oder ist es Litauisch gewesen? Man verstand nicht, verstand doch, denn die Ulanen sprachen nach ihrer Weise, mit Deuten, Fragen, malenden Gebärden, Zeigen, Drohen, Besänftigen, Bitten, Befehlen, Schmeicheln, Brummen, Knurren, in jener eigenen Sprache, wie Wilde, jener Sprache, die dumpf fühlen läßt, daß auch stumme Tiere einander verstehen. Ja, das Dorf dort, hart am Walde, hieß M. . . . und jener weiße Kirchturm, der über die Höhe schaute, war der von S. . . . Dort an der Windmühle aber lag B. . . .

Die Patrouille hielt breit auseinandergezogen am diesseitigen Hange. Nur die Leutnants oben. Sie suchten mit den Gläsern den Waldrand ab. Die Ferne schwieg. Die Bäume dunkelten. In heller Sonne lag die Heide. Die Gläser wurden abgesetzt. Wieder vor die Augen genommen. Etwas hatte sich bewegt. Irgend etwas. Ein Busch im Wind. Nein, Menschen. Reiter. Drei. Feindliche? Sie standen vor dem beschatteten Wald. Sie gingen zusammen mit ihm. „Wenn man nur . . ." sagte der Oberleutnant. Ehe noch der Satz endete, standen die drei dort drüben in der Ferne frei gegen den Himmel. Die Haltung der Pferde, langhin, nicht zusammengestellt, Mähne und Schweif . . . ein unbestimmtes Gefühl . . . so sind wir nicht. Auch die Mützen schienen breiter. Und da: die Lanzen stehen länger im Bügelschuh: der Feind!

Nun kannten die Ulanen die Gepflogenheit des

Gegners, der nur in der Überzahl aufzutreten wagte. Nie hätte er drei einzelne Leute ins Land geschickt. Irgendwo stand also mehr. Es hieß auf der Hut sein. So wurde denn eine seitliche Deckung hinausgesandt, und die ganze Abteilung ging auseinandergezogen, langsam in geöffneter Linie vor. Einen Landser hörte man sagen: „Den'n wern mir's mal weisen!" Worauf eine Stimme von irgendwo aus den Reihen der Ulanen klang: „Laß mich nur hinkumm'n mit mein Bohnenstengel!" (Lanze) Aber da pfiffen auch schon . . . Ssst! Ssst! ein paar Kugeln über den Köpfen. Brummt wieder ein Landser den Baß zur hohen Stimme der Geschosse: „Die Ludersch schießen eegal zu hoch!"

Da verschwand einer von den dreien vorn, also ging die Meldung über das Herannahen der deutschen Kavalleriepatrouille zurück. Nicht anders als bei uns! Da nun aber die Kugeln immer weiter pitschten und eine halbzerfallene Scheune Deckung bot, so ließ der Oberleutnant ein paar Leute absitzen und befahl: 600 Meter Visier. Die Ulanen warfen sich nieder, gingen in Anschlag, nahmen gutes Korn, und ein paar Atemzüge darauf krachten die Karabiner, mit jenem Plauzen, das der kürzeren Schußwaffe eignet. Die Reiter drüben sah man sich davonmachen, doch der eine Gaul brach, wie ein Hirsch beim Blattschuß, im Feuer zusammen.

Als nun dieses eben geschehen, begann es plötzlich bei jenem Kirchturm, der über die Höhe sah, zu rauchen. Eine Staubwolke stieg auf, wie sie einer großen Anzahl von Pferden auf trockenem Boden zu folgen pflegt, dann verdünnte sie sich in der blauen Luft und verzog sich hinter der Anhöhe. Trotz aller Geschicklichkeit der Russen, sich im Gelände zu verbergen, verriet der Staub eine starke Abteilung, vielleicht gar eine ganze Schwadron.

Nun schien es aber Zeit für die beiden Patrouillen, die verschiedene Aufträge hatten, sich zu trennen. Ein Gruß, ein fröhlicher, denn mit dem ersten Schuß war die ganze frohe Stimmung wieder da, und der kleine, blonde Oberleutnant verschwand mit seinen 15 Pferden hinter der Windmühlenhöhe. In geöffneten Reihen waren sie geritten, der Führer allein voraus, verhaltend, spähend, mit dem Blick auf die Karte wie durch das Glas, sichernd und suchend. Längst waren die Schüsse verklungen. Frieden lag über dem weiten Heideland, darin kein Mensch mehr zu atmen schien, denn als die Leutnantspatrouille dort, wo die feindlichen Reiter gehalten, einen Russen liegen sahen, atmete auch der nicht mehr. Er war von der Gardekavallerie. Ein Kosak würde längst das Weite gesucht haben. Die Ulanen beugten sich nieder beim Vorüberreiten, jeder einzelne, zu dem mit den gläsernen Augen am Boden neben seinem Pferde. Am tiefsten der Letzte, ein junger, blutjunger, der erst spät herausgekommen war und noch nie einen Gefallenen gesehen hatte. Es war totenstill, wahrhaft totenstill. Nicht einmal die Hufschläge hörte man mehr, denn die Heide war hier weicher bewachsen. An einem Baum stand eine Kuh angebunden. Den Kopf gesenkt, zeigte sie das Weiße des Auges und trat unruhig hin und her, bereit, sich loszureißen bei dem Vorbeiflitzen der Pferde. Holzhütten, alt, zerfallen. verlassen, lagen verstreut über das braungelbe Land, das sich hinunterzog zum Walde, der in Kilometerentfernung dunkelte.

Als nun der Leutnant eben das Glas ans Auge setzte, rief einer der Ulanen: „Herr Leitnant, sichemol, dort! Dorten am Walde!" Ein paar Gestalten huschten hin, gelbbraun, russische Soldaten! Und wieder pfiff es Sss! Ssssss! über den Köpfen. Die Patrouille ritt in Deckung zurück. Der Offizier gab den Abgesessenen das Visier an: 900 Meter. Nun war auch schon mehr zu erkennen: ein Dutzend Schützen. Sogar der helle Erdaufwurf eines Grabens. Der ganze Waldrand war besetzt. So begann der Leutnant nach kurzem Sinnen die Meldung zu schreiben. Doch kaum hatte er den Bleistift angesetzt, als über die Windmühlenhöhe, hinter der jener verräterische Staub sich erhoben, Reiter auftauchten. Im Galopp. Es stiebte vom Boden. „Halt!" Feind? Ein Augenblick des Spähens. Nein, freundlich weißgrüne Fähnchen flatterten so heftig im Wind, daß man meinte, das Knattern der Wimpel zu hören. Die andere Patrouille war es, die zurückkehrte. Doch ohne Führer? Den ersten fragte der Leutnant nach ihm, und der Ulan meldete rückwärts deutend: „Verwundet. Herr Oberleutnant liegt hinter der Höhe. Ne ganze Schwadron kommt hinter uns drein!"

Dem Leutnant schoß es durch den Sinn, sollte er absitzen lassen zum Fußgefecht? Aber wohin die Handpferde hier auf freier Heide? Zurück? Zurück vor Russen? Nein. Nie. Röte stieg ihm allein bei dem Gedanken in die Wangen. Röte des Zornes aber auch, als er an den Kameraden dachte, hilflos dort vorn, einst des Einjährigen Leutnant, der ihn zum Soldaten und Reiter erzogen. Heute konnte er es ihm danken. Er hob sich in den Bügeln: „Zusammenschließen!" Von selbst nahmen die Unteroffiziere die Flügel. Da war auch schon der Gegner. Vier Züge. Eine Schwadron gegen einen Zug. Aber Russen gegen Deutsche. Der Leutnant legte die Schenkel heran. Hell klang sein Kommando: „Eskadron Galopp Marsch! Zur Attacke Lanzen gefällt!"

Die drüben waren locker über die Höhe getaucht. Nur ein Zug? Sie mochten denken: Der greift doch nicht an. Was wollte die Handvoll deutsche Reiter? Wie sie nun die Sachsen im Galopp kommen sahen, 600 Meter mochten es sein, fühlte man ihr Staunen. Die Russen ritten mäßiges Tempo. In langem Galopp kamen die deutschen Ulanen. 16 Pferde im ersten Glied. Dazu die Flügelunteroffiziere. Voraus der Leutnant. Geschlossen stürmten sie heran, wie sie es gelernt hatten daheim auf dem Exerzierplatz. Sie brüllten Hurra! Brüllten! Brüllten hell mit leuchtenden Augen. Und die braungebrannten Landsergesichter lachten. Sie kannten das Russenpack nur von Plänkeln, Feuergefecht, Gefangenen und Panjes, nicht aber bei der Attacke. Die hatte noch keiner erlebt, denn die Russen stellten sich ja nicht. Und nun kam sie endlich! Stolzer Tag! Den Ulanen klopfte das Herz vor Lust. Die Füße glitten durch die Bügel. Der Lanzenschaft wurde fest umfaßt. Einer drehte leise, wie zur Probe, den „Bohnenstengel": „Stich!", wie er es gelernt hatte daheim. Rechts, links, zurück. Daß es ihm nicht ergehen sollte wie der Biene, wenn sie sticht. Nein, rein — raus, rein — raus!

Der grauen Wolke drüben geht's brausend, klirrend, klappernd, schnaubend entgegen. Merkwürdig, immer wieder merkwürdig, eigentlich nicht anders als daheim auf dem Exerzierplatz. Da, ein Graben. Des Leutnants edle ostpreußische Stute streckt sich, und im Sattel wendet er ein wenig den Kopf. Ihm ist's, als ob einer der Ulanen gefallen wäre! Ach was, hinter ihm blitzende Augen, blanke Zähne, wie sie, offen den Mund, hurra brüllen, hurra, hurra! Mit den Kerlen hat's keine Not! Die wissen, um was es geht. Die Fähnlein flattern, knattern. Die Hufe prasseln auf den harten Heideboden. Immer näher kommen sie an den Feind. Schärfer wird der Galopp. Die braven Gäule strecken sich. Schnauben. Prusten. Die Russenlinie, soweit sie aus der Staubwolke sieht, nur

ein Strich bisher, wächst. Aber nicht eine Mauer. Bügel an Bügel wie das Häuflein Sächsischer Ulanen, nein, eine lange, schwankende, flatternde Linie, durch die der Himmel leuchtet wie durch schütteren Wald. Die Russen drängen vom Flügel, und der Stoß pflanzt sich als Welle fort. Kaum ahnt man ihre Lanzen, ohne Fähnlein verschwinden sie grau in Grau. Kein Vorderzug leuchtet, keine Schnalle blinkt. Eine graue Wand kommt daher in der Staubattackenwolke. Immer kürzer wird der Zwischenraum, immer größer die Pferde. Immer lauter tönt das deutsche Hurra. Schon sind die Gesichter wie Schattenmasken zu erkennen. Der rechte Flügelzug der Russen sucht einzuschwenken, da sind sie aneinander. Blick in Blick. Auge in Auge.

Der Leutnant, dreißig Fähnlein mit todbringenden Spitzen hinter sich, dreißig junge Reiter, hat die Säbelfaust vorgestreckt. Ein russischer Offizier jagt links heran. Ein blondes Bärtchen steht hell im sonnenbraunen, dunkeln Gesicht. Er hat den Revolver erhoben. Das verfluchte kleine schwarze Loch droht dem deutschen Offizier. Der Russe pariert den Gaul, die Zügel bis zur Brust angezogen, den Oberkörper weit zurück, die Schenkel angelegt. Sein Pferd schurrt hin. Sitzt auf den Sprunggelenken. Staub fliegt. Die Mündung steht just auf dem Ulanenleutnant. Wegschlagen will er sie, doch Arm und Säbel sind zu kurz. Da blitzt es auch schon auf. Rauch schießt vor. Der Schuß dröhnt. Dem Leutnant ist's, als habe er einen Schlag an den Kopf bekommen. Schon sind sie aneinander vorbeigeprellt. Einer taucht auf in dem Staub von irgendwoher, mit blondem Vollbart und sonnenrotem Gesicht. Blaue Augen. Hart. Stahl. Eindruck einer Sekunde. Ein Unteroffizier. Seine Lanze droht. Naht. Kitzelt schon. Aufgespießt? Nee. Warte, Luder. Ein Säbelhieb, und die Spitze fliegt zur Seite. Ein Hieb mit dem Säbel, pfeifend scharf, und der braune Russenarm sinkt nieder. Blut irgendwo. Der Unteroffizier bricht mit seinem Pferde in die Knie. Verschwindet aus dem Gesichtskreis. Da unten in Staub und Blut, denn dem Leutnant rinnt am Säbel nieder das helle Blut von Pferd oder Mensch. Einerlei. Ist keine Zeit. Wer fragt danach in dem Getümmel und Geschrei. Lanzen schwirren, splittern, fliegen in die Höh geschlagen auf, bohren zur Seite durch Luft und Staub. Klingen blitzen, klirren. Schüsse platzen nah in das Gewirr hinein. Fluchen. Pferdekeuchen und Schnauben. Krachend brechen Roß und Reiter zusammen. Überschlagen sich. Unten wälzen sich dunkle Massen. Abgewetzte, blanke Eisen blitzen durch die Luft. Zwei Ulanen stehen neben ihren Pferden. Barhaupt. Einem rinnt der rote Saft über die Augen, aber seine Lanze kreist drohend, abwehrend, wie er es gelernt hat daheim. Aus dem wilden Knäul jagt ein Rappe seitwärts hinaus. Der Russe darauf hängt mit beiden Händen in den Zügeln. Fast liegt er auf der Kruppe. Hoffnungslos jagt der Schinder davon, toll geworden von Anprall, Toben, Schmerz vielleicht und Wunden, den russischen Linien zu, die nicht schießen können in die eigenen Reiter hinein. Ein Brauner sitzt am Boden und versucht vergeblich aufzustehen. Er schleppt die Nachhand, die eine deutsche Lanze traf.

Da lösen sich die Massen. Die Ulanen sind hindurchgeprellt gegen den Windmühlenberg. Sie parieren, ordnen sich, wenden, und wieder geht es in die Russenhaufen hinein. Auch sie haben im Bogen kehrtgemacht. Ein Unteroffizier rammt dem Feinde die Lanze durch und durch. Er stürzt. Sie bricht. Der Russe kauert am Boden. Die Lanzenspitze steckt ihm in der Brust. Das Fähnlein hängt daran, weiß und grün, und das Weiß beginnt sich langsam rot zu färben.

Wieder Anprall. Stich. Hieb. Kein Schuß mehr. Pferde liegen ruhig am Boden. Daneben sächsische Ulanen. Russische Garde. Regungslos. Um ihre toten Inseln wogt der Reiterkampf. Von den Ulanen ist schon mancher hingestreckt, nahm aber immer anderthalben Russen mit. Tod einem, Lanzenstich dem anderen. Doch der Kampf des einen Zuges gegen vier ist zu ungleich. Das Gemenge wogt zurück. Und sie preschen durch. Stich. Hieb. Die Russen folgen nicht. Die Russen haben genug. Die Russen eilen zurück zu ihren Gräben. Die kleine Schar, mehr als die Hälfte fehlt, reitet heim. Die Flanken der Pferde schlagen. Manch fröhlich Reiterherz nicht mehr. Rot ist auch manche Stirn, und es rinnt über manche derbe Hand. Auf blutendem Fuchs, den abgebrochenen Lanzenstummel noch wie ein Kleinod in der Faust, hängt ein Landser, bleich, unsicher im Sattel, mitten auf der Brust, wo ihn der feindliche Stahl traf, quillt es ihm aus der Ulanka. Hinten ist alles still. Totenstill. Pferde liegen da und Reiter. Nur der Gaul, der nicht mehr aufkann, sitzt dort, als hielte er Totenwacht, und über die Heide läuft wiehernd im Stichtrab ein reiterloses Pferd, daß die Bügel klimpern und die Sattelblätter klatschen. Es verschwindet über der Höhe, wo jenseit der Oberleutnant stumm allein im rotbetauten Heidegrase liegt.

Alles ist vorüber. Ein Traum, ein blutiger, herrlicher, ehrenreicher Reitertraum. Die Pferde schütteln sich, stoßen wieder in die Zügel. Und die Landser sehen sich schweigend an, bis einer spricht. Nur drei Worte. Drei Worte: „Heute hat's gehaun!“

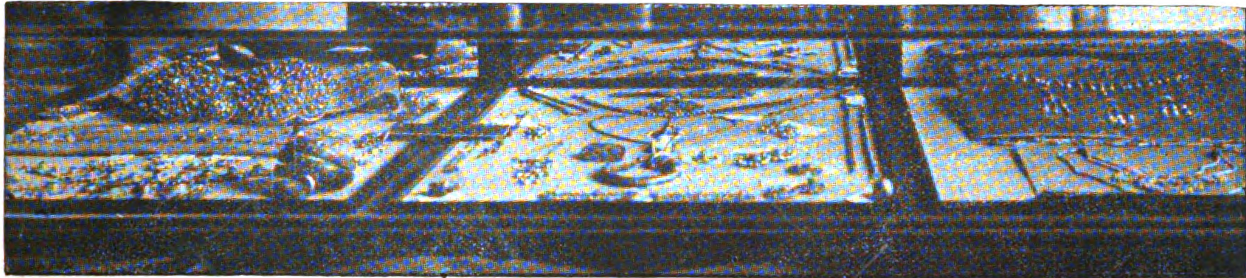
Der Leutnant aber ruhte nicht. Er schrieb die Meldung. Nicht das stolze Reitererlebnis seines Ehrentages, nur dienstlich: „Dicht westlich S. . . . feindliche Schützengräben. Im Gelände westlich S. . . . feindliche Kavallerie. Etwa 1 Eskadron.“

Dann wischte er den blutigen Säbel langsam im Grase ab.

Wie nun der Abend kam, das Regiment Freilager bezog und in der Ferne am Himmel die Fackel brennender Gehöfte die Nacht erhellte, saßen die Landser am Feuer, sich ihr verdientes Essen zu kochen. Sie sprachen leise, wie das gewesen, als der Tod mit ihnen Attacke ritt. Und wußte keiner was Rechtes, so schnell war's gegangen. Sie waren aber zufrieden und stolz fürs Regiment. Machten aber nichts Wesens draus, sie hatten's ja alles so auf dem Exerzierplatz gelernt. Nur einer saß abseits, der neue, weiche Junge, der dem toten Russen so lange in die gläsernen Augen gestarrt. Er stand bei seiner Stute, mit einem Lanzenstich im Hals. Wasser hatte er ihr geholt. Wie er es vorhielt, streichelte er das treue Tier und sagte leise immer wieder wie zu einem Menschen: „Meine arme Micke! Meine arme Micke!“

Leutnant H. . . . hielt die Tschapka in der Hand. Spielend glitten seine Finger über das Loch im Leder, wo die Russenkugel hindurchgegangen war. Darum hatte ihm der Schädel so gedröhnt! Er dachte an den toten Kameraden, denn der Oberleutnant ritt keine Patrouille mehr, es sei denn, den Eingang zum Himmelstor sicher zu erkunden. Seine Leute erzählten, sein Pferd sei angeschossen zusammengebrochen, er selbst, verwundet, habe noch den Revolver gezogen und über dem Gaul stehend abgefeuert auf die feindliche Linie, die ihn überritten, erstochen, abgeschossen, wer mochte es sagen!

Am nächsten Morgen fand deutsche Infanterie acht



Altertümlicher Schmuck.

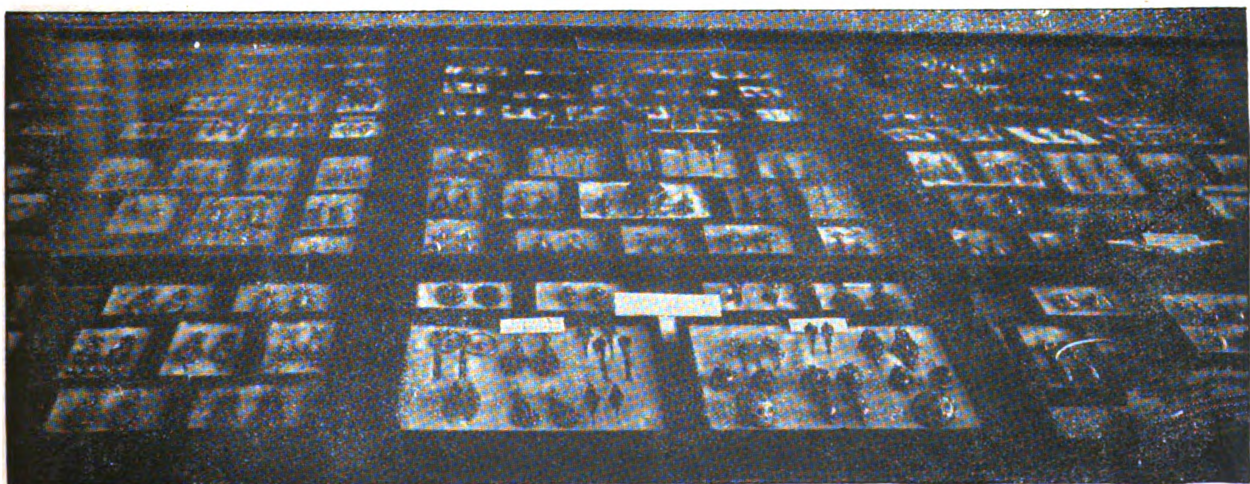


Geschenk der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland,
geborene Prinzessin Charlotte von Preußen, an ihre Schwester die Großherzogin Alexandrine v. Mecklenburg-Schwerin.
Bes.: Die Frau Kronprinzessin.



Sammlung Ulrike von Levetzow (Goethes letzte Liebe).
Bes.: Frau Ulrike Haniel, geb. v. Levetzow.

Aus Goethes Zeit.



Eine Sammlung von Ohrringen.

„Aus vergangener Zeit".

Ausstellung des Berliner Lyzeumklubs zum Besten der „Cecilienhilfe" der Frau Kronprinzessin. (S. Artikel.)

Frühlingsturm.

Von Joseph v. Lauff.

Mir graut nicht mehr, mir bangt nicht mehr
In diesem Völkerringen;
Denn wer erprobt die starre Wehr
Und kämpfen sah das deutsche Heer,
Der muß dem Herrn lobsingen.

Und wer sie sah, die deutsche Frau,
Ganz trauerschwarzverhangen,
Und doch mit zukunftsfrohem Tau
Verklärt der Augen zärtlich Blau,
Des Seele kennt kein Bangen.

Und wer gesehn, wie zorngeweckt
Die Faust von sechzehn Lenzen
Sich jetzt schon nach dem Eisen streckt,
Das durch Westfalens Mark sich reckt,
Spricht nur von Siegeskränzen.

Ist auch das Flaggentuch zerfetzt
Und stumpft sich ab die Schneide,
Das Schwert, es wird aufs neu gewetzt,
Und glorreich weht das Tuch zuletzt
Auch im zerspliss'nen Kleide.

Drum auf! — den Bannerschaft umfaßt
Und hoch die alten Fahnen!
Die große Stunde nicht verpaßt . . .!
Schon regt in Borke sich und Bast
Das deutsche Frühlingsahnen.

Die Welt, auch noch so grimm umkrallt,
Sie macht das Herz nicht grausen;
Der Sieg wird dennoch mannigfalt,
Wie Frühlingsturm den Frühlingswald,
Das Deutsche Reich durchbrausen.

Gräber, die Einwohner den Ulanen gescharrt hatten. Acht Tschapkas lagen darauf. Acht Verwundete, auch voller Lanzenstiche, lasen sie auf, davon einer nicht weniger denn siebzehn Wunden trug. Wochen darauf brachte der Brief eines russischen Offiziers Gewißheit über des Oberleutnants Schicksal. Darin stand: „Bis zum letzten Moment kämpfend mit der Waffe in der Hand, fand er den Tod, von uns bewundert wegen seiner Tapferkeit!"

Den Säbel knielängs gesenkt vor dem vornehm menschlichen Feind! Waren ja auch keine Kosaken! War russische Garde!

Den Säbel knielängs gesenkt vor den Kameraden, die solchen Ritt gewagt!

Zum dritten den Säbel knielängs lange gesenkt vor dem toten Offizier!

* * *

Dieses ist der letzte Ritt des Oberleutnants von L., den mancher hat auf grünem Rasen den Sieg erkämpfen sehn. Er wurde der Glückliche, des höchsten Ehrenpreises teilhaftig, den ein Volk zu vergeben hat: des Todes fürs Vaterland. Und es soll keiner trauern ob des jungen vergossenen Blutes, sondern stolz sein, daß er ein Deutscher gewesen ist.

▽▽▽

Aus vergangener Zeit.

Eine Ausstellung von Kleinkunst und Kunstgewerbe im Dienst der Frau.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

In der sehenswerten Ausstellung, die der Deutsche Lyzeumklub zugunsten der „Cecilienhilfe" im Hohenzollernkunstgewerbehaus Friedmann & Weber veranstaltet, sind erlesene Werke der Kleinkunst und des Kunstgewerbes, soweit sie im Dienst der Frau stehen, gesammelt und zu einem einheitlichen Bild vereinigt worden. Aus dem Besitz preußischer Adelsgeschlechter und alter Berliner Familien sind künstlerische und wertvolle Erinnerungstücke und Gebrauchsgegenstände zusammengebracht, die dem Beschauer einen Ueberblick über die reiche Kultur der neuen und neueren Zeit gewähren. Da sieht man viel tausend Dinge, die zu der Umgebung vornehmer und reicher Frauen gehören: herrliches altes Porzellan, reizende Ziersachen, allerhand schönes Gerät, alte kostbare Spitzen, Seide und Samt. Aus der Goethezeit finden sich Ueberzüge zu den Möbeln aus des Altmeisters Gartenhaus, die Ottilie von Goethe und ihre Schwester gestickt haben, ferner ein Schrank mit persönlichen Erinnerungen an Goethes letzte Liebe Ulrike von Levetzow. Die Kaiserin hat den Krönungsfächer der verstorbenen Kaiserin Augusta, die Kronprinzessin einen Nähkasten ausgestellt, den die Zarin Alexandra von Rußland, geborene Prinzessin Charlotte von Preußen, der Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin zum Geschenk machte. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat zwei weiße Kleider der Königin Luise beigesteuert. Eine ganze Flucht von Prunkräumen schließt alle die vielen Kostbarkeiten ein, die in kleinen lauschigen Abteilungen sehr gut zur Geltung kommen.

▽▽▽

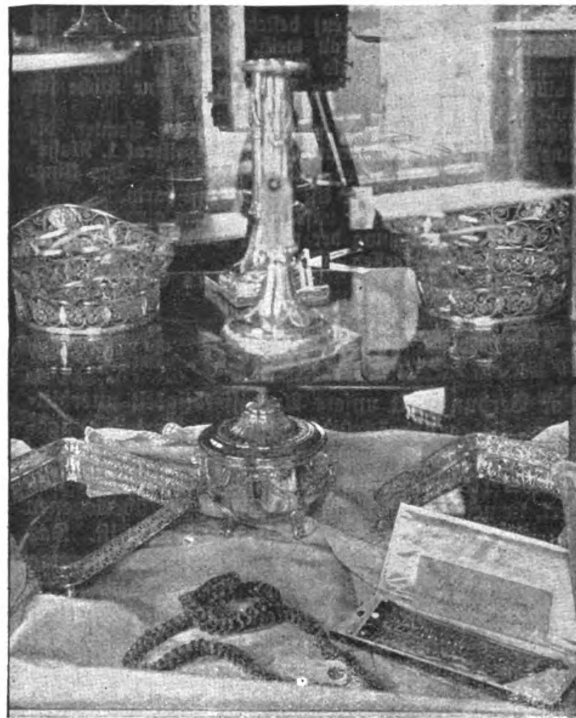
Am Ausguck.

Unsere Feinde haben bekanntlich Vertreter zu einer Konferenz nach Paris geschickt. Die Abgesandten entwickelten einen aufopfernden Eifer.

Nach der Unterbringung im Hotel scheuten sie keinerlei Anstrengung, um sich zu versammeln. Nachdem dies ihrer unverdrossenen Tüchtigkeit gelungen war, begannen sie ohne viel Zeitverlust sofort energisch den Begrüßungsreden zu lauschen.



Aus Goethes Zeit:
Bilder und Stücke der Erinnerung.



Schmuck und Zierat.
Unten rechts: Armband der Königin Luise. Bes.: Gräfin H. v. Hochberg

Nach dieser Beschäftigung, wobei auch der Vertreter des kleinsten gegnerischen Volkes kein Erlahmen kannte, ging man zu dem täglichen Festmahl über.

Die besonders gefeierten Italiener, die nur kurz, aber nachdrücklich erklärten, daß sie zu einer heldenhaften Mitwirkung bei Saloniki durch keine Macht der Welt veranlaßt werden könnten, benutzten diesen Teil des Programms, um sich mit stürmischer Leidenschaft zur Entschädigung für manches daheim Vermißte vollzuessen.

Sie äußerten, sobald von dem griechisch-bulgarischen Kampfplatz nicht mehr die Rede war, gern ihre Bereitschaft, zu einem Gang anzutreten, aber nur, wenn unter „Gang" ausdrücklich Gebratenes zu verstehen sei. Immer deutlicher stellte sich heraus, daß der Fleischnot unter Italiens Bürgern durch Entsenden einer Anzahl davon zur Konferenz wenigstens teilweise abgeholfen werden sollte.

* * *

Während England und Frankreich ihr Augenmerk auf die Schaffung einer gemeinsamen Zensurstelle richteten, und während sich Rußland — nach dem Grundsatz, Politik sei Verwirklichung des Erreichbaren — an die Getränke hielt, wurde von anderer Seite der Wunsch geäußert, man möge nach dem Friedenschluß den Handel Deutschlands lieber doch nicht völlig zerstören . . . weil damit England einen Kunden verlieren müßte.

Die Konferenzteilnehmer dachten sich Deutschland ungefähr als handfesten Sklaven — und ihr Standpunkt war: „Er darf nicht an Hunger eingehen — sondern muß immer so viel zu essen kriegen, daß er für uns schuften kann."

Der deutsche „Sklave", Schmidt geheißen, denkt: sie wird das Mäuslein beißen!

* * *

In den Gasthäusern soll die Speisekarte schlichter werden. Nur zwei Fleischgänge gibt es in Zukunft zur Auswahl — im Reichsamt des Innern ist es beraten worden.

Der Gast wird also künftig seine Augen schonen, er braucht keine lange Liste durchzulesen. Es findet mündliche Verhandlung statt.

Vielfach war das mündliche Verfahren schon früher. In urwüchsigen Gegenden kam auf die Frage der Kellnerin „Was schaffens?" (d. h. „Was wünschen Sie") eine Antwortfrage des Gastes: „Was hams?" Dann die lange Aufzählung: „Scheener Lungenbraten, Schweinskarree, Kalbszüngerl, Beuschl mit Knödeln. Oder: geschmortes Rinderherz, Saftbraten mit Nudeln, Tomatenfleisch, Paradeishuhn . . ." Die Zeiten sind vorüber.

Auf die einfache Frage „Was gibt's?" antwortet der Kellner nur: „Sauerbraten und Schnitzel." Punktum.

Mancher Gast verfällt vielleicht in eine melancholische Stimmung, die man mit Eß-Moll bezeichnen könnte: darauf wird aber keine Rücksicht genommen. Mit Recht. Wie viele leben unter uns, die, wenn man ihnen „bloß" zwei Fleischgänge zur Wahl stellte, durchaus nicht ungehalten wären . . .

* * *

Die Fleischgänge werden in Zukunft bloß auf dem Teller, nicht auf der Platte gereicht. Ganz richtig. Es soll keine Vergeudung von Fettstoff eintreten.

Der Mensch ist seltsam — er läßt gern aus „Vornehmheit" was auf der Platte zurück, das nachher umkommt. Mancher schleckte so gern seine Tunke bis zum letzten Rest — doch um die Hochachtung des Kellners nicht zu verlieren, läßt er sie stehen . . . mit gutgespielter Lässigkeit.

Dem hilft nun das Auge des Gesetzes ab — welches über die bei uns vorhandenen Fettaugen Buch führt. Keine Platte wird im Speisesaal mehr sichtbar — nur der Gast darf noch eine haben.

* * *

In Frankfurt am Main, auch in Wien werden geröstete Kartoffeln auf der Straße verkauft.

In der Umgebung Berlins fahren sogenannte Gulaschkanonen einher, welche die Ortsväter in Umlauf gesetzt haben.

Die Hälfte der Dinge, mit denen wir uns befassen, sind Küchenangelegenheiten. Neue Mittel, um die Knappheit des Marktes zu besiegen, die Küche zu fördern, ersinnen Männerköpfe. Das ist sehr verständlich. Die Leute, die von Rom aus das größte Weltreich der alten Zeit stifteten, gingen vormittags auf den Markt und kauften ein — sogar mitten im Frieden. Wäre vollends Italien durch die Punier von der Zufuhr abgesperrt worden, so hätten Roms Männer die Leitung der Küche nie aus der Hand gegeben. Wir tun dasselbe.

* * *

Möglich, daß hieraus künftig neue Berufe entstehen. In Zukunft gibt es nicht nur Nahrungsmittelchemiker und Volkswirte, sondern vielleicht ausgebildete Praktiker der öffentlichen Ernährung — womit ein Stück der sozialen Not beseitigt würde, falls nicht jeder kleinste Haushalt, der vielleicht nur

aus zwei Seelen (und Mägen) besteht, umständlich für sich kochen müßte. Jede Hausfrau weiß, daß es sich für zehn Personen viel billiger kocht als für zwei — also kämen diese zwei billiger fort, wenn sie den Anschluß an eine Küche für Tausende fänden.

Vielleicht gibt es einstens zweckmäßige neue Aemter, die mit einem Titel verbunden würden: wie „Speiserat 1. Klasse“ oder „Kgl. Kochführer“ oder „Futterreferendar“. Das klingt zwar scherzhaft, es steckt aber ein Gran Ernst darin.

Auf alle Fälle wollen wir unsre Ernährung auch weiterhin sichern — zur Enttäuschung der vielen, die uns selber, wenn auch nicht vor Liebe, fressen möchten.

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Vor Verdun rückt unsere Angriffstätigkeit unerbittlich vor. Jedes abbröckelnde Stück der Verteidigungsmauer, welches dieses Gefüge von dauernder Befestigung und Feldwerken unter dem Druck unserer Angriffe neu verliert, beweist, daß an ein Nachlassen der überlegenen deutschen Kraft nicht im entferntesten zu denken ist. Das ganze Aufgebot des französischen Widerstandes vermag nicht die geringste Abschwächung zu erreichen. Zermürbt und erschöpft unterliegt ein Glied des Verteidigungskörpers nach dem andern. Mit kleinlichen Mitteln, in denen das welsche Volk nun einmal groß ist, versuchen die Franzosen die Zertrümmerung ihrer Stellungen aufzuhalten. Dabei spielen Raubtierfallen in den Wasserläufen, Wilddiebschlingen im Gebüsch, in Felswände eingemauerte Maschinengewehre eine Rolle, die, so unbedeutend sie an sich ist, den Ausdruck der Ohnmacht des Unterliegenden bildet.

Der Angriffspunkt auf dem linken Maasufer hat naturgemäß als der empfindlichste im gegenwärtigen Stande des erbitterten Ringens die stärksten Versuche des Feindes auf sich gezogen, dem Druck zu begegnen. Vorbereitete und nach allen Regeln eingeleitete französische Angriffe wurden auf die von uns behaupteten Waldstellungen bei Avocourt gerichtet. Tag und Nacht fanden erbitterte Nahkämpfe statt. All diese Versuche endeten mit der Niederlage der Feinde.

Bei Malancourt stürmten unsere Truppen die französischen Stellungen in einer Breite von etwa 2000 Meter. Nicht nur diese Stellungen, die in mehreren Linien hintereinander gelagert waren, fielen, sondern unmittelbar darauf auch das Dorf Malancourt und die beiderseits anschließenden französischen Verteidigungsanlagen. Das gab wieder einen tüchtigen Ruck vorwärts gegen den Kern von Verdun.

Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß gegenüber den starken Verlusten des Feindes unsere Verluste gering waren. Die Anzahl der unverwundet Gefangenen war wiederum groß; gleich in den ersten Meldungen über das Ereignis finden sich die Ziffern 436 Mann, 322 Mann usw.

Am Ostufer des Maasabschnittes wurden die Stellungen bei Vaux genommen. 720 Mann und 11 Offiziere wurden dabei unverwundet gefangengenommen.

Obgleich auch von den übrigen Teilen der Westfront Berichte über größere Kämpfe nicht eingegangen sind, so ist doch ersichtlich, daß nirgend jene Ruhe mehr da ist, die in ihrer stets bereiten Wachsamkeit die Geduld unserer Leute im westlichen Grabenkrieg auf so lange und harte Proben gestellt hatte. Heißt es auch nur einmal, daß in vielen Abschnitten der Front die Artillerietätigkeit merklich auflebte, ein andermal, daß heftige Handgranatenkämpfe stattgefunden haben, so ist doch stets zu rechnen mit der Möglichkeit, daß es auch an anderen Stellen einmal schwerer Ernst wird. Und wie sehr die Feinde mit dieser Möglichkeit rechnen, dafür liefert die gesteigerte Tätigkeit ihrer Flugzeuge deutlichen Beweis.

Die Kriegsbeute, die der Luftkrieg in diesen kritischen Tagen für uns ergab, findet in den Berichten natürlich nur so weit Beachtung, als besondere Einzelheiten vorliegen, im übrigen wird dieser Dienst mit demselben Ernst versehen wie jeder andere. Aber daß der ausgezeichnete Kampfflieger Immelmann im Luftkampfe östlich von Bapaume sein zwölftes Flugzeug und bald darauf sein dreizehntes abgeschossen hat, wurde doch der Erwähnung wert gefunden!

Die Engländer büßten dabei drei Doppeldecker ein.

Auf ihr Konto kommen auch sonst neue, schwere Schädigungen durch unsere Luftwaffe. In der Nacht zum 1. April hat ein deutsches Marineluftschiffgeschwader London und Plätze der englischen Südostküste angegriffen. Man weiß, was es bedeutet, wenn unser Admiralstab berichtet, daß die Angriffe durchweg sehr guten Erfolg hatten, wie von unseren Luftschiffen durch die einwandfreie Beobachtung zahlreicher Einstürze und Brände festgestellt werden konnte. Wenn er meldet, daß die City von London zwischen Londonbrücke und Towerbrücke ausgiebig bombardiert worden ist. Ebenso sind die London-Docks, der Nordwesten von London mit seinen Truppenlagern, Sprengstoffabriken im Norden von London, Industrieanlagen bei Enfield, ferner Lowestoft mit Spreng- und Brandbomben beworfen worden. In den Hafenanlagen des Humber brachte unsere Luftflotte drei Batterien zum Schweigen, eine bei Cambridge.

Hatten auch die englischen Abwehrgeschütze eins der Luftschiffe getroffen, so daß es vor der Themsemündung ins Wasser sank, so konnten sie den Erfolg unseres Angriffes nicht abschwächen, geschweige denn seine Wirkungen irgendwie verhindern. Die Besatzung des aufgeopferten Luftschiffes ist in englische Gefangenschaft geraten.

Dieser Schlag sitzt heftiger noch als die früheren, die wir hintereinander im Herbst gegen England mit der Luftwaffe führten. Ein zweiter Angriff mit gleich schweren Folgen fand unmittelbar hinterher an der englischen Ostküste statt.

Ein vollkommener Mißerfolg englischer Flugversuche, der sich von Bord eines Kreuzergeschwaders gegen die schleswigsche Küste richtete, war vorangegangen. Ohne Schaden anzurichten, büßten die Engländer von den fünf Flugzeugen, mit denen sie diesen kümmerlichen Versuch unternahmen, schon an der Insel Sylt drei durch unsere Abwehr ein.

Über das Scheitern der Massenangriffe an der Ostfront sind wenig Worte zu verlieren. Das Schicksal dieser russischen Massen war vorauszusehen. Wenn Hindenburg die grauenhaften Verluste der Russen bei dieser Gelegenheit schätzungsweise auf 140 000 bewertet, so sind es eher mehr als weniger.

An der italienischen Front führten die österreichisch-ungarischen Truppen einen empfindlichen Schlag, indem sie nördlich Podgora feindliche Stellungen stürmten und an die 1000 Italiener gefangennahmen. Cadorna meldete, daß die italienische Artillerietätigkeit durch Platzregen behindert worden sei.

Der Hafen von Saloniki und das englisch-französische Lager wurden durch ein Geschwader von fünfzehn deutschen Flugzeugen mit 800 Bomben belegt.

X.



Spezialaufnahme.

Generaloberst von Kessel,

Oberbefehlshaber in den Marken.



Ein Unterstand im Dünensand. Hofphot. Kühlewindt.



Wie die Winterquartiere (Erdhöhlen) unserer Truppen an der Düna aussehen. Hofphot. Kühlewindt.

Unsere Truppen am Dünastrand



Sichtung eines russischen Patrouillenbootes auf der Ostsee. Hofphot. Kühlewindt.



Eine verlassene russische Stellung. Phot. Sennecke.

Unsere Truppen am Dünastrand.

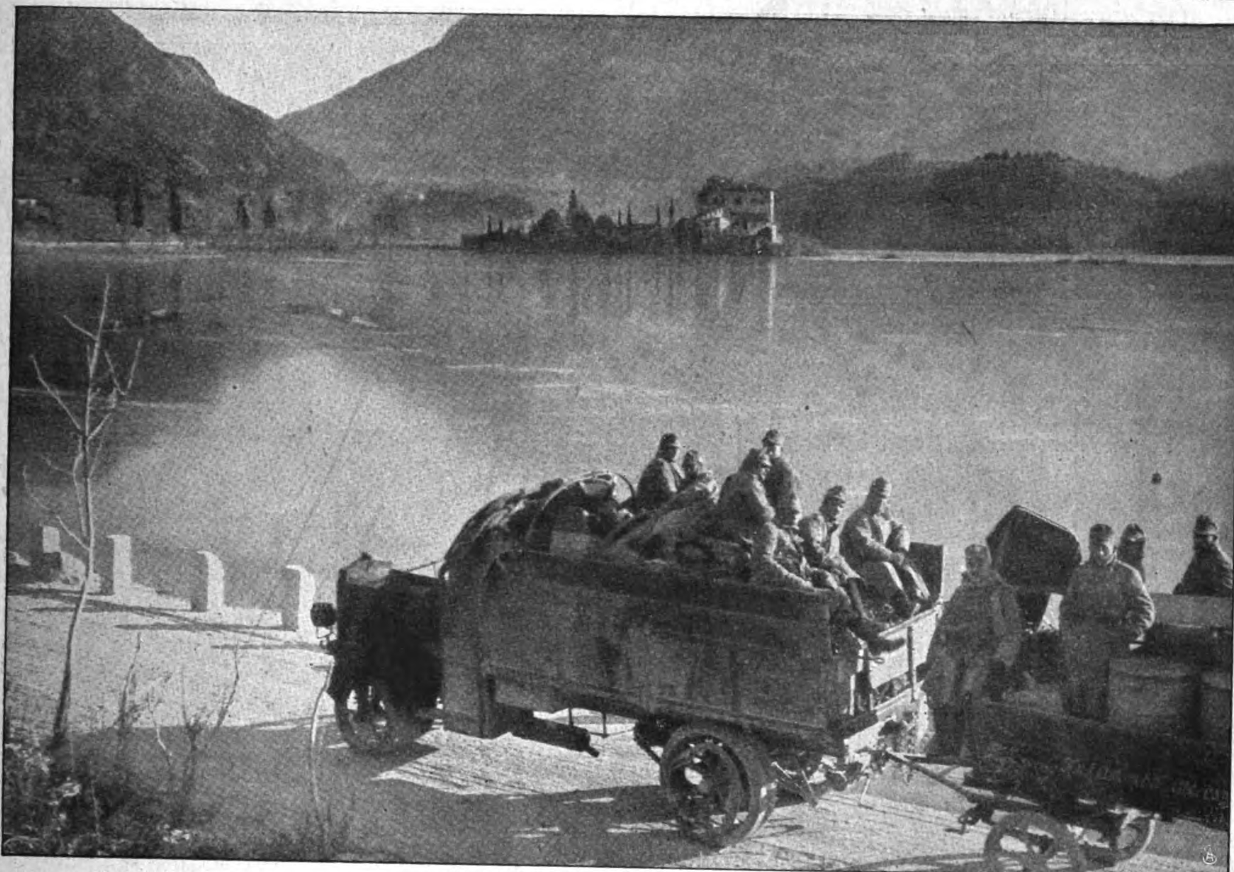


Spezialaufnahme.

Graf Cadagua mit Familie,

der mit unserer Regierung handelspolitische Fragen erörtern soll.

Ein spanischer Sondergesandter in Berlin.



Eine Autotrainkolonne unterwegs. Kilophot.



Transport eines 30,5-Mörsers. Kilophot.

Vom südlichen Kriegschauplatz.


Oberst Willi Ribbentrop.


Oberstleutnant Siegfried v. Ribbentrop.


Oberstleutnant Richard Ribbentrop.


Phot. Wertheim.
Oberstleutnant Fritz Ribbentrop.


Phot. Fiedler.
Oberstleutnant Hans Ribbentrop.


Hauptmann Bruno Ribbentrop.


Phot. Martini.
Hauptmann Bartenstein.


Hauptmann Th. Dahm.


Phot. Kruse.
Leutnant W. Braudemann.


Leutnant Bluhm.


Leutnant Hugo Schröder.


Leutnant Martin Niggl.


Leutnant H. Eyssen.


Phot. Brasch.
Leutnant Herbert Albrecht.

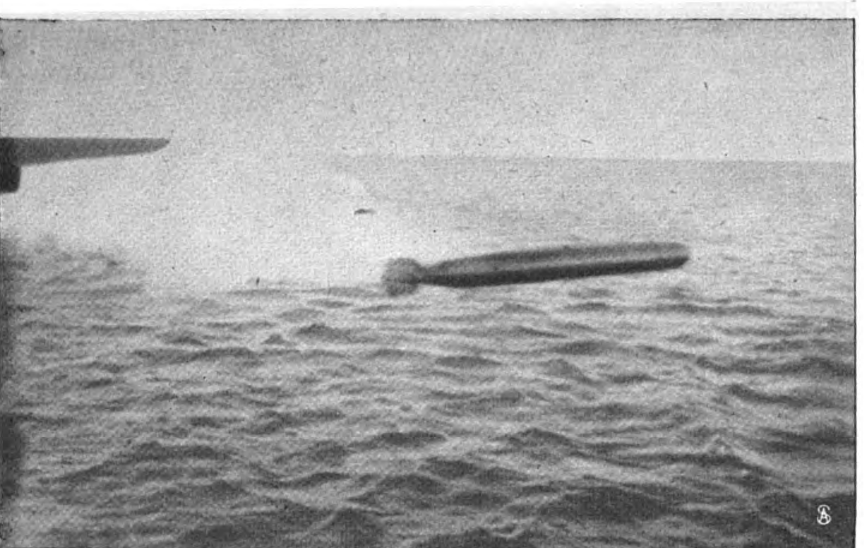

Phot. Kloß.
Offizierstellvertreter Alfred Werner.


Phot. Schmidt.
Vizewachtmeister Bootz.



Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

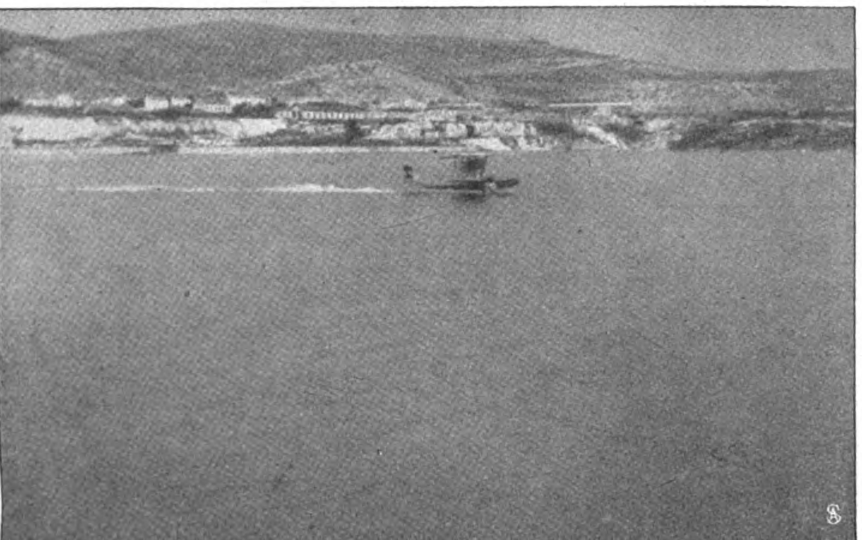




Abfeuern eines Torpedos von einem Torpedobootzerstörer.



Schiffscheinwerfer beleuchten eine feindliche Ortschaft.



Wasserflugzeug vor dem Aufstieg im Hafen.



Kohlenfassung auf einem Kreuzer.

Vom südöstlichen Kriegschauplatz: An der albanischen Küste.



Phot. Hugo Erfurth.

Veronika (Minnie Nast). Bürgermeister (Friedr. Plaschke).

Die Schneider von Schönau. Von Jan Brandts-Buys.

Uraufführung im Kgl. Opernhaus, Dresden.



Phot. Zander & Labisch.

Afrikanerin (Frau Kemp). Nelusco (Schwarz).

Die Afrikanerin. Von Meyerbeer.

Neueinstudierung im Kgl. Opernhaus, Berlin.

Wieder an die Front.

Von A. Oskar Klaußmann.

Es ist in der Mitternachtstunde. Auf dem Fernbahnsteig in Charlottenburg steht ein D-Zug Berlin—Wilna, der nur militärische Urlauber nach der Ostfront befördert. Seit zehn Uhr sind sie angekommen, die Feldgrauen, schwer beladen mit Gepäck, Decken, Schanzzeug, Ausrüstung, Gewehr. Mußten sie doch feldmarschmäßig die Urlaubsreise antreten, um für alle Fälle gerüstet zu sein, wenn sie zum Beispiel vom Urlaub nach einer anderen Front beordert wurden.

Sie kamen in Begleitung ihrer Angehörigen, die ihnen das Geleite gaben, sie kamen an mit allerlei Gepäckstücken, mit Kartons, mit Schachteln, mit Paketen, mit Verpflegung für die Reise und für einige Tage an der Front. Auch allerhand notwendige Gebrauchsartikel sind in diesen Paketen, aber auch allerlei nützliche Dinge, welche die Urlauber für die Kameraden da draußen angekauft haben. Mit wahren Argusaugen behütet der eine Feldgraue das kleine Paket in seiner Tasche; es enthält zwei Schnurrbartbürsten für den Korporalschaftsführer, der mit Sehnsucht diesem Verschönerungsapparat entgegensieht. Und Tabakspfeifen für die Kameraden und Tabak und Taschenmesser und Laternen und Feuerzeuge und Bücher und allerlei Zeug, das wir hier kaum achten, und das da draußen einen so riesigen Wert hat, wird mitgenommen.

Wer um diese Zeit das Bahnhofsgebäude betritt, wundert sich über die zahlreichen Gruppen, die immer mehr anschwellen, bis es eine wahre Flut ist, welche Wartesäle, Vorhalle und selbst die Treppen erfüllt. Und immer wieder ein Feldgrauer als Mittelpunkt einer solchen Gruppe. Am Bahnsteig ist eine sehr strenge Kontrolle der Fahrscheine und der Urlaubspässe, und zwar ist diese Kontrolle eine militärische. Die Angehörigen dürfen mit Bahnsteigkarten natürlich auch bis an den Zug, in dem sich die Urlauber allmählich ihre Plätze suchen.

Die Stimmung ist galgenhumoristisch — es ist ein bitterböser Abschied, dieser zweite! Beim ersten gab es noch Begeisterung, da steckte man mitten in der Masse der Abschiednehmenden, da war man sich noch nicht recht klar geworden über das Schreckliche dieses Krieges, über all das Furchtbare, das unsere Leute draußen durchmachen mußten, seelisch und körperlich. Der jetzige Abschied ist schlimmer als der in den ersten Mobilmachungstagen, das sagen sie alle, die Feldgrauen und die Angehörigen.

Je näher der Augenblick der Abfahrt kommt, desto nervöser werden die Leute, und mancher wünscht, es wäre vorüber. Man hat ja schon den großen Abschied zu Hause genommen, das hier ist nur noch ein Nach-Abschied, dieser zweie, viel, viel schlimmer als der Fenstern drängen sich die Urlauber, um noch einen letzten Gruß, einen letzten Blick zu tauschen.

Der Zug rollt aus der Halle. Stilles Weinen bei den Zurückgebliebenen. Ja, ja, es ist ein bitterböser Abschied, dieser zweite, viel viel schlimmer als der erste! Und das Schlimmste daran auszukosten haben die Zurückbleibenden, denn die Abfahrenden sind unter ihren Kameraden, die jetzt anfangen, sich in den Wagen einzurichten. Das ist gar nicht so leicht. Die Wagen sind überfüllt, und auf den anderen Fernbahnhöfen Berlins wird noch neuer Zuwachs kommen. Aber man weiß sich zu helfen. Das Gepäck bringt man schon unter, und wenn auch einzelne von den Urlaubern — sagen wir vielmehr eine große Zahl — stehend die Fahrt zurücklegen müssen, so wissen sie doch schon im voraus, daß auch ihnen von den Kameraden später Platz gemacht wird, während diese stehen. In einem solchen Wagen ist alles eine Familie, ob Unteroffizier oder Mann, es ist alles gleichwertig, es duzt sich alles. Es wird gesungen, absichtlich wird große Fröhlichkeit gezeigt. Man will damit nicht nach außen hin demonstrieren, nein, man will sich nur selbst hinwegtäuschen über die traurige Abschiedstimmung, man will sich zwingen, nicht an das zu denken, was einen bewegt, und was doch mit furchtbarer Macht und Gewalt über die Leute kommen wird, die jetzt singen und sich lustig gebärden.

Das Gespräch ist allgemein. Sie haben zu erzählen von den Erlebnissen im Urlaub, sie erzählen einander, wie sie ihre Familie angetroffen haben, ihre Bekannten und Freunde, manch rührende Szene wird geschildert, aber auch viel zum Lachen.

Auf dem Schlesischen Bahnhof kommen die letzten Zuzügler von Berlin, dann geht es in voller Fahrt bis Frankfurt a. O., ohne anzuhalten.

Das Gespräch im Wagen wird stiller, das Singen hat aufgehört, der und jener drückt sich in die Ecke und heuchelt tiefen Schlaf, aber er denkt nicht daran zu ruhen, er „besieht sich inwendig“, wie der Soldatenausdruck lautet. Er muß erst den Abschied verwinden und die Gedanken, daß er alles und vielleicht für immer zurückgelassen hat, was ihm lieb und teuer ist auf Erden. Auch die Sorge, die bittere Sorge mischt sich manchmal in diese Gedanken.

Es wird stiller und stiller in den Wagen, alles sucht eine Stellung, in der man schlafen kann, selbst in dem Gang und zwischen den Bänken kauern und sitzen Urlauber, welche jenen Schlaf suchen, der den Daheimgebliebenen nicht bekannt ist: den tiefen, todesähnlichen Soldatenschlaf, der sich einstellt an den unglaublichsten Orten und zu den ungewöhnlichsten Zeiten. — — — —

Wenn es Tag wird, wenn die Sonne durch die Fenster des Wagens scheint, wird auch inwendig alles lebendig. Es beginnt ein gewaltiges Frühstücken aus den mitgenommenen Vorräten. Man ladet sich gegenseitig ein, man tauscht allerlei Leckerbissen aus, man rühmt die Kochkunst der Frau, der Mutter, der Schwester, die die Leibspeise zubereitet hat, die der Urlauber mitnehmen mußte. Dann qualmen die Pfeifen und glühen die Zigarren, „Rauchware“ hat man ja in Masse mitgenommen; noch im letzten Augenblick haben die Verwandten und Bekannten sie auf den Bahnhof zum Abschiedsgeschenk gemacht. — Die Unterhaltung wendet sich jetzt ganz anderen Gegenständen zu, wie auf Verabredung spricht man nicht mehr von zu Hause und vom Urlaub. Man will das hinter sich haben, man entfernt sich mehr und mehr von der Heimat und muß wieder an die Gegenwart und die allernächste Zukunft denken.

„Wie weit fährst du?“

„Bis da und dahin. Dann gehe ich auf die Seitenstrecke über und fahre noch bis spät abends. Dann muß

ich bis Mitternacht warten und kann mit einem Kleinbahnzug weiter."

„Und du?"

„Ich bin drei Tage unterwegs. Ich muß zweimal umsteigen, dann habe ich noch vierzig Kilometer zu Fuß zu machen, bis ich an meine Front komme."

„Vierzig Kilometer?"

„Ja. Ich mache sie in zwei Tagen. Es wäre denn, daß ich ein Auto träfe, dann wäre ich fein raus, wenn es mich mitnähme. Dann wäre ich einen Tag früher vom Urlaub zurück, aber ich mußte eben drei Tage auf die Rückfahrt rechnen."

„Und wo schläfst du, wenn du kein Auto triffst?"

„Ich melde mich beim Wachhabenden in der kleinen Stadt, die ich passieren muß. Dort schlafe ich auf der Wache. Angenehm ist das nicht. Ich habe am nächsten Morgen sicher dann wieder Einquartierung. Nirgends holt man sich so viel Ungeziefer wie auf den Wachstuben oder vielmehr in den Räumlichkeiten, die als Wachstuben eingerichtet sind."

„Drei Tage bist du hingefahren, und drei Tage fährst du zurück. Dann hast du also nur acht Tage von dem Urlaub gehabt. Sechs Tage mußt du auf die Fahrt rechnen."

„Ja, das ist wahr, es hat sich gar nicht gelohnt. Und überhaupt, man soll nicht nach Hause fahren. Der zweite Abschied ist der schlimmste und hundertmal schlimmer als der erste."

Jetzt ist endlich das Wort gefallen, das der Gemütsstimmung aller Ausdruck gibt, und von allen Seiten kommt die Zustimmung.

„Nie wieder auf Urlaub, und wenn der Krieg noch hundert Jahre dauert." — „Und wenn ich noch hundert Mark zubekomme und vier Wochen Urlaub, ich gehe nicht nach Hause, wenn ich nicht für immer dableibe und es Friede ist!" — „Die ersten Urlaubstage braucht man dazu, um sich wieder einzugewöhnen zu Hause. Man ist gar kein Mensch, man ist ja gar nicht mehr an geordnete Verhältnisse gewöhnt. Ich habe drei Tage gebraucht, bis ich mich wieder zurechtgefunden habe." — „Mir ist es auch so gegangen. Drei Tage habe ich gebraucht, um mich einzurichten. Dann habe ich drei, vier Tage wirklich etwas vom Urlaub gehabt. Dann aber saß ich schon wieder auf dem absteigenden Ast, dann fingen meine Angehörigen schon die Tage an zu zählen, die ich noch dablieb, und der Abschied rückte näher und näher." — „Man wünscht sich immer das, was einem nicht bekommt! Hätte ich geahnt, was dieser zweite Abschied bedeutet, ich hätte nicht vier Monate lang um Urlaub gebettelt, ehe ich ihn bekommen!" —

Sie irren sich alle! Alle diese Verächter des Urlaubs und des Aufenthalts in der Heimat! Und was sie fühlen und aussprechen, entspringt nur augenblicklicher Stimmung. Diese verschlechtert sich noch, wenn sie wirklich an der Front sind, wenn sie wiederum alles entbehren müssen, was sie zu Hause vorgefunden haben. Sie müssen sich auch eben hier an der Front, im Unterstand, im Schützengraben, draußen im Horchpostenloch, wieder eingewöhnen.

Den richtigen Gesichtswinkel zur Beurteilung dessen, was ihnen die Heimat gebracht hat, finden sie aber erst, wenn einige Zeit nach dem Urlaub vergangen ist. Dann wird es ihnen allen doch klar, wie wertvoll es für sie war, daß sie wieder einmal untertauchen durften in den Jungbrunnen, dessen Heilkraft die ganze Welt kennt und schätzt, in den Jungbrunnen, welcher heißt: Heimat und Familie. Gewiß hatten sie auf Urlaub viel durchzumachen, viel wechselnde Stimmung, viel Leid und viel schlimme Augenblicke. Aber sie sind innerlich gekräftigt zurückgekehrt, und wenn sie jetzt wieder an die Heimat zurückdenken, so erscheint ihnen dieser letzte Abschied als ein Stern leuchtend in weiter Ferne.

Sie vertrauen aber auf die Zukunft, sie glauben und hoffen, daß dieser Stern, der leuchtende Stern der Heimat, ihnen doch wieder näher und näher kommen wird, denn einmal, ja einmal muß es doch Friede werden!

Trauernder Frühling.

Holdes Lenzgeschmeide,
Dunkles Nimmermehr —
Geht im schwarzen Kleide
Herzeleid einher.

Ueber Krieg und Grauen
Lacht das Frühlingsblau,
Durch die Todesauen
Singt's „Vielliebe Frau".

Weinen, Hoffen, Warten —
Veilchen, bleibt nur stehn,
Schaffen still im Garten,
Wissen kaum für wen.

Huschen an den Hecken
Vögel ein und aus;
Möcht dem Lenz verstecken
Sich manch leidvoll Haus.

Scheu das Nachtgeläute
In die Lüfte klingt,
Weiß nicht, wem es heute
Wieder Klage bringt!

Die voll Blüten stunden,
Röten heut das Gras —
Lenz küßt ihre Wunden
Selber tränennaß.

Ilse Hamel.



1. Oberst Hoch. 2. Dr. Kemal-Bei (Direktor des Lehrerseminars). 3. Geheimrat Schmidt, Beirat des türkischen Unterrichtsministeriums. 4. Prof. Dr. Giese. 5. Prof. Dr. Lenck. 6. Prof. Dr. Arndt.

Besuch von Geheimrat Schmidt im Lehrerseminar in Konstantinopel.



(×) Frau Viktor Schoeller, Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins Düren (Rhld) Vorstand der Kriegsnähstube: 1. Frau Landrat Kesselkaul. 2. Frau Gustav Renker. 3. Frau Kommerzienrat Rudolf Schoeller. 4. Frau Philipp Schoeller 5. Frau Eduard Hinsberg. 6. Frau Hans Schumacher. 7. Frau Felix Schüll

Die Damen der Dürener Kriegsnähstube bei der Arbeit



Stiftsdame Cecilie von Tormay, Budapest,
der von der Königlichen Ungarischen Akademie der Wissenschaften der Petöfy-Preis verliehen wurde.

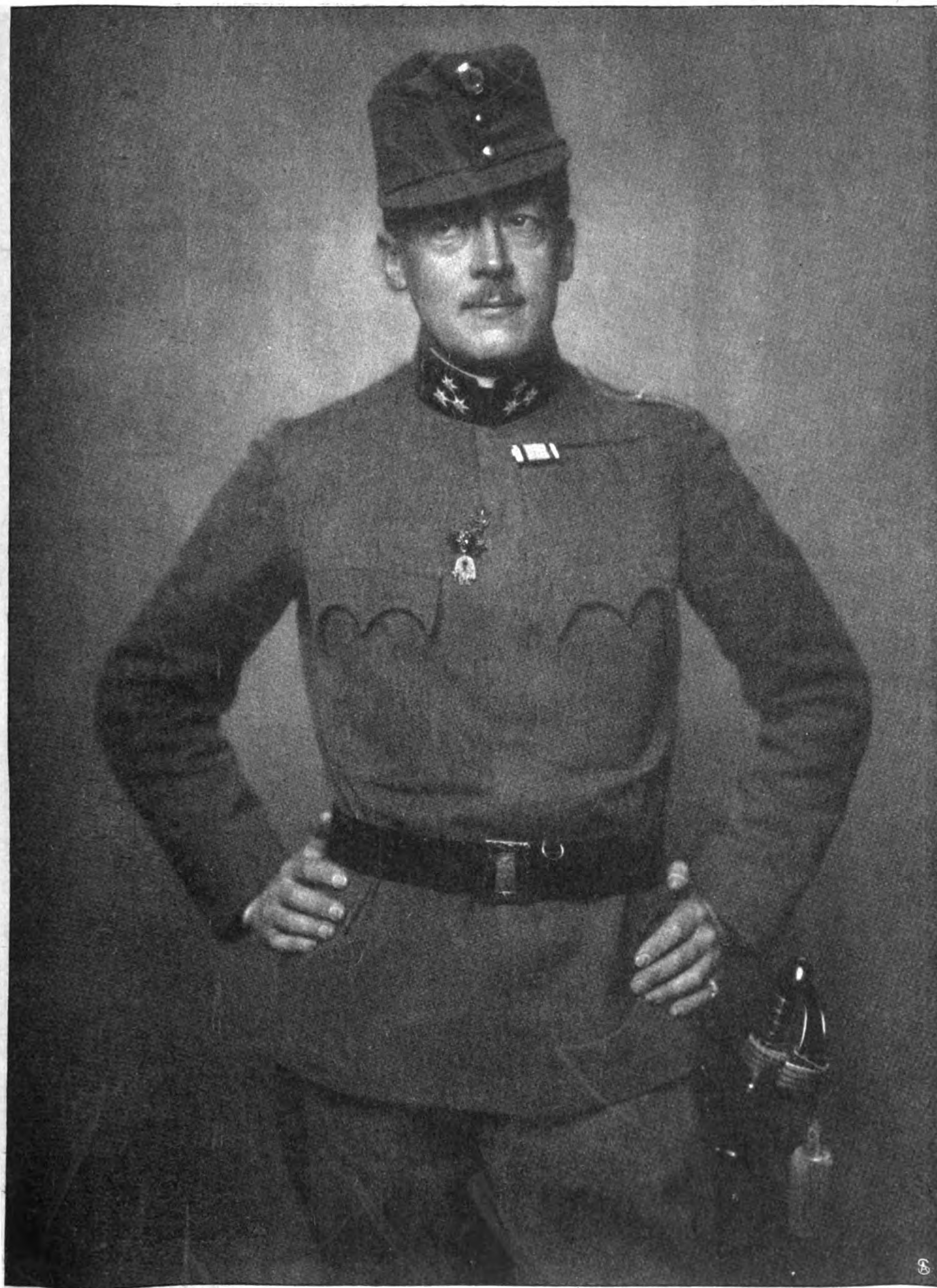


Phot. Gutmann.
Baronin Angela Friebach (Ida Rußka) und Vroni (Poldi Müller).
Liebeszauber. Operette von Oscar Straus.
Aufgeführt im Wiener Bürgertheater.



Phot. Sch. Junior.
Von links: Frl. Ida (Frida Korb), Offenthal (Paul Graetz), Lotte (Dora Tillmann), Der Dichter (Carl Marowsky), Helene (Maria Leiko), Gustav (Helene Kallmar).
II. Akt: Im Modesalon von Offenthal u. Sohn.

Uraufführung der Tragikomödie: „Die Gliederpuppe"
von Paul Schirmer im Neuen Theater, Frankfurt a. M.



Phot. d'Ora.

Rittmeister Graf Leopold Berchtold,

wurde zum Oberhofmeister des österreichisch-ungarischen Thronfolgers ernannt.



Phot. Boedecker.

In Monastir: Bäuerinnen am Markttag auf der Straße.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

20. Fortsetzung.

Ein Kellner rief den Onorevole an den Fernsprecher. Turin. In dringendster Angelegenheit. Kaum war er weg, so raunte der Cavalier, an seinem Nachtigallenflügel nagend: „Vorsicht! . . ."

„Wie denn?"

„Bieten Sie ihm nicht zu viel! Es ist umsonst! Er bezieht bereits dreitausend Lire monatlich vom englischen Botschafter in Rom. Er intrigiert in der Dardanellenfrage gegen Rußland!"

„Danke."

„Unterstützen Sie lieber unsere Gruppe. Ich werde Ihnen eine Liste meiner Freunde geben. Ich habe auch Verbindungen mit Bukarest! Nun . . . Paolo . . . was war?"

„Ah — es ist schamlos . . . Es geht eigentlich dich an . . . Es heißt, die Stampa wolle eine Liste aller von der französischen Regierung unterstützten Zeitungen in Rom und Mailand veröffentlichen."

„Aha . . . Giolitti . . . warte nur . . . "

„Draußen eine helle Knabenstimme: „Der ‚Avanti'! Verzeichnis aller bestochenen Deputierten! . . . Das Volk will den Frieden!"

„Es wird noch ein Handgemenge in der Kammer geben!" sagte zornrot der Onorevole.

„Man wird sie hindern zu erscheinen. Man wird die Straße organisieren. Tausende . . . "

„Aber jeder fünf Lire den Tag . . ."

„Wir brauchen Geld . . ."

„Geld, Signore di Schjelting . . . Ihr Zar ist ja so reich . . ."

„Und was tut ihr für das Geld?" Nikolai Schjelting war aufgestanden. Er verhandelte jetzt mit ihnen wie mit Neapolitaner Droschkenkutschern.

„Wir bereiten uns auf den großen Augenblick des Vaterlandes vor!"

Das heißt: Ihr wollt bis auf weiteres von allen Seiten erpressen! dachte sich Schjelting und sagte: „Das sind Phrasen!"

„Das ist heiliger Egoismus, Signore!"

„Jetzt solltet ihr Farbe bekennen! Weshalb dies Versteckspiel bis zum Frühjahr? . . . Man wird aus euch nicht klug . . ."

Ein pfiffiges, blitzschnelles Lächeln auf den Gesichtern drüben.

„Sie sind im Lande Machiavells, Signore! . . . Wie . . . Sie wollen uns schon verlassen? . . ."

Nikolai von Schjelting gab dem Zeitungspolitiker und dem Deputierten nachlässig die Hand.

„Eine Villa und einen Sack Lire kann ein Vater seinen Söhnen hinterlassen. Seine Klugheit nicht immer!"

„Was heißt das, Signore?"

„Das heißt: nichts schlimmer als ein dummer Machiavell! . . . Nun . . . schlafen Sie wohl!"

Draußen war die laue Sommernacht noch voll von Menschen. Es war kein Murmeln der Menge mehr. Zornige Schreie, heiseres Stimmengewirr, Getümmel. Zwei nächtliche Demonstrationzüge waren aufeinandergestoßen. Der Führer des einen in phantastischem Garibaldiaufputz und der aus der Eisenbahnwerkstatt kommende Schlosser an der Spitze des anderen knufften und ohrfeigten sich. Um das rote Hemd und die blaue Bluse herum wogten geschwungene Stöcke, Realschüler schleuderten Steine gegen messerbewehrte junge Arbeiter, Frauen kreischten, eine Gruppe von Priestern stand mißbilligend und kopfschüttelnd als Friedensfreunde auf den roten Granittreppen des Domportals. Schjelting hielt es für besser, in sein Hotelzimmer zurückzukehren. Von da sah er durch das offene Fenster auf den wirren Kampf aller gegen alle. Aber er hörte nicht den wildzerrissenen Lärm da unten. In seinem Ohr klang wieder die eine ungeheure Stimme jenseit der Alpen, der Ruf des Riesen von Millionen Lippen, die eine Glut in vielen Millionen von Augen, diese furchtbare, selbstvergessene, erdentrückte Ähnlichkeit aller deutschen Menschen miteinander, diese Gleichheit in allem, was sie dachten, wollten, sagten, taten. Und von fern scholl es noch immer heiser: „Zu Hilfe! . . . Zu Hilfe! . . ." Gelle Schreie . . . Schrille Pfiffe . . .

Und wieder dachte sich Nikolai von Schjelting mit schwerem Herzen: Es fehlt etwas! . . . Noch viel mehr als im heiligen Rußland. Wenn irgendwo, fehlt hier in diesem Land des heiligen Egoismus der Heilige Geist . . .

Dann eine neue Hoffnung: Bald bin ich in Paris. Im Herzen Frankreichs. Dies Herz schlägt stark und kühn. An seinem Mut werden wir alle uns beleben . . .

Im April war er zuletzt in Paris gewesen. Es war noch nicht ein halbes Jahr her und schien doch eine Ewigkeit. In weiter Ferne lag das Bild des Einzugs des Britenkönigs an der Seine und, im Sechsspänner hinter ihm, des eitel lächelnden Präsidenten der Republik. Ein Menschenalter war vergangen, seit damals die Frühlingsonne ihre goldenen Lichter durch das Grün der Elysäischen Felder auf

jubelnde Menschenmassen geworfen. Nikolai von Schjelting hatte Zeit genug, daran zu denken. Die Züge in Frankreich fuhren noch langsam und unregelmäßig, mit langem Aufenthalt auf den Knotenpunkten, dann wieder, auf anderen Strecken, in wilder Hast, daß die Stationen wie Farbenflecken vorüberflogen, mit ihrem bunten soldatischen Gewimmel, den roßschweifbesetzten Stahlhelmen, den verschnürten schwarzen Attilas, den schiefen, graublauen Tellermützen der Alpenjäger, dem schreienden Krepprot der Käppis und Hosen, ein Stück malerisches Theater für den, der draußen schon das eintönige feldgraue und feldbraune Gewimmel der deutschen und russischen Millionen gesehen.

Dann dämmerte es wieder. Die Lichter im Zug wurden gelöscht. „Warum?“ — — — „Ah — la ‚Taube‘, monsieur!“ Die kleine französische Offiziersfrau neben Nikolai Schjelting steckte seufzend den Liebessocken ein, an dem sie bisher, ohne aufzusehen, gestrickt, und saß stumm, die Hände im Schoß. Der dicke belgische Major gegenüber klappte seine „Dressage de l'infanterie française“ zu, in der er bisher stirnrunzelnd gelesen, der junge südfranzösische Rekrut ihm gegenüber zündete sich, ohne sich viel um ihn zu kümmern, eine neue Zigarette an. Paris . . . Endlich Paris . . . Eine zögernde Einfahrt in tiefer Dunkelheit . . . immer nun neben den Scheiben das rote Kreuz in weißem Feld. Der Verwundetenzug, der da auf den Schienen hielt, nahm kein Ende. Innen rührte sich nichts. Rote-Kreuz-Damen und ein Arzt schritten die Wagenreihe entlang. Ihre Tritte und Stimmen waren das einzige, was in dem Todesschweigen unter der mächtig gähnenden, menschenleeren Riesenwölbung des Bahnhofs widerhallte.

Paris . . . War das noch Paris — diese Stadt ohne Licht, mit gelöschten Bogenlampen, schwachem Schimmer durch festverschlossene Läden, flüchtigen, zuckenden Mondscheinbahnen der Zeppelin suchenden Scheinwerfer am düsteren Herbsthimmel? Nikolai Schjelting fuhr sich mit der Hand über die Augen, während er durch die sonderbar fremdartigen Straßen zum Hotel am Vendômeplatz fuhr. Es war beinahe das einzige, das nach der Flucht der Regierung offen war. Ein Geschäftsführer begrüßte den Stammgast. „Ah, c'est triste, monsieur!“ Das Wort klang überall. Es lag auf allen Lippen. Es raunte aus der Brettervernagelung der Juwelierläden in der Rue de la Paix. Es raschelte aus den Zeitungsblättern, die, statt der Menschenfluten, jetzt, um neun Uhr abends, im Wind über den verödeten Boulevard des Italiens dahinflogen, es war, als murmelte selbst der kleine Korporal da oben auf seiner Säule ein: „c'est triste!“

Eine Hoffnung nur . . . Der Geschäftsführer plauderte sie aus und schwatzte . . . Jetzt waren ja wenig Gäste im Haus, Engländer im Dienst und in Geschäften, ein paar vorwitzige Amerikaner mit ihren Ladies, die ihren Generalkonsul so lange plagten, bis sie einen Passagierschein für ihre Autos vor die Bannmeile hinaus bekamen, so weit, daß man den Kanonendonner vom Oisethal her hören konnte. Aber das waren ja nur die ersten Schwalben. Im Frühjahr, wenn die Deutschen endgültig vertrieben waren, würde halb Amerika herüberkommen, um die Spuren der Barbaren und ihrer Schlachtfelder zu sehen. Oh — die Saison 1915 — die würde die glanzvollste seit langem werden. Die Welt ohne Boches! Ein Jubel auf der ganzen Erde!

„Also ihr werdet die Deutschen verjagen?“

„Wir halten hier aus, mein Herr, bis die russischen Millionen Berlin besetzt haben . . .“

Nikolai von Schjelting schloß nervös die Augen, erwiderte nichts und suchte sein Zimmer und die Ruhe. Aber am nächsten Morgen sagte ihm der greise General du Rigolet de Mezeyrac das gleiche. Er stand mit ihm, nahe seiner Wohnung in einer der Querstraßen des Sterns, am Eingang des Bois de Boulogne. Wenn das noch das Boulogner Gehölz war — diese Weidefläche für Tausende von Rindern und Hammeln da, wo sonst, auf der Fahrt zu den Rennen von Auteuil, der letzte Luxus der Erde seine höchsten Blüten getrieben. Gefällte Bäume vor den schimmernden Seeflächen, ein breiter Schützengraben quer über das aufgerissene Pflaster der Avenue du Bois de Boulogne, ihre Häuser zu beiden Seiten, soweit man sah, tot, mit geschlossenen Läden, auf der Promenade keine phantastischen Hüte und Trotteurkleider mehr, keine zweibeinigen Modejournale von Stutzern, keine Schoßhündchen, keine Halbwelt, keine Arche Noah von Fremden aller Völker . . . nur ab und zu Frauen . . . Viele in Schwarz . . . immer nur Frauen oder ganz alte Männer wie der General du Rigolet.

Der kleine, dicke Achtzigjährige mit dem schneeweißen Knebelbart und den feurigen Augen trug wieder die französische Generalsuniform. Er hatte darauf bestanden, sich irgendwie im Kriegsministerium nützlich zu machen. Von seiner Tochter in Brüssel und von seiner Enkelin Ghislaine hatte er seit dem Kriegsausbruch nur Weniges und Unbestimmtes über England erfahren. Er wußte noch nichts von dem endgültigen Bruch dieser Schjeltingschen Ehe.

„Hoho — dieser Papa Lambert!“ sagte er kampflustig und voll Verachtung seines Schwiegersohnes. „Er ist feige, nach Art der Krämer. Erst blieb er bei seinem Geldschrank in Brüssel, weil er nicht glaubte, daß die Preußen kämen. Dann, als sie da waren, floh er nur bis Antwerpen, um gleich mit den Engländern nach Brüssel zurückzukehren . . .“

„Nun gut . . .“

„Mein Freund! Antwerpen ist vorgestern gefallen. Die Öffentlichkeit darf es nicht wissen. Es ist

streng verboten. Aber die Lage ist ernst . . . Sapristi . . .“

Nikolai von Schjelting biß sich finster auf die Lippen und schwieg.

„Zum Glück sind die Lamberts mit Ghislaine und deinen Kindern schon in der Woche vorher über die Schelde hinüber nach Holland. Da sind sie nun in Sicherheit — du kannst dich also ganz beruhigen. Weiter hab ich nichts mehr von ihnen vernommen!“

Schjelting machte eine Handbewegung. Genug davon . . . Es handelte sich um die großen Dinge.

„Wie steht's draußen?“

„Man kämpft!“

„Schwer?“

„Napoleon selber würde in Verwirrung geraten. Leipzig war dagegen eine kleine Affäre. Siebzig ein Aderlaß unter Freunden.“

„Aber es geht gut?“

„Wie siebzig . . .“ sagte der alte Kämpe des zweiten Kaiserreichs statt einer unmittelbaren Antwort. „Alles wiederholt sich. Sie sind wieder unversehens da! Sie stehen wieder nahe vor Paris. Wir laufen wieder gegen sie an mit denselben roten Hosen wie vor einem halben Jahrhundert. Ah — dies Rot ist ein Verbrechen . . . Ich war draußen . . . Meilenweit, am Abend, diese Mohnfelder.“

„Trotzdem werdet ihr siegen?“

Ein Achselzucken des alten Kommandeurs der Ehrenlegion.

„Sie haben nichts vergessen . . . parbleu . . . die drüben. Aber wir werden uns schon gegen euch behaupten, meine Herren Pickelhauben . . .“

„Nicht mehr . . .?“

„. . . bis der Einzug des Zaren in Berlin uns Luft macht! Ihr seid jetzt in Breslau — nicht wahr?“

„Ja!“ sagte Nikolai Schjelting kurz.

„Bemüht euch, daß ihr von jetzt ab schneller vorwärts kommt. Wir bluten! Ich habe seit dem Krimkrieg alle Feldzüge Europas mitgemacht. Aber es waren Spaziergänge gegen das da draußen . . .“

Sie drehten um und schritten zurück. Schjelting horchte. „Kanonendonner!“ sagte er dumpf. Aber der Alte lachte. Der Pulvergeruch vor den Toren belebte ihn trotz aller Sorgen.

„Die Untergrundbahn, mein Freund! Seit Jahrzehnten lebe ich hier und höre sie jetzt zum erstenmal. So totenstill ist Paris geworden! . . . Hoho . . . halt da! Haltet doch —! Man passiert nicht ohne Wort und Gruß an seinem alten General vorbei!“

Sie standen am Triumphbogen. Von Westen her jagte über die Avenue der Großen Armee ein offenes Auto heran. Es war über und über mit Kot bespritzt. Ebenso die französischen Offiziere in ihm. Ihre Käppis waren zerknittert, ihre Goldstickerei von Wind und Wetter gebleicht. Auf ihren hageren Gesichtern wohnte noch die Front: der allen Soldaten aller Heere eigentümliche Ausdruck des wochenlangen Schützengrabenkrieges — die stete, unruhige Spannung um die hart entschlossenen Lippen, die angestrengte Erwartung in dem starren, fast leidenden Blick. Herr du Rigolet stand still und begrüßte sie.

„Was Neues?“

„Man kämpft, mein General!“

„Dumenil ist gefallen. Ihr alter Freund Agéma!“

„Bernard!“

„Kergolens zweiter Sohn. Armer Junge!“

Der alte General lüftete stumm sein Käppi. Aus dem Auto heraus sagte der Oberstleutnant Grégoire zu Schjelting: „Ha . . . wenn seid ihr endlich in Berlin, ihr Russen?“

„Bald! . . .“

Es klang fast mechanisch.

„Schont euch nicht . . . hört ihr! Frankreich streitet mit der letzten Energie der Nation. Ein Glück, daß Krakau sich euch gestern ergeben hat . . .“

„Und wo kämpft dieser sympathische Leutnant Schouman?“ fragte Schjelting, um abzulenken.

„Bei Mülhausen gefallen!“

„Und unser Freund, Major Michelin?"

„Er liegt bei Mörchingen begraben . . ."

Schjelting forschte nicht weiter. Der Oberstleutnant Grégoire beugte den gebräunten Kopf über den von Kugelspuren durchstanzten Blechrand des Wagens und sagte halblaut, damit es die Chauffeure vorn nicht hörten: „Ihr habt es gut im Osten! Hinter euch steht euer allmächtiger Zar. Hinter diesen Deutschen ihr nationales Symbol, Wilhelm der Zweite im Lohengrinhelm. Selbst die Belgier begrüßen ihren König im Schützengraben. Aber wir: Wo sind die hinter uns? . . . Wo sind sie — diese Advokaten — diese Minister — diese Kammerschwätzer — dieser vierkantige Lothringer selbst? Ausgekniffen nach Bordeaux."

„Joffre befahl es!"

„Sehen wir zu: Er ist der Feldherr! Wir hier sind Frankreichs Arm. Aber hinter der Faust muß das Herz Frankreichs schlagen, so stark wie sie! Schauen Sie sich um: Ist dies noch Paris? Oder ist es Pompeji? Eine tote Stadt! Woher soll da uns die Wärme kommen? Vor zwei Stunden war ich noch im Feuer. Zu frösteln beginne ich erst hier!"

Der General du Rigolet de Mezeyrac blickte hinüber nach der fernen Kuppel des Invalidendoms.

„Vive l'empereur!" sprach er. „Meinetwegen jetzt selbst: Vive le roi!"

„Ein Banner, um das sich Frankreich sammelt . . . seien es die Lilien oder die Bienen!"

„Nur nicht diese tauben Nüsse von Bordeaux!"

„Diese Geschäftsmänner!" murmelte einer der Generalstäbler, fiebernd in seinen Mantel gewickelt.

„Diese Hasenfüße . . ."

Und wieder ging es durch Nikolai von Schjeltings Kopf: Es fehlt etwas . . . Es fehlt etwas, auch hier . . . trotz Mut und Zähigkeit . . . Etwas, was drüben, überm Rhein, mir jetzt noch wie ferner Donner nachhallt. Dort ist das Volk die Wetterwolke. Sein Heer der Blitz. Der Oberstleutnant Grégoire fragte ihn: „Kommen Sie mit? Wir fahren gleich wieder an die Front!"

Und seltsam: im selben Augenblick hatte Schjelting weniger eine Anwandlung von Kanonenfieber als einen Anhauch von Grauen . . . von Entsetzen . . . Nur nicht wieder den Krieg sehen . . . nicht wieder dies unvernünftige Gewirtschafte des tollgewordenen, trampelnden Riesen mit Menschen und Wäldern, Städten und Kirchen, diesen Brei von Eisenbahnen und Brücken, dies Versteckspiel in donnernder und grollender Leere, das Geheul der Geister in der Luft, dieses Aufwirbeln knallender schwarzer Dreckfontänen in verräterisch friedlicher, niederträchtig im Sonnenschein lächelnder Sonntagvormittaglandschaft. Er sagte sich: Es ist doch d e i n Krieg! Wie hast du ihn ersehnt. Dein Lebenlang an ihm gearbeitet. Nun ist er da. Über Erwarten erfüllt sich dein Wunsch: Man schlägt sich am Ganges und am Sinai, in der Kalihariwüste und am chinesischen Strand, im Indischen Ozean und im afrikanischen Urwald. Man schlägt sich in ganz Europa. Tausend Millionen Menschen sind miteinander im Krieg, mehr als die Hälfte dessen, was auf Erden atmet. Das Blut fließt in Meeren. Und das ist nur der Anfang . . .

Nikolai Schjelting schluckte unwillkürlich ein paarmal.

„Ich bin untröstlich . . ."

„Ah bah . . . Sie werden es nicht bereuen. Ich zeige Ihnen auch durch das Scherenfernrohr die Preußen!"

„Wie gern folgte ich! Aber ich muß heute noch nach Bordeaux!"

„Das ist etwas anderes! Viel Glück! Adieu!"

Paris . . . du totes Paris . . . Nein. Es war nicht tot. Es war nur wo anders. Ausgewandert. Nikolai Schjelting fand es wieder, als er nach endloser Fahrt vom Bahnhof die Gironde entlang die krummen, altertümlichen Straßen des inneren Bordeaux erreichte. Das war nicht mehr das verstaubte und verknöcherte Schattenleben französischer Provinzstädte. Zwischen dem Komödienplatz und den Alleen von Tourny waren auf einmal die Boulevards mit ihren skeptischen, trockenen Pariser Gesichtern unter Zylinderhüten, auf dem Richelieu- und Börsenplatz standen jene pfiffigen, rundlichen, die Renten Frankreichs in ihren weiten Taschen verwaltenden Gestalten, die man sonst an der Seine zwischen dem Boulevard Sebastopol und der Rue du Louvre sah, vor den altersgrauen, in engen Straßen gelegenen Palästen, in denen sich die hohen Würdenträger der Republik bleich und abgespannt vor der Außenwelt abschlossen, hielten wie in der Lichtstadt selbst die Reihen von Autos, liefen geschäftige Politiker aus und ein, verhandelten Deputierte achselzuckend und händefuchtelnd in der Vorhalle, umdrängten Journalisten am Eingang die herauskommenden Diplomaten. Selbst die weite, einsame Sandwüste der Quinconzes war belebt. Paris überall. Der Komet hatte seinen Schweif nach sich gezogen. Die Kleinen waren nahrungsuchend den Großen in die Verbannung gefolgt. Der fette Kellner von Henry an der Madelaine lächelte einem an der Ecke entgegen, die Galgengesichter der Camelots schrien hier den „Mann in Ketten" aus wie sonst die zweite Ausgabe des Soir, die Spieler der nächtigen Privatzirkel, die Schlepper, die sonst vor dem „Grand-Hotel" auf die Fremden warteten, die Glücksritter, die Buchmacher, alles war da. Die kleinen Frauen zu Tausenden. Es amüsierte sie auch jetzt noch, die ehrsame Bürgerschaft von Bordeaux durch ihre Hüte und Toiletten zu verblüffen. Die großen Mimen promenierten majestätisch zur „grünen Stunde", wenn die Cinémas aufzuleuchten begannen, die Bohemiens

zeigten die übernächtigen Züge ihrer bis zum Morgengrauen geöffneten Kabarette — selbst die Uniform schien hier nur ein blaurotes Wappenschild des allgemeinen Lebens und Lebenlassens. Nikolai Schjelting hörte auf seiner Rundfahrt bei den Ministerien und Missionen, wie im Nebensaal ein Abgeordneter erschöpft sagte: „Sie sind heute allein der Vierzehnte, dessen Sohn ich vor der Einstellung in die Front bewahren soll! Mein Gott: Man kann doch nicht alle jungen Leute als Schreiber in den Bureaus verwenden!"

Und der Dicke vor ihm, halblaut und bestimmt: „Aber ich habe dreißigtausend Frank für Ihre Wahl gegeben, mein Herr Deputierter!"

„Nun — ich werde sehen, mein Freund, was sich tun läßt!"

Und im Warteraum eines anderen Würdenträgers ein zorniger vornehmer alter Herr: „Bei Kriegsausbruch wurde mir mein Automobil genommen. Ich gab es dem Vaterland umsonst. Ich gehe seitdem mit meiner Frau zu Fuß!"

„Vortrefflich, Herr Marquis! Und weiter . . .?"

„Weiter? Ich komme nach Bordeaux! Täglich sehe ich hier meinen Wagen! Ein junger Mensch in Zivil fährt eine dieser Damen darin spazieren! Ah, das ist zu viel!"

„Ein junger Mensch . . .?"

„Klein und blond. Seine Begleiterin nennt ihn Gaston!"

„Ah — das ist der Neffe des Herrn Ministers! Nichts zu machen!"

Und in einer der Botschaften ein steinerner Yankee, um ihn ein Kreis aufgeregter Finanzmänner.

„Sie müssen den Russen den Kredit eröffnen. Wir garantieren Ihnen doch den Betrag der Gegenbestellung in Gold!"

„Well! Fünfundzwanzig Prozent Anzahlung!"

„Und zehn Prozent Provision für uns!"

„Keinen Dollar!"

„Sapristi! Man lebt nicht von der Luft, mein Herr!"

„Aber von den Russen! Ihr nehmt von ihnen zwanzig Prozent!"

„Kein Streit unter Freunden! Siebeneinhalb!"

„Fünf Prozent! Sie verdienen noch genug!"

Ein Lachen. Schjelting ging. Unten hörte er die zornmütige Stimme eines Abgeordneten in einer Gruppe: „Diese Generale! . . . Diese Zensur! . . . Da, statt eines Artikels in der Zeitung eine weiße Wüste! . . . Man tötet den gallischen Geist . . ."

„Du bist zu scharf gegen deine eigene Partei!"

„. . . weil man mich zurücksetzt! Man intrigiert. Man verleumdet. Was soll ich meinen Wählern sagen? Das nächstemal lassen sie mich fallen! Dann bin ich ruiniert, mein Freund!"

Nikolai Schjelting kehrte in das Südbahnhotel an der Station zurück. Er saß schon stundenlang in dumpfem Sinnen, als es klopfte und de Massa, der große Pressemann und Ministervertraute zwischen Paris und Rom, eintrat, dick, lebhaft, jovial, mit lauter Stimme.

„Nun — findet man Sie hier draußen! Ich habe die Reise nicht gescheut! . . . Man sehnt sich, von Ihnen Näheres von dem Marsch dieser unbesiegbaren Russen nach Berlin zu hören!"

„Wer?"

„Nun — ganz Paris ist ja hier versammelt! Sie werden zufrieden sein! Wir sind en petit comité — unter Leuten von Welt! In der ‚Fetten Poularde'. Drollig — was? Es ist die Vorschrift des Tags, dort zu dinieren — nicht weit vom Gambetta-Denkmal!"

„Schade, daß Gambetta selber euch fehlt!"

„Wohl verstanden: Madame de Marly wird da sein! Ferner diese reizende, kleine . . ."

„Paschol!!"

„Was?"

Schjelting stand, die Hände in den Taschen, vor dem Besucher und blies ihm brutal den Zigarettenrauch mitten ins Gesicht. Aber er war dabei bleich vor Zorn.

„Paschol! . . . Ich hab genug gehört!"

„Ah — Sie sind nicht in Rußland! Spricht man so zu Verbündeten?"

„Mit euch sich zu verbünden, wäre nicht der Mühe wert! Euer Heer ist tapfer, euer Bürger patriotisch. — Aber ihr da oben taugt nicht mehr als unsre Tschinowniks. Ihr seid faul bis in die Knochen. Da ist drüben, jenseit der Vogesen, ein anderer Geist!"

„Mein Glückwunsch! Sie sind Pro-Boche, Monsieur?"

„Im Gegenteil!" sagte Nikolai Schjelting. „Ich suche den Geist, der allein imstande ist, den Deutschen zu überwinden. Auf dem Festland ist er nicht. Aber in England werde ich ihn finden!"

15.

Der Herbststurm brüllte über dem nächtlichen, schwer donnernden Wellensturz des Kanals. Man hörte nur dies Heulen und Schwappen. Man fühlte fliegenden Gischt wie von Eiswedeln im Gesicht, schmeckte Salz auf den Lippen. Aber man sah nichts. Himmel, Erde, Meer waren schwarz in Schwarz. Alle Leuchttürme gelöscht. Alle Schiffsluken abgeblendet. Man ahnte das Tappen von anderen dunklen mitreisenden Gestalten auf dem schwankenden und glitschrigen Deck, vernahm Stimmen, die flüchtenden Belgiern zu gehören schienen, Yankeegenäsel, schnelles Pariser Französisch, englisch gekaute Worte. Alles Verbündete. Aber das Mißtrauen der Nacht machte dies Unsichtbare zum Feind, und wenn vor der Abfahrt in Boulogne die Pässe auch zehnmal von den Briten, den

neuen Herren der gallischen Kalkküste, geprüft worden waren. Nikolai Schjelting vermied es, mit jemand zu sprechen. Er stand, mit der Linken sich an dem Stahlgestrick einer Wante festhaltend, und schaute unverwandt vor sich in das undurchdringliche Dunkel, als wäre es die Zukunft selbst.

Er dachte sich: Sonderbar — man sehnt sich nach den Ufern Englands wie der Schiffbrüchige nach der rettenden Insel — dieses England, das doch nur ein Stein im Petersburger Schachspiel sein sollte! Wie oft habe ich an der Newa meine These entwickelt: das umgedrehte Problem Napoleon. Vor hundert Jahren verband man sich mit England, um Frankreich zu schlagen. Jetzt, um es zu retten. Das Rätsel von Waterloo hieß drei zu eins. Das Geheimnis von 1914 würde fünf zu eins heißen. Eine sichere Methode bot nur die Zahl.

Ein greller, prüfender Scheinwerferstrahl von hohem Mast im Finstern. Undeutlich drüben etwas wie ein schwer in den Wogen rollender Saurier der Urzeit. Grimmige Fühlerpaare von Kanonenrohren. Wieder dunkel. Zum zwanzigstenmal. Diese ganze Nacht lebte von fliegenden Holländern. Man fühlte die Geisterschiffe der Briten rings um sich. Dutzende. Groß und klein. Keine Maus kam ungesichtet durch dies Schwarz.

Da endlich ferne, ängstliche Glühwürmchen in dem rauschenden und pfeifenden Nichts, zwei, drei, in weiter Ferne. Die Lichter von Folkestone. Ein Gedränge einer nassen, nächtigen Hammelherde von Menschen auf dem Landungsteg, der Schein elektrischer Lämpchen auf entfalteten Pässen, ein Waten im Sand durch Sturm zum nahen Hotel. Wahrlich ... unbehaglich und unwirtlich empfangen mich diese Inseln der Freiheit, dachte sich Schjelting. Er fröstelte auch jetzt in den Luftwirbeln zwischen flackernder Kaminglut und kalt durch das Fenster sprühender Salzbrise. Diese Zugluft war überall in England. Man konnte ihr nicht entgehen. Alle Türen zwischen den Orkney- und Scillyinseln standen jahraus, jahrein offen. Man ging mit bloßem Kopf im Regen. Man fand es scherzhaft, wenn es in die Badewanne schneite. Es war ein furchtbares Land.

Dann aber sagte er sich: Gerade recht! So muß ein Land sein, um die da drüben zu überwinden. Diese Angelsachsen, die keine Pelze und Gummischuhe kennen, keine Hamletstimmungen und kein Zahnweh, das sind die wahren Widersacher der Teutonen. Sie werden diesen Riesen da drüben zwischen Maas und Njemen besiegen. Denn sie sind seines Stammes und Blicks — wir werden sie zum Schluß am Bosporus und Amur nicht so übers Ohr hauen können, wie es sich die breite russische Seele vorgesetzt hat. Dafür nehmen sie uns die schwerste Arbeit ab. Sie haben den langen Atem, die zähen Nerven, den stierstarken Willen. Sie werden ihr Bestes und ihr alles tun, um the Kaisers Macht zu zerschmettern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch im türkischen Senat.

Von Thea von Puttkamer (Konstantinopel). — Hierzu 10 Aufnahmen.

Auf halbem Weg zwischen Neuer Brücke und dem Sultanspalast Dolmabagtsche sind die beiden geräumigen, aber einfachen Prinzessinnenkonake gelegen, in denen Senat und Parlament der Türkei nach dem Brande des Tschiraganpalastes ihre Unterkunft gefunden haben.

In einem Zimmer — es diente vor der Eröffnung des Parlaments dem Sultan zum Aufenthalt — finden sich noch einige wenige Kunstwerke aus dem traurigerweise zugrunde gegangenen Prachtbau: Eingelegte Schränke, eine kunstvolle Riesenuhr in maurischem Stil mit Stalaktitengewölben und Zwiebeltürmen, zwei enorme Silberkandelaber mit Phönixwedeln von äußerst feiner Arbeit, alles Prunkstücke, die eines Museums würdig wären.

Andere Reminiszenzen sind ebenfalls nicht erfreulicher Natur für ein stolzes Osmanenherz: so die Karten, auf denen einst besessene und im Lauf der Zeiten verloren gegangene Gebiete schwarz eingezeichnet wurden, ein Gemälde des unter soviel Opfern erworbenen und von England nie abgelieferten Kriegsschiffes „Sultan Osman". Allein in den Türken, die durch diese Räume schreiten, wohnt ein moderner Geist, der sich ganz richtig sagt, daß Leiden, wie die Vergangenheit sie mit sich brachte, nur durch energisches, zielbewußtes Zusammenhalten und Ausbauen des Vorhandenen für die Zukunft vermieden werden können.

Gar manchem, der es seit der Konstitution in noch jungen Jahren zu Amt und Würden gebracht hat, geht es mit dieser Erstarkung und Erneuerung des Staatswesens nicht rasch genug vorwärts; da ist es denn von Wert, daß durch die Einrichtung des Senats, der mit der Kammer gleichzeitig tagt, auch im Staatsdienst ergrauten Männern gestattet wird, ein Wörtlein mitzureden.

Es heißt in einem Artikel der Verfassung: Der Senat prüft die ihm vom Abgeordnetenhause vorgelegten Gesetz- und Budgetentwürfe; findet er in diesen eine Bestimmung, die prinzipiell gegen den Glauben, die Souveränitätsrechte des Sultans, die Freiheit, die Bestimmungen der Verfassung, die territoriale Einheit des Staates, die innere Sicherheit im Lande, die zum Schutze und zur Verteidigung des Vaterlandes ergriffenen Maßnahmen oder gegen die öffentliche Sicherheit verstößt, so sendet er sie mit seinen Bemerkungen entweder definitiv oder behufs Verbesserung und Abänderung an das Abgeordnetenhaus zurück. Die übrigen Entwürfe unterbreitet er nach Billigung dem Großwesir.

Bisher stand dem Senat auch das Recht der Interpretierung der Verfassung zu. „In der Absicht," so führt der Tanin darüber aus, „unsrer Verfassung eine demokratischere, nationalere und damit auch natürlichere und wissenschaftlichere Form zu geben, hat man dieses

Auslegungsrecht seitens des Senates, des Appellationsgerichtes und des Staatsrates beseitigt.“ —

Den Ernenner der Senatsmitglieder, deren Zahl ein Drittel der Kammerdeputierten nicht übersteigen darf, haben wir im Sultan zu sehen. Da es eine erbliche Aristokratie in der Türkei nicht gibt, da eine Plutokratie vorläufig noch nicht in Betracht kommt, so finden wir fast ausschließlich ehemalige hohe Staatsbeamte, sowie geistliche und militärische Würdenträger unter ihnen.

Unter den verschiedenen Persönlichkeiten aus dem Senat, deren Bilder mir liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt wurden, finden wir z. B. einen ehemaligen Großwesir: Tewfik-Pascha, einen ehemaligen Botschafter Mavrogeny-Bei, zwei frühere Kriegsminister Izzet- und Salih-Pascha und den früheren Scheich ul Islam. Außer Husni-Pascha wurde mir noch General Riza-Pascha gezeigt, der sogenannte „Topdschi“, d. i. Kanonen-Riza. Dieser hat ebenso wie Hassan Riza-Pascha, ehemaliger Gouverneur von Bagdad (aber nicht Senator), seine artilleristische Ausbildung in Deutschland genossen und die einschlägige Fachliteratur ins Türkische übersetzt.

Als besonders interessant fielen mir zwei Größen der Wissenschaft auf: der elegante Weltmann Abd ul Hak Hamid, unstreitig unter den Lebenden der bedeutendste Dichter und Bühnenschriftsteller der Türkei, und der mehr unserm älteren Gelehrtentypus sich nähernde



Rifaat-Bei, Senatspräsident. Phot. Phebus.



Cheref Haidar-Bei, 1. Vizepräsident.



Abdurrahman Cheref Effendi, Vizepräsident.

Geschichtschreiber des Reiches, Abdurrahman Cheref Effendi. In der Sitzung, der ich beiwohnte, hatte letzterer als Vizepräsident den Vorsitz inne, während ich Rifaat-Bei, den als Anwärter auf hohe Regierungsämter vielgenannten Präsidenten, leider nicht zu Gesicht bekam. In schwieriger Zeit hat er den Posten des Finanzministers mit bewährter Zuverlässigkeit ausgefüllt, nachdem er vorher Präsident des Oberrechnungshofes gewesen war.

Sehr fesselnd durch die arabische Tracht, das schloßweiße, auf einer Seite herabhängende Turbantuch, vor allem aber durch die edlen Gesichtzüge und den gleichsam nach innen gewandten Blick erschien mir der Erste Vizepräsident Cheref Haidar-Bei. (Den Beinamen Cheref trägt er infolge der Abstammung seiner Familie vom Propheten Mohammed.) Ich nenne gleich den in gewisser Beziehung zu ihm ein Gegenbeispiel bildenden Ahmed Riza, bekannt aus der Zeit seiner Kammerpräsidentschaft unmittelbar nach Einführung der Konstitution und heute noch als unverwüstlicher Polemiker und Universalpolitiker.



Moussa Kiazim,
früher Scheich ul Islam.



Tewfik-Pascha,
früher Großwesier.



Abd ul Hak Hamid-Bei,
der größte Dichter der Türken.
früh. Gesandter i. Brüssel,



Salih-Pascha,
früherer Kriegsminister.



Izzet-Pascha,
früherer Kriegsminister.



Husni-Pascha,
Senator.

Zugehörige der christlichen Nationen sind der Armenier Dilber Effendi — von 1862—68 in Deutschland — und die vorgenannte Exzellenz Mavrogeny, dessen direkte Vorfahren als „Hospodare“ regierende Fürsten der Moldau und der Walachei waren. Er selbst bekleidete, ehe er nach Wien kam, den Botschafterposten in Washington. Ferner der Kaukasier Prinz Copuletti, der wiederholt ein Mitglied des Ministeriums war, usw.

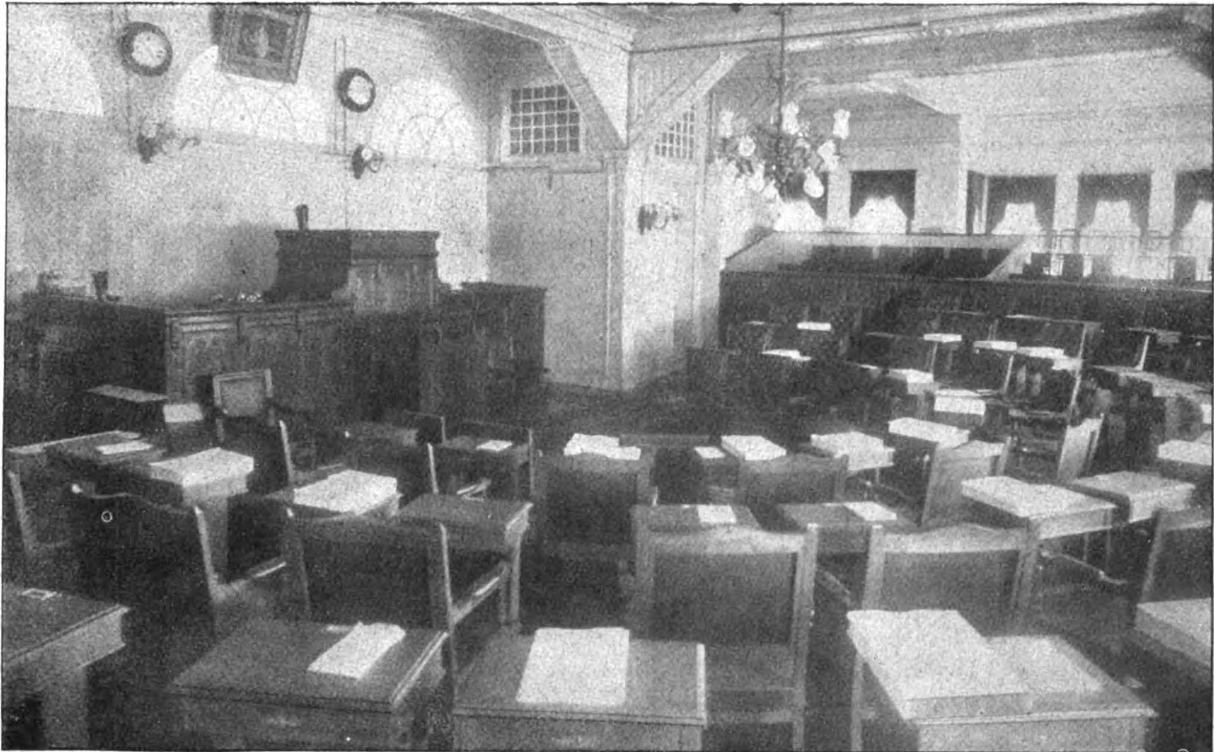
Alles in allem waren es sehr interessante Köpfe in dem vornehm ausgestatteten Senatsaal, dem die hellgelbe Holzdecke und das viele, durch die großen Fenster einfallende Licht einen sehr freundlichen Charakter geben im Gegensatz zu der etwas düsteren Kammer. Die schwarzen, gewaltige Aktenbündel und kleine Aschenbecher herein- bzw. heraustragenden Diener mit ihrer absoluten Lautlosigkeit erhöhten noch den Eindruck des Feierlichen, das über dem Ganzen lag.

Ihr fügte sich auch unwillkürlich die sonst quecksilberne Lebendigkeit des den Sitzungsbericht sowie Telegramme aus Deutschland verlesenden Generalsekretärs Ismaël Muschtak-Bei ein.

Ihm verdanke ich die eingehende Bekanntschaft mit den beiden Häusern des türkischen Parlaments sowie einen ausgezeichneten Platz gelegentlich der Eröffnung der Kammer, in deren Innerem man leider an diesem Tage keine Dame zu sehen wünschte. Das Bureau des Generalsekretärs veranschaulicht deutlich, in welcher Weise die heutige Türkei sich bereits modernisiert hat, und er selbst entpuppte sich mir als ein Mann von enormer Vielseitigkeit, Gewandtheit und Arbeitsfreudig-



Ismaël Muschtak-Bei, Generalsekretär des Senats, in seinem Arbeitzimmer.



Der Sitzungsaal des Senats: Blick in das Innere.

keit. Bei ihm finden sich vor und nach den Sitzungen bedeutende Köpfe aus den Ministerien, dem Senat, der Kammer, der Presse und Finanzwelt zusammen, und sie alle lassen es gern geschehen, wenn der eifrige Karikaturist Djemil-Bei einen oder den andern von ihnen heimlich aufs Korn nimmt.

Einsamkeit.

Novelle von Ellyn Karin.

Der alte Graf von Vierlandsweg sitzt in seinem breiten, bequemen Armstuhl am Fenster. Im Ofen prasselt ein Feuer. Draußen ist der Schnee am Schmelzen. Die Bergtannen stehen dunkelgrün da und atmen sich die Winterkälte aus den starken Leibern.

Weit unten im Tal saugt die Sonne den letzten Schnee. Auf der Schattenseite ist der Bach noch vereist, und es gibt auf den Wiesen weiße Inseln, die vom Winter reden.

Man kann das alles vom Fenster aus sehen. Gestern hatten die bleigefaßten Scheiben gezittert. Ein Dröhnen war es gewesen. Ganz anders wie das Rollen des Donners. Abwehr und Starksein redeten darin. Heute ist alles still. Sonnenschein legt goldenes Gespinst über das alte Gemäuer der Burg. Das Wappen der Vierlandsweg strahlt, als wäre es eitel Gold, und ist doch nur Stein. Bergfrühling will es werden. Der alte Herr spürt es bis in seine steifen Knochen hinein. Und bis dorthin, wo einst sein heißes, junges Herz stürmisch geklopft hat.

Heute ist es kein Herz mehr. Ein Muskel mit etwas Pflichtgefühl nannte er es.

Weit unten im Tale bewegt sich etwas. Er nimmt sein Fernglas und schaut hinunter. Ein Steirerwagerl kommt die Straße herauf. Besuch. Die von der Schlehenburg ist's. Alt, mit scharfen Kanten, aber sonst ein Frauenzimmer, das seinen Mann steht. Vielleicht, daß sie eine Neuigkeit bringt. Vielleicht weiß sie was. Er läutet. Ein alter Diener erscheint.

„Balthasar, die Gräfin kommt."

„Sehr wohl, Erlaucht."

Einige Minuten später hört er schon ihre Stimme. „Grüß Gott, Wolf."

„Grüß Gott, Benigna."

Er sieht ihr entgegen. Sie ist etwas über Mittelgröße, starkknochig, mit einem frischen, gesunden, offenen Gesicht. Ihre Augen sind groß und blau. Das Haar sehr dicht. Grau wie lichter Schiefer. Die Nase ist famos geschnitten, der Mund gescheit. Sie zieht sich die wildledernen Handschuhe von den schmalen Händen.

„Es ist immer noch recht frisch. Trotzdem, am Frühlingwerden ist es doch."

„Weißt du was Neues, Benigna?"

Sie geht an den Ofen und reibt sich die Hände. „Gestern haben die Unsern tausend Katzelmacher gefangen."

„Bravo!"

„Ja, bravo!"

„Hast du sonst Nachricht? Von Christl vielleicht?"

„Weder von Christl noch von den andern. Wir

müssen uns schon gedulden. Die haben jetzt keine Zeit. Verstehen läßt sich's ja."

„Jung müßte man sein."

„Ja, aber man muß denken, daß man jung war."

„Für einen Mann ist's besonders schwer, in solch einer Zeit an seinen Lehnstuhl gefesselt zu sein."

„Und eine Frau? Glaubst du, ich möchte nicht auch mit?"

„Ha — du — du — bist eben — — —"

„. . . eine Ausnahme! Das willst du doch wohl sagen, lieber Vetter. Ich bin aber gar keine besondere Ausnahme. Ich hab, mein ich, bloß das Herz an dem Fleck, von dem man behauptet, es wäre der richtige. Die Dixi Entzenberg denkt grad so wie ich und ist siebenfache Großmutter. Und die Leontin Attems und alle, wie sie da sind — alle denken sie wie ich."

„Ja, ja — die Damen von heute."

„Brauchst gar nicht so spöttisch dreinzuschauen. Übrigens, Wolf, ich habe meinen bekannten Schlehenburgschen Appetit, gesteigert durch die Fahrt in der frischen Luft, mitheraufgebracht."

„Der Balthasar weiß schon. Setz dich doch, Benigna."

„Laß mich doch ein bissel stehen. Ich muß erst wieder riegelsam werden. Ja — richtig. Die Leontin hat geschrieben. Ihre Jüngste wird heiraten. Einen Hoyos. Kriegstrauung natürlich."

„Glückliche Menschenkinder."

„Ja — das sollen sie auch sein. Sie sollen ihre Jugend genießen. Und es sich zeigen, wenn sie einander liebhaben. Das ist Glück."

„Glück. Ein verbrauchtes Wort. Wenn man näher hinschaut, sieht an allen Ecken und Enden die Enttäuschung heraus."

„Hast du notwendig, so pessimistisch zu sprechen?"

Der Diener kommt und deckt einen kleinen Tisch zum Kaffee. Dann schiebt er ihn an den Ofen. Dann bringt er das schwere, alte, silberne Tablett. Der Kaffee duftet stark und gut. Ein Hauch von Behaglichkeit ist in dem Raum. Benigna tritt zu dem Grafen und hält ihm ihren Arm entgegen. Schwer und hart werden ihm diese wenigen Schritte. Endlich sitzt er wieder. Er schaut mit seinen großen grauen Augen die Gräfin an.

„Glück — weißt du, Benigna, Glück ist ein Wort des Augenblicks."

„Du bist heute sehr philosophisch gestimmt. Wir haben schon eine stattliche Zahl von Augenblicken hinter uns. Dabei wird man bekanntlich ein bisserl alt, ein bisserl grau, ein bisserl steif."

„Ich danke dir. Das fühle ich seit Jahren. Für einen Greis hat man kein Mitgefühl. Man ist erledigt."

„Ach — warum nicht gar! Man ist erst dann erledigt, wenn man sich selbst aufgibt. Es kommt alles auf die Wahrnehmung deiner eigenen Vorstellungskraft an. Und in welcher Richtung dein Wille sich bewegt. Wenn du dir immer wieder vorsagst, wie elend dich dein Zipperlein plagt — wie sollst du da gesund werden?"

„Du hast gut reden mit deiner unverwüstlichen Gesundheit und deinem brillanten Humor."

„Wolf — meinst nicht, daß auch ich schon Zeiten kannte, wo ich in keinem Winkel meiner Seele einen Schimmer von Humor hatte? Und in solchen Zeiten zimmern wir uns irgendeine Lebensphilosophie zusammen. Die ist dann meistens recht blöde. Oder man geht in seine Bibliothek, nimmt irgendeinen Band eines berühmten Philosophen heraus und schluckt seine verbitterte Weisheit wie eine Arznei hinunter. Bei solch einer mir unvergeßlichen Gelegenheit kam mir ein Spruch Anakreons unter die Finger:

‚Schlimm ist es nicht, zu lieben,
Schlimm aber auch, zu lieben.'

„Ich sage absichtlich unter die Finger. Ins Herz oder gar in mein Hirn ist diese Weisheit mir nicht gedrungen. Mit der Zeit bin ich wieder gesund geworden. Aber lang hat es gedauert, und weh hat es auch getan."

„Hast du unglücklich geliebt, Benigna?"

„O — Wolf, du fragst ein bisserl spät."

„Also ja."

„Wolf — laß mir die vergangene Zeit in Ruhe. Heute könnte ich grad so wie die Dixi Entzenberg Großmutter sein."

„Vielleicht — ja — aber, sag mir einmal, Benigna — grad extra g'scheit muß dein Idol nicht gewesen sein. Hat er's denn gar nicht gemerkt, daß du ihn liebtest?"

„Er hat halt eine andere gern gehabt — damals."

„Hat er denn diese andere geheiratet?"

„Nein."

„So — so."

„Ja — so — so. Er wär, glaube ich, heute noch zu haben. Das heißt, heute denkt er gewiß nicht mehr an eine Heirat. Heute ist er eben auch alt und noch dazu gar nicht recht gesund. Zu dem kommt, daß ich um keinen Preis der Welt mehr mich an ein Beisammensein mit einem fremden Menschen gewöhnen könnte."

„Fremd? Wieso denn fremd? Wenn er doch dann dein Mann wäre!"

„Ja — weißt — Wolf — das ist die Geschichte. Je älter wir Menschen werden, um so mehr fühlen wir die Fremdheit, die doch nun einmal unter uns ist. Ist man jung, streben die Menschen zueinander. Ist man alt — streben wir in die große Einsamkeit. Diese Einsamkeit dünkt uns das allerköstlichste. Die ist so reich, weil wir alles, was uns das reale Leben aus irgendeinem Grunde versagte — selbst hineintragen. Wir haben dann auch vielleicht einsehen gelernt, daß wir dem Leben gegenüber zu anspruchsvoll gewesen sind. Nur immer besitzen wollen wir. Freilich auch Liebe geben dürfen, ist Glück."

„Um Gottes willen, Benigna, sei nicht gar so aufopferungsvoll edel! Das Leben sollen wir genießen! Jede Freude auskosten! Diese haarspaltenden Philosophien haben Gelehrte hinter verstaubten Pandekten ausgeheckt! Wissen die, was und wie das ist, wenn man sich im Morgengrau an den Hirsch heranpirscht? Wenn die Erde beim ersten Sonnenstrahl sich die Nachtkälte aus dem braunen Leib atmet? Oder — wenn — na — Benigna — es gibt noch so manche schöne Sache — kurz — gar nicht genug erleben kann ein Mensch in seiner Jugend!"

„Mannsbild — du!", lacht die Gräfin. Gleich darauf ist sie tief ernst.

„Und — die — die draußen sind? — — — Wie leid ist mir um dieses junge Volk, das noch kaum den Becher an die Lippen gehoben hat."

„Glaub es mir, Benigna, beneidenswert sind sie! Solch ein Erleben macht stark! In diesen Stunden der Begeisterung werden sie stark — erleben sie tausendfach jauchzendes Leben! In diesen Stunden schenkt ihnen das Schicksal brausenden Jubel, Rausch und Siege! In solch einem Aufwärtsschwingen jung sterben zu dürfen, ist Gottesgeschenk. Erbärmlich dagegen ist Altwerden und fühlen, wie einem täglich die Knochen steifer werden. Fühlen, wie einem das Skelett sozusagen durch die Haut wachsen will. Fühlen, wie deine Haut immer ähn-

licher wird einer gut gegerbten Eselshaut . . . nein . . . Benigna" . . .

Er schweigt. Er sieht auf seine mageren Hände hinab. Gräfin Benigna erhebt sich. Sie geht durch das Zimmer. Die ersten Dämmerschatten kriechen zwischen der tiefnischigen Tür und dem schönen alten Tiroler Schrank hervor. Auf dem großen Tisch in der Mitte liegen ganze Stöße von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Drüben an der Wand schaut ein Gesicht in das Zimmer herein. Blaß, ernst mit den großen grauen Vierlandswegaugen. Oben rechts im Winkel leuchtet das Wappen auf. Der Tisch, auf den sich seine Rechte stützt, trägt Urkund mit schweren Siegeln und den Plan der Burg Vierlandsweg. Giselher Graf von Vierlandsweg hieß der Erbauer. Aus jeder Himmelsrichtung führen die Wege von diesem Berge ins Land hinaus.

Der Graf spricht nicht mehr. Er schaut vor sich hin. Benignas Blicke umfassen seine gebückte Gestalt. Ein heißes, bitteres Weh steigt in ihrer Seele auf. Nie hat er es gewußt, nie gefühlt, wie sehr sie ihn einst geliebt. Nie würde er es erfahren. Niemals. „Leb wohl, Wolf. Ich will noch bei Tag zu Hause sein."

Er merkt nicht, wie gepreßt ihre Stimme ist. Sie reicht ihm ihre Hand hin. Sie ist ganz kalt.

„Frierst du denn, Benigna?"

„Ein bisserl. Doch das vergeht wieder. Gute Nacht, Wolf."

Sie geht. Er hört ihren festen, tapferen Schritt auf den Fliesen. Dann tönt noch einmal ihre Stimme auf. Dann ist es still um ihn. Ganz still. Sogar das Feuer ist still geworden. Erloschen. Die letzten Funken sind Asche. Die letzte Wärme wird Kälte.

Warum muß sie auch immer fort! Als ob es ihr etwas ausmachen würde, den Abend mit ihm zu verbringen. Bei Tag will sie noch zu Hause sein.

Ja — Himmel — warum — bei Tag — den Tag — seinen Tag — ja, den hat er stets allein für sich gelebt — ausgenossen bis auf den letzten Funken seines hellen Schimmers! Und jetzt — jetzt — wo es Nacht geworden ist — jetzt möchte er sie zu seiner Gefährtin?

Benigna — ja — Himmel — wie ein Blitz leuchtet eine Erkenntnis in ihm auf. Vorbeigegangen ist er an ihr. Achtlos — grausam — voller Selbstsucht.

Und nun sitzt er da. Alt, einsam. Immer tiefer sinkt die Nacht. Innen und außen.

Die Augen an der Wand haben plötzlich ein Verstehen. Es ist, als ob dieser längst verstummte Mund lächeln würde. Traumhafte Erkenntnis lächelt er. Vorbei bist du gegangen an Menschenleid und Sehnsucht. Nur an der Einsamkeit kannst du nicht vorbeigehen . . .

Deutsche Kriegsfürsorge in Wien.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 4 Aufnahmen.

In aller Stille hat sich gleich bei Beginn des Krieges ein kleines Häuflein wackerer Männer in Wien zusammengetan, um in werktätiger Weise die Kriegsnot der engeren Landsleute zu lindern. Ein Aktionskomitee von sechs rührigen Herren hat in uneigennütziger Weise, unterstützt von einigen Arbeitskräften, den freiwilligen Kriegshilfsdienst auf sich genommen. In den geräumigen Lokalen, die ein angesehenes Mitglied der Wiener Reichsdeutschenkolonie zur Verfügung gestellt hat, amtieren die Herren vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Hauptsächlich wird das Augenmerk darauf gerichtet, Frauen und Kindern eingezogener deutscher Krieger die Sorge um das tägliche Brot abzunehmen. Zur staatlichen Unterstützung gibt das Komitee einen Zuschuß, versorgt die Bedürftigen mit Milch, Kohle und sonstigen Naturalien, die Kranken mit ärztlicher Behandlung und freier Apotheke, stellt seinen Schützlingen Rechtschutz bei, erwirkt von den Hausherren für die Familienangehörigen der Eingezogenen eine Ermäßigung der Zinsmiete, von den früheren Chefs der Soldaten Beihilfen, interveniert wegen Stundung von Zahlungen, ermöglicht es Frauen und Kindern, durch freie Fahrten die Kriegzeit bei Angehörigen in Deutschland zu verbringen, und lagert indes deren



Arbeitsraum des Aktionskomitees.

Möbel in Magazinen ein. In Fällen, in denen Kinder krank sind, wird für deren baldige Gesundung durch liebevolle Pflege in Spitälern, Kinderheimen, Säuglingsanstalten und die volle Kräftigung in frischer Gebirgsluft gesorgt. Das deutsche Kriegshilfskomitee in Wien schickt seine kleinen Patienten zum Beispiel in den herrlichen Luftkurort Haidenreichstein und andere schöne andern Balkanländern ihren Wohnsitz hatten, von den Feinden verfolgt, all ihre Habe einbüßten. Seit Februar kommen täglich solche Flüchtlingzüge in Wien an. Während ihres hiesigen Aufenthalts sind die Flüchtlinge Gäste des deutschen Komitees. Für die dauernd in Wien Ansässigen hat das Komitee im zehnten Bezirk in der Favoritenstraße ganze Gruppen



Bahnhofsdienst am Ostbahnhof zum Empfang der deutschen Flüchtlinge.



Abfahrt deutscher Flüchtlinge in ihre Heimat.

Gegenden Niederösterreichs. In der von dem Frauenkomitee geleiteten Nähstube werden reichsdeutsche Frauen und Mädchen mit Näharbeiten beschäftigt. Das Komitee gibt außerdem noch 80 bis 100 Frauen, denen es Nähmaschinen ins Haus gestellt hat, Verdienst. Die Kriegsfürsorge erstreckt sich auch auf die deutschen Flüchtlinge und Rückwanderer aus Rußland, die über Rumänien ihre Heimat wiedergewinnen möchten, auf die Deutschen, die in Serbien und

von Häusern gemietet, in denen es die Bedürftigen in luftigen Wohnungen unterbringt. Die edlen Männer vom Aktionskomitee und ihre Helferinnen besuchen regelmäßig die in den Wiener Spitälern befindlichen verwundeten deutschen Soldaten, zeigen den Genesenden in Rundfahrten die Schönheiten unserer Stadt, führen sie zur Erholung in die waldreiche Umgebung, lassen ihnen in der herrlichen Natur eine Wiener Jause verabreichen und veranstalten des



Blick in die Nähstube.

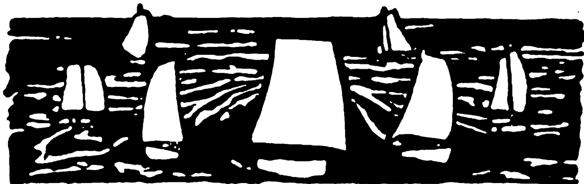
öfteren in den Lazaretten kleine Feste. Ruhmvolle und außerordentlich verdienstliche Kriegsarbeit leistet die kleine Schar des deutschen Kriegshilfskomitees in Wien, was ihr nicht hoch genug anzurechnen ist. Nicht nur eine materielle, sie ist ihren bedauernswerten Landsleuten auch eine kraftvolle moralische Stütze und hilft ihnen in wahrhaft freundschaftlicher Weise über die schwere Zeit hinweg. Es sind die Taten des stillen Wohltäters im Hinterland.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 16. | Berlin, den 15. April 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 16.



Die sieben Tage der Woche.

4. April.

In der Gegend der Feste Douaumont haben unsere Truppen am 2. April südwestlich und südlich der Feste sowie im Caillette-Walde starke französische Verteidigungsanlagen in erbittertem Kampfe genommen und in den eroberten Stellungen alle bis in die letzte Nacht fortgesetzten Gegenangriffe des Feindes abgewiesen. Mit besonderem Krafteinsatz und mit außerordentlich schweren Opfern stürmen die Franzosen immer wieder gegen die im Caillette-Walde verlorenen Verteidigungsanlagen vergebens an.

In der Nacht vom 3. zum 4. April werden bei einem Marineluftschiffangriff auf die englische Südostküste Befestigungsanlagen bei Great Yarmouth mit Sprengbomben belegt.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, daß ein Geschwader von zehn Seeflugzeugen in Ancona Werfte und Kasernenviertel der Stadt mit verheerendem Erfolge bombardiert hat.

5. April.

Der Reichskanzler erörtert im Reichstage die Lage und die deutschen Friedenziele.

Die Artilleriekämpfe in den Argonnen und im Maasgebiet dauern fort. Links der Maas hindern wir die Franzosen an der Wiederbesetzung der Mühle nordöstlich von Haucourt. In der Gegend der Feste Douaumont sind südwestlich der Feste und unseren Stellungen im Nordteile des Caillette-Waldes wiederholte Gegenangriffe des Feindes blutig zusammengebrochen.

Das Ergebnis der Luftkämpfe an der Westfront im März war: Deutscher Verlust: Im Luftkampf 7 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 3 Flugzeuge. Vermißt 4 Flugzeuge. Im ganzen 14 Flugzeuge: Französischer und englischer Verlust: Im Luftkampf 38 Flugzeuge, durch Abschuß von der Erde 4 Flugzeuge, durch unfreiwillige Landung innerhalb unserer Linien 2 Flugzeuge. Im ganzen 44 Flugzeuge.

6. April.

Marineluftschiffe haben in der Nacht vom 5. zum 6. April ein Eisenwerk bei Whitby zerstört und die Fabrikanlagen von Leeds angegriffen.

Unsere Infanterie stürmt das Dorf Haucourt und einen stark ausgebauten französischen Stützpunkt östlich des Ortes.

Auf dem rechten Maasufer wird ein erneuerter Angriffsversuch der Franzosen gegen die Stellungen im Caillette-Walde schnell erstickt.

7. April.

Im Hauptquartier-Ost feiert Generalfeldmarschall v. Hindenburg sein Goldenes Militärjubiläum.

Feindliche Angriffsversuche gegen unsere Waldstellungen nordöstlich von Avocourt kommen über die ersten Ansätze oder vergebliche Teilvorstöße nicht hinaus. Auch östlich der Maas können die Franzosen ihre Angriffsabsichten gegen die fest in unserer Hand befindlichen Anlagen im Caillette-Walde nicht durchführen.

8. April.

Auf dem linken Maasufer erstürmen Schlesier und Bayern zwei starke französische Stützpunkte südlich von Haucourt und nehmen die ganze feindliche Stellung auf dem Rücken des Termitenhügels in einer Breite von über zwei Kilometer.

Österreichisch-ungarische Geschwader von Land- und Seeflugzeugen greifen die Bahnhöfe von Casarsa und San Giorgio di Nogaro mit deutlich erkennbarem Erfolge an.

9. April.

Vier Marineflugzeuge greifen die russische Flugstation Papensholm bei Kielkond auf Oesel an. Die Station wird mit zwanzig Bomben belegt, von vier zur Abwehr aufgestiegenen feindlichen Flugzeugen werden zwei zur Landung gezwungen.

10. April.

Auf dem Westufer der Maas wurden Bethincourt und die ebenso stark ausgebauten Stützpunkte „Alsace" und „Lorraine" südwestlich davon abgeschnürt. Rechts der Maas wurde eine Schlucht am Südwestrande des Pfefferrückens gesäubert.



Benagelte Bildwerke.

Von Geh. Hofrat Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

Nahe der gewaltigen gotischen Stefanskirche in Wien steht ein alter Baumstamm mit knorrigen Ästen, der über und über von Nägeln bedeckt ist: Der „Stock im Eisen". Bei einer Umgestaltung der Umgebung der Kirche hat man ihn von seinem Standort entfernt und an einer Hausecke des „Stock im Eisen-Platzes" monumental aufgestellt. Erinnere ich mich recht, so gilt der Stamm als ein Rest des einst bis hierher sich erstreckenden Wiener Waldes, und war er eins jener Merkzeichen, wie sie früher jede Stadt besaß. Die wandernden Schmiede hatten die Gewohnheit, einen Nagel einzutreiben: So kam es, daß er jetzt kein Stückchen Rinde mehr erkennen läßt und zu einer knorrigen Eisenmasse umgewandelt erscheint. Wie die Angelegenheit sich geschichtlich verhält, wie weit zurück sich das Dasein dieses Merkzeichens verfolgen läßt, weiß ich nicht. Jedenfalls war es das Vorbild für die Aufstellung eines „Eisernen Mannes" auf dem Schwarzenbergplatz in Wien, den man zur Benagelung bestimmte, meines Wissens dem ersten Beispiel der jetzt an vielen Orten üblich gewordenen Sitte, gegen ein kleines Geldopfer einen Nagel in ein Holzgebilde einzutreiben und so für einen vaterländischen Zweck Geld zu sammeln.

Der Wiener Eiserne Mann ist mittelalterlich gerüstet, so daß fast die ganze Gestalt in Panzer gehüllt erscheint.

Ist die Benagelung fertiggestellt, so wird die Gestalt völlig in Eisen gehüllt sein. Das scheint mir eine gute, ästhetisch berechtigte Anordnung: Das Eisen wirkt hier künstlerisch, jeder, der sich mit seinem Geldopfer an der Fertigstellung beteiligt, hilft das Werk in die gewollte Form zu bringen, arbeitet mit an der Fertigstellung des Kunstwerkes.

Das kann man von ähnlichen Versuchen an anderer Stelle nicht sagen. Es ist zwar schwer, gegen eine vaterländische Absicht das Wort zu erheben, da hier die Heiligung des Mittels durch den Zweck vorzuliegen scheint. Aber es ist doch wohl nötig, dagegen Stellung zu nehmen, daß ein an sich guter und eigenartiger Gedanke mißbraucht wird.

Es ist daher der Einspruch der Berliner Königlichen Akademie der Künste nur zu begrüßen, der namentlich gegen die Nagelung von Porträtstatuen erhoben wurde. „Das Beispiel des Hindenburgkolosses in Berlin", so sagt sie, „sollte allen anderen Städten warnend vor Augen stehen." Ich will mich nicht in die Kritik der bildnerischen Leistung einlassen, die die Akademie an der Bildsäule übt, denn auch wenn diese nicht ein „minderwertiges Erzeugnis" einer „untergeordneten künstlerischen Kraft" wäre, ja noch viel mehr, wenn es sich um ein hervorragendes Werk der Holzbildnerei handelte, würde ich die Benagelung hier für einen Mißgriff halten, den auch ihr guter Zweck nicht entschuldigen könnte. Das Vorbild in Wien zeigt vielmehr den rechten Weg: Denn wenn es gleich durchaus im Geist der Kunst ist, Hosen und Mantel einer Statue in Bronze zu gießen, somit auch eine realistisch ausgeführte Gestalt in Metall auszubilden, so ist das Herumhämmern an Mantelzipfeln und endlich wohl auch an Händen und Gesicht des Dargestellten ebenso unkünstlerisch, wie es das Ergebnis wäre, das unbenagelte Antlitz unseres verehrten Heerführers aus einer eisernen Uniform heraussehen zu lassen. Da werden künstlerische Unstimmigkeiten hervorgerufen, die man vermeiden sollte. Auch fürchte ich sehr für die Haltbarkeit des großen Werkes: Holz schwindet, reißt, verfault. Selbst wenn die Gestalt technisch mit größter Sorgfalt ausgeführt ist, würde sich bald in ihrer Bewegung zeigen. Die fabrikmäßig hergestellten Tapeziererstifte, die fast überall verwendet werden, sind nicht jenen geschmiedeten Nägeln gleich, mit denen die wandernden Gesellen des ehrbaren Schmiedehandwerks den „Stock im Eisen" bedeckten. Solche werden zu regellosen Hämmereien durch ungeschulte Hände führen. Denn ein starker Nagel will von starker Hand geschickt eingeschlagen sein. Die Stifte aber werden leicht wieder ausfallen, sobald sich hinter ihnen Feuchtigkeit einsetzt. Und nach all dem wird der Zeitpunkt nicht so fern sein, wo man das dem Feldmarschall gesetzte Denkmal wird forträumen müssen, will man es nicht in Verfall geraten lassen.

Es handelt sich leider bei den ähnlichen Unternehmungen vielfach um die Leistung zwar durchaus wohlwollender, aber künstlerisch ungeschulter Vaterlandsfreunde. Der Weg ins Große, der unserer Zeit eigen ist, die Fähigkeit, eine Sache gewinnbringend anzulegen — wenn dieser Gewinn auch gemeinnützigen Zwecken zu dienen hat — spielt dabei mit. Viele werden ja in der Erzielung einer ansehnlichen Geldsumme den Hauptzweck der ganzen Sache erblicken und werden es für nebensächlich halten, ob dabei schönheitliche Ergebnisse herauskommen. Schöner und würdiger wäre es sicher, wenn man dafür sorgte, daß echte Künstler bei jeder solchen Aufgabe zu Rate gezogen werden, die aus dem Gedanken, daß die Masse des Volkes sich an der Fertigstellung des Kriegsdenkmals in irgendeiner Form — es muß ja nicht gerade durch einen Nagel sein — betätigen will, zu einem auch für die Zukunft unserem Volk und seinem Kunstsinn zur Ehre gereichenden Denkmal führt.

Wie ist der Verwahrlosung der Jugend zu steuern?

Von Fr. Lembke.

Diese Frage setzt voraus, daß die Jugend der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzt sei, jetzt in der Kriegzeit besonders. Das wird hier behauptet und dort bestritten. Jeder führt gute Gründe für sein Urteil an. Wo ist da die Wahrheit?

Wie sooft, liegt auch hier Recht und Unrecht auf beiden Seiten. Den Verteidigern der Jugend kann man ruhig zugeben, daß der Kern unserer deutschen Jugend gut sei — daß die große Mehrzahl der Jugendlichen manche Last auf sich nehme und manches Opfer bringe — daß es bedauerliche Ausnahmen seien, wenn Jugendliche sich zu Ausschreitungen und Verbrechen hinreißen ließen, daß dem Alter oft das rechte Verständnis für jugendliche Art fehle, jetzt vor allem, wo der Krieg dem Leben weiter Kreise den Stempel unverkennbaren Ernstes aufgedrückt habe, während die Jugend auch heute ihren Anspruch auf Freude und Lust erhebe. Das alles soll voll anerkannt werden. Aber dann bleibt doch die Tatsache bestehen, daß besonders in der Kriegzeit das Leben für die Jugend Formen angenommen hat, die Regierungen, Stadtgemeinden, Generalkommandos u. a. bewogen haben, scharfe Bestimmungen gegen den Verkehr Jugendlicher in Wirtschaften und Kinos, gegen Alkohol und Nikotingenuß zu erlassen, es bleibt bestehen, daß die Zahl der verurteilten Jugendlichen in der Kriegzeit stellenweise in erschreckender Weise zugenommen hat, daß die Anstalten für Fürsorgeerziehung sich mehr füllen als früher in Friedenzeiten, und daß ernste Jugendfreunde, denen es an Verständnis für jugendliches Wesen wirklich nicht fehlt, in ernster Sorge um die Jugend sind.

Man braucht den Glauben an unsere Jugend durchaus nicht zu verlieren, darf aber auch die Augen vor offenbaren Schäden nicht verschließen. Man muß den Kampf um die Jugend aufnehmen. Jetzt sind es Ausnahmen, die zu Klagen Anlaß geben. Leben wir weiter in Sorglosigkeit dahin, frißt das Übel mehr und mehr um sich, bis ein unheilvoller Schade entstanden ist.

Weil die Sache aber so liegt, soll der Kampf um die Jugend kein Kampf gegen die Jugend sein. Nicht weil diese in ihrem innersten Kern schlechter als früher wurde, zeigen sich so manche unerfreuliche Erscheinungen, sondern weil die Kriegzeit sie in Verhältnisse hineinführte, denen sie nicht gewachsen war. Die Väter stehen im Felde, und die Mütter sind mit Erwerbsarbeiten so in Anspruch genommen, daß sie sich nicht viel um die Halberwachsenen bekümmern können, und so sinkt der Einfluß der Eltern, der ohnehin nicht mehr allzugroß war, bedeutend herab. Dem Meister, Dienstherrn oder sonstigen Arbeitgeber ist

Und der Kanzler sprach . . .

Noch sollt ihr nicht vom Harfenstein
Das hohe Lied vom Frieden singen;
Noch ist die Zeit nicht der Schalmein,
Der Anemonen und Syringen,
Die Zeit nicht, daß beim Geigenstrich
Das junge Volk zum Tanz sich schare —
Noch legt das Schlachtroß wiehernd sich
Ins blanke Stahlwerk der Kandare.

Das Schwert regiert so schlimm wie je,
Noch wird der Atem uns beneidet,
Und statt mit blütenfrischem Schnee
Ist rings die Welt mit Blut umkleidet —
Und bleibt von heißem Blut so rot
In ihren Feldern, Triften, Auen,
Bis Deutschland sich durch tiefste Not
Mit scharfer Klinge durchgehauen.

Bis sich das Deutschtum felsenfest
Erhebt auf ragender Empore
Und fern im Osten, fern im West
Verrammelt sind die Einfallstore;
Bis abgetan der Geist des Wahns
Und frei und frank und sonder Lasten
Das blaue Band des Ozeans
Sich willig gibt den deutschen Masten.

Erst wenn durch Qualm und Pulverflor
Sich neu verjüngt Europens Karte
Und stolzer rauscht denn je zuvor
Des Kaisers leuchtende Standarte,
Dann mögen rasten Schwert und Sturm,
Erst dann winkt uns das edle Manna,
Erst dann wird ziehn von Turm zu Turm
Der Glocken feiernd Hosianna.

Drum wollt noch nicht vom Harfenstein
Das hohe Lied vom Frieden singen;
Noch ist die Zeit nicht der Schalmein,
Der Anemonen und Syringen,
Die Zeit nicht, daß beim Geigenstrich
Das junge Volk zum Tanz sich schare —
Noch legt das Schlachtroß wiehernd sich
Ins blanke Stahlwerk der Kandare.

Erst freie Bahn der deutschen Faust,
Erst Raum für die gequälte Enge . . . .!
Erst dann, vom Freiheitsturm umbraust,
Fahrt jubelnd an die Glockenstränge;
Erst dann allein winkt ehrenwert
Uns die ersehnte Ruh hienieden;
Erst dann zum Gurt das deutsche Schwert!
Erst dann in Gottes Namen — Frieden!

Namur, den 7. April 1916.

Joseph v. Lauff.

der Jugendliche eine wertvolle Arbeitskraft geworden, die er nicht durch Strenge verlieren möchte. Auch hier sinkt infolgedessen der erziehliche Einfluß. Ältere Mitarbeiter sind auch in geringerer Zahl vorhanden, Fortbildungschule und Jugendpflege lassen sich nicht immer in vollem Umfang aufrechterhalten, gehen hier oder da auch ganz ein. Das alles bedeutet eine entschiedene Abnahme der Jugenderziehung. Der Mangel wird dadurch noch verschärft, daß heute Jugendliche bei Behörden und Privaten oft als Aushelfer in Vertrauenstellungen hineinkommen, denen sie nicht gewachsen sind. Man denke z. B. nur an die jugendlichen Feldpostträuber. Demgegenüber ist der Erziehungseinfluß unserer großen Zeit nicht übermäßig hoch zu veranschlagen. Er erfaßt das Jungvolk wohl hier und da, aber doch nicht so nachhaltig, wie man es wünschen möchte, vielleicht nimmt er auch mit der Dauer des Krieges an nachhaltiger Wirksamkeit ab. Auch den Einfluß erheblich gesteigerter Arbeitsleistung soll man ja nicht überschätzen. Wohl muß die Jugend heute oft lange und schwer arbeiten. Aber das junge Blut läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Mancher findet auch nach schwerem Tagewerk noch Zeit und Kraft zu allerlei Treiben und Treibereien, die höchst unpassend und gefährlich sind. Der reiche Verdienst begünstigt ein solches Leben. Es gibt Jugendliche, die heute mehr verdienen als früher ihr Vater, die trotzdem kaum etwas zum elterlichen Haushalt beitragen, über alles frei verfügen. So kommen sie in Lokale und Gesellschaften hinein, die schwerste Gefahren für sie bedeuten können und leider oft auch bedeuten. Die Kriegsschundliteratur und die Schundfilms tun in Verbindung mit dem durch den Krieg geweckten Abenteuergeist ein weiteres. Es ist gar keine Frage, daß die Jugend sich heute vielfach in Erziehungsnöten befindet, von denen wir früher keine Ahnung hatten. In diesen Nöten sollen wir der Jugend beistehen, mit den guten Trieben, die in unserer Jugend leben, zusammen ankämpfen gegen alles das, was auf Abwege zu bringen und in den Abgrund zu ziehen droht.

Daraus folgt, daß wir zunächst innigste Verbindung mit der Jugend zu suchen und zu unterhalten haben. Die Jugendpflege im weitesten Sinne darf nicht stille stehen, darf sich auch nicht auf die Jugendkompagnien verlassen, die nun doch einmal vorwiegend der körperlichen Erziehung dienen, wenn sie auch so ausgestaltet werden können und es teilweise auch schon sind, daß sie auch auf die geistige und sittliche Entwicklung tiefen Einfluß gewinnen. Dieser muß auf jeden Fall stark betont werden. Das geschieht unter den gegebenen Verhältnissen am besten und sichersten durch Ausgestaltung der Jugendpflege im weitesten Sinne. Bei dieser muß man vor allen Dingen trachten, sie aus ihrer Abgeschiedenheit herauszuheben. Jugendheime, Jugendabende und sonstige Veranstaltungen sollen nicht nur von den Jugendlichen und ihren Pflegern besucht sein, sondern auch erwachsene Glieder der Gemeinde an sich heranziehen. Man sage nicht, daß es an Zeit fehle. Noch sind die Wirtshäuser

lange nicht leer, und solange es noch Menschen gibt, die ein paar Stunden im Wirtshaus zubringen können, muß es auch solche geben, die der Jugend einmal einen Abend opfern. Vielleicht läßt es sich hier oder da leichter durchführen, die Jugend zur Teilnahme an den geselligen, unterhaltenden und erbauenden Veranstaltungen der Erwachsenen zu bewegen. Die Form ist ja Nebensache, wenn nur die Jugend wieder mehr in enge Fühlung mit dem gesamten Volksleben kommt. Gerade dadurch, daß sie sooft ganz für sich allein steht, ist sie ja in die schwere Not hineingeraten.

Wenn man auf diesem Weg auch nur einen bescheidenen Anfang gemacht hat, muß man sofort versuchen, mit den gewonnenen Erwachsenen in engere Fühlung zu treten, um so einen kleinen Kreis zu bilden, mit dem man die Jugendarbeit besprechen und beraten kann. Nur so kann man in der Gemeinde allmählich eine feste Grundlage für weitere Arbeit gewinnen und im Volk Verständnis für sie schaffen.

Auf solcher Grundlage läßt sich dann auch ein besseres Zusammenarbeiten zwischen Haus und Jugendpflege erzielen. Wenn z. B. Dechant Sandhage in Heft 2 (1916) der „Jugendführung“ mitteilt, daß nach Schluß einer Jugendwehrübung 42 Jugendliche sich in einer verrufenen Sackgasse (in der sie also sicher nichts zu tun hatten) herumtrieben, so fehlt es da unbedingt an der nötigen Fühlung zwischen Jugendarbeit und Haus. Alle Abendarbeit ist für die Jugend gefährlich, wenn nicht eine gute Hausordnung darüber wacht, daß die Jugend sofort ins Haus zurückkehrt und sich nicht erst lange herumtreibt. An dieser Hausordnung fehlt es sehr oft; sie läßt sich aber im Verein mit den Hausvätern, wenn nötig unter Mithilfe der Polizei oder anderer gemeindlicher oder staatlicher Organe, wieder schaffen. Aber auch in der Jugendpflege fehlt es zuweilen. Niemals darf eine Abendveranstaltung so lange ausgedehnt werden, daß Eltern oder Herrschaften schon schlafengegangen sind und somit ihrer Aufsichtspflicht nicht mehr genügen können. Und größte Pünktlichkeit muß dafür sorgen, daß die häuslichen Erzieher auf die Minute genau wissen, wenn das Bürschchen oder Mägdlein daheim sein kann. Erst dann hat man ein Recht — und man sollte kräftig davon Gebrauch machen — wieder von der Pflicht jedes einzelnen der Jugend gegenüber zu reden.

Was der Inhalt dieser Jugendarbeit sein soll, ist sooft erörtert worden, daß hier darüber hinweggegangen werden kann; der Raum würde für eine einigermaßen ausreichende Darlegung auch nicht annähernd genügen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß bei einer so bedeutsamen Frage, wie es die Verwahrlosung der Jugendlichen ist, zuerst mit einem „kleinen Mittel“, wie es die Jugendpflege darstellt, begonnen wird. Nun, einmal ist das Mittel so klein nicht. Man sehe sich doch z. B. einmal die Arbeit eines Walter Claßen in Hamburg oder eines Geheimrat Dr. Hagen in Schmalkalden an — oder wen man sonst in seiner Nähe hat — und man wird das Vorurteil, das sei alles nur Kleinarbeit, bald verlieren. Und wo trotzdem die Jugendpflege aus dem Kleinen nicht herauskommen kann, wird man meistens finden, daß diese Arbeit durch falsche Sparsamkeit und mangelhafte Unterstützung übehaupt künstlich niedergehalten wird. Wie dem aber auch sei. Ein Recht zu fordern, erhalten wir nur durch eigene Arbeit. Und diese muß innere Erziehungsarbeit sein. Nur wo diese versagt, darf zu äußeren Zwangsmitteln gegriffen werden. Das hat z. B. in sehr feiner Weise der Kommandierende General v. Haugwitz in Kassel gezeigt, der sich mit einem ausgezeichneten Aufruf an die Jugend wendet, der hier wörtlich angeführt werden möge:

„Eure Väter stehen im Dienst des Vaterlandes und vor dem Feind. Für euch opfern sie Gesundheit, Blut und Leben. Wollt ihr euch ihrer unwert erweisen und keine Opfer bringen? Deutschland erwartet Opfer von euch. Ihr sollt verzichten auf leere Zerstreuungen und rohe Vergnügungen, verzichten auf ungeeignete Bücher, wie sie eure Eltern euch nicht geben würden, verzichten auf alles unsaubere Treiben, das ihr vor den Augen eurer Eltern verheimlichen müßtet. Dafür sollt ihr lernen und arbeiten, damit ihr euren Müttern eine Stütze, euren jüngeren Geschwistern ein Vorbild, dem Vaterland dermaleinst wertvolle Bürger werdet. Wenn eure Väter heimkehren aus dem Krieg, sollen sie eine tätige und tüchtige Jugend vorfinden, nicht eine entartete und zuchtlose. Ihr aber, deren Väter den Heldentod starben, ihr sollt doppelt eingedenk bleiben, euch ihnen dankbar zu erweisen durch fleckenlose Sittenreinheit, Willenstärke und Pflichttreue! Ich weiß wohl, daß es unter euch manche gibt, die nicht gehorchen, nicht arbeiten, nicht helfen, sondern nur gegen Aeltere unehrerbietig sein, möglichst viel bummeln und sich großtun wollen. Gegen diese habe ich heute eine Verordnung erlassen und strenge Strafen angedroht bei Zuwiderhandlungen. Ich hoffe jedoch, daß es dieser Strafen nur selten bedürfen wird. Deshalb wende ich mich an die Tüchtigen unter euch, an die, die ihre Eltern, ihre Verwandten, ihr deutsches Vaterland in Ehren halten wollen. Diese sind ohne jeden Zweifel unter euch in der überwiegenden Mehrzahl. Wenn die Tüchtigsten zusammenhalten, wird der Faule und Liederliche nicht aufkommen.

„Haltet also selbst untereinander auf Fleiß und Zucht und Ordnung, dann leistet auch ihr Jugendlichen Kriegsdienste für unser deutsches Vaterland! Ihr seid das kommende Geschlecht unseres Volkes!“

General v. Haugwitz wendet sich dann in einem zweiten Aufruf, den er gleichzeitig veröffentlicht, an die Erwachsenen und mahnt diese, sich der Jugend anzunehmen. Und für die, die durch solche Mittel nicht zu gewinnen sind, erläßt er dann scharfe Bestimmungen. So sollte es überall sein. Erst mit der Jugend arbeiten und nur für Ausnahmen scharfe behördliche Eingriffe, die dann ihre volle Berechtigung haben.

Wo Lehre und Ermahnung nicht ausreichen, muß der unerbittliche Zwang kommen, der die schlechten Wege gründlich verbaut und nötigenfalls die Böcke von den Schafen sondert. Aber nie darf man glauben, daß ein Polizeiregiment allein viel vermöge. Es hält den Bösen im Zaum, sondert ihn von den Guten ab, jagt mit seinen Strafen dem Menschen einen heilsamen Schreck ein, hält im allgemeinen das Böse nieder, tut aber selbst kaum etwas zur Pflege des Guten. Deswegen ist es niemals echte Erziehung, kann dieser aber den Boden bereiten.

Was für den angedeuteten Zweck von der Polizei etwa verlangt werden darf, zeigen die Erlasse des stellvertretenden Generalkommandos: Einschränkung des Wirtshaus- und Kinobesuches, Verbot oder starke Verminderung des Alkohol- und Nikotingenusses, Verbot der Schundliteratur, Zurückdrängen des abendlichen und nächtlichen Herumtreibens. Nicht klar ist man sich über die Abgrenzung des Jugendalters nach oben hin. Meistens schwankt man zwischen dem 16. und dem 17. Lebensjahr. Oft werden persönliche und örtliche Einflüsse den Ausschlag geben.

Was gegen ein polizeiliches Eingreifen, wie es hier skizziert ist, eingewendet wird, ist ja bekannt. Es ist eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, eine Einengung des geschäftlichen Lebens; die Grenze läßt sich nicht mit Sicherheit erkennen, und deswegen sind bald Schikanen und bald laxe Durchführung der Bestimmungen kaum zu umgehen. Es mag sein, daß in all diesem und noch anderem, das vorgebracht, hier aber nicht erst aufgezählt zu werden braucht, etwas Wahres liegt. Demgegenüber steht aber zweifellos fest, daß am Anfange und zu beiden Seiten der Verbrecherlaufbahn Jugendlicher Alkohol, Nikotin, Schundbücher, Kino, schlechter Umgang usw. stehen, daß diese Faktoren die Entwicklung zum Verbrecher sehr stark begünstigen. Und nun mag man noch so hoch von der Freiheit des Menschen im allgemeinen und des Geschäftslebens im besonderen denken: die Gesundheit unserer Jugend steht uns höher. Und wenn z. B. ein Gastwirt Jugendlichen Alkohol im Übermaß verabreicht, sie Zechen machen läßt, die selbst bei Erwachsenen schon hoch, ihr schändliches Treiben gar durch allerlei Mittel begünstigt, so mag er als Geschäftsmann noch so tüchtig sein, als Staatsbürger ist er minderwertig und dementsprechend zu behandeln. Ebenso sind Freiheitsbeschränkungen der Jugendlichen nicht zu umgehen, wenn sich schwere Unzuträglichkeiten zeigen, wie z. B. beim abendlichen und nächtlichen Straßentreiben, denen man sonst nicht beikommen kann. Wo sich infolge solcher Eingriffe Härten oder gar Schädigungen für das persönliche, gewerbliche oder berufliche Leben ergeben, bringt die Zeit schnell Linderung und Heilung. Die Schädigung der Jugend ist dagegen nur schwer und nur in langer Entwicklung wieder auszugleichen.

Welche Maßregeln im einzelnen zu ergreifen sind, mag strittig sein. Die Verhältnisse gestatten aber kein langes Erwägen und Probieren; sie verlangen ein schnelles Handeln. Deswegen sind die Militärbehörden die gegebenen Stellen. Mögen sie sich ruhig einmal vergreifen, ihre Anordnungen gelten zunächst ja nur für die beschränkte Zeit des Krieges. Die gemachten Versehen lassen sich im Frieden wieder ausgleichen, und schon während des Kriegszustandes sind verfehlte Erlasse eines Generalkommandos viel leichter zu beseitigen als verfehlte Gesetze. Also bleibe man ruhig auf dem Wege, den man vielfach schon beschritten hat, sorge aber auch für militärische Strenge und Pünktlichkeit in der Durchführung. Einem Wunsche sei nur Ausdruck gegeben, der freilich schon an mehreren Stellen erfüllt ist: die militärischen Stellen mögen zu ihrer Beratung und Hilfe die berufsmäßigen Volks- und Jugenderzieher, Volks- und Jugendfreunde heranziehen.

Besondere Schwierigkeit bietet die Lohnfrage. Alles, was bisher vorgeschlagen und angebracht ist: Überwachung der Lohnzahlung an Jugendliche, Verbote direkter Lohnzahlung an sie, teilweise Zurückhaltung des Lohnes in Verbindung mit gesperrten Sparbüchern, und was es sonst sei, läßt sich in der Regel schwer durchführen und überwachen, ist selten so lückenlos zu gestalten, daß nicht Abgefeimte durchschlüpfen, erschwert besonders den Geschäftsgang der Großbetriebe so sehr, daß davon in der Praxis nicht viel zu erhoffen ist. Mir will scheinen, daß man mit einer allerdings sehr kraftvollen Förderung der Spartätigkeit noch am weitesten kommt. Bei allen Jugendveranstaltungen müssen Einrichtungen zum Sparen getroffen werden. Sparmarken, -karten und ähnliche Dinge müssen im Verkehr mit Jugendlichen eine viel größere Rolle als bisher spielen. Vor allen Dingen sollte man davon beim Verabreichen von Trinkgeld und anderen Gaben, die sich der Kontrolle der Eltern entziehen, Gebrauch machen. Auch könnte der Lohn teilweise in der Form gezahlt werden. Ist das Geld einmal in einer Sparkasse oder bei einer Genossenschaft, so ist es gegen Mißbrauch viel mehr gesichert als in der Tasche der Jugendlichen.

Alle diese Mittel stellen nicht das Höchste und Beste dar, das sich erreichen ließe. Sie sind aus der Not der Zeit geboren und tragen zum Teil die Zeichen erheblicher Mängel an der Stirn. Es fehlt uns aber an Zeit, alles recht fein auszuklügeln. Wir müssen handeln und schnell handeln. Das Lebensglück manches Kindes unserer Feldgrauen steht auf dem Spiel. Wir halten es für unsere Pflicht, durch die Mittel der Kriegswohlfahrtspflege in umfangreicher und weitherziger Weise für die Aufrechterhaltung des äußeren Wohlstandes unserer Krieger zu sorgen. Wohlan, hier handelt es sich um das Kostbarste, was der Feldgraue hat! Lieber wollen wir uns einmal vergreifen, lieber einmal eine Härte oder auch eine kleine Ungerechtigkeit in den Kauf nehmen, als daß der heimkehrende Krieger uns mit dem berechtigten Vorwurf entgegentreten kann: Für alles habt ihr gesorgt, aber die Seele meines Kindes habt ihr verderben lassen.

Osterkuchen ohne Mehl.

Von Gertraud Liese.

Das Kuchenbackverbot wird sich, nachdem es vorübergehend für die Bäckereien angeordnet war, wohl wie Weihnachten auch Ostern auf die Haushaltungen ausdehnen. Das Brotmehl soll und muß in erster Linie geschont und gestreckt werden. Die zugemessene Portion Mehl werden die meisten Hausfrauen auch zum Kochen brauchen, so daß für Kuchenbackerei nicht viel übrigbleibt. Wenn nun aber für liebe Gäste — die Feldgrauen sind für draußen entbehrte hausbackene Kuchen besonders empfänglich — oder zur Ersparnis des knappen Brotaufstrichs Kuchen gebacken werden soll, so helfen wir uns mit anderen Mitteln. Butter und Milch dürfen dabei auch wenig oder gar nicht in Betracht kommen, eher schon Eier, die ja zur Osterzeit auch zu erschwingen sind. In erster Reihe sollten die noch vorhandenen Nüsse verbacken werden, die wegen ihres hohen Fettgehaltes auch gleichzeitig das Genuß- zum Nährmittel erheben. Einen ganz delikaten, einfachen Nußkuchen kann sich jede Hausfrau leicht herstellen, wenn sie sich ein Pfund Nußkerne knackt. 6—8 Eigelb werden mit drei Viertel Pfund Zucker und etwas Vanillezucker schaumig gerührt, zwei Löffel Rum, die fein geriebenen Nüsse und der steifgeschlagene Schnee dazu getan und in einer Springform 1 Stunde gebacken. Genau so verwendet man abgekochte und geschälte Maronen zu Maronenkuchen, der etwas trockener ausfällt, aber sehr nahrhaft ist. Ein anderer Nußkuchen ist sehr ergiebig und zur Ostertorte geeignet. Zwischen fünf bis sechs mit Zucker

gut gerührte Eigelb wird eine Tasse Brotkrumen und ein Pfund fein geriebene Nüsse gegeben. Der Schnee und zwei Teelöffel Backpulver zuletzt dazu gemischt und das Ganze auf zwei Platten gebacken. Eine Füllung streicht man auf die eine Platte, nachdem sie gebacken, und drückt die andere darüber. Ein ganzes Ei mit einer halben Tasse Milch, Zucker und einem Löffelchen Kartoffelmehl wird im Wasserbade gerührt, bis es dick, darunter noch eine Tasse geriebene Nüsse, und die Mischung ist streichfertig. Auch Mandeln können vielseitig ganz ohne Mehl, Butter oder Milch zum Backen dienen. Makronentorte, Mandelbogen, Makronen sind bekannt. Eine deutsche Mandeltorte ist einfach und ganz mühelos, da das dazu benötigte ein halb Pfund Mandeln nicht erst abgezogen, sondern mit der Schale gerieben wird. Erübrigtes Eiweiß, welches sich 8—10 Tage im Haushalt sammeln läßt, wird mit etwas Zitronensaft steifgeschlagen und mit Zucker nach Geschmack unter die Mandeln gerührt. In einer Springform gebacken übergießt man den Kuchen mit einem von 6 Eßlöffeln Zucker mit drei Eßlöffeln Rum geläuterten Guß. Der Zucker muß trocken aufs Feuer gesetzt und hell bräunlich gerührt werden — dann erst kommt der Rum dazwischen.

Kartoffelkuchen ist jetzt allgemein bekannt, doch dürfte die Vorschrift ganz ohne Mehl am zweckmäßigsten sein. Dazu werden tags vorher gekochte, recht mehlige Kartoffeln (etwa 1½ Pfund) durch die Mandelmühle mit einer Hand voll Mandeln gerieben und mit vier bis fünf in drei Viertel Pfund Zucker gut geschlagenen Gelbei vermischt. Der steife Eierschnee kommt wie üblich zuletzt dazu. Bitteres Mandelöl oder Zitronenschale würzen den Kuchen angenehm. Ein brauner Kriegskuchen, der sehr preiswert und ergiebig ist, sei hier noch erwähnt, wobei auch ein Ersatzmehl zu verwenden ist. Ein Tassenkopf brauner Zucker wird mit ebensoviel geriebener Schokolade, zwei ganzen Eiern, zwei Eßlöffelchen Butter, zwei Tassentöpfen Hafermehl und einem halben Täßchen Milch verrührt, bis es Blasen wirft. Zuletzt zwei gute Teelöffel Backpulver gut durchgerührt und auf dem Blech gebacken. Daneben steht ein weißer Kuchen von saurer Milch, welche sich auch allmählich zusammensparen läßt, gut auf dem Ostertisch. Zwei ganze Eier mit vier Eßlöffeln Zucker und etwas geschmackgebender Würze, wie Vanille oder Zitronenschale, mischen sich leicht mit zwei Tassen Ersatzmehl, Grieß oder Reisgrieß. ¼ Liter saure Milch und ein Teelöffelchen Backpulver zuletzt dazu.

Zum Schluß sei noch eine aus dem Jahre 1836 stammende Vorschrift zu einem ganz vorzüglichen Mohrrübenkuchen gegeben, dem jedermann mißtrauisch gegenübersteht, solange er ihn noch nicht gegessen. Wir kochen uns dazu 2 Pfund Mohrrüben im ganzen und ungeschabt weich, schälen sie dann erst und lassen sie bis zum anderen Tag gut abtrocknen. Mit 125 Gramm vorher etwas angeweichtem Schwarz- oder Kriegsbrot werden die Mohrrüben fein durch die Fleischmaschine gegeben. 5 Eigelb mit ¾ Pfund Zucker und 2—3 Eßlöffeln Apfelsinenmarmelade werden gut gerührt, ¼ Pfund Sultaninen und der Eierschnee dazu gegeben und in einer Kastenform gebacken. Dieses Gericht hat den Vorzug, daß es auch als Pudding für die fleischlosen Tage zu bereiten ist. Man muß nur ein bißchen mehr als die zu jedem Kuchen gehörende Prise Salz in den Teig geben und diesen im Wasserbade kochen. Obst- oder Weinschaumtunke vervollständigt das Gericht.

▽▽▽

Vaterländische Gedenkhalle der Feste Boyen.

Von Felix Baumann (Siehe Abb. auf Seite 556.)

In dem früheren Marstallgebäude des Schlosses in Lötzen ist kürzlich ein Kriegsmuseum eingeweiht worden, das als „Vaterländische Gedenkhalle der Feste Boyen" auf alle deutschen Patrioten eine große Anziehungskraft ausüben dürfte. Birgt doch die von dem heldenmütigen Verteidiger der Feste Boyen, Oberst Busse, gegründete Gedenkhalle, vor deren Eingang schon zwei dort aufgestellte, in den Kämpfen um Lötzen erbeutete russische Geschütze an den Russenüberfall gemahnen, eine Menge Erinnerungen an die zweimalige Belagerung Lötzens.

Und gerade in dem Raume, der mit den erbeuteten russischen Waffen und Ausrüstungsgegenständen jeder Art eine beredte Sprache des Krieges spricht, hat, flankiert von Kosakenlanzen, eine Büste des Befreiers Ostpreußens, unseres Hindenburg, als eine Erinnerung an seinen Aufenthalt in Lötzen Aufstellung gefunden. Alle Erinnerungen an die Belagerungen, wie die Aufforderung der Russen zur Übergabe, die kernige Antwort Busses, die deutsche Parlamentsfahne usw., sind in dem Kriegzimmer, dessen Wände auch die Bilder des Kaisers und unserer Heerführer mit eigenhändigen Unterschriften schmücken, untergebracht worden. Kaiser Wilhelm hat ferner ein Bild gestiftet, das den Höhepunkt der Winterschlacht in Masuren, den Kaiser mit seinem Stabe bei Grabnick, darstellt und die eigenhändige Widmung trägt: „Zur Erinnerung an die Schlacht bei Lyck. Grabnick, den 14. Februar 1915." Auch die Kriegsaquarelle des Kunstmalers Rothgießer haben in dem Zimmer ein Heim gefunden.

Eine gute Idee war es, die Kriegsammlung mit den Ausgrabungen an der Kullabrücke auf dem Quassowskischen Grundbesitz zu verbinden. Die von dem Kgl. Bezirksgeologen Dr. Heß v. Wichdorf geleiteten Ausgrabungen — Urnen, Messer, Bronzefibeln zum Schließen der Gewänder, Schildbuckel, Schmucksachen und andere Funde, wie ein Wikingerschwert mit Silber- und Kupfertauschierungen und Goldeinlage aus der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, eine etwa 5000 Jahre alte Hornspeerspitze aus Masurens Steinzeit und wertvolle Geweihe — geben ein anschauliches Bild aus Masurens alter Zeit. Ein Gemälde des Berliner Landsturmmannes und Malers Neuendorff mit eigenhändiger Widmung Hindenburgs zeigt den Generalfeldmarschall bei einer Beobachtung der Ausgrabungen.

Die Gedenkhalle ist, wie aus einer Inschrift im Vorraum zu ersehen ist, „dem Kaiser, dem Befreier, den Führern, den Streitern Ostpreußens!" gewidmet.

Auch des Gründers der Feste, des Generalfeldmarschalls v. Boyen, dem ursprünglich allein — vor dem Kriege — die Gedenkhalle geweiht sein sollte, ist gedacht worden. Seine Bilder, sein Degen und andere Waffen sowie seine drei Bände persönlicher Erinnerungen haben im Kriegzimmer einen Ehrenplatz gefunden.

▽▽▽

Am Ausguck.

Die Sommertageszeit wird nächstens eingeführt, die Uhr zurückgestellt. Der Tag beginnt eine Stunde früher — und hört eine Stunde früher auf.

„Wacker! Wacker!" möchte man rufen. Denn auf solche Art genießen wir die Sonne länger, und alle Ärzte wissen, daß dieses Bestrahltwerden gesund ist.

▽▽▽

Robert Schumann sang in zuversichtlichen Durklängen ahnungsvoll: „O Sonnenschein, o Sonnenschein, Du leuchtest mir ins Herz hinein!" und schon jener Schillersche Knappe rief in angeregter Stimmung: „Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!"

Demgegenüber steht allerdings Nietzsche, welcher die Mitternacht mit entschiedenem Nachdruck angesungen hat; ebenso Faust, insofern er eine Schwäche für künstliche Beleuchtung zeigt, da er die scharf unterstrichene Erklärung abgibt: „Wenn in unserer engen Zelle die Lampe freundlich wieder brennt, dann wird's in unsrem Busen helle." Gewiß aber galt sein Wunsch nur für Friedenzustände bei mäßigem Petroleumpreis.

* * *

Schwankend empfinden offenbar die Wirte vor der neuen Maßregel — denn wenn um ein Uhr die Polizeistunde schlägt, ist es erst zwölf. Der Einwand: „Die Leute werden dann eine Stunde vorher zu Biere gehn" stimmt nicht ganz, weil aller Erfahrung nach erst das trauliche Dunkel zwar nicht den Durst erzeugt, aber seine Dauerhaftigkeit erhöht, sichert, verbürgt.

* * *

Völlig fassungslos werden aber die spukenden Geister sein, falls durch behördliche Regelung die Stunde ihres konzessionierten Umgehens verändert wird. Uns erklärt ein älteres, in seiner Umgebung hochgeachtetes Gespenst, das einst in Süddeutschland heimisch gewesen sein muß: „Ma kennt sich nimma aus, wann ma spuken soll! Dees is a Gfrett!"

Hierauf kann keine Rücksicht genommen werden, solange durch Beleuchtungsersparnis Nutzen winkt. Jährlich würde diese Ersparnis für uns 92 Millionen Mark bedeuten. Das ist ein Batzen — dessen ausschlaggebendem Ernst sich die Anlieger der vierten Dimension, wenn sie einigermaßen billig denkend sind, nicht entziehn.

* * *

Entschädigt werden die Geister dafür in Rußland.

Durch die Vermittlung des Nebenregenten Rasputin wird ihnen dort jedes irgendwie tunliche Entgegenkommen gewährt — und der Minister Chwostow mußte sein Amt aufgeben, weil er (allerdings neben einer Reihe von ernsteren Niederträchtigkeiten) ein Attentat auf die körperliche Sicherheit des regierenden Geistersehers angestiftet hat.

Wenn Bismarck sagte: „Ich habe nie behauptet, in einem besonderen Geheimratsverhältnis zu unsrem Herrgott zu stehn", so behauptet Väterchen Rasputin das Gegenteil. Er beherrscht zwar das Tischrücken nur mäßig — aber die alchimistische Kunst des Goldmachens ist ihm für seine Person gelungen.

Rasputin, der Wahrsager, führt eine lange Reihe russischer Günstlinge, unter denen Potemkin und Menschikow ihrem Land unvergeßlich geblieben sind, aus der Sphäre munterer Gewalttätigkeit in den Bezirk stillen Schwachsinns und hat sich, wie so mancher handfeste Mystiker, einer emsigen Verehrung durch die russische Damenwelt zu erfreuen.

* * *

Er würde bei uns einen angesehenen Posten innerhalb der Schlaraffia oder eines ähnlichen Geheimbundes unter dem Schutze Uhus kriegen — falls er nicht in dasselbe Gefängnis käme, das die Verderber der armen Schauspielerin Nuscha Butze nach ihrer Zauberkur mit Todeserfolg erwartet.

Lebensgefährlicher Hokuspokus! Dank seinen Beziehungen zum Jenseits ist es ihm geglückt, Millionen russischer Landsleute dorthin zu befördern.

Doch als Chwostow ihn kurzerhand selber nach seiner Sternenheimat zurückschicken wollte, brach er Herrn Chwostow den Hals.

Rasputin ist kein Minister, aber doch so gut wie einer — und wenn Barzilai in Italien Minister der zu erobernden (aber nicht eroberten) österreichischen Provinzen wurde, so behält Rasputin ein Juchtenportefeuille für die vierte Dimension.

* * *

Wenn am 18. April die verschärfte Blockierung Deutschlands losgeht, werden wir uns zwar ferner einschränken — aber nicht nachgeben.

Um ein Linsengericht (selbst wenn zwei pralle Frankfurter Würste daraus grüßen) geben wir unsren Anspruch auf selbständiges Dasein bestimmt nicht her.

Die Einwohner von Paris haben bei der Belagerung ganz andre Dinge verzehrt, als wir „Belagerten" bei unsrer immerhin erträglichen Fleisch- und Butterordnung uns träumen lassen.

Sicherlich ist manches bei uns knapp — wie in allen Ländern. Aber wir sind noch nicht einmal so weit wie die Spartaner, die, ohne durch irgendwelche Blockierungen gezwungen zu sein, andauernd eine heldenhafte Diät beobachteten. Nicht daß sie Städte, sondern daß sie die schwarze Suppe einnahmen, bürgt für ihren gestählten Charakter.

Das Einschnüren Deutschlands durch gewalttätige Festerschnallung des Schmachtriemens bleibt erfolglos, weil unsre Liebe zur Heimat durch das Herz, nicht durch den Magen geht.

Wenn aber die am 18. April einsetzende schärfere Blockierung einstens überstanden ist, wird auch dem Magen sein Recht. Die Plattdeutschen haben ein schnurriges Trostwort: „Wenn ick mal Fru bün, seggt dat Mäten, denn et ick all Dag Klümp un Backbeern." Das wollen wir tun, wenn die Zeit gekommen sein wird.

* * *

Zu den neulich geäußerten Worten über Stoffvergeudung schreibt mir eine Dame: „Stoff- und Preisverschwendung ist nicht gar so arg, wie es scheint, zumal ja die zum Kleid gehörige Jacke recht kurz ist und der Rock selbst erst recht."

Ich lasse mich gern berichtigen. Die Dame fügt hinzu: „Wetten, daß Sie zu Ihrer Frau Gemahlin sagen, wenn sie in dem besungenen schlichten Kleide vor Sie tritt: Nanu? Wie siehste aus? Denkste, ich geh so mit dir? Zieh dir, bitte, mal was Anständiges an!"

Ich folgere aus diesen Sätzen (wenn es der Poststempel nicht sagte), daß die freundliche Schreiberin in Berlin wohnt — muß im übrigen aber ehrlich bekennen, daß es eine Schlichtheit von geradezu herausfordernder Anmut gibt, die heute doppelten Wert hat. Und ich will das meiner Gemahlin mitteilen, sobald ich eine haben werde. Asmus Stehfest.

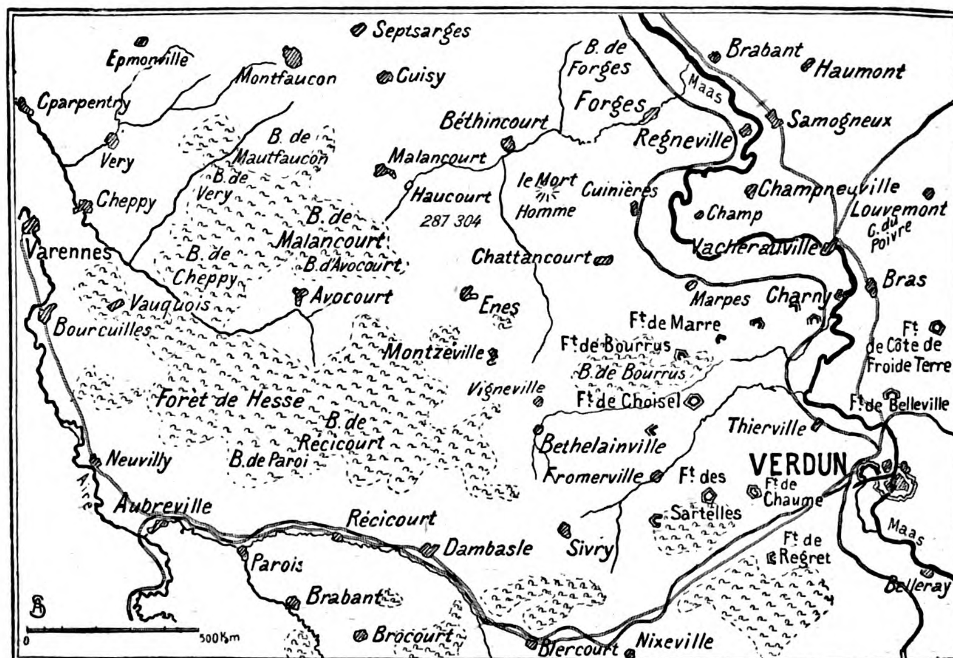
Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Die erste Aprilwoche brachte etwas noch nicht Dagewesenes. Fünfmal hintereinander, also fast täglich, kamen unsere Luftschiffe über England.

Auf den ersten Angriff, der London innen und außen der Hafenanlagen, Industriewerke, Magazine, Munitionsfabriken, Befestigungen bis nordwärts zum Humber aufs Korn nahm, folgte der zweite ebenso schwere. Ihm folgten, all den gerühmten englischen Abwehrmaßnahmen zum Hohn, die weiteren. Jedesmal in großem Umfange wurden aufs neue militärisch wichtige Punkte nach Strich und Faden bearbeitet.

Fragen wir auch nicht viel nach Stimmen aus dem Auslande über unsere Erfolge, der Aufschrei unter dem Eindruck dieses Ereignisses klingt doch zu uns herüber und läßt erkennen, wie hart die Schläge treffen. So hören wir u. a. Auslandstimmen über eine ganze aufgeflogene Pulverfabrik. Einzelheiten nachzuspüren, ist jetzt mitten in der Kriegsarbeit nicht am Platz, das findet sich alles später; es genügt vollständig, daß in den Meldungen unseres Admiralstabes einwandfreie Beobachtungen von schweren Einstürzen, umfangreichen Bränden, zertrümmerten Batterien als Wirkungen unserer Luftbomben aufgeführt werden. Somit hat die deutsche Luftwaffe nicht nur das Tempo, sondern auch die Wirkungskraft verstärkt.

England spürt, daß wir unsere Kampfmittel auch auf diesem Wege so anwenden, wie es den Zwecken unserer Kriegführung entspricht, und mit ihm erfahren es die andern. Konnte es sich dagegen immer noch unempfindlich stellen, so hört das jetzt auf. Dieser Feind, in dessen Schuldbuch die Urheberschaft des ganzen Weltkrieges mit Blut und Flammen verzeichnet steht, ist ein zu guter Rechner, um nicht das Ergebnis dieses neuen Defizits vor Augen zu haben.



Zu unseren Erfolgen westlich der Maas.

Was verschlüge es auch, wenn England sich vor dem Gefolge seiner Verbündeten blind stellen wollte gegen die immer wuchtiger begründete Aussicht, daß das deutsche Volk seinen Willen und seine Absichten durchsetzen wird! Es ist schwer, zu glauben, daß es England heute noch gelingen sollte, mit Hilfe von Leitartikeln im „Matin“, dem bekanntlich in seinem Solde stehenden Pariser Blatt, seine Verbündeten über die wahre Bedeutung der im Reichstag in dieser Woche von unserm Kanzler zum Ausdruck gebrachten Willensmeinung zu verblenden. Klaren Köpfen, deren es doch manchen in den Reihen unserer Gegner gibt, muß der Unterschied zwischen den Künsten all solcher Spiegelfechterei und der treffsicheren Kriegsarbeit, die wir verrichten, um so überzeugender einleuchten.

Vor Verdun haben wir in der verflossenen Woche westlich wie östlich der Maas neue Fortschritte gemacht. Es klingt wahrlich nicht wie Stillstand oder Unsicherheit, wenn in den letzten Tagen gemeldet werden konnte: „Die befohlenen Stellungen wurden zur befohlenen Zeit mit sehr geringen Verlusten genommen und sind fest in unserer Hand.“

Die Fortsetzung unseres Durchstoßes von Douaumont bildet über Vaux hinweg die Niederlegung und Einnahme der mit unerhörten Mitteln zubereiteten Verteidigungsanlagen im Walde von Caillette und dem weiteren Zusammenhange. Westlich der Maas folgte auf unsern Einbruch in die Stellungen am Forges-Bach die Besitzergreifung von Haucourt und Umgebung. Das bedeutet für das ganze Verdun den Verlust einer Reihe von starken Stützpunkten und eine empfindliche Schwächung des Widerstandes. Daran schloß sich die Erstürmung einer Höhe, mit der uns nicht nur eine wichtige Straße zufiel, sondern auch ein bedrohlicher Übergangspunkt zu weiteren Fortschritten. Beweis dafür sind allein schon die krampfhaften Gegenstöße, die mit schweren Verlusten des Gegners in voller Sicherheit abgeschlagen wurden. Unter den 1600 Gefangenen an dieser Stelle sind zahlreiche Rekruten des Jahrgangs 1916.

Hatten wir kürzlich in den Schlachtberichten von Verdun zu erwähnen, auf wie niederer Stufe gewisse Mittel des Verteidigers stehen, so bildet ein neues Beispiel für die Entartung des Soldatengeistes im französischen Heere der jüngste Zwischenfall, daß Mannschaften, die sich unsern stürmenden Truppen mit erhobenen Händen ergeben hatten, hinterrücks versuchten, die niedergelegten Waffen aufzunehmen.

Englische Truppen oder vielmehr deren Stellvertreter aus Kanada wurden bei St. Eloi geschlagen. Nach amtlichem Bericht betragen die Gesamtverluste feindlicher Streitkräfte in englischer Uniform seit Kriegsbeginn jetzt gering gerechnet etwa 700 000 Mann.

An der russischen Nordfront ist es still geworden. Aus und vorbei ist auch diese Offensive. Den Menscheneinsatz der Russen an dieser Stelle bewertet Hindenburg, der doch gewiß vorsichtig schätzt, auf eine halbe Million, die Verluste an Toten, wie schon erwähnt, auf 140 000. Nichts haben sie erreicht.

Auch an der Kaukasusfront wendet sich das Blatt zugunsten der Türken, und im Irak erlitten die Engländer einen neuen Mißerfolg. Aber großartig wird aus Zarskoje Selo gemeldet, Väterchen habe sich wieder einmal zur Front begeben.

In Italien ist zum Quartalsbeginn ein neuer Kriegsminister angetreten.

Sonst ringsum nichts von Bedeutung X.

Von anderer Seite auf das Mißverständliche der Sätze auf S. 472 des Aufsatzes „Das Kriegsgeschick unserer Handelsflotte“ aufmerksam gemacht, möchte ich dieselben von Zeile 9 von unten an, wie folgt, berichtigen: „Ein einfaches Handelsschiff, auch Kriegführender, ist in seinem Tun und Lassen in einem neutralen Hafen unbeschränkt, solange es nicht am Kriege teilnimmt. Solche Teilnahme würde z. B. darin gesehen werden können, daß es in der Nähe operierenden Kriegsschiffen eines Kriegführenden dauernd militärische Bedürfnisse zuführt. Das braucht kein Neutraler zuzulassen, wenn ihm daraus der Vorwurf entstehen kann, sein Hoheitsgebiet zum Ausgangspunkt kriegerischer Operationen zu machen, also die Neutralität zu verletzen.“ v. K.

Nummer 16.

DIE WOCHE Bilder vom Tage

Seite 549



Hofphot. Sandau.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.

Zu seiner denkwürdigen Rede am 5. April 1916.



Hofphot. Atelier Elvira.

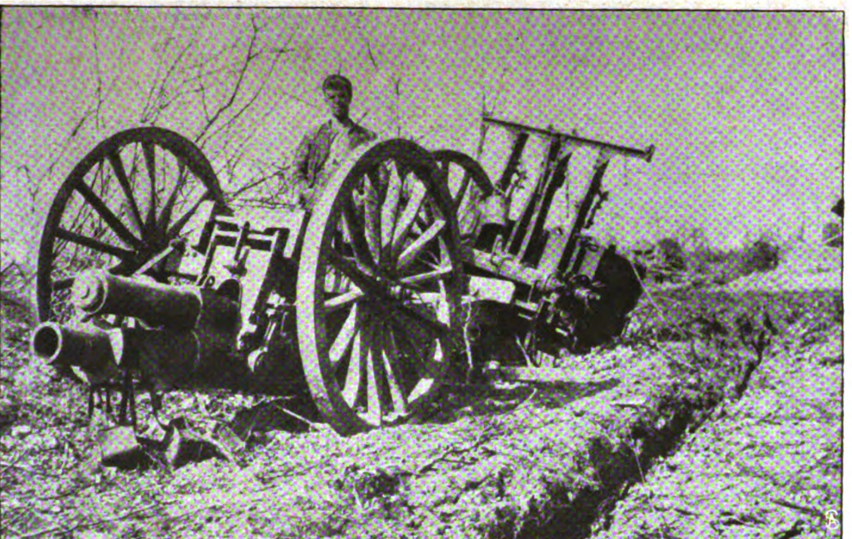
Prinz und Prinzessin Alfons von Bayern mit ihren Kindern Prinz Josef Klemens und Prinzessin Elisabeth.

Zur Feier ihrer silbernen Hochzeit am 15. April.

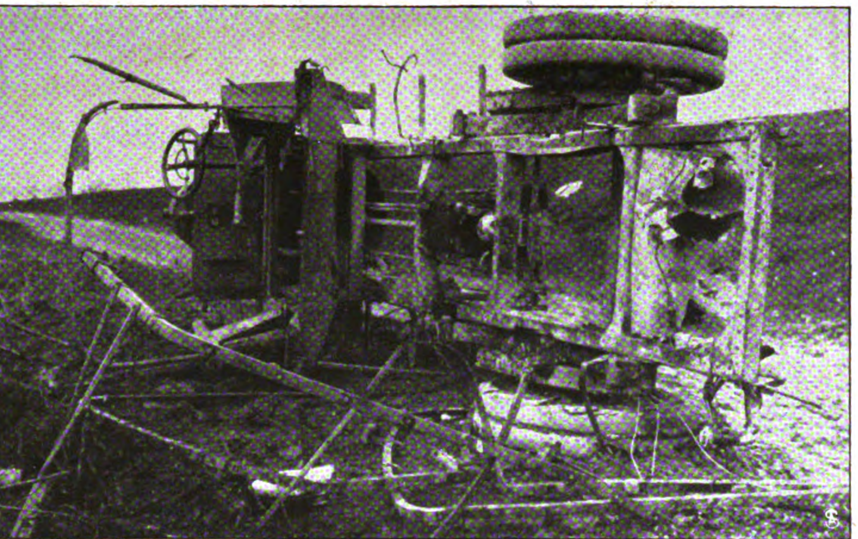


Prinz Friedrich Leopold von Preußen (×) im Kreise eines Generalkommandos.

×× General der Infanterie Litzmann.



Erobertes französisches Geschütz.



Französisches Automobil.

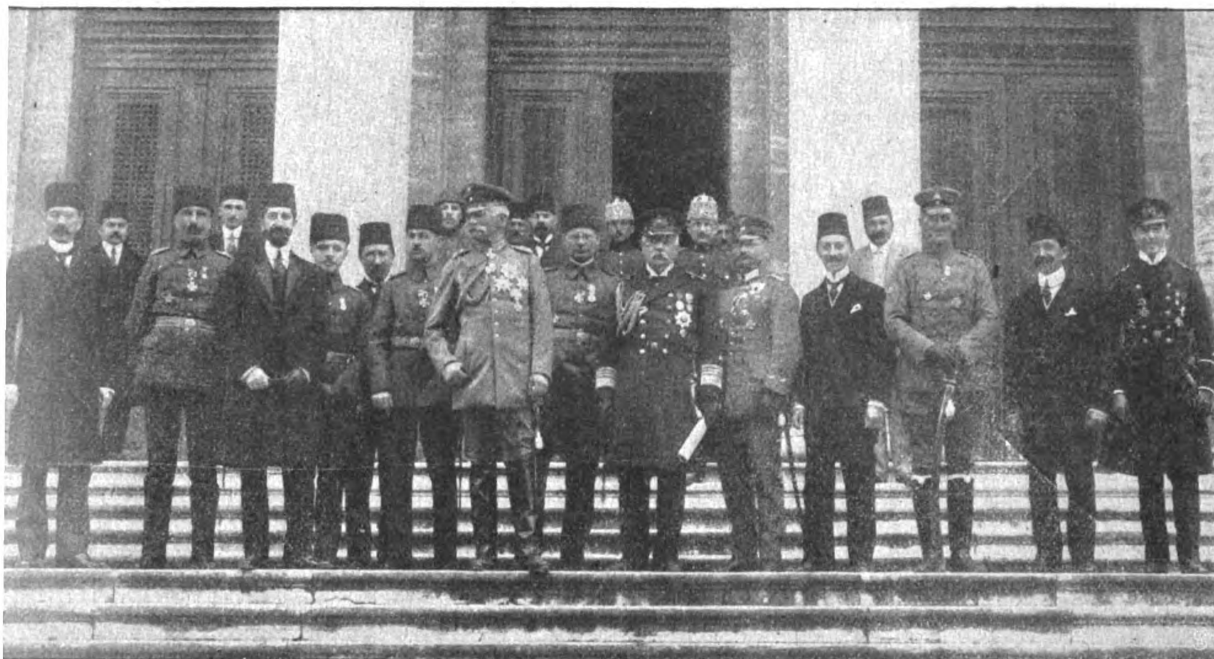


Eroberte französische Haubitzstellung.



Eroberte französische Haubitzen.

Von den Kämpfen um Verdun.



Von links: S. E. Halil-Bei, Direktor des K. Ott. Museums, Oberst Fahretdin-Bei, S. E. Fuad Saffet-Bei, Zeremonienmeister, Kapitän Ali Haydar-Bei, Fregattenkapitän Hussein-Bei, Major Husin-Bei, Marschall v. Mackensen, Major v. Feldmann-Bei, Admiral von Usedom-Pascha, Kapitän Soldan, Edhem Hamdi-Bei, Zweiter Direktor des K. Ott. Museums, Major Kramer, Wahid-Bei, Professor a. d. K. Ott. Universität, Kapitän Kruger.

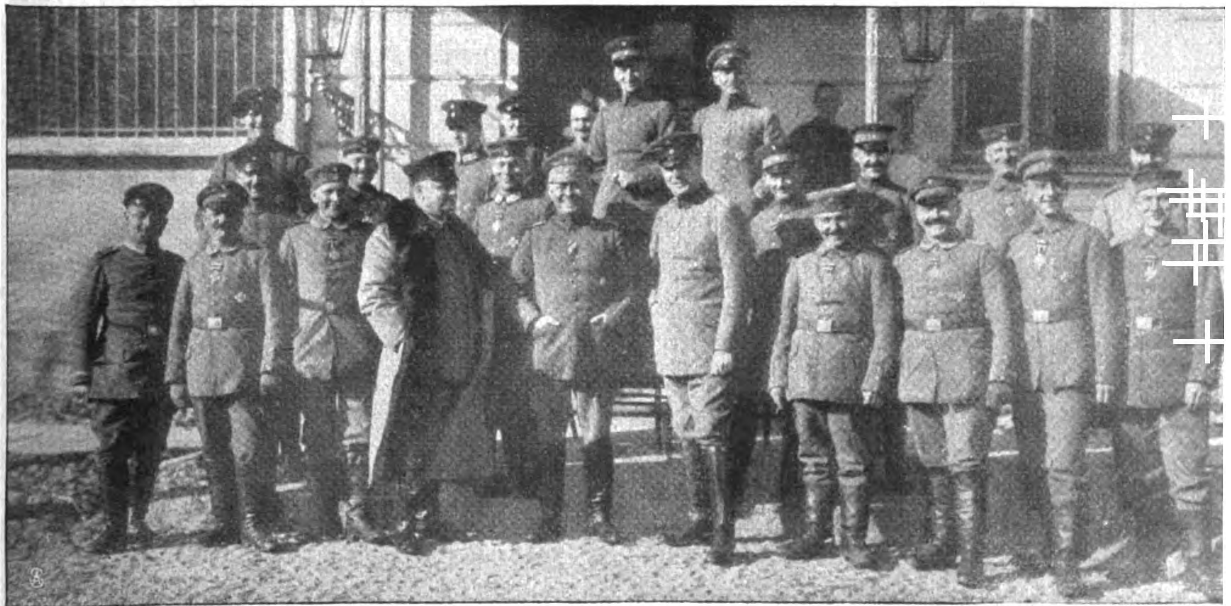
Der Generalfeldmarschall im Kreise türkischer Kameraden.



Generalfeldmarschall v. Mackensen und Zeremonienmeister Fuad-Bei auf der Fahrt durch Konstantinopel.

Generalfeldmarschall v. Mackensen in Konstantinopel.

Prinz Heinrich von Preußen (1) mit Generalfeldmarschall v. Hindenburg (2) und Generaloberst v. Eichhorn (3).



Phot. Deutsch. Ill. Verl.

Die Abordnung des III. Garde-Regiments und des 147. Regiments.

Die Hindenburg-Feier im Hauptquartier Ost.


Phot. W. Bosholm.
Oberstleutnant Dieckmann


Oberstleutnant Brinck.


Oberstleutnant von Rosenberg.


Hauptmann Ernst Krieger.


Hauptmann Hoppe.


Phot. A. Meyer.
Leutnant Herm. v. Loesen.


Phot. A. Meyer.
Leutnant Glaesel.


Hofphot. Schmittner.
Hauptmann Ahlers.


Atelier Opitz.
Leutnant Röhrssen.


Leutnant Anton Werr.


Leutnant Otto Wilke.


Vizefeldwebel Otto Kloeden.


Offizierstellvertreter Baum.


Feldwebel Karl Gerth,


Unteroffizier Fritz Schmutterer


Sergeant Franz Prandke.

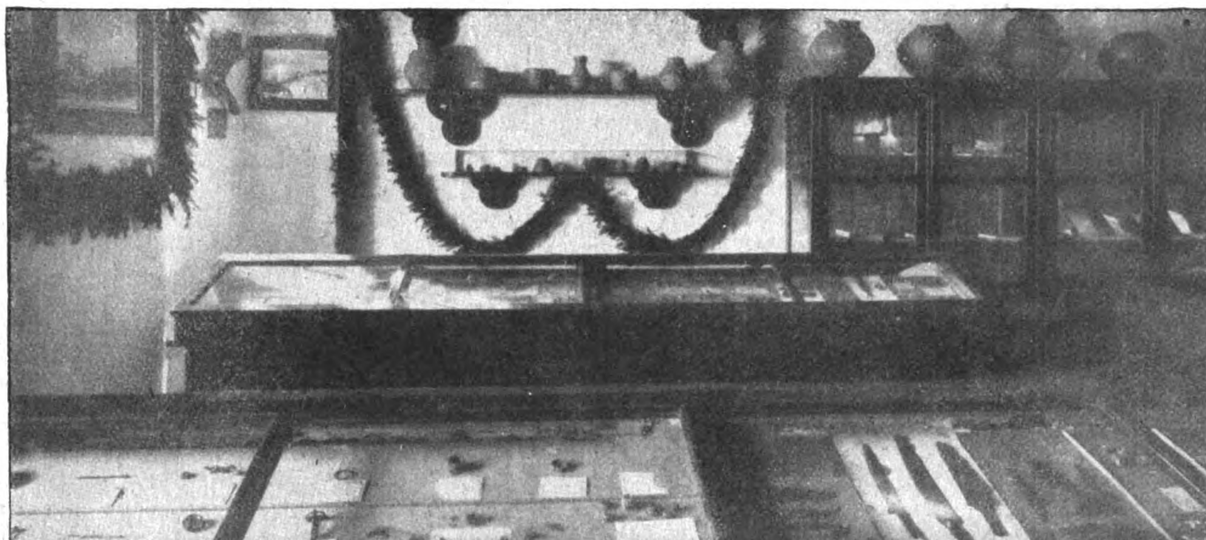

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



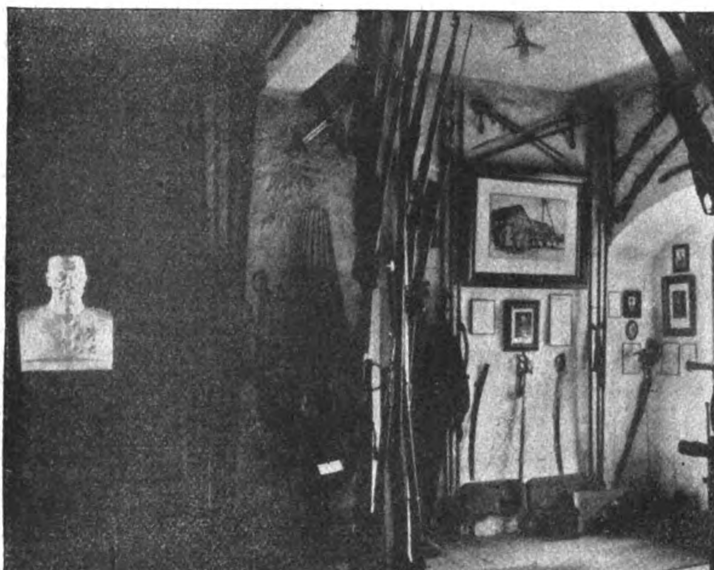

Phot. Becker & Maaß.

W. A. F. Baron Gevers,

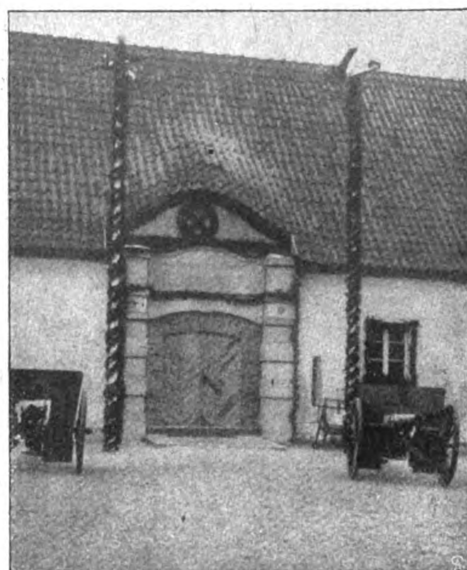
der Gesandte der Niederlande in Berlin.



Die Busse-Sammlung, die die Ausgrabungen von der Kullabrücke und andere Funde aus Masurens alter Zeit enthält.



Das Lötzen-Zimmer.



Eingang zur Gedenkhalle.



Ill. u. Korr.=B. B.

Die Eröffnungsfeier.

Die Vaterländische Gedenkhalle der Feste Boyen (s. Artikel auf S. 546).

Sang der Frauen.

Von Marlene Marot.

Tiefheimlich entlodert dem Mitternachtschweigen
Die Stunde, die unter Kronen geht.
Tief unsere glühenden Seelen sich beugen,
Unser Traum wie ein zitternder Schrei vor euch steht.
Wir fürchten die Nacht und die blutrātselnden Sterne,
Wir fürchten sie — Brennendes riß sie hervor,
Doch Wunder und Wunden verzaubern die Ferne,
Und die Feuer nur tragen zum Himmel empor.

Die Erde, in Strömen von Blut ertrunken,
Von Donner umbrüllt und verröchelnd im Brand,
In sühnenden Sintflutwassern versunken —
Griff grimm des Todes vernichtende Hand.
Doch unsre Seele schaut zitternd in Träumen,
Was Liebende und Helden nur schaun:
Ein Erden Neu=Eden in Blütenschäumen,
Siegend entsteigen aus Grab und aus Graun.

Die Wälder werden zu Tempelhallen,
Aus Schrecken und Tod wuchs unser Geschick,
Zur weißen Unsterblichkeit werden wir wallen,
Unsre Arme ertasten Allerletztes — das Glück.
Dort wollen wir unsre Kniee beugen,
Die neuen Menschen, allenzesjung,
Und in heiligen Nächten küßt trunkenes Schweigen
Von euch der Blutzeit Erinnerung.

Wir streuen auf euch rotpurpurne Rosen,
Sie sind unsres Blutes so reich und so wund,
Und hingerissen zum Namenlosen
Sinkt Lotos und Lethe auf euern Mund.
Und fernste Sonnen werden euch krönen
Im Reiche der Freien mit Königsrecht,
Aus Odem der Götter gezeugt, zu versöhnen:
Mit neuer Liebe — ein neues Geschlecht.

Der friedlosen Schwerter Glut ist verglommen,
Nehmt uns an das Herz als ein stummes Gebet,
Die Welt der Liebe will endlich uns kommen,
Die Stunde, die unter Kronen geht.

Eine Bergbesteigung in Schweden.

Ostern auf dem Kebnekaisse.

Von Lothar Loeff. (Hierzu 6 Abbildungen und eine Karte.)

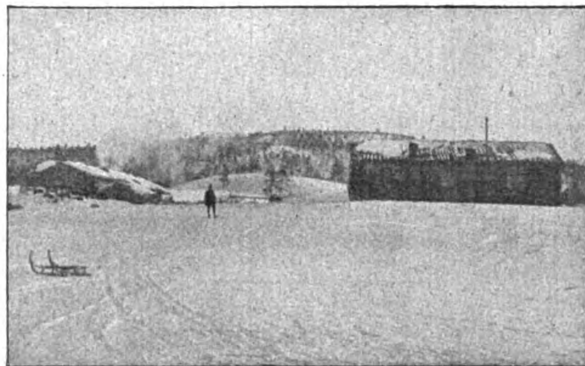
Viele Besucher Norrlands haben wohl schon Gelegenheit gehabt, bei Benutzung des Lappland=Expreß auf der Strecke Gellivare—Riksgränsen die ewig mit Schnee und Eis bedeckten nördlichsten Alpen Schwedens aus der Ferne zu betrachten. Und in wie vielen Touristenherzen ist dabei nicht der Wunsch wachgerufen worden, den Beherrscher dieser Alpenwelt, den Kebnekaisse, einmal zu besteigen. Auch mir erging es so, und ich habe im Gegensatze zu vielen anderen mein Vorhaben glücklich zur Ausführung bringen können.

Eines Märztages konnte man von der Eisenstadt Kiruna über den Luossajärvi hinaus drei mit schweren Rucksäcken beladene Skifahrer die Reise in den Urwald Lapplands antreten sehen. Der Lappe Sarri als Führer, Ingenieur Olsson vom Erzbergwerk in Kiruna und meine Wenigkeit hatten sich auf den Weg gemacht, um dem Kebnekaisse mittels Ski einen Besuch abzustatten. Auch ein weibliches Wesen, Fräulein „Miß“, der Hund des Herrn Olsson, hatte sich uns auf der beschwerlichen Fahrt angeschlossen.

Heller Sonnenschein, mäßiger Wind, 12 Grad Celsius begünstigten unsere Fahrt; der Schnee indessen zeigte nur geringe Gleitfähigkeit, da in der Nacht Rauhreif niedergegangen war. So war es denn kein Wunder, daß wir bis zu unserer ersten Station, Puoltsa, die in der Luftlinie gemessen 20 Kilometer von Kiruna entfernt liegt, drei Stunden benötigten. Puoltsa ist eine alte, am Eintritt des Kalixelf in den großen See Kaalasjärvi gelegene finnische Ansiedlung. Mehrere Familien wohnen hier in zerstreut liegenden schmutzigen Hütten unter einem Dach. Mit dem Kalixelf hatten wir einen festen Reiseweg erreicht, denn dieser Fluß kommt direkt aus dem Gebiet des Kebnekaisse, aus dessen gewaltigen Schneewassermengen die Zuflüsse des Kalixelf gebildet werden.

Von Puoltsa skierten wir über den zackigen Holmajärvi zum Laukujärvi, an welch letzterem See die Residenz des Schneehühnerjägers Elias Anderssons, Laukuluspa, liegt. Die ganze Ortschaft besteht aus zwei Bretterhäusern und einer geräumigen Torfhütte, in welcher es sich eine Herde Zwergschafe bequem gemacht hatte. Außer Jagd und Fischfang betreibt Andersson nämlich auch Viehzucht. Sein „Gut“ wird durch eine stattliche Anzahl prächtiger Lapphunde bewacht, weil es ja nicht selten vorkommt, daß Füchse, Marder und sonstiges Raubzeug in seine Ställe einzudringen versuchen.

Da wir von dem Endziel des ersten Reisetages nur noch etwa fünf Kilometer entfernt waren, kehrten wir nicht erst bei Andersson ein, sondern setzten unseren Marsch direkt über den fischreichen Laukujärvi bis



Laukuluspa, Residenz des Schneehühnerjägers Andersson.

Paitasluspa fort, wo wir äußerst freundlich von Familie Stalnacke aufgenommen wurden.

Stalnacke (Stahlnacken), ein wetterfester, fleißiger Mann, hat es, als armer Handelsmann anfangend, in diesen wilden Einöden zu Wohlstand und Ansehen gebracht, trefflich unterstützt von der rundlichen Frau mit den blendend weißen Zähnen und seinen neun kerngesunden Kindern. In seinem aus starken Balken gezimmerten einladenden Wohnhaus ist ein besonderes Zimmer für Touristen reserviert.

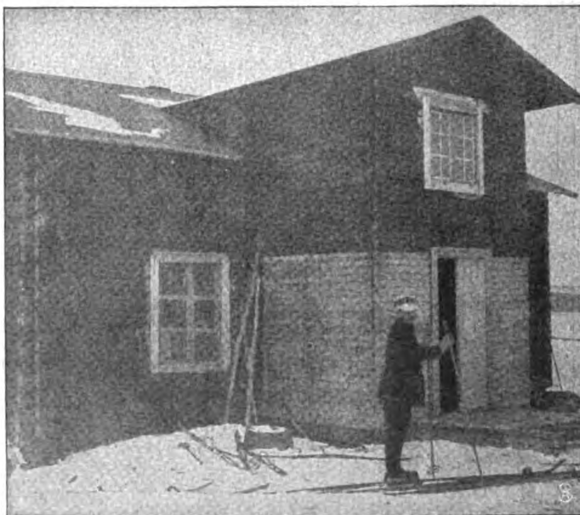
Bevor wir dieses Stübchen mit Beschlag belegten und uns häuslich niederließen, wollten wir uns einmal von dem Fischreichtum des Laukujärvi überzeugen. Kaum hatten wir das etwa 70 Zentimeter dicke Eis mit der Axt durchschlagen und die Angel ausgesetzt, als auch schon ein prächtiger Barsch angebissen hatte. Nachdem wir noch fünf weitere Erfolge zu verzeichnen hatten, kehrten wir der eintretenden bitteren Kälte wegen in unser „Hotel" zurück. Hier hatte Sarri inzwischen tüchtig geheizt, einen großen Kessel Kaffee gekocht und das Nachtlager, welches für jeden Gast aus einem Renntierfell, einer dünnen Steppdecke und einem kleinen Kopfkissen bestand, hergerichtet. Die gefangenen Fische, ein schönes Stück Renntierschinken und sonstige von „Muttern" mitgenommene Delikatessen wurden schnell zubereitet und heißhungrig verzehrt und endlich gegen neun Uhr die Bettstelle ohne Füße — wir schliefen auf dem Fußboden — aufgesucht. Die nach Zurücklegung von über 45 Kilometer wohlverdiente Ruhe sollten wir aber nicht finden, da einerseits der Sturm draußen in allen Tonarten heulte, anderseits die ausgekühlte, mit nur einfachen Fenstern versehene Stube nicht warm zu bekommen war. Der größte Teil der Wärme entwich durch den offenen Kamin sofort ins Freie. Bis auf 41 Grad Celsius war das Thermometer in der Nacht gesunken, alle Getränke und Speisen im Zimmer waren gefroren. Wir mußten erst diese und uns selbst auftauen, bevor wir am Karfreitagmorgen unsere Skitour fortsetzen konnten.

Von Paitasluspa führte unser Weg über den 20 Kilometer langen Paitasjärvi, von welchem wir schon das ganze Kebnekaissemassiv überblicken konnten. Skartatjakko und Savopakte zur Linken, Signetjakko und Kebnekaisse im Vordergrunde, Tarfalatjakko und Kassatjakko zur Rechten. Man brauchte nur zu sehen und zu staunen!

Gern hätten wir dieses reizende Panorama auf der Platte festgehalten, aber der starke Wind wehte uns unablässig hartgefrorene Schneestücke ins Gesicht, und überdies waren noch immer 22 Grad Kälte, so daß wir in unserer Bewegung nicht die geringste Pause eintreten lassen durften, wollten wir uns nicht der Gefahr aussetzen, Frostverletzungen oder dergleichen davonzutragen. Nach Zurücklegung von 25 Kilometer waren wir um 12 Uhr in Nikkolahti glücklich eingetroffen. Der Besitzer dieser aus nur einer Torfhütte bestehenden Ansiedlung, der Lappi Sarri, ein Vetter unseres Führers, war ausgeflogen, wir wurden von einem 72 Jahre alten, noch sehr rüstigen Mütterchen empfangen. Dieses war sehr erfreut über den unerwarteten Osterbesuch und machte sich sogleich daran, die übliche große Portion Kaffee für uns zu kochen, welche uns auch trotz der Durchsichtigkeit nach der zuvor überstandenen Abkühlung trefflich mundete. — Was ißt und trinkt man nicht alles auf einer solchen Tour mit Wohlbehagen?! —

In Nikkolahti ließen wir uns die Schlüssel zur Kebnekaissestugan geben. Der Weg zu diesem im Jahre 1907 erbauten Steinhaus führt durch das romantische Tal des Ladtjojokk, in welchem der von den angrenzenden Bergriesen aus allen Richtungen herniedersausende Wind sich so richtig auszutoben scheint. Der Schnee war hier gleich Meereswogen aufgetürmt, an den Uferrändern korallenartig ausgezackt, stellenweise wieder, namentlich auf dem herrlichen Gebirgssee Ladtjojaure, ganz fortgeblasen, so daß das spiegelblanke Eis zum Vorschein kam und es großer Geschicklichkeit bedurfte, um sich auf den Skis halten zu können. Zum Glück hatte die am Vormittag herrschende eisige Kälte nachgelassen und der Wind sich gedreht, wodurch uns unsere sich jetzt in steigender Linie bewegende 25 Kilometer lange Reise erleichtert wurde. Die Sterne erstrahlten bereits in ihrer ganzen Pracht, der Vollmond hob sich majestätisch von dem tief dunkelblauen Polarhimmel ab und ließ die nicht mehr weit von uns entfernt liegenden Gletscher in magischem Lichte erscheinen, als wir am Ziele des zweiten Tages anlangten.

Das Kebnekaissehaus liegt auf einer Terrasse des



Der Verfasser in Paitasluspa, „Hotel" Stalnacke.

Kebnetjakko, etwa 600 Meter über dem Meere, und ist dank der Fürsorge des schwedischen Touristenvereins in jeder Beziehung äußerst praktisch eingerichtet. In der Mitte befindet sich die mit allen erforderlichen Wirtschaftsgeräten ausgestattete Küche, links liegt der Herrensalon mit 10 Betten, rechts der Damensalon mit 8 Betten. Sämtliche Räume sind durch offene Herde heizbar. Auf dem Boden ist für Unterkunft für die Führer gesorgt, ferner sind hier Sportgeräte und Konserven in reicher Auswahl vorhanden. Auch an Handwerkzeug ist kein Mangel.

Seit dem Herbst hatte die Kebnekaissehütte wohl weder von außen noch von innen einen Wärmestrahl



Kebnekaissehaus nach Sonnenuntergang.



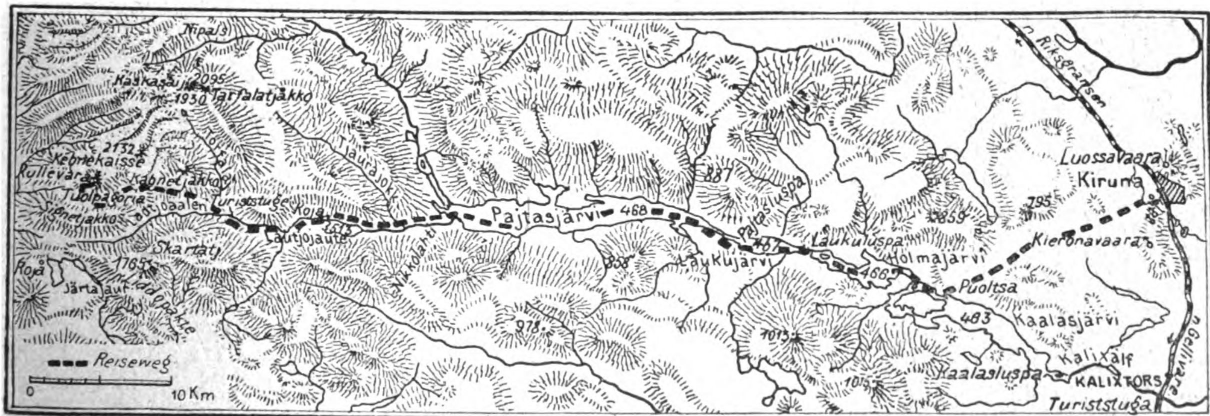
Station Nikkolahti.

erhalten, und wir mußten daher erst die nötige Nahrung für die Öfen herbeischaffen. Mit Eimern, Axt und Stricken ausgerüstet, huschten wir gleich Gespenstern in das nahe Birkengehölz, um losen Schnee und Holz zur Abkochung unserer Abendmahlzeit zu holen. Zwei volle Stunden mußten wir feuern, bevor es innerhalb der ausgekühlten, kompakten Steinmauern einigermaßen behaglich wurde und wir endlich die matten Glieder ausstrecken konnten. Die Uhr zeigte bereits ½12 abends, und es hieß, sich mit dem Schlafen beeilen, denn schon um 5 Uhr früh am nächsten Tage sollten alle Vorbereitungen für den eigentlichen Aufstieg getroffen werden.

Programmäßig erfolgte am nächsten Morgen der Abmarsch von der Hütte. Da wir gelinde Temperatur und prächtigen Sonnenschein hatten, der deutlich die Gipfel aller vor uns liegenden Berge erkennen ließ, zweifelten wir nicht daran, daß unter solch günstigen Vorbedingungen der Aufstieg auf den König der lappländischen Alpen sicherlich glücken würde. Wir hatten aber die Rechnung ohne den launischen Wettergott am Kebnekaisse gemacht. Bald war alles in dichten Nebel gehüllt, zu welchem sich noch Schneetreiben gesellte, so daß wir bald jegliche Orientierung verloren und uns



Der Deutsche (stehend) und die schwedischen Touristen auf dem Gipfel des Kebnekaisse.



Wegekarte zum Aufstieg.

am Fuße des Rullevara auf Anraten Sarris zum Rückwege entschließen mußten. Wir hatten so etwa drei Viertel des Aufstiegweges vergeblich zurückgelegt und trafen, vom Sturm durchpeitscht, mit Schnee überschüttet, mittags wieder in der Hütte ein.

Am anderen Morgen erschienen drei Ingenieure vom Kraftwerk in Porjus, die unter Führung des bekannten finnischen Skiläufers Tualanen von Kalixfors aus die gleiche Reise wie wir angetreten hatten. Nach dem gemeinsamen Souper wurden die Vorbereitungen für die Besteigung am nächsten Tage getroffen. Da nicht genügend Steigeisen vorhanden waren, kamen wir überein, daß Sarri in der Hütte bleiben sollte. Ihm gesellte sich später Tualanen zu, da seine Steigeisen sich als untauglich erwiesen. Führerlos setzten wir also die Reise fort.

Den Kebnejakko verlassend und auf den Tuolpagoria zusteuernd, trat insofern eine Änderung im Gebrauche unserer Kraft ein, als wir jetzt fast eine volle Stunde lang ununterbrochen, meist bis an die Knie im Schnee versinkend, vorwärts waten mußten. Um 9 Uhr hatten wir den Fuß des Rullevara, an welchem wir am Tage zuvor umgekehrt waren, erreicht. Der Rullevara, ein dem Kebnekaisse vorgelagerter, sehr steiler Berg, ist selbst für geübte Touristen eine wahre Geduldsprobe und ein Kraftmesser. Auf der abschüssigen Seite mit einem Gemisch von hartgefrorenem Schnee und Eis bedeckt, konnten wir uns nur mühsam, auf allen Vieren kriechend, Steigeisen und Stab fest einschlagend, vorwärts bewegen.

Bevor wir an den eigentlichen Fuß des Kebnekaisse kommen konnten, hatten wir noch eine kleine Enttäuschung. Kebnekaisse und Rullevara sind durch einen tiefen Einschnitt voneinander getrennt, wir mußten etwa 300 mühsam erklommene Meter auf der entgegengesetzten Seite des Rullevara erst wieder hinuntersteigen und dann auf dem Kebnekaisse wieder hinaufklettern. Letzteres wie überhaupt der ganze nun folgende Aufstieg auf den Kebnekaisse ging ohne Schwierigkeiten vor sich, da der hier gefallene Neuschnee lose war, der Wind immer schwächer wurde und die sich jetzt aus dem letzten Nebelschleier herausarbeitende März-Mittagsonne für angenehme Temperatur sorgte. Mittag waren auch die letzten drei Etappen des Kebnekaisse bezwungen. Auf dem höchsten Punkt Schwedens — 2135 Meter über dem Meere — angelangt, bot sich uns ein unvergleichlich schönes Bild, ein bezaubernder Anblick dar.

Unzählige, mit Schnee bedeckte, rosa glühende Bergkuppen, gewaltige, meergrün und saphirblau schillernde Gletscher, niedergegangene Lawinen mit dunklem Gestein vermischt, phantastische Grotten und Höhlen ringsumher, tiefe, mit ungeheuren Massen von blendendem Schnee angefüllte Taleinschnitte, deren Fortsetzung in vereisten Flüssen mit großen Seenketten besteht. Die unten in der Ebene befindlichen Birkenwälder erscheinen, je nach der Beleuchtung durch die Sonnenstrahlen, teils in Schwarz, teils in Lila, teils wie abgesengt. Ein wunderbares Farbenspiel in Gold und glänzendem Weiß bietet sich den Augen in allen Richtungen dar. Den Himmel in all seinen Farbennuancen und Wolkenformationen zu beschreiben, wäre vergebliche Mühe. — Stumm standen wir da in Bewunderung dieser hinreißenden Pracht, dieser Erhabenheit und Schönheit der Natur! —

Ungefähr eine Stunde hielten wir uns auf dem Kamm des Kebnekaisse auf, um dann in schnellem Tempo in die etwa 10 Kilometer entfernt liegende Hütte zurückzueilen.



Kaskassatjakko vom Südweststrand des Tarfallajaure.



Phot. König.

1. Frau Aline Sanden. 2. Frau Apelt. 3. Frl. Marie Schlesinger. 4. Herr W. Steckhahn. 5. Herr Schumann. 6. Herr Schachtebeck. 7. Frau v. Beckerath. 8. Frau Getr. Langfelder. 9. Frau v. Schönberg. 10. Dr. Mederow. 11. Frl. Lotte Liebernickel. 12. Frau von Nostitz-Wallwitz. 13. Frl. Nora Nikisch. 14. Frl. Szegfi.

Ein Abend bei Friedrich dem Großen.

Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten der Säuglingspflege Leipzig-Land.



Hofphot. Kaupp.

Von links: Katherin (Klementine Feistle), Ulrike (Anna Jakobs), Der alte Richter (Alfred Stephani), Josef (Josef Mann), Michael (Robert Perkins).

Uraufführung von Otto Neitzels Oper „Der Richter von Kaschau" im Hoftheater in Darmstadt.



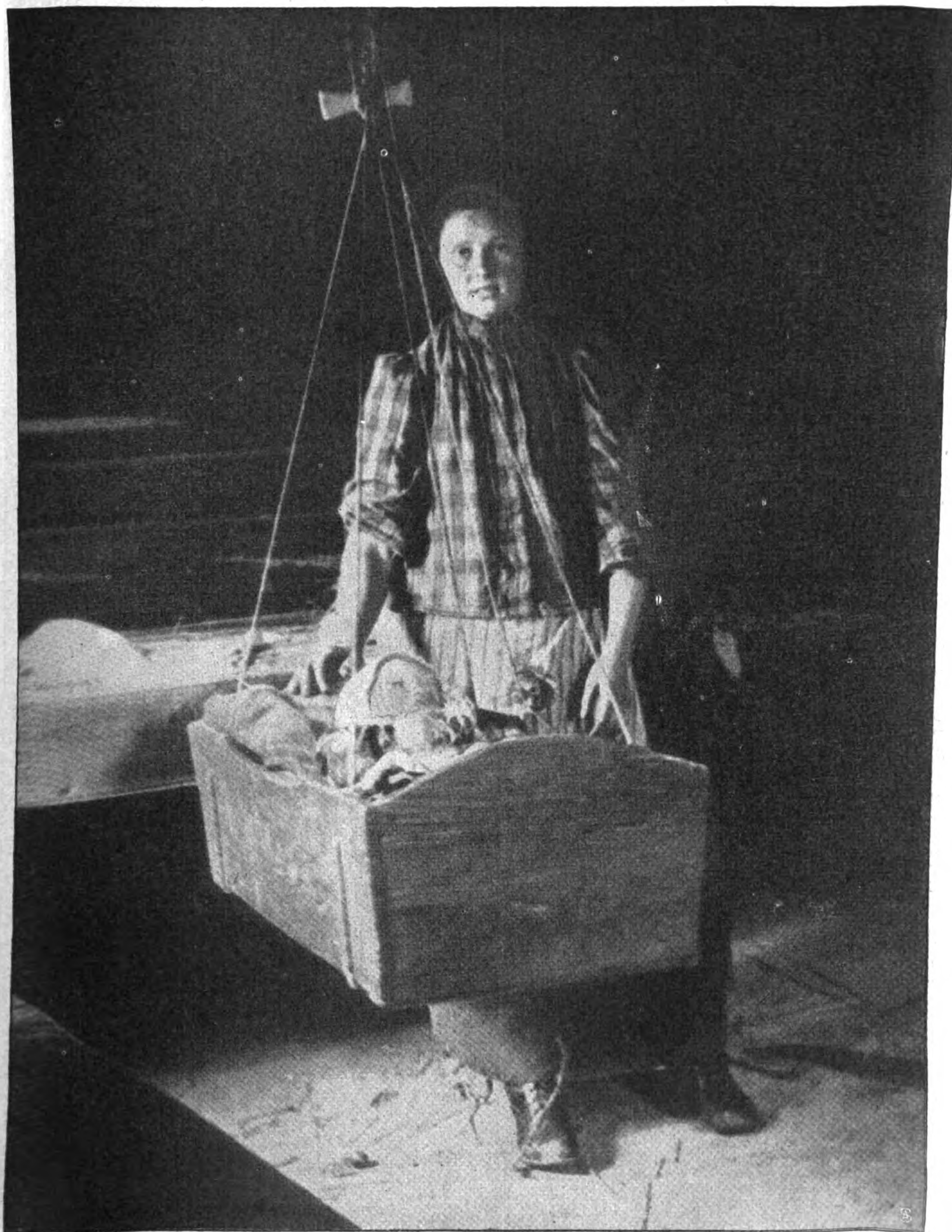
Blick auf Mitau von den Eisenbahnbrücken aus.



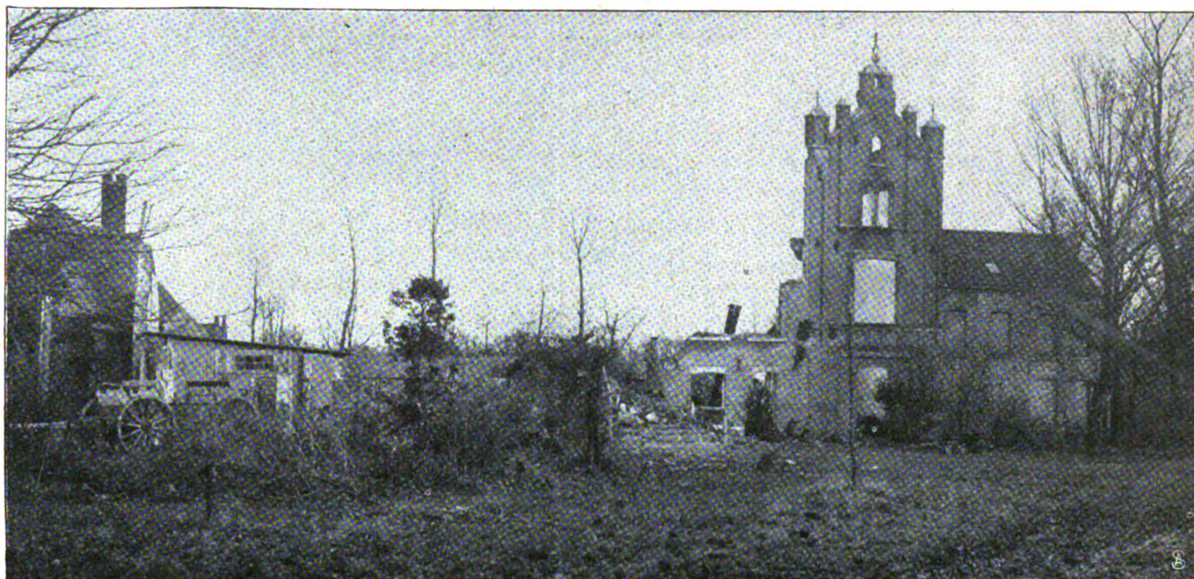
Hofphot. Kühlewindt.

Blick in das Aatal bei Mitau.

Winterstimmungsbilder aus dem Osten.



An der Kinderwiege in Nordwestrußland.



Passchendaele, das Schloß der Baronin Vaughan.

Phot. H. Lichte & Co.

Laufgraben mit Fernsprechleitungen in Flandern.

Aus dem besetzten Belgien.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

21. Fortsetzung.

Nun freute sich Schjelting auf das gewaltige Schauspiel, das ihm die nächsten Tage bieten würden, dies Gegenstück zu dem deutschen Vulkan, dies Sichaufbäumen des ganzen see- und weltbeherrschenden Inselvolks, ein einziger Schrei, ein Wille, ein Schlag, daß es auf dem Erdenrund durch die Jahrhunderte widerhallte. . . .

Da unten, im Frühstücksraum des großen Hotels, saß schon, trotz der frühen Morgenstunde, ein junger Gentleman. Offenbar ein Offizier. Das Antlitz gebräunt von der Front und bleich von Strapazen, aber freimütig und fröhlich. Er erzählte den Ladies um ihn seine Abenteuer: „Ein kolossales Trompeten . . . ein betäubendes Krachen — da stand er auf zehn Schritte vor mir . . . weiß Gott, ein stattlicher Bursche . . . stürzte sich wie ein Dämon auf mich . . .“

„Oh . . . oh . . .“

„Aber ich kam noch zum Schuß Mitten in die Stirn. Er lag da . . .“

„. . . oh . . . in der Tat . . .“

„Seine Zähne stehen in meinem Rauchzimmer!“

„Sind sie lang?“

„Sechs Fuß. Es war einer der größten Elefanten, der je im Government Nairobi erlegt wurde.“

„Und was machen Sie jetzt, Mr. Jackson?“

„Ich denke, ich gehe für den Winter nach Aegypten.“

Am Nebentisch rieb sich Schjelting die Augen. Der Saal füllte sich allmählich mit Frühstücksgästen. Ausgeschlafenen, zufriedenen und hungrigen Menschen. Man brachte Haferbrei und Hummern, gebackene Weißfische und Schinken mit Eiern. Man aß und trank. Ein alter Herr in Reithosen meinte heiter: „Schlechtes Wetter heute!“

„In Torquay war gestern anderthalb Stunden Sonnenschein!“

„In Ventnor zwei!“

„Ich glaube, daß es mittags eine Stunde hell wird!“

„Oh — sagen Sie das nicht, Mr. Thompson!“

„Wir haben seit acht Tagen rauhes Wetter, hier an der Südseite . . . etwas Jam, bitte . . . danke.“

Wenige warfen einen Blick in die Zeitung. Nur ein junger Mann sagte zwischen zwei gerösteten Brotschnitten zum andern: „Goldgeränderte Werte flau!“ und legte das Blatt wieder weg. Nikolai Schjelting stand auf, zahlte und fuhr nach London. Vor den Wagenscheiben war das friedliche Bild der endlosen englischen Parks. Grüne Wiesenflächen unter entblätterten Eichengruppen, weidende Herden, Schlösser und Städte und, trotz der Vormittagstunden, schon überall alt und jung, groß und klein, hoch und niedrig auf den Hunderten von Spielplätzen bei Golf und Kricket und Fußball. Überall zufriedene, sorglose Gesichter. Tiefste Ruhe. Schjelting erschien es wie ein böser Traum. Da endlich riefen auf einer Junction die Zeitungsjungen: „Großer englischer Sieg!“ Er griff hastig nach der Nummer.

„Wo?“

„In Australien, Sir! Zwei Pence, Sir! Danke, Sir!“

In Australien? Er entfaltete und las: „Die Birmingham-Mannschaft schlug im Fußballmatch den Melbourne-Team mit 6 : 2.“ Er zündete sich nervös eine Zigarette an und fragte den einzigen Mitreisenden: „Vergebung, Sir: Kümmert man sich denn eigentlich hier gar nicht um den Krieg?“

Sein Gefährte war ein Londoner Geschäftsmann mit einem glattrasierten, roten Bulldoggesicht, dem man es förmlich ansah, daß er noch nie aus England herausgekommen war. Ein richtiger Cockney von der Surrey-Seite. Er sagte: „Wohl: der Krieg wird nicht lange dauern!“

„Meinen Sie das?“

„Man wird sie aus ihren Löchern herausgraben . . . haha . . . lassen Sie nur Mr. Churchill gewähren!“

„Gewiß . . . aber“ . . .

„Man wird Wilhelmshaven besetzen, die Anlagen der Mrs. Krupp in die Luft sprengen. Der Frieden wird in Berlin diktiert. Der gute, alte Lord Beresford wünscht das ausdrücklich!“

„So?“ . . .

„Unsere Sikhs und Gurkas werden sich auf den Bänken von Potsdam sonnen“ . . .

„Wer sagt das?“

„Lord Curzon, Sir, der frühere Vizekönig von Indien!“

„Und Sie sind davon überzeugt, Sir?“

„Ich möchte nicht klüger sein als die Lords, Sir!“

Der Geschäftsmann nahm sich ein Notizbuch vor. Es schien keine Handelseintragungen zu enthalten, sondern die Monatsabrechnung seiner Rennwetten mit einem Buchmacher, die er stirnrunzelnd prüfte. Zwei athletische junge Männer stiegen ein. Offenbar aus einem der nahen Schlösser. Sie lachten. Sie

hatten miteinander gewettet, ob Nevermore II väterlicherseits eine Enkelin von „Black Prince" oder des Derbysiegers Primrose sei. Sie reisten jetzt nach London, um das festzustellen, und sprachen davon die ganze zwei Stunden lange Fahrt.

Auf der Waterloo-Station in London änderte sich jäh das Bild. Es erinnerte plötzlich an das fiebernde Festland. Schjelting atmete auf. Da waren endlich wieder die tausendköpfigen Menschenmassen auf dem Bahnhof, das wilde Stimmengeschwirr und Geschrei der Extrablattverkäufer unter der rußigen Glaswölbung, da tauchten endlich die Khaki-Uniformen auf — eine Gruppe Offiziere, ärgerlich und aufgeregt im Wortwechsel mit dem Betriebsleiter: „Sie müssen uns Durchgang zu unserm Zug verschaffen!"

„Unmöglich" . . .

„Er fährt sonst ohne uns ab! Wir müssen hinüber nach Frankreich! Wir müssen an die Front!"

„Wie soll ich es machen? Ich bin dafür verantwortlich, fünfzigtausend Menschen in einer Stunde hinaus zu dem Fußballmatch zu befördern! Urteilen Sie selbst, ob ich mich da noch um einzelne kümmern kann!"

Nikolei von Schjelting hatte genug gehört. Er fuhr über die Themse in den Westen. Es war da und in der City das alte London. Geschäftsgewimmel bis zum Temple, Vergnügungsbummel im Strand, vornehme Ruhe vom Trafalgar-Platz bis zum Hyde-Park. Jeder ging seiner Arbeit, seinem Nichtstun, seinem Sport nach wie sonst. Nur zuweilen erinnerten große bunte Werbetafeln und Aufrufe an den Krieg. Irgendeinen Krieg da draußen. England führte ja immer an einer Ecke der Welt Krieg — **den** Krieg, den es seit achthundert Jahren im eigenen Lande nicht mehr gesehen.

Aber Lord Kitcheners brutaler Landsknechtkopf konnte lange lebensgroß von den Straßenecken herniederblicken und sein Zeigefinger auf den Beschauer weisen: „Kitchener braucht S i e!" Niemand ließ sich dadurch in seiner Ruhe stören . . . Schjelting merkte das wieder nachmittags in dem Klub in Piccadilly, dessen Mitglied er war. Ein alter, ausgedienter Oberst der indischen Armee schnitt da barsch jede Erörterung ab.

„England gewinnt! Fertig!"

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ich denke britisch, Sir! . . . Haben Sie von dem köstlichen Gymkhana des Malwa Bhil-Korps gelesen, Macdonald? . . . Hier . . . Unter den indischen Neuigkeiten" . . .

Und Nikolai Schjelting dachte sich: dieser vertrocknete, alte Junggeselle gehört nicht zu Europa, hat nie dazu gehört. Er ist mit achtzehn Jahren nach Indien gegangen, hat seine Zeit dort abgedient, gegen Afghanen, Aschanti, Boxer, Mahdisten gefochten. Er ist mit seinem engen Kopf auf der ganzen Erdkugel zu Hause. Ihn beschäftigen die Fragen des Stillen Ozeans, Südafrikas, des Panamakanals. Europa kennt er nur von einem gelegentlichen Aufenthalt in der Schweiz. Europa ist ihm ein staubiger, altmodischer Winkel. Ein unbeträchtliches Ding. Man betritt die Rumpelkammer nur gelegentlich, um die Ratten zu scheuchen, damit sie einen draußen nicht stören . . . Ein kurzer Lärm. Nicht der Rede wert. . . .

Dieser Anglo-Inder schien vor Schjeltings Augen plötzlich hundertfach in den Klubsesseln zu sitzen, durch Mayfair zu promenieren, er verwandelte sich in jeden zweiten Menschen in London und im Vereinigten Königreich, er war der Geist dieser Inseln selbst. Nikolai von Schjelting verließ schweigend den Klub. Er zitterte, während ihm der Diener in den Mantel half, er sagte sich in einer grauenerfüllten Ungeduld: Es muß etwas geschehen! Man muß sie aufschrecken! Sie dämmern in ihrem Dünkel. Der Weltbrand vor ihren Toren ist für sie ein Kolonialkrieg — einmal ein wenig näher, einmal ferner . . . Sie kommen zu spät zur Erkenntnis . . . sie kommen für uns zu spät.

Zu spät . . . Es war Freitag abend. Wo er vorfuhr, waren Würdenträger und Machthaber schon zum langen Wochenende hinaus aufs Land. Bis Dienstag früh stockten jetzt alle Geschäfte. Stand die Welt still . . . still . . . Auch Sir Higgins, der Pressekönig, war nicht mehr in seinem Zeitungspalast in Oxford-Street zu treffen. Er hatte als leidenschaftlicher Jachtmann seinen Ruheplatz auf der Seeseite des Ostens, zwischen Felixtowe und Harwich, dicht am Meer.

Es war das alte, englische Bild. Ganz England setzte sich aus fünfzehn oder zwanzig solcher Bilder zusammen. Eine ehemalige, zum Herrensitz umgewandelte Abtei, vor der man im Park, wenn der Mond aus den zerrissenen, über die nahe See jagenden Wolken heraustrat, das zahme Damwild auf breiten Wiesenflächen äsen sah, grüne Efeuteppiche über die verwitterten grauen Mönchsmauern und drinnen, im grellen Gegensatz des britischen Lebens von Zopfigkeit und up to date, die glänzend helle Dinertafel, die weißen Frackwesten und Hemdeinsätze der Gentlemen, die weißen Schultern der Ladies, lächelnde Gesichter, heitere Stimmen, Orchideensträuße, altes Silber. Man sprach lachend im frischen Frohsinn des Sports vom Segelwetter morgen. Es war das erste, was Nikolai von Schjelting hörte, als er am Tisch Platz nahm. Er war zu spät angekommen und hatte sich erst umkleiden müssen.

„Rauhes Wetter in Sicht" . . .

„Um so besser!"

„Lord Pierrepont ging heute abend in See!"

„Oh . . . ist er?"

Allgemeine Teilnahme. Wieder dies Frösteln des Grauens bei Schjelting, als wäre er unter Verrückten. Und seltsam: Im selben Augenblick wandte sich die Lady links vor ihm, die bisher mit ihrem anderen Nachbar gesprochen, von dem ab und sagte halblaut auf englisch vor sich hin: „Ein wahnsinniges Volk.“ . . .

Sie war mittelgroß, hellblond, von zarten Farben und sah doch nicht ganz englisch aus. Schjelting zuckte zusammen. Dann lächelte er.

„Oh . . . Mrs. Higgins – entsinnen Sie sich unseres letzten Zusammentreffens? Vor Viktoria Station?“ . . .

Hannah Higgins, die Schwägerin des Hausherrn, schaute ihn unsicher an. Sie war etwas kurzsichtig. Ihre Züge zeigten nichts mehr von ihrem früheren Humor, sondern einen sonderbar starren Ausdruck. Er dachte sich: Nun ja. Eine Deutsche — oder eine gewesene Deutsche — jetzt hier als Frau eines Engländers und im Kreise der Engländer. Diese Menschen wissen ja nicht, was sie in dieser Zeit tun und sind. Plötzlich schien es ihm, als ob er und diese Fremde aus dem feindlichen Volk allein in dieser Tafelrunde das Skelett im britischen Weltschrank erblickten.

„Sie fuhren damals zur Kieler Woche!“ sagte er. „Auch ich ging später nach Deutschland. Ich traf Ihren Vater. Auch Ihre Schwester! . . .

„So . . .“

„Wie geht es Fräulein Tillesen?“

„Ganz gut. . . Aber sie ist nicht mehr Fräulein Tillesen. Sie ist vor zwei Wochen in Königsberg getraut. Wir korrespondieren über Schweden.“

Er schwieg. Dann fragte er: „Wo ist sie jetzt?“

„Wieder in Wiesbaden. Aber mein Vater wird voraussichtlich bald als beratender Hygieniker einer Armee tätig sein. Natürlich weit hinter der Front bei seinem Alter. Da wird sie ihn wohl begleiten!“

Um sie ein heiterer Streit. Eine Miß hob beschwörend die Hand.

„Oh — dear Mrs. Clarke . . . welch häßlicher Gedanke: Sie wollen nicht mit nach Spanien?“

„Wir reisen morgen abend von Liverpool, um den Indianersommer bei unseren amerikanischen Freunden zu haben. Wir wollen dann bis zur Baumblüte in Japan haltmachen!“

„Wenn Sie Mrs. Isebrink schreiben,“ sagte Schjelting mit einem sonderbaren Lächeln, „dann grüßen Sie von mir! Es ist ihr nicht gelungen, mich in München verhaften zu lassen. Sie tat ihr Bestes.“

Es sollte nur blasiert und ironisch klingen, aber er fühlte, daß auch auf seinem angegriffenen und abgezehrten Gesicht etwas von dem leidenden Ausdruck seiner Nachbarin lag. Man litt unter diesem ewig heiteren Volk. Er dachte sich: Wenn ich der Mann dieser Deutschen a. D. wäre, so würde mich die Starrheit ihrer Mienen besorgt machen. Aber er, dieser Oxforder Professor, sitzt da unten mit seinem glattrasierten, schwammigen Chinesengesicht und der goldenen Brille und glänzt von Wohlwollen und guter Laune.

Ein Aufschrei: „Oh — das wäre schimpflich!“

„Was denn, Miß Lilian?“

„Keine Regatta in Cowes im nächsten Jahr!“

„Großer Gott! Ich bitte Sie —! Warum nicht!“

„Hier — der russische Gentleman aus Petrograd sagt es: wegen des Krieges!“

Eine allgemeine stürmische Heiterkeit. Sir William Higgins, der Hausherr, strahlte wie ein Schuljunge über das zerknitterte, faltige Gesicht. Er, der trockene, wortkarge Zeitungskönig der City, war hier draußen am Abend der liebenswürdigste und schalkhafteste Wirt. Er drohte aufgeräumt mit dem Zeigefinger: „Die Regatta wird sein. Glorreicher denn je. Man wird da kaum mehr an den Krieg zurückdenken. Vor Weihnachten ist er zu Ende!“

„Oh . . . Oh . . .“

„Wir werden alle hinkommen. Auch die Deutschen werden kommen, als sei nichts geschehen!“

„Hört! Hört!“

„Sie haben bis dahin ihre Lehre empfangen. Wir haben ihre Kolonien zwischen uns und Frankreich geteilt und ihre Flotte samt Helgoland in Verwahrung genommen. Es wird ihnen so gut sein. . . Sie werden uns noch dankbar sein, daß wir ihnen ihren Platz in der Welt anwiesen . . .“

„. . . ohne dies unchristliche Schwarzweißrot auf allen Meeren!“ sagte empört ein alter Herr. Der Professor Higgins neben ihm rückte an seiner Brille.

„Sie meinen, es sei ein rauhes Werk, Mr. de Schjelting? Oh — wahrlich nicht! Nichts wäre kurzsichtiger, als das Säbelrasseln der preußischen Militärkaste zu überschätzen. Der Deutsche selbst ist weich und sanft . . .“

„Ihr werdet ihn kennen lernen!“ sagte seine Frau wieder halblaut vor sich hin, und es war Schjelting neben ihr plötzlich unheimlich zumut. In diesen halblauten, eisern ruhigen Worten aus Frauenmund klang seinem Ohr etwas nach wie der letzte, äußerste Widerhall jener furchtbaren millionenfachen Stimme jenseit der Nordsee, die hier keiner vernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tag war reich. . . .

Der Tag war reich an Rang und Ruhm,
der Eisernen Kreuze viel
belohnten das herrliche Heldentum . . .
Heut fanden viel Kugeln ihr Ziel . . .
Jetzt hat die Nacht ihren schwarzen Samt
über das Feld gedeckt – –
das Buchenscheitfeuer ist ausgeflammt —
wer ist, den der Tod noch schreckt?
Keiner . . . Noch spannt sich die nervige Hand
so fest um des Schwertes Knauf . . .
Aber einer — zum Himmelsrand
schlägt müde die Augen auf . . .
Dort ziehen die Wolken, dort glänzt ein Stern,
ein Beben durchrinnt seinen Leib,
die Lippen flüstern ins Dunkel fern
herzinnig: „Mein Weib — mein Weib“ . . .
Und einer mit trotzigem Knabenmund
streckt straff sich zu Rast und Ruh,
noch jugendstählern und urgesund . . .
Ein Murmeln — leis: „Mutter — du“ . . .

Mutter! Weib! Daheim auf dem Pfühl,
was habt ihr für seltsame Macht!
Über das furchtbarste Kampfgewühl
siegt ihr — über die Schlacht . . .

Mutter! Weib! Ihr spornt an! Ihr durchglüht!
Ihr beflügelt! Ihr siegt!
Fühlt ihr, wie oft eine Seele müd
sich doch an das Herz euch schmiegt?

Und das Heimweh nach Tag und Schlacht
flattert nach Heimat und Glück . . .
Mutter! Weib! Was habt ihr für Macht!
Ihr schickt die Sehnsucht zurück.

Manchmal scheint es, nun bricht das Knie,
oft ist's zu schwer fast, zu schwer — —
aber ihr wacht ja und segnet sie
und liebt sie ja täglich mehr . . .

Fühlt ihr, wie innig nach Tag und Schlacht
ein Heimweh sich an euch schmiegt?
Mutter! Weib! Was habt ihr für Macht!
Ihr beflügelt! Ihr siegt! —

Eugen Stangen.

Deutscher Flachs.

Von G. S. Urff. — Hierzu 10 Spezialaufnahmen des Verfassers.

Im Hessischen, namentlich in der Schwälmer Gegend, war es in früherer Zeit Sitte, der Braut die Ausstattung nicht etwa in Geld, sondern in Flachs zu geben. Je reicher ein Bauernmädchen war, desto größer und zahlreicher waren die Flachsfuhren, die ihren Brautwagen begleiteten. Vielfach blieb dann der Flachsvorrat jahre-, selbst jahrzehntelang unangetastet. Das in die Ehe eingebrachte Hausmacherleinen war unverwüstlich. Für das Verspinnen des frischen Flachses lag kein Bedarf vor.

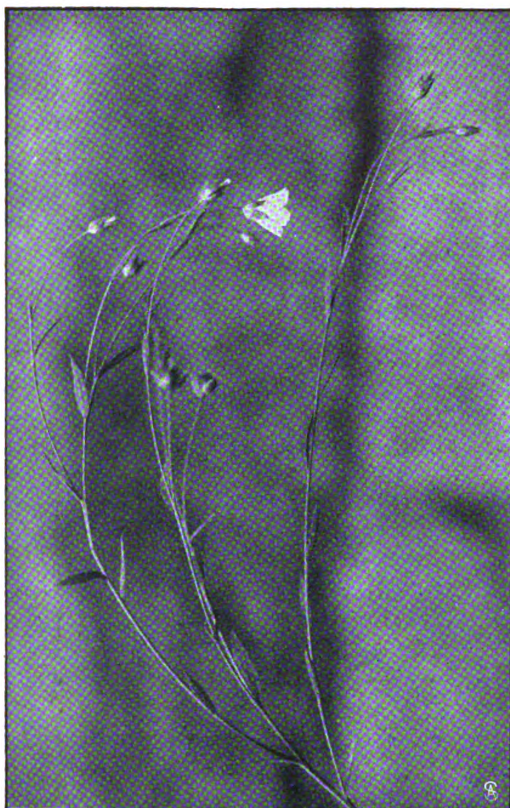
Jetzt hat der Krieg auch an die Türen aller Flachsbesitzer geklopft, und die Lagerbestände sind gründlich ausgeräumt worden. Dabei haben die Besitzer ein gutes Geschäft gemacht und einen Gewinn erzielt, wie ihn die Stifter des Brautschatzes nicht im entferntesten ahnen konnten.

Durch die gegenwärtigen Verhältnisse wird der Flachsbau in Deutschland wohl wieder eine mächtige Anregung erfahren. Gewiß ließe sich durch gute Samenauswahl und richtige Ausnutzung der züchterischen Erfahrungen viel erreichen. Jedenfalls sagt das deutsche Klima der Leinpflanze gut zu. Man kann sagen, überall, wo Kartoffeln und Rüben gedeihen da findet auch der Lein einen günstigen Standort. Nur verlangt er einen nahrhaften, aber nicht frisch gedüngten Boden.

Die Aussaat erfolgt im April. Spätere Aussaat liefert kleine, wenig ergiebige Pflanzen. Die Samen dürfen nicht zu dicht gesät werden. Man rechnet 150 bis 180 Kilogramm auf das Hektar. Am besten ist es, den Samen aus eigenen Züchtungen zu gewinnen, und zwar nur von solchen Pflanzen, die sich durch tadellosen Wuchs auszeichnen. Die Leinpflanze soll nur einen einzigen, möglichst unverästelten Stengel aufweisen. Trotz der auffälligen Färbung der Blüte finden sich nur wenige Insekten zum Zweck der Bestäubung

auf dem Flachsfeld ein. Deshalb ist es leicht, die Arten rein zu erhalten. Nach etwa drei Monaten, von der Aussaat gerechnet, hat der Lein sein Wachstum abgeschlossen. Der Stengel wird von unten herauf gelb. Die Blätter fallen ab, und die Ernte beginnt.

Der mit der Wurzel ausgeraufte Flachs wird entweder für kurze Zeit, etwa einen Tag lang, zum Trocknen auf dem Feld aufgestellt, oder er wird gleich nach Hause gefahren und geriffelt. Das Riffeln bezweckt das Entfernen der Samenkapseln. Frauen und Männer nehmen je eine Handvoll Flachs nach der anderen und ziehen sie durch den Riffelkamm. Dieser besteht aus 15 bis 30 etwa 15 Zentimeter langen, dicht beieinander stehenden Eisenstäben. Beim Durchziehen springen die Samenkapseln ab und fallen zur Erde. Sie werden dann später in der Sonne getrocknet und gedroschen. Die Samenkerne, soweit sie nicht zur Aussaat Verwendung finden, wandern in die Oelmühle, wo aus ihnen das Leinöl gewonnen wird. Das geriffelte Flachsstroh wird mit Strohseilen zu Bündeln zusammengebunden und hinausgefahren in die Röste. Die Röste hat den Zweck, die Bastfasern von dem Holzgewebe abzulösen, damit dieses später entfernt werden kann. Denn nur die Bastfaser ist der wertvolle Bestandteil.



Blühender Lein.

Die Röste löst nur die Leinsubstanz, die den Bast mit der Holzfaser verbindet, auf. Die Entfernung der Holzteile geschieht durch verschiedene technische Verfahren: durch das Brechen, das Schwingen und das Hecheln. Bei dem Hecheln wird auch das kurzfaserige Werg abgeschieden, das zu gröberem Gespinst und auch zu anderen Zwecken recht wohl Verwendung finden kann.

Unsere Abbildungen stellen die Flachsbereitung in kleinbäuerlichen Betrieben dar. Mancher, der die Vollkommenheit der Maschinen kennt, die wir für alle diese Arbeiten besitzen, möchte wohl jenen einfachen Vorrichtungen, wie sie immer noch hier und da Verwendung finden, die Daseinsberechtigung absprechen, da ihre Anwendung nicht mehr lohnt. Demgegenüber möchte ich doch darauf aufmerksam machen, daß sich der Kleinbauer zur Anschaffung kostspieliger Maschinen nur äußerst schwer entschließt, namentlich dann, wenn

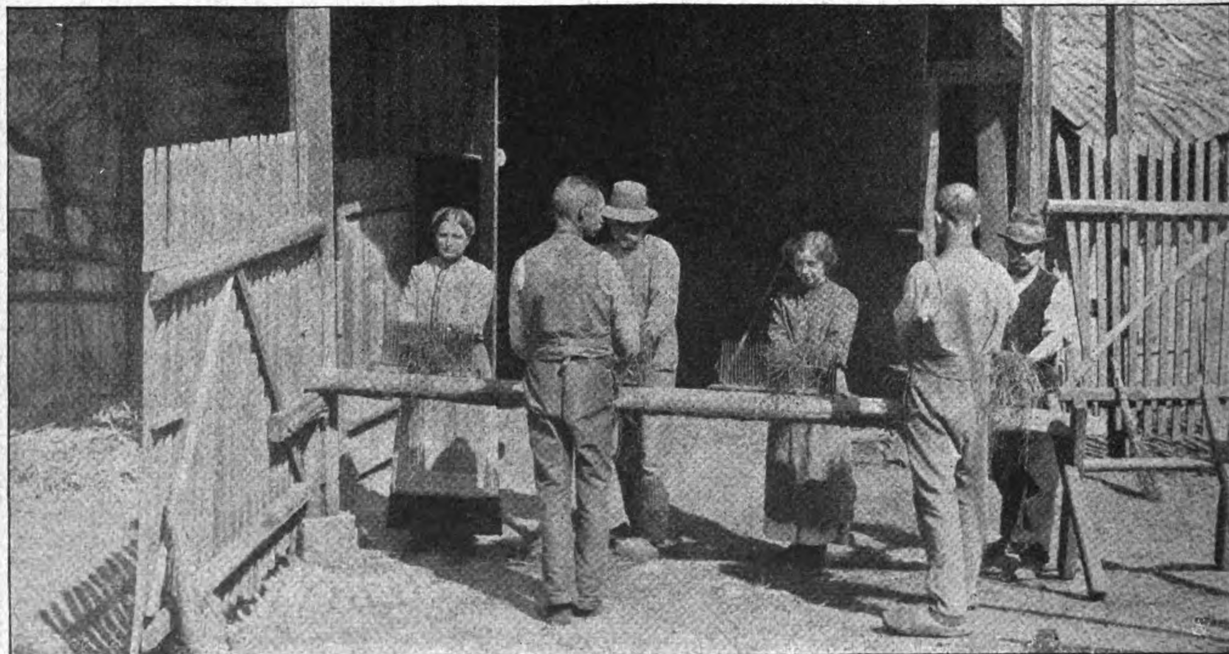


Auf dem Flachsfeld.



Einsetzen der Flachsbündel in die Röste.

er von ihrer Notwendigkeit nicht unbedingt überzeugt ist. Es ist richtig, der Verdienst ist sehr gering. Man berechnet z. B. den Stundenlohn einer geschickten Spinnerin am Spinnrad auf zwei Pfennig. Aber man muß auch bedenken, daß es sich hier durchweg um Arbeiten handelt, die im Winter erledigt werden können, wenn die Feldarbeit ruht. Das Ausdreschen des Getreides, das früher den halben Winter ausfüllte,



Das „Riffeln“ des Flachses.



Am Spinnrad
daheim.



Das Schwingen
des Flachses.

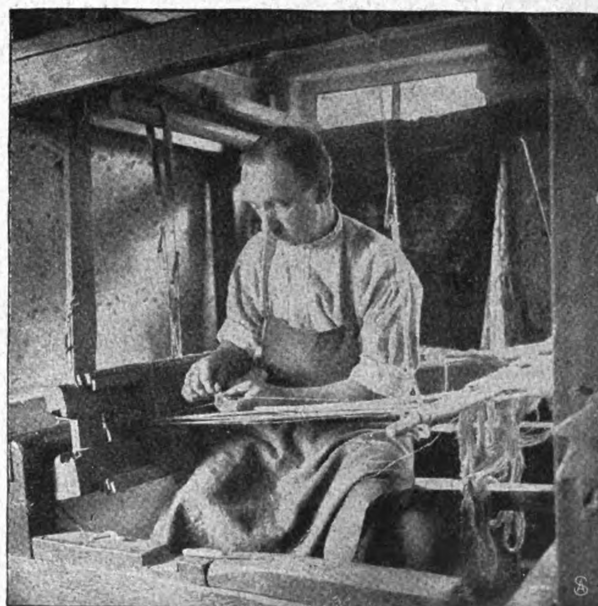


Das Brechen des Flachses.

wird ja jetzt überall durch die Dreschmaschine besorgt. Und das ist recht. Eine solch schwere Arbeit kann man gern der Maschine überlassen. Da sieht sich nun die Bauersfrau, die den Müßiggang nicht leiden mag, nach einer anderen Tätigkeit um, um damit ihre Zeit zu füllen. Diese Beschäftigung findet sie in der Flachsbereitung. Es ist doch etwas Schönes um den selbstgezogenen und selbstgesponnenen Lein, dessen sorgfältige Verarbeitung auf dem Handwebstuhl man fortgesetzt überwachen kann. Allerdings ist die jetzige Zeit für



Das Hecheln des Flachses.



Andrehen der Kette im Webstuhl.



Das Spulen des Garns.

derartige stille Betriebe schlecht geeignet. Von maßgebender Stelle sind denn auch bereits alle notwendigen Vorkehrungen getroffen, um den Flachsanbau in Deutschland und in den bisher besetzten Gebieten im großen zu betreiben und dann auch die Verarbeitung des Flachses geeigneten Großbetrieben zuzuweisen.

Das bessere Recht.

Skizze aus unsern Tagen. Von Hans Fr. Blunck.

Der Altfischer Jan Stürck stand auf und reichte Kätner Marxs treuherzig die Hand.

„Die Sache mit Marie ist abgesprochen, Marxs, ich will sie dir gut halten."

„Mannsleute sind selten im Krieg, Jan Stürck, Marie kann von Glück sagen!"

Der Altfischer blieb noch einmal in der Tür stehen, als hätt er etwas auf dem Herzen. „Du hast noch ein Haus voller Kinder, ich mein, dir muß es oft sauer werden!"

Der alte Kätner schüttelte abwehrend den Kopf und ließ den andern hinaus. „So wollen wir nicht rechnen, Jan Stürck, ich schaff's noch!"

Markus Marxs blieb noch eine Weile am Fenster stehen und schaute dem Altfischer nach. Die Fliegen summten durch das Zimmer, stießen gegen die Scheiben und fielen betäubt auf die Bank. Draußen stapften ein paar Schuljungen in Fischerstiefeln und Ölrock über den Weg. Mußte alles arbeiten heutzutage, die Mannsleute sind knapp, Marie, und werden noch seltener, bis der Krieg zu Ende ist. Was hast du fürn Glück, Marie, daß einer für dich kam und für dich sorgen will. Was gehn dich die jungen Burschen an. Jan Stürck, der Riese, ist der wackerste im Dorf; und er ist reich und braucht nicht mehr auf Fang zu gehen.

Jochen Sparck — wer war denn Jochen Sparck, der früher hinter dir herlief? Seit er davonfuhr damals, zwei Tage vor dem Krieg, schrieb er dir nicht mehr, Marie!

Jetzt kam er zurück, aber die Leute schweigen, wenn sie von ihm sprechen. Der Krieg ist grausam, Marie, er vergaß dich, und Gott hat ihn geschlagen dafür.

Der Kätner sah, wie der Altfischer mit langsamen Schritten drüben um die Ecke bog, er ging in den Krug. Hatte wohl Grund, sich seine alten Tage beschaulich einzurichten, Jan Stürck hatte genug durchgemacht im Leben. Zu Kriegsbeginn hatte er sogar noch einmal freiwillig gegen die Engländer wollen, hatte gesagt, der Staat hatte alle nötig, auch dich, Markus Marxs. Aber der Kätner hatte ein Nest voll Mädchen zu Haus, und Jan Stürck hatten sie nicht mehr gebrauchen können.

Jan Stürck war damals gerade rechtzeitig zurückgekommen, im Dorf hatte es Lärm gegeben wegen der Gemeindewahl. Da hatte er als Vorsteher vom Wahlverein seine hitzigen Anhänger beschwichtigt und hatte es durchgesetzt, daß man im Krieg ohne Neuwahl auskam.

Und jetzt fragte der Altfischer Markus Marxs um seine Tochter. Eine sonderbare Liebe war's, die den Alternden gepackt hatte. Viel Sehnsucht nach Ruhe, nach der hingebenden treuen Pflege Maries, viel Dankbarkeit und dabei eine sonderbar tiefe und aufrichtige Hinneigung zu dem jungen Weib. Er dünkte sich kraftvoll genug, noch einmal sein Leben zu erproben. Und wenn's nur ein paar Jahre waren. Er ließ genug zurück für Marie und ihr Leben.

Im Krug führte Jochen Sparck das große Wort. Als Jan Stürck in die Gaststube kam, wurde er etwas kleiner, denn der Altfischer kannte die ganze Welt und fuhr jedem allzu leicht in die Garne hinein.

Jochen Sparcks rechter Aermel hing in der Rocktasche. Die linke Faust stak in einem riesigen Handschuh, sie war aus Holz.

„Aber ich werd sie wieder bewegen können, Jungens", prahlte Jochen Sparck, und seine Augen blitzten vor Lebenslust.

„Der Doktor sagt, heut können sie alles schaffen, und wenn die linke fertig ist, kommt die rechte an die Reihe!"

Jochen Sparck hatte eine Handgranate, die ihm an der Yser in den Graben fiel, in den Draht werfen wollen, aber er war nicht ganz so weit gekommen. „Ist immer noch besser, als ganz hin sein", lachte Jochen Sparck wieder laut. „Hat so mancher gute Kerl dran glauben müssen. Zweihundertfünfzig Mann sind ausgezogen, und als ich weggefahren wurde, waren's noch reichlich hundert in der Kompagnie."

„Jochen Sparck?" kam Jan Stürcks tiefe Stimme vom Nebentisch.

„So wahr, wie ich hier stehe, hundertfünfzig Mann waren's, nicht mehr!"

Da lachten die andern, nur der Altfischer wurde ernst und mußte an die Hundert denken, die in Jochen Sparcks Kompagnie nicht mehr waren. War ein schwerer Blutverlust, die Zeit und gerade nach dem Krieg hatte Deutschland jeden Mann nötig, jedes junge Weib, das dem Volk Kinder schenken konnte.

Der Kröger zündete die Lampen an, in der Stube kreiste der Dampf, die Stimmen wurden lauter. Jemand begann von gutem Fang, von England und noch einmal von England. Dann leerte sich das Gastzimmer langsam, die Ebbe kam auf dem Strom, die meisten Alten mußten auf Fang gehen.

Nur der Krüppel Jan Stürck und der eine oder der andere Freund blieben zurück. Da begann Jochen Sparck noch einmal von all den Kämpfen zu erzählen, die das Marinekorps da draußen ausgefochten hatte, vom Sturm auf Antwerpen und dem langen schweren flandrischen Winter. Bis die Handgranate seiner Kampflust ein Ende setzte.

„Und was willst du jetzt, Jochen Sparck?"

Der sah sich geheimnisvoll um. „Ich war beim Landrat, vordem ich hierherkam, der hat 'ne ganze halbe Stunde mit mir geredet. Und seine Frau war auch dabei und hat mir die ganze Tasche voll Kuchen gesteckt. War'n lustiges Weib, und gelacht und gefreut hat sie sich, nur weil ich immer gelacht habe."

„Hol mir mal den Brief aus der Tasche, Jan Stürck, heut früh hat er mir geschrieben. Sollst mal Augen machen!"

Aber noch ehe der andere so weit war, hatte Jochen Sparck schon losgelegt.

„Also den Leuchtturm krieg ich, Jungs, richtig, den Leuchtturm, wo ich als Jung schon immer rumgelaufen bin und gedacht hab: wenn du da mal raufkämst, ein einziges Mal. Er sagt mir neulich schon, vielleicht wollt er den Alten pensionieren, die Jungens, die draußen waren, hätten ein Recht auf Versorgung."

Jan Stürck hatte den Brief gelesen, schob die Brille zurück und lehnte schweigend an der Wand. Was war's noch, das ihm jäh in den Sinn kam. Hatten die Leute nicht gesprochen von Jochen Sparck und Marie — damals, vor dem Krieg?

„Wie soll's denn werden, Jochen, mit der Arbeit da oben?"

„Hast nicht gelesen, Jan Stürck? Heiraten soll ich, schreibt der Landrat, und dann soll ich zu ihm kommen, und wenn's 'ne kräftige Deern ist, schlägt er ein."

Jochen pochte mit der Holzfaust auf den Tisch, daß es krachte. „Und nach dem Krieg krieg ich 'ne neue Hand — und 'n Frau krieg ich, und zum Kindelbier kommt's ganze Dorf, verstanden? Zu Jochen Sparcks Kindelbier!" Er lachte übers ganze Gesicht, bis ihm die Tränen in die Augen kamen.

„Ist das ein Glück, Jan Stürck — Glück im Unglück! Den Leuchtturm krieg ich, und 'n Frau krieg ich und Jungs, einen nach dem andern. Paß mal auf, Kröger, was die für vornehme Paten kriegen. Hauptmänner und Leutnants und Kapitäne. Alle haben gesagt: Jochen Sparck, wenn du freist, komm ich zum Kindelbier, den Bengel möcht ich sehen! Und lauter Jungs, verstehst du, Jan Stürck! Die solln den Englischen noch zu schaffen machen!"

Der Kröger klirrte vernehmlich mit den Gläsern und drehte in den Ecken die Lichter aus.

Jochen Sparck stand auf, und weil er Jan Stürck soviel erzählt hatte, ließ er Jan Stürck bezahlen. Und weil der Fischer sagte, er müßte noch vorsichtig sein wegen der Arme, war's ihm recht, daß der Alte ihn heimbrachte.

Die Nacht war unsichtig, es regnete fein und unaufhörlich. Der kleine, aufgeweichte Eschenweg, der durch die Felder führte, war schlüpfrig, naß und lief dicht an der Gracht entlang, die bewegungslos in kalter, frostiger Dunkelheit lag. War gut, daß Jan Stürck dabei war und aufpassen konnte.

„Was hat der Landrat geschrieben?"

„Ich sollt heiraten, hat er gesagt!"

„Weißt du denn jemand, Jochen Sparck?"

„Ja, Jan Stürck!"

„Wer ist es, Jochen?"

„Ich hab nur einmal eine liebgehabt, Jan Stürck, denk, du weißt wohl, wen ich meine."

Die Eschen trieben im Wind und schlugen mit Laub und Zweigen die Wandernden ins Gesicht, daß sie blind wurden. „Meinst du Marie Marxs, Jochen Sparck?"

„Siehst du, nun weißt du's auch! Sollst mal sehen, was der Landrat zu der sagt!"

Das Wasser schlug in dichtem Regen vor den Zweigen, der Wind fuhr und rollte schwer über die Felder.

„Was sagt Markus Marxs denn dazu?"

„Ich frag zuerst, was Marie dazu sagt!"

„Hast du Marie gesehn, Jochen Sparck?"

„Ja, gestern abend, Jan, und wir sind uns einig geworden. Wir hatten uns lange lieb, Jan, Marie ist stark und verläßt mich nicht. War ja fürs Land, daß ich zum Krüppel wurde."

Der Fischer schwieg plötzlich und atmete schwer. Eine tiefe, lastende Traurigkeit drückte ihn nieder. All die Bilder, die er von Marie gesehen hatte, waren vor ihm aufgestiegen und forderten und pochten, daß er hätte aufbrüllen mögen. Wer war's, der ihm, Jan Stürck, in seinen Willen fuhr? Riesenhaft war er für die andern im Dorf gewesen, in allem, was er anpackte und durchsetzte, und riesengroß war seine Kraft, heute wie einst. Wer wollte ihn, Jan Stürck, überwinden? Da streifte er den leeren Ärmel des Jungen, und plötzlich war ihm, als stände all sein Blut in seiner Kehle. Langsam, fast bittend kam's über seine Lippen. „Du hast viel gelitten fürs Land, Junge!"

„Jetzt ist ja alles gut, Jan. Ich bin glücklich, so wie es ist!“

Sie waren auf die Steinstraße gekommen, drüben von Kätner Marxs' Haus schien noch Licht, der Alte flocht Körbe bis tief in die Nacht hinein.

„Nun kannst ja allein nach Haus gehen, Jochen Sparck!“

„Gute Nacht, Jan Stürck!“

Der Altfischer ging mit festen Schritten auf die Straße zurück. Als er vor Markus Marxs' Tür kam, blieb er einen Augenblick stehen, als wollte er sich besinnen. Dann drückte er auf die Klinke und trat ein.

„'n Abend, Markus!“

Der sah erstaunt auf und nickte ihm zu. „Was willst du denn?“

Der Fischer warf seine Mütze auf das Fensterbrett, setzte sich und begann langsam vor sich hinzusprechen, als sagte er ein Bekenntnis auf.

„Es ist, weil's nicht werden kann zwischen mir und Marie, Markus!“

Er hob den Kopf langsam und sah dem Kätner in die erschrockenen Augen.

„Wir Alten haben kein Recht auf die jungen Leben, das Land braucht neue Menschen für all die Toten. Ich bin ein sonderbarer Mensch, Markus, aber nach den Opfern derer da draußen scheint's mir weniger, was man von uns verlangt. Jochen Sparck hat Marie lieb, Markus, und Jochen Sparck ist jung und hat das bessere Recht.“

Er stand langsam auf und reichte dem Kätner die Hand. „Für die beiden ist gesorgt, Markus. Und wir beide wollen Freunde bleiben, als wär nichts geschehen. Gib mir deine Hand, Markus Marxs!“

Der moderne Frühjahrsmantel.

Hierzu 5 Aufnahmen von E. Schneider.



1. Mantel aus dunkelkariertem Taft.

Den meisten modischen Erscheinungen liegt eine verständige Triebkraft zugrunde. Das trifft natürlich nicht für die Auswüchse zu, denen man bisher vielzuviel Beachtung schenkte. Sie waren von ihren geistigen Urhebern meist nur als Sensationen geschaffen, bestimmt, bei einer besonderen Gelegenheit die Aufmerksamkeit auf die Trägerin zu lenken. Eine Verbreitung dieses Einfalls wurde in den seltensten Fällen erwartet. Sucht man hingegen nun einen Grund für die sich mit raschem, durchdringendem Erfolg einführende Mantelmode, so wird man nicht fehlgehen, ihn in praktischen Erwägungen zu finden. Ganz einfach, der Mantel, wie er heute ausgestaltet wird, ersetzt mehrere Garderobenstücke, ohne unelegant oder vielleicht gar zu sparsam auszusehen. Neben den lediglich zweckmäßigen Regen- und Reisemänteln aus Lederköper (Covercoat) oder Flauschstoffen in ruhigen Farben, denn alle allzu lebendigen Karos passen nicht in unser auf Ruhe gestelltes Straßenbild, gibt es eine Reihe neuartiger Formen, wohl geeignet, als



2. Loser Mantel aus Halbseide.

tadelloser, sogar eleganter Anzug angesehen zu werden. Ueber seine neue Bezeichnung ist man sich in den maßgebenden Kreisen nicht ganz einig, da man unter Mantelkleid, wie man sie vielfach nennt, auch eine besondere Gattung von Kleidern versteht, die ohne Jacke vollständig straßenmäßig wirken. Weniger aus dem Wunsche nach Eleganz als aus den verständigen Erwägungen, die Stoffvorräte zu strecken, verwendet man sehr viel Seide. Ein einfaches Modell dieser Richtung illustriert der Mantel aus dunkelkariertem Taft ohne jeglichen Ausputz als die aus gleichem Material bezogenen Knöpfe, die auch als Verschluß dienen (Abb. 1). Er zeigt eine schlichte, vorn gekreuzte Form mit gewölbtem Kragen und mäßig weiten Aermeln. Das Rockteil ist ziemlich stoffhaltig, jedoch in einer Weise mit dem Oberteil verbunden, daß die Figur nicht durch die Anhäufung ungeschickt aussieht. Den Rocksaum durchzieht eine dicke Schnur. Sie macht ihn abstehend, wie man es augenblicklich vielfach hübsch findet. Sehr graziös ist auch der bequeme, lose



3. Silbergrauer Mantel mit Kettengürtel
und rundgeschnittener Pelerine.



4. Schwarzer Seidenmantel mit weiten Aermeln,
farbig gestickter Bordüre und weißem Batistkragen.

Mantel aus einem halbseidenen Gewebe (Abb. 2). Im Rücken wirkt die schleifenartige Raffung besonders originell. Aus den weiten Aermeln schaut eine breite Rüsche aus weicher schwarzer Seide hervor, die auch als rundgeschnittener Kragen, an den sich Aufschläge reihen, Verwendung fand. Bemerkenswert sind die Aermel, die nicht eingesetzt sind, sondern mit dem Rücken ein Ganzes bilden. Aus einem ähnlichen seidenartigen Stoff besteht auch der silbergraue Mantel mit der rundgeschnittenen Pelerine (Abb. 3). Die Pelerine, die bereits vor einigen Jahren in Mode war, ist jetzt wieder allgemein beliebt, wenn sie auch einige Aenderungen erfahren hat. Sie beherrscht augenblicklich das Modenbild und verleiht auch den eleganten Mänteln reizvolle Abwechslung. Ein Hohlsaum unterbricht diesen faltig fallenden Kragen, über den sich nochmals eine dichte Spitzenrüsche legt, die vorn beffchenartig ausklingt. Sehr dekorativ wirkt der kunstvoll aus demselben Stoff hergestellte kettenartige Gürtel, der gleichzeitig den Rockansatz verdeckt. Durch einen besonders schönen Schnitt zeichnet sich der Mantel aus schwarzer feiner Seide aus (Abb. 4). Seine ausgezeichnete Wirkung, sein geschickter Fall beruht hauptsächlich auf seiner vorzüglichen Linienführung. Vorn und rückwärts ist der Mantel kürzer, an den Seiten fällt er zipflig. An diesem Mantel sind die weiten Aermel eingesetzt. Eine farbig gestickte Borte hält sie zusammen, ehe sie sich in Ecken ausfallen. An dem Verschluß und den seitlichen Taschenteilen fand die farbiggestickte Bordüre gleichfalls Verwendung. Dem geschlossenen Stehkragen gibt ein weißer Batistkragen einen hübschen Ausputz. Einen kleidartigen Eindruck macht der Mantel aus sandfarbenem Tuch mit dem Kragen und den Aermelaufschlägen aus braunem Samt (Abb. 5.) Die anliegende Form ist von den Jackenkleidern übernommen, die sich jetzt vielfach an das frühere Schneiderkleid anlehnen, das lange Zeit hindurch so außerordentlich beliebt war. Eine hübsche Abwechslung erzielt der gekreuzte Gürtel, der mittels einer diskreten Stickerei dem Mantel eingefügt ist.



5. **Mantel aus sandfarbenem Tuch** mit Kragen und Aufschlägen aus Samt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 17. | Berlin, den 22. April 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 17.



Die sieben Tage der Woche.

11. April.

Im Kampfgelände beiderseits der Maas bei Verdun ist die Gefechtstätigkeit sehr lebhaft. Gegenangriffe gegen die von uns genommenen französischen Stellungen südlich des Forges-Baches zwischen Haucourt und Bethincourt brachen verlustreich für den Gegner zusammen. Rechts der Maas versucht der Feind vergebens, den am Südwestrande des Pfefferrückens verlorenen Boden wiederzugewinnen. Südwestlich der Feste Douaumont muß er uns weitere Verteidigungsanlagen überlassen.

Auf dem italienischen Kriegschauplatz nimmt das Artilleriefeuer in einzelnen Frontabschnitten an Lebhaftigkeit zu Die Kämpfe bei Riva dauern fort.

Aus Mesopotamien wird gemeldet, daß ein englischer Angriff auf die Stellungen bei Sennoiyat nicht durch die türkischen Linien hindurchdringen konnte. Die Operationen wurden durch das Steigen des Wassers stark behindert.

12. April.

Westlich der Maas greifen die Franzosen vergeblich unsere Linien nordöstlich von Avocourt an, beschränken sich im übrigen aber auf lebhafte Feuertätigkeit ihrer Artillerie. Auf dem Ostufer brachten drei durch heftiges Feuer vorbereitete Gegenangriffe am Pfefferrücken dem Feinde nur große Verluste, aber keinerlei Vorteil. Zweimal gelang es den Sturmtruppen nicht, den Bereich unseres Sperrfeuers zu überwinden, der dritte Anlauf brach nahe vor unseren Hindernissen im Maschinengewehrfeuer völlig zusammen. Im Caillette-Walde gewinnen wir der zähen Verteidigung gegenüber schrittweise einigen Boden.

Bei Riva wird der Feind, der sich in einigen vorgeschobenen Gräben und einer Verteidigungsmauer südlich Sperone festgesetzt hatte, aus diesen Stellungen wieder vertrieben. Der italienische Angriff ist somit vollständig abgeschlagen.

13. April.

Beiderseits der Maas, in der Woëvre-Ebene und auf der Cote südöstlich von Verdun sind die Artillerien lebhaft tätig.

Südlich des Narocz-Sees verstärkte sich das russische Artilleriefeuer merklich. Oestlich von Baranowitschi werden Vorstöße feindlicher Abteilungen von unseren Vorposten zurückgewiesen.

Im Monat März 1916 sind 80 feindliche Handelsschiffe mit rund 207 000 Brutto-Registertonnen durch deutsche U-Boote versenkt worden oder durch Minen verloren gegangen.

14. April.

Abgesehen von stellenweise lebhaften, im Maasgebiet heftigen Feuerkämpfen ist nichts Wesentliches zu berichten. Angriffsversuche auf dem linken Maasufer erstarben unter unserem Artilleriefeuer schon in den Ausgangsgräben.

Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg werden in der Gegend von Garbunoka (nordwestlich von Dünaburg) und südlich des Narocz-Sees feindliche Vorstöße blutig abgewiesen.

Auf dem Balkan-Kriegschauplatz ist die gegnerische Artillerie östlich des Wardar zeitweise lebhaft tätig.

Die österreichisch-ungarischen Linien an der unteren Strypa, am Dnjestr und nordöstlich von Czernowitz stehen unter heftigem Geschützfeuer.

15. April.

Links der Maas konnten feindliche Angriffsabsichten gegen unsere Stellungen auf „Toter Mann" und südlich des Raben- und Cumières-Waldes, die durch große Steigerung des Artilleriefeuers vorbereitet werden, in unserem vernichtenden, von beiden Maasufern auf die bereitgestellten Truppen vereinten Feuer nur mit einigen Bataillonen gegen „Toter Mann" zur Durchführung kommen. Unter schwersten Verlusten brachen die Angriffswellen vor unserer Linie zusammen.

16. April.

Oestlich der Maas entwickeln sich heftige für uns erfolgreiche Kämpfe an der Front vorwärts der Feste Douaumont bis zur Schlucht von Vaux.



Gefechtsordonnanzen.

Von Walter Bloem,

Hauptmann und Bataillonskommandeur im Westen.

Gefechtsordonnanzen — habt ihr eine Ahnung, was das ist, und was das bedeutet?

Eine Gefechtsordonnanz ist ein Soldat, der zur Person seines Kompagnieführers oder seines Bataillonskommandeurs ständig kommandiert ist, um dessen Befehle an über- und untergeordnete Dienststellen zu überbringen — vor und im Gefecht.

Was das bedeutet?

Das bedeutet unbedingte Zuverlässigkeit, klare Ruhe und schärfste Geistesanspannung in schwierigster Lage, stählerne Feuerfestigkeit, eiskalte Verachtung jeder Gefahr — kurz, Heldentum in seiner höchsten Steigerung — das Wort Held hier ohne jeden Schein von Phrase gebraucht.

Soll ich euch ein paar dieser Prachtkerle vorstellen?

Als Kompagnieführer in Belgien und Frankreich, damals im wundervollen Vorwärtsstürmen des Feldzugsbeginns, hatte ich zwei solche eichenzähe Burschen zur Rechten und zur Linken. Niestrawski und Sauermann hießen sie — jener ein verschlagener, wortgewandter, lachender, tolldreister Pole, dieser ein ruhiger, bedachtsamer, fast finster ernster Märker. Beide so lang wie

ich selber. Neben ihnen muß mein Hornist genannt werden, Pohlenz, ein untersetzter, schnoddriger, frecher Berliner Junge, dem im tollsten Kugelschauer die selbstgedrehte Zigarette niemals kalt wurde. Das waren meine drei Getreuesten.

Die mörderische Engländerschlacht bei Mons. Die Kompagnie hat sich unter furchtbaren Verlusten bis auf hundertzwanzig Meter an die englische Maschinengewehrstellung herangearbeitet, liegt nun platt in der nassen Wiese, von drei Mann immer zwei verwundet oder tot. Das englische Feuer rast haarscharf über uns hin. Wer den Kopf hebt, ist erledigt.

Wir knallen wie besessen auf das weiße Haus da vorn. Was von Führern noch eine Hand regen kann, knallt mit. Aber schon liegen mein Leutnant Graeser tot, Grabert und die Vizefeldwebel Holder-Egger und Fischer alle drei mit schweren Bauchschüssen regungslos auf dem Rücken. Meine Patronen sind alle.

„Pohlenz, gib einen neuen Rahmen."

„Herr Hauptmann, ick ha' selber keen' mehr."

„Was? Verflucht — und ihr andern?"

Keiner hat mehr als einen, höchstens zwei Rahmen . .

„Stopfen!! Donnerwetter, stopfen, Kerls! Weitersagen: keinen Schuß mehr! Pohlenz — zurück zum Bataillon — Meldung von der Zweiten: liege mit zwei Zügen — mit den Überresten von zwei Zügen hundertundzwanzig Meter vorm Feind, schwerste Verluste, habe mich verschossen, bitte um Munition und Verstärkung!"

Pohlenz brennt sich gelassen eine neue Zigarette an, steht gelassen auf, schiebt die Knarre unter den Arm und schlendert nach rückwärts . . . In ganzen Garben flattert das feindliche Blei ihm um die Beine — es trifft ihn nicht . . . Er verschwindet in der nassen Wiese . . . Nach zwanzig Minuten kommt er ebenso zurück . . . es trifft ihn nicht . . . Er steht stramm neben mir, meldet: „Befehl ausgeführt! Munition kommt nach!"

„Mensch, willst du runter?!"

Und gelassen legt er sich neben mich, zieht aus Brotbeutel und Hosentaschen ganze Haufen Patronenrahmen, gibt mir einen, wirft die andern nach rechts und links den wenigen Kameraden zu, die noch ihr erkaltetes Gewehr in Händen halten und aus blutunterlaufenen Augen gierig nach ihm hinstarren — rollt sich eine frische Zigarette, zündet sie an, lädt und zielt gelassen auf das weiße Haus, Dachrand aufsitzen . . .

Am Tage vorher hatte ich dem Schlingel acht Tage streng aufgebrummt, weil er ohne Erlaubnis aus der Marschkolonne gegangen war, um — nein, ich sage nicht, was er getan hat. Na, den Arrest habe ich ihm natürlich andern Tages schenken müssen — nach dem herrlichen Siege.

Wenn die Gefechtsordonnanz mal gerade für gar nichts anderes zu sorgen hat, so sorgt sie wenigstens für den Humor. Manchmal auch unfreiwillig.

Nach dem grimmigen Anprall von Mons hatten die Engländer fürs erste genug von uns. Sie rollten vor uns her und ließen haufenweise Autos, mit Munition beladen, umgestürzte Feldpostwagen, aus denen wir die fast wörtlich untereinander übereinstimmenden Liebesbriefe angelsächsischer Weiblichkeit schmunzelnd herauslasen, brennende Berge Getreides am Wege zurück. Und überall waren Nachzügler versteckt. Im Anfang wühlten unsere famosen dritten Husaren noch die Getreidemieten um und um und suchten die Tommys einzeln hervor. Dann vereinfachten sie sich die Sache: sie ritten zu zweien oder dreien, Lanze eingelegt, mit schallendem Hurra auf die Schober los: da kamen die Khakijungen schon von selber hervorgekrochen und hoben die Hände hoch . . .

Die Patrouillen konnten sich natürlich nicht damit aufhalten, die Gefangenen selber abzutransportieren. Sie lieferten sie bei uns ab. Die strammen Burschen mit den glattrasierten Physiognomien, von denen jemand behauptete: auf jedes Gesicht passe ein Steckbrief — mußten dann in unserer Kolonne marschieren, bis Gelegenheit war, sie zu sammeln.

Ein Halt an der Landstraße, schon mitten in Frankreich. Husaren kommen herangaloppiert, melden: „Herr Hauptmann, in dem Bahnwärterhaus da hinten haben wir einen englischen Oberst gefangengenommen. Er ist verwundet, kann nicht laufen."

Ich hin, finde einen sehr martialischen alten Herrn, zahllose Ordensbänder an der Schnalle, in der Tracht der Schotten, kariertes Mützchen mit schwarzen Seidenbändern, kariertes Knieröckchen, kurze Socken, dazwischen die hageren haarigen Beine nackt — Schuß durch die rechte Schulter. Ich raffe mein Ploetz-Englisch zusammen, melde dem alten Herrn sehr höflich, daß ich die Ehre habe, ihn als meinen Gefangenen betrachten zu dürfen, biete ihm meinen Arm, geleite ihn zu meiner Kompagnie, requiriere einen Bauernwagen, setze ihn hinein. So nett waren wir zu den Engländern — damals noch. Da war das Wort „Aushungerungskrieg" noch nicht erfunden. Da träumten wir noch von „ritterlichen Gegnern".

Meine Kompagnie hat, sprachlos staunend, den Aufzug des Schotten begafft. Wie ich wieder aufgesessen bin und der Marsch weitergeht, ist Niestrawski neben meinem Pferde; seine Kinnbacken zittern vor Empörung.

„Herr Hauptmann — det is doch eine Jeme—inheit."

„Was, mein Kerlchen?"

„Det haben doch nich Husaren unseres jetan."

„Ja, was meinst du denn eigentlich?"

„Hat Herr Hauptmann nich jesehn?! Da haben doch Engländer verfluchtige ihren eigenen Oberst — die Boxen ausjezogen!!"

Nachdem ich mich von meinem Lachanfall erholt, sage ich: „Du tust den Tommys unrecht, mein Guter. Die kurzen Röckchen und die nackten Beine, das wirst du wohl dieser Tage noch öfters zu sehen bekommen. Das sind Schotten, die tragen das als Uniform."

Niestrawski starrt mich verständnislos an: „Wie — wie meint Herr Hauptmann?!"

Ich wiederhole meine Erklärung, mit zuckenden Mundwinkeln. Auf einmal fliegt ein Leuchten des Verständnisses über Niestrawskis Spitzbubengesicht: er tritt kichernd zurück, und ich höre, wie er hinter meinem Rücken, vor Lachen berstend, den Kameraden erzählt: „Hat Hauptmann jroßartigen Witz jemacht: hat jesagt, nackichte Beine haben Engländer als Uniform . . ."

Und die ganze Kompagnie schüttet sich aus über den jroßartigen Witz ihres Häuptlings . . .

Zehn Tage später hatten wir die Marneschlacht hinter uns, waren über die Aisne zurückgegangen, hatten uns an den Nordhängen festgekrallt und trotzten den grimmigen Anstürmen der Engländer in zähneknirschendem Widerstand. Hoch über Missy, am Vorderrand der berühmten Waldnase, hatten mich zwei englische Kugeln getroffen. Als ich wieder zum Bewußtsein gekommen, trugen vier meiner Braven mich aus der vordersten Gefechtslinie in die kärgliche Deckung der Reservestellung. Doch auch dort war unseres Bleibens nicht, denn die Engländer legten den ganzen Wald unter ein fürchterliches Schrap-

nell- und Granatfeuer. Aber es widerstrebte mir, meiner Person wegen vier Gewehre aus der arg zusammengeschmolzenen Gefechtslinie zu ziehen. Ich schickte die zwei andern zurück und behielt nur Niestrawski und Pohlenz bei mir. Die Arme um den Nacken der beiden wackeren Jungen gehängt, humpelte ich rückwärts durch den vom Geschützfeuer zerfledderten Wald, durch dessen Wipfel eintönig wie ein Herbststurm der Schauer der zu hoch gehenden Gewehrgeschosse rauschte. Dann kamen wir auf die kahle Hochebene heraus, in deren Mitte das französische Fort Condé lag, jetzt unser Truppenverbandplatz. Die Engländer mochten hier unsere höheren Stäbe vermuten, denn sie legten die Hochebene und vor allem das Fort unter ein wahres Höllenfeuer. Rings um uns pafften die Wölkchen der Schrapnells, bäumten sich jählings die Kraterausbrüche der einschlagenden Lydditgranaten mit ihrem infamen, ätzenden gelben Qualm. Und es war für mich ein entsetzlicher Gedanke, daß mit mir, dem Wehrlosen, zugleich die beiden pudelgesunden Jungen um meinetwillen in die Luft gehen könnten . . . Aber Niestrawski und Pohlenz lachten nur und machten fürchterliche Witze, wenn ich das aussprach. Na, wir sind ja durchgekommen. Aber nur mit einem Händedruck hab ich euch danken können, ihr herrlichen Jungen.

Heute liegt Niestrawski an der Aisne begraben und Pohlenz fern in Rußland. Nur Sauermann lebt noch; er ist Unteroffizier geworden, hat bei Gorlice den rechten Arm entzweigeschossen bekommen, ist als dienstunbrauchbar entlassen und in die Heimat und zu seinem Gewerbe zurückgekehrt. Auch hat er ein Weib genommen. Heil deinem Geschlecht, mein tapfrer Kampfgesell.

— In Rußland als Bataillonskommandeur hatte ich nun acht Gefechtsordonnanzen um mich, zwei von jeder Kompagnie. Es waren fast alles ganz junge Rekruten — aber sie waren hart und lachten der Gefahr wie die alten Kerls.

Im Ansturm auf eine russische Feldbefestigung hatten wir das in lichterlohen Flammen stehende Dorf Woronje gestürmt mit aufgepflanztem Seitengewehr. Aber wie wir uns inmitten der qualmenden Trümmer sammelten, waren wir nur noch sechzehn: mein tapfrer Adjutant, Leutnant Moebius, ein Offizierstellvertreter und dreizehn Mann. Und natürlich fing nun der Russe sofort an, uns von der Hauptstellung aus mit schwerem Geschütz zu bespucken, und streute außerdem das ganze Dorf mit Maschinengewehrgarben ab. Die Dämmerung kam: ein Gegenangriff hätte uns kleines Häuflein überrennen müssen. Also schriftliche Meldung nach hinten: „Woronje in meiner Hand, bitte um Verstärkung, sonst Gegenangriff zu erwarten.“ Na, und nun einen feuerfesten Boten. Vesper, mein Junge, das ist was für dich, Landsmann.

Und das junge Bürschchen stiefelt gelassen wie Pohlenz bei Mons in den Hagelschauer hinaus. Nach einer halben Stunde ist er wieder da. Aber die Verstärkung bleibt aus, kommt nicht durch das Höllenfeuer hindurch. Nach einer weiteren halben Stunde entschließe ich mich zu einer zweiten dringlicheren Meldung. Vesper, kann nichts helfen, mußt noch einmal zurück. Und er geht abermals und kommt abermals zurück, lachend hält er sich den blutüberströmten Arm: „Diesmal hab ich aber was erwischt, Herr Hauptmann . . .“

Und gleich darauf, bei tief herabgesunkener Dämmerung, kommt die Verstärkung. Weil das Maschinengewehrfeuer flach über das nun völlig in Asche gesunkene Dorf hinstreicht, bilden sich die Anrückenden ein, die Trümmer seien noch in Feindeshand, und stürmen — stürmen mit aufgepflanztem Seitengewehr und markerschütterndem Hurra!

„Jungens, nu macht euch aber klein, bis die andern ran sind — sonst schießen die uns glatt übern Haufen!“

Und dann empfangen wir, auf zwei Schritt Entfernung, die Stürmer mit knallendem Hohngelächter: „Ik bün all hier, säd de Swinegel!“ —

Vespern schick ich später in der Dunkelheit, als etwas Ruhe eingetreten ist, zurück. Das Eiserne Kreuz wird ihn daheim im Lazarett erreicht haben.

— Unter meinen Gefechtsordonnanzen war auch ein ganz kleiner Landsturmrekrut, etwa fünfunddreißigjährig, mit Ehering. Ein besinnlicher, betulicher Mensch namens Heydenreich, so tapfer wie unermüdlich. Eines Tages, wir lagen ausnahmsweise unter Dach und Fach in einem jener unfaßbar schmutzigen Panjehäuser, das wir aber mit Lysol, Insektenpulver und Schrubber zu einer annähernd menschenwürdigen Behausung umzuschaffen bestrebt waren.

Eine Zeitlang beobachte ich den rastlos schuftenden Heydenreich.

„Sag mal, mein Junge, du bist Landsturmrekrut, nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Wie alt?“

„Vierunddreißig, Herr Hauptmann.“

„Wie lange Soldat?“

„Seit zehn Wochen, Herr Hauptmann.“

„Sieh mal an! Da kann man doch mal sehen, was für durch und durch brauchbare Soldaten auch aus euch werden können, die ihr erst auf eure alten Tage die Knochen habt langgezogen gekriegt. Was bist denn du im Zivilverhältnis?“

„Fabrikdirektor, Herr Hauptmann.“

„— Fabr — —?!“ Ich brauche einige Minuten, um mich zu fassen.

„Es ist nicht so großartig, wie sich's anhört, Herr Hauptmann“, lächelt das kleine Kerlchen bescheiden. „Eine kleine Werkzeugmaschinenfabrik. Ich hab mich emporgearbeitet — war früher Arbeiter, dann Werkmeister.“

„Hm — wieviel Gehalt bekommst du?“

„Achttausend Mark.“

Immerhin — Donnerwetter, Hut ab.

— Am selben Nachmittag kommt mein Adjutant zu mir: „Ich habe eine Bitte. Herr Hauptmann wissen doch, daß mein Bursche versagt — ich möchte ihn ablösen lassen. Nun ist mein Auge auf die Gefechtsordonnanz Heydenreich gefallen. Ich weiß, Herr Hauptmann legen Wert auf den Mann, und darum möchte ich ganz gehorsamst um Erlaubnis fragen, bevor ich mit ihm rede.“

Na, denke ich, der Herr Fabrikdirektor als Bursche — wollen sehen.

„Bitte, mein Lieber, ich stelle Ihnen den Mann selbstverständlich gern zur Verfügung.“

Am Abend, als ich ins Quartier kam, saß Heydenreich schon auf der Schwelle und putzte die Reitstiebel „seines“ Leutnants.

Aber das dumme Gesicht meines Adjutanten, als ich ihm erzählte, was sein neuer Bursche im Zivilverhältnis sei —!

— Ein schweres Waldgefecht am Njemen. Ich liege, im Vorstürmen inmitten meiner Kompagnie an der rechten Schulter leicht angekratzt, dicht hinter der soeben erstürmten russischen Vorstellung platt an der Erde, unfähig, mich einzugraben, neben mir ein schreiender und stöhnen-

der Schwerverwundeter. Um mich plitscht's und platscht's, und ich denke: Wann bist du dran?

Auf einmal ist mein Adjutant da: er wirft sich quer über den Verwundeten und beginnt ihn zu verbinden. Und zwei Gefechtsordonnanzen springen heran, zwei ganz neue, die ich noch kaum kenne, der Ersatz für Vesper und Heydenreich. Und die zwei Jungen, Liebke und Gerlandt hießen sie, beginnen stehend im wirklich grauenhaften Feuer uns drei einzugraben.

„Jungens, legt euch doch hin und grabt im Liegen!"

„Nein, Herr Hauptmann, so fleckt's besser."

Und sie stehen und schaufeln wie ums eigene Leben. Für mich und für den Leutnant und den verwundeten Kameraden. Und langsam, absatzweise rutschen wir in die Erde, türmt sich vor uns ein Sandwall.

Aber — der Russe liegt nur hundert Meter vor uns drinnen im dämmernden Wald und überschüttet uns mit unsinnigen Kugelschauern. Und — auf die nahe Entfernung bietet der aufgeworfene Sand keine Deckung. Kugel um Kugel spritzt durch die Böschung, schnarrt mißtönig an unseren Köpfen vorüber, knallt mit entsetzlich nervenzerreißendem Klack an die Kiefernstämme.

Hinter mir, neben mir, mit der Hast und Kraft der Verzweiflung, schuften Gerlandt und Liebke — für mich, für den Leutnant, für den verwundeten Kameraden. Der Adjutant verbindet nun auch mir die Schramme. Der Russe schießt wie verrückt. Hinter uns im Walde wimmern gräßlich die Verwundeten.

Und plötzlich seh ich, wie's dicht neben meinem Kopf durch die Böschung spritzt und quer durch unsern Graben schwirrt — dorthin, wo Liebke schaufelt. Und ein ganz matter, weicher Ton summt an mein Ohr, ein schwerer Plumps — Liebke liegt regungslos auf der Grabensohle. Ich knipse mein Laternchen an, beleuchte die zusammengesackte Gestalt — zwei Löcher rechts und links am Hals, aus dem zähe, rote Güsse rieseln . . . Er ist schon tot, der gute Junge, lautlos gestorben — für mich, für den Leutnant, für den verwundeten Kameraden.

— So, meine Lieben, nun werdet ihr wissen, was Gefechtsordonnanzen sind.

Was Ostern will?

Der Frühling spannt die goldnen Flügel aus
Und schwingt sich durch die veilchenblauen Lüfte
Und überglänzt das einsam stillste Haus
Und deckt so lind mit seinem Grün die Grüfte.

Fanfarengleich läßt er den Sturzquell sprühn . . .
Im tiefsten Tal — empor an Bergeshängen
Drängt sich ein duftvoll wundersames Blühn
Von üppig dichten wilden Veilchenmengen . . .

Feldgrauer Helden Augen leuchten auf,
Der Lenz streicht lind und zärtlich ihre Stirnen . . .
Hell wie der Gral blitzt fern ein Kirchturmknauf . . .
Die Föhne stürmen talwärts von den Firnen . . .

In stillen Häusern geht ein Staunen still:
„Ach — Ostern? Noch ein Ostern gibt's auf Erden?"
Ja, Ostern ist's! Hört, was es sagen will:
Es muß doch einmal — einmal — Friede werden.

Dann wird der Sieg so groß und herrlich sein,
Daß sie nicht weh tun mehr, die Dulderkronen —
Daß selbst aus trauertiefster Herzenspein
Noch Blumen aufblühn . . . weiße Anemonen . . .

Eugen Stangen.

Zweite Kriegsostern.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Sonst sprach man vom Frühling, wenn es Ostern werden wollte. Von Sonne und Knospen und Vogelsang. Von Reisen und Ausflügen, die man zur Festzeit machen, von hellen Hüten und lichten Kleidern, die man dabei tragen wollte, von müden Nerven und Saisonschluß, von Mai und von Liebe und lachender Lust. Heut spricht man vom Krieg, wie jetzt alle Tage; ganz einerlei, ob es Pfingsten, Weihnachten oder Ostern ist.

Kriegsostern . . . es zittert ein Klang durch dieses Wort, das uns erbeben macht. Und ein Ton schwingt mit, der läßt jubeln und aufschluchzen zur gleichen Zeit: Kriegsostern, zweite Kriegsostern — was alles will das bedeuten. Wir lauschen genauer und wissen es bald: viel Herzeleid und Sterben, aber auch viel Freude und Auferstehen, viel Heldenmut, lauter und stiller, steht vor uns auf, und endlich ist daneben auch der ganz einfache Alltag da wie zu jedem Ostertag, solange wir denken können . . . ganz prosaisch und unheldenhaft, mit Weidenkätzchen und Ostereiern, mit neuen Kleidern und Frühlingshüten, mit Schulzeugnissen und Nachmittagsmusik und heimlichen Küssen hinter dem ersten, frühen Grün der Wiesenhecken.

Alles ist wie sonst und immer. Nur daß der Alltag mehr im Unterbewußtsein bleibt und die Stille Woche noch ruhiger verläuft als früher. Natürlich nur im persönlichen Leben des einzelnen. Das große Geschehen in der Geschichte der Welt geht seinen ehernen, dröhnenden Gang, unbekümmert um Feste, die leise und unscheinbar unter ihm hingleiten. Von irgendeiner Stille wußte schon die Vorwoche zu den ersten Kriegsostern nichts. Was war doch damals? Ein Jahr erst verging, und schon müssen wir uns besinnen auf die vorjährige Stille Woche.

Damals, am Palmsonntag 1915, kämpften wir in der Woevre-Ebene und auf den Maashöhen. Wir vertrieben die letzten Russen aus den Grenzgebieten Ostpreußens — das Land wurde frei. In der Stillen Woche war es auch, als die Österreicher Belgrad mit Bomben bewarfen und auf den Karpathenpässen erbitterte Kämpfe kämpften. Noch am Ostersonntag wogte dort die heißeste Schlacht. Und während in Deutschland in jenen Tagen von den gezeichneten neun Milliarden der zweiten Anleihe schon 3 1/2 Milliarden gezahlt wurden, verkündete England mit überlegener Miene, daß es das Unternehmen an den Dardanellen durchführen werde, „koste es, was es wolle". Wir aber feierten um dieselbe Zeit den hundertsten Geburtstag des Mannes, der nicht mit Worten Siege zu gewinnen pflegte, sondern durch die Tat. Und wer dabei gewesen ist an jenem sonnenwarmen Gründonnerstag, dem 1. April 1915, als auf dem Königsplatz zu Berlin die seidenen Fahnen der Studenten rauschten, und die unübersehbare Menschenmenge begeistert das „Deutschland über alles" sang, als der Kranz des Deutschen Kaisers vom kleinen Prinzen Wilhelm am Denkmal niedergelegt wurde und Blumen über Blumen das Standbild Otto von Bismarcks ganz umsäumten — der wird auch jetzt, zu den zweiten Kriegsostern, wieder den Huldigungsworten des Kanzlers für den Kanzler nachsinnen: „Er lehrte uns Furcht nur vor Gott, Zorn gegen den Feind, Glauben an unser Volk." . . . Denn auch in dieser zweiten Kriegskarwoche besteht jene Lehre für uns lebendig und glühend zu Recht.

Auch diesmal wird Kampf sein. Nicht mehr in Belgrad und in den Karpathen wie damals, auch nicht an der Ostpreußengrenze — das alles ist seit jenen Osterschlachten längst fest in unserer Hand, und am Dardanellenufer steht kein Engländer mehr. Aber sind es nicht viele, viele Karwochen gewesen, die diesen Siegen vorausgingen, bange Wochen atemloser Spannung; hat es nicht bei allen Kämpfen immer erst einen Karfreitag gegeben, bevor es Ostern werden konnte? Wir kennen die schöne Legende von den Kirchenglocken, die in der Stillen Woche schweigend nach Rom wandern und das Land in bedrückender Ruhe zurücklassen bis zur Wiederkehr am Osterfeiertage. So still und beklemmend war auch die Ruhe vor unseren großen Erfolgen, da wir, was wir liebten, draußen in Kampf und Todesnot wußten. Bis dann endlich jedesmal mit Walküren- und Auferstehungsjubel alle Glocken jauchzend über die deutsche Welt dahinbrausten: „Heil euch, Siegern, heil dir, Land, heil dir, glorreicher Tag!" Auch im Westen wird unser Ostern kommen, des sind wir gewiß.

Zwischen allem Ringen aber brauchen Kämpfer und Nichtkämpfer Stunden, die etwas ganz anderes für sie bereithalten, als eben Krieg; Stunden, die nicht nur unbewußt da sind, sondern die mit vollem Bewußtsein erlebt werden. Verdient der einen Vorwurf, der einmal lachen und einmal die Sonne sehen möchte nach allen bitterernsten, dunklen Kriegswintertagen? Ostern schenkt solche Stunden, Ostern ist Frühling und Fröhlichkeit. Und deshalb: ja! Wir wollen dieses Fest feiern, trotz allem.

Schmückt euch gern dazu, sofern ihr es sinnig versteht. Zierlich gekleidete Frauen und Mädchen gehören von jeher zum Frühlingsfest. Und der Urlauber, der aus dem Felde kommt, ist sehr empfänglich dafür und würde gegen ein unschönes Gewand seiner Herzallerliebsten wahrscheinlich lebhaften und berechtigten Einspruch erheben. Modepuppen, wandelnde Kleiderständer will er freilich nicht; die vielfachen Anklänge an die Reifrockmode erscheinen ihm im Zeitalter überfüllter Straßen- und Hochbahnen recht lächerlich, und jede übertriebene Stoffverschwendung reizt ihn zu Spott und Erbitterung: „Laßt mich zurück in meinen Graben, laßt mich zurück in meinen Krieg." . . . Er soll sich nicht wegwünschen von uns, der liebe, mit soviel Sehnsucht erwartete, feldgraue Urlauber; er soll herzinnige Freude haben an seiner Frau, an seiner Schwester, an den Kindern.

Oh, wir wollen ihm diese zweite Kriegsostern in der Heimat so schön machen wie nur irgend möglich. Wir wollen. . . .

Wir wollen ihm sein Zimmer mit Blumen schmücken. Ein paar Weiden- und Haselnußkätzchen, ein paar Primeln und Osterblumen. Und wenn er dann da ist und erzählt und gefragt hat, dann kommt die Reihe an uns. Die Schulzeugnisse werden hervorgeholt, die neue feldgraue Puppe von Weihnachten muß vor Vater stramm stehen. Und die Kinder selber? Sie sind gewachsen seit dem letzten Urlaub, die Älteste hat der Pfarrer eingesegnet, sie wird nun die Handelsschule besuchen; den andern sieht man die fleischlosen Tage wahrhaftig nicht an, so rosig und rund schauen sie aus, und so fröhlich erzählen sie von der letzten Kriegsanleihe: „. . . hast du auch gezeichnet, Pappi? Wieviel? Ich hab hundert Mark gezeichnet, Muttel hat's erlaubt!" Und endlich kräht da hinten im Stübchen nebenan ein feines Stimmchen, der Kriegsjunge, den der Vater beim Abschiednehmen das letztemal noch gar nicht kennen konnte, und der nun, offenbar schwer beleidigt, nicht begreifen will, daß es auch Stunden oder Minuten geben kann, in denen er einmal nicht die Hauptrolle spielt.

Draußen aber ist auch ein neuer Frühling angebrochen, und wir laufen in den Garten. An der Aisne blühten allerdings schon Anfang März die Obstbäume, und linde Lüfte wehten an der Maas seit Wochen. Was aber bedeuten alle Obstgärten Frankreichs gegen das eigene kleine Stückchen Land hinter dem Haus in der Heimat . . . wo der erste Pfefferstrauch blüht und die Veilchen an der Buchsbaumhecke duften, wo zu Ostern schon Goldlack und Stiefmütterchen und einige Büschel Vergißmeinnicht ausgesetzt sind und im Gemüsegarten Kartoffeln und Erbsen gelegt werden, wo die Abende so weich und die Lippen so brennend sind; wo Ostern ist nach allem Karfreitag des Schützengrabens . . .

Wir wollen auch Eier verstecken und Eier suchen am Gründonnerstag, denn der Osterhase kennt keine Brotkarte. Butter, Reis, Fleisch, Kartoffeln, Brot, Mehl und Petroleum gibt es jetzt nur noch auf Karten. Frische Eier jedoch sind verordnungsfrei, und wir werden sie hinreichend haben, wenn das Wetter um Ostern einigermaßen warm ist. Nur hat Meister Lampe in diesem Jahr seine Süßeierherstellung wesentlich eingeschränkt. Dazu veranlaßte ihn die Kenntnis von einer unbedingt erforderlichen Sparsamkeit mit Kakao und Zucker, und wie alle findigen deutschen Fabrikanten paßte auch er seine Industrie den Bedürfnissen des Krieges an. Metalleier mit Füllung sind nunmehr seine Spezialität. Aber nicht von den Kirchenglocken in der Legende, sondern von unserer Luftflotte sollen sie in den Ostertagen ausgestreut werden und nicht über deutschen, friedlichen Gauen, sondern über Feindesland. Wer Kiebitzeier kennt und sie von den Eiern der Bekassinen, Teichhühner und Goldregenpfeifer zu unterscheiden weiß, mag sich von feuchten

Wiesen und Äckern diese Feinkost heimholen. Gehört sie doch zu den wenigen Delikatessen, die wir getrost auf die Tafel bringen dürfen, ohne unserer Valuta zu schaden. Vielleicht wird auch ein Maiwein gebraut, und wir singen Vaterlandslieder und lachen und scherzen, als ob einen Abend lang gar kein Krieg wäre, und freuen uns und sind glücklich.

Da läuten ernste Glocken den Karfreitag ein: Totenfeiertag. Und es wird still über der Welt. Mit verschleierter Stimme schluchzt eine erste Nachtigall ihr Lied auf dem weiten Friedhof, zu dessen Gräbern die lange, traurige Wallfahrt geht. Eine Fahne, ein Band, ein Kreuz . . . was blieb von dem frischen, köstlichen Menschen, der auszog wie alle andern auch, die zu diesem Osterfest auf Urlaub kamen, und der nicht zurückkehrte, oder den sie heimgeholt haben auf letzter, schmerzlicher Reise, zum ewigen Urlaub, der kein Ende nehmen kann. Die Glocken läuten, Frauen schluchzen, in den kleinen Friedhofskapellen finden die Pfarrer manch tröstendes Wort. Niemand aber will glauben, daß nun das Leben weitergeht; daß es Frühling und Ostern werden kann, und daß es über diesen Kummer hinaus noch irgend etwas anderes gibt auf der Welt. Tief im Busch nur singt die kleine Nachtigall von Auferstehung und ewigem Leben.

Und wenn es dann schließlich Ostermorgen wird und wir mit unseren Urlaubern die große, alte Kirche betreten, die wir aus Kindertagen so gut kennen, da finden wir ein volles Gotteshaus, und die Heilige Messe wird gelesen, oder das Abendmahl wird ausgeteilt wie damals bei der Mobilmachung, ehe sie ins Feld zogen. „. . . bitt für uns, bitt für uns" und „Ein feste Burg ist unser Gott". Oder wir gehen in die erwachende Frühlingswelt mitten hinein, das ist auch Andacht und Osterfeier. Und sind ernst und heiter, wie eben der Augenblick es gibt. Zuvor aber gedenken wir der vielen, die vielleicht die ersten Kriegsostertage an der Front in Feuerstellung, auf See oder im Gefecht in den Lüften zugebracht haben, und die nun in den stillen Stuben unserer Lazarette warten müssen, bis Frühling und Ostern zu ihnen kommen. Wir wollen sie nicht vergeblich warten lassen. Blüten und Zweige und Ostereier und alles, was ihre kriegskranke Seele erfreuen kann, wollen wir ihnen hineintragen in ihre Abgeschlossenheit. Sie lachen ja so gern und freuen sich so herzlich. Und wenn wir längst schon wieder unsere persönlichen Wege gehen und mit dem Liebsten irgendwo draußen im sonnigen Frühling stehen, klingt noch die Osterfreude aus den Lazaretten in uns nach.

Und wenn sich drum auch in die Passionslieder diesmal noch das Singen der Kriegspropeller mischt, wenn auch die Osterglocken von 1916 noch keine Friedensglocken sein können — Freudenklänge sind es doch. Und siegeszuversichtlich wollen wir sie als solche grüßen.

Ostern 1916.

Auf den Märkten bunte Eier,
Um die Birken lichte Schleier,
Leben keimt trotz Kampf und Zorn;
Jugend läßt die Blicke schwärmen,
Knaben lärmen,
Tief im Acker quillt das Korn.

Gräber, die ein Liebes hüten,
Prangen in den ersten Blüten;
Wer sich still darüber neigt,
Fühlt durch all, was ihn betroffen,
Heilges Hoffen,
Das aus Pein und Opfer steigt.

Pein und Opfer! Tiefster Tiefen
Sind die Stimmen, die euch riefen,
Wissend tagt das Weltgericht:
Wo in Auferstehungsgluten
Völker bluten,
Ringt ein neuer Stern zum Licht!

Paul Dehmel

Am Ausguck.

Rußland und Japan, die einander bekämpft haben, sind wieder knüppeldick befreundet. Ein japanischer Staatsmann hat erklärt, Rußland und Japan seien völlig aufeinander angewiesen, so daß ihr Bund etwas Selbstverständliches bleibe.

England ist nicht erbaut hiervon.

* * *

Im Völkerleben geht es zu wie bei den Kindern. Zwei Jungen haben einander schrecklich gehauen, der schlitzäugige und der bärenstruppige. Der kleine Geschlitzte hat den Struppigen schlimm zugerichtet — aber beide sind heut ein Herz und eine Seele.

Der dritte Spielkamerad — ein blonder, hagerer mit kirchlichem Gesichtsausdruck und langen Fingern — hat nun Angst, die zwei könnten über ihn herfallen.

* * *

Sorgenvoll sieht sich der Blonde, Hagere mit den auffallenden Fingern rings um. Er denkt schmerzvoll daran, daß er künftig im Spiel nicht mehr Anführer sein soll.

Sein Osterei ähnelt einer kleinen Weltkugel, seinem langjährigen Spielzeug — und es rollt ihm davon. Der Struppige wie der Geschlitzte schielt danach — und Michel, ein besonders handfester Junge, will ein Teil von dem Osterei abbeißen; gesunde Zähne hat er.

Der Hagere, Blonde kratzt sich ahnungsvoll mit den langen Fingern hinterm Ohr; das Osterei rollt über den Rasen.

* * *

Viel Zucker sollen wir zum Osterfest nicht verwenden oder verschwenden.

Hart nach dem Fest ist Zuckerbestandsaufnahme. Wer an diesem Tag mehr als 20 Pfund besitzt, muß sie angeben — nötigenfalls hergeben. „Die Würfel sind gefallen!" sagt er dann vielleicht betrübt.

Die Zuckerkarte dient dem öffentlichen Wohl. Nicht alle deutschen Bürger haben die Veranlagung des Diogenes — der trank „Zuckerwasser ohne Zucker und stippte etwas Aussicht ein", wie das ergreifende Lied erzählt.

Wir bedürfen des Zuckers, weil er Fett bildet, weil Fett wichtig für die Nerven ist, und weil wir die Nerven in diesem Kampf brauchen.

* * *

Zucker stählt auch die Muskeln. Ja, laut wissenschaftlicher Feststellung kann Zucker vorübergehend als eine Art Fleischersatz dienen. Darüber hätte sich Richard Wagner gefreut (der als überzeugter Prediger des Vegetarismus gern und nicht zu knapp Fleisch aß). Wagner grollte sogar, daß man den Sündenfall „nicht von einem verbotenen Genusse von Tierfleisch, sondern von einer Baumfrucht herleitet".

Er hätte gejubelt, daß die heimatliche traute Runkelrübe zur Not ähnliche Kraft geben kann wie „Tierleichen", und daß der Staat die gerechte Verteilung dieser muskelbildenden Pflanze behütet.

* * *



Phot. Eiko-Film.

Der Kommandant S. M. S. „Möwe“ Burggraf zu Dohna-Schlodien im Kreise seiner Familie auf Mallmitz in Schlesien.

Gut bleibt es auf alle Fälle, daß wir nicht mehr auf die Einfuhr des Zuckerrohrs aus fernen Gegenden angewiesen sind — sondern uns auf jene Erpressungen an der Rübe verstehen, sonst hätten wir die Freuden der Zuckerkarte kaum, weil überhaupt nichts zu verteilen wäre. Die Engländer fänden es süß, uns das Leben zu verbittern.

* * *

Staatliche Überwachung hindert, daß die Leute sich mit allzuviel Vorrat „eindecken“, wie man höflich sagt — oder daß sie hamstern, wie es schlagender heißt.

Infolge der herrschenden Umstände ist heute der Hamster ein außerordentlich zeitgemäßes Tier, dem sich die brennende Aufmerksamkeit der Mitlebenden mit Recht zuwendet.

Wie ein Blick in die einschlägigen Werke der Kenner lehrt, heißt die bei uns vorkommende Gattung wissenschaftlich — ohne verletzende Nebenabsicht — „der gemeine Hamster“.

* * *

Gewagt ist wohl die Behauptung, daß ein Hamster nur die Körperlänge von 27 Zentimeter erreicht; es gibt viel ausgewachsenere! Richtig beobachtet aber scheint, daß, wie die Tierkunde lehrt, der Hamster eine „Sommerwohnung“ bezieht; der Bursche weiß zu leben!

Die Angabe, daß in Mitteldeutschland fast 100 000 Hamster vor einiger Zeit zur Strecke gebracht wurden, ist nicht zu mißdeuten, da sich dieses Raubtierchen vielmehr gleichmäßig über unsere Heimat verteilt — so daß jetzt in Bayern besondere Hamsterverordnungen herauskommen mußten; Norden und Süden haben einander nichts vorzuwerfen.

Die Fortpflanzung der Hamster ist unerhört stark: sie vermehren sich gleich dutzendweise, wie der Brehm scharfäugig beobachtet hat, so begreift man die Schärfe der in München gefaßten Bestimmungen, das Überhandnehmen dieser Schädlinge um jeden Preis zu verhüten.

Allen, nicht einzelnen soll das Vorhandene zugute kommen — damit wir der von den Feinden verhängten Nahrungsnot standhalten.

* * *

Ein Volk, dem es immer gut gegangen ist, würde da leicht erliegen. Weil wir uns aber bekanntlich großgehungert haben, besitzen wir auch das Zeug, uns durchzuhungern.

Zwei Jahre nach Waterloo war der Mangel in Deutschland so fürchterlich, daß die Menschen Wurzeln aus den Wäldern holten, um sie zu essen; dennoch haben wir in den seither verflossenen hundert Jahren Starkes, fast Unglaubliches geleistet. . . Es bestehen also hier physiologische Geheimnisse, die noch undurchleuchtet sind — da offenbar von der Ernährung allein, so absonderlich es klinge, die Existenzfähigkeit eines Volkes nicht abhängt.

In gewissen Gegenden Ostdeutschlands hausen muskelstarke Hünen, deren ganzes Geschlecht im wesentlichen von Kartoffeln, Luft und . . . Fusel seit undenklicher Zeit gelebt hat — und die doch Hünen geworden sind. Der deutsche Durchschnitt ist leiblich stärker als der Durchschnitt in den Westländern — obschon die westlichen Völker stets besser gespeist haben!

Die vom Gegner beabsichtigten „Stockprügel auf den Magen“ sind eine von den vielen falschen Rechnungen dieses Kampfes. (Aber deshalb brauchen wir sie doch nicht hinzunehmen.)

* * *

„Vom Eise befreit sind Strom und Bäche.“ . . Wenn das nächste Frühjahr gekommen ist, soll es dem Land ein wundervolles Riesenosterei bringen, in dem alles enthalten sein wird: Fleisch, Brot, Butter, Zucker, ungestrecktes Bier . . und eine heitere, wehrhafte, hoffende Seele.

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg.

(Zu unseren Bildern.)

Unsere Fortschritte nördlich von Verdun zeichneten sich im Laufe der verflossenen Woche mit der stetigen Beharrlichkeit einer steigenden Flut als Wellenlinie ab, die hier und da vordringt, einschnürt, von drei Seiten umspült und dann mit einem Male wieder dem bedrohten Ziele merklich näher gerückt ist. Es ist unmöglich, sich da-

rüber zu täuschen, daß die beharrliche Durchführung der Angriffsmethode im weiteren Verlauf genau so unwiderstehlich wie von Anfang an den feindlichen Widerstand mehr und mehr aufzehrt. Ist die äußerste Verteidigungslinie erledigt, so ist nun die zweite in genau derselben Weise bedroht.

Auf die Verschiebung der ganzen Front von Avocourt bis zum Pfefferrücken zu unsern Gunsten, auf den Fall von Béthincourt, auf die Einnahme des Waldgebietes von Malancourt—Avocourt folgte die Erstürmung des Termitenhügels und im Zusammenhange mit all diesen Verschiebungen des Bildes die Einnahme der starken Punkte, die als die Befestigungen von „Alsace" und „Lorraine" bezeichnet sind. Damit ist die bisherige Frontlinie zunächst auf die Linie Avocourt—Esnes—Chattancourt zurückgewiesen und bleibt unaufhaltsam in zurückweichender Bewegung.

Schon ist die Bahnlinie Verdun—Paris in Gefahr, schon spürt der innere Kern des Festungsgebietes den Druck der Umfassung von Nordwesten her.

Der Eingriff in den Körper der französischen Landesverteidigung an seiner stärksten und darum seiner empfindlichsten Stelle zieht alles auf sich, was an Kräften in ihm steckt. Der Kraftverbrauch Frankreichs ist so stark, daß eine anderweitige Betätigung seiner kriegerischen Stärke nicht zur Entwickelung kommen kann. Darin allein schon liegt eine große Bedeutung der Riesenschlacht um Verdun bereits in ihrem ersten Stadium, daß unser überlegener Wille Frankreich an allem hindert, was es als Offensive bezeichnen könnte. Es steht derart im Schach, daß es an eine solche Bewegungsfreiheit gar nicht denken könnte. So kommt es also auch in diesem Frühjahr wiederum ganz anders, als unsere Feinde angekündigt hatten.

Des weiteren zeigt uns die Sicherheit und Ruhe, mit der unsere Heeresleitung die Kriegsarbeit der Verdunschlachten und -kämpfe leitet, und mit der unsere Truppen sie ausführen, daß wir bei voller Fähigkeit den Feind niederzuringen, nur gerade so viel Kraft anwenden, als zur Erreichung des Zieles nötig ist, uns aber stets bei voller Kraft erhalten. In dieser Mäßigung, die uns zu immer neuer Steigerung unserer Leistungen fähig erhält, liegt die hohe Gewähr des vollen Erfolges. Unsere Vorteile mehren sich von Tag zu Tag, ohne daß wir uns unnötigen Opfern aussetzen.

Ein dritter wesentlicher Gewinn ist die Ausschaltung jeder Bedeutung, den die Festungsanlagen von Verdun als Stützpunkt und Rückhalt für Vorstöße gegen uns bisher hatten. Auch diesen hochzubewertenden strategischen Vorteil, durch den die deutschen Verbindungen geschützt sind, dürfen wir uns jetzt bereits anrechnen.

Eine schwere englische Niederlage im Irak ist erneut zu verzeichnen. Hatte schon am 9. April die türkische Heeresleitung einen vollen Erfolg nach zweitägiger Schlacht zu melden gehabt, so wurde diese Meldung bald darauf ergänzt zu einer vollen Siegesnachricht, die eine neue blutige Niederlage der Engländer bei Felahie bedeutet. Nach 1½stündiger heftiger Artillerievorbereitung hatten die Engländer mit Einsatz aller Kräfte vom rechten Tigrisufer her die türkischen Stellungen angegriffen. Schon beim ersten Anprall erlitten sie ungeheure Verluste, kamen anfangs zum Teil in die türkischen Gräben hinein, wurden dort aber im Handgemenge zum Teil niedergeworfen, zum Teil zurückgeschmettert. Die Verluste an Toten werden auf über 3000 angegeben. Am meisten gelitten hat eine englische Division, welche, wie es scheint, diesmal ausschließlich aus Söhnen des Landes bestanden hat. Diese Truppen hatten seinerzeit an den Dardanellen gekämpft und waren vor kurzem zur Verstärkung der englischen Irakfront herangezogen.

An der Kaukasusfront sind die Türken gleichfalls Herren der Lage, obwohl es von russischer Seite nicht an Versuchen zur Aenderung gefehlt hat.

Die österreichische Heeresleitung berichtet über Angriffe an der russischen Front. Die österreichischen Linien an der unteren Strypa und am Djnestr wurden nach vorbereitendem Artilleriefeuer heftig angegriffen, ohne daß aber die Russen einen Erfolg gehabt hätten. Im Gegenteil, sie wurden im Gegenangriff zurückgedrängt. Auch an ihrer italienischen Front gab es heftige Kampftätigkeit. Die Tiroler Truppen bewährten ihre unerschütterliche Abstoßkraft. Besonders war es im Sugana-Abschnitt, wo sich diesmal die Italiener blutige Köpfe holten, ebenso am Stilfser Joch. An der Ponale-Straße räumten die österreichischen Truppen die Verteidigungsmauer südlich Sperone und setzten sich in der nächsten Stellung fest. Möglich, daß die Italiener sich diesen bedeutungslosen Vorgang als Verdienst und Vorteil anrechnen. Zwar hat man in Italien reichlich zu tun, um all die Zukunftsmusik zu erläutern, zu welcher die südliche Phantasie sich durch die Pariser Konferenzen begeistert fühlt. Wir mit unserer einfachen Denkart können ihnen auf diesem Gebiet nicht recht folgen. Wir können es uns nicht recht vorstellen, daß noch so lebhafter Meinungsaustausch am grünen Tisch Ergebnisse zeitigt, die gegen die Tatsachen aufkommen können, die von unserer Kriegsarbeit geschaffen werden. X.



Spezialaufnahme.

Baron Burian (links) und Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst
vor dem Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Baron Burian in Berlin.



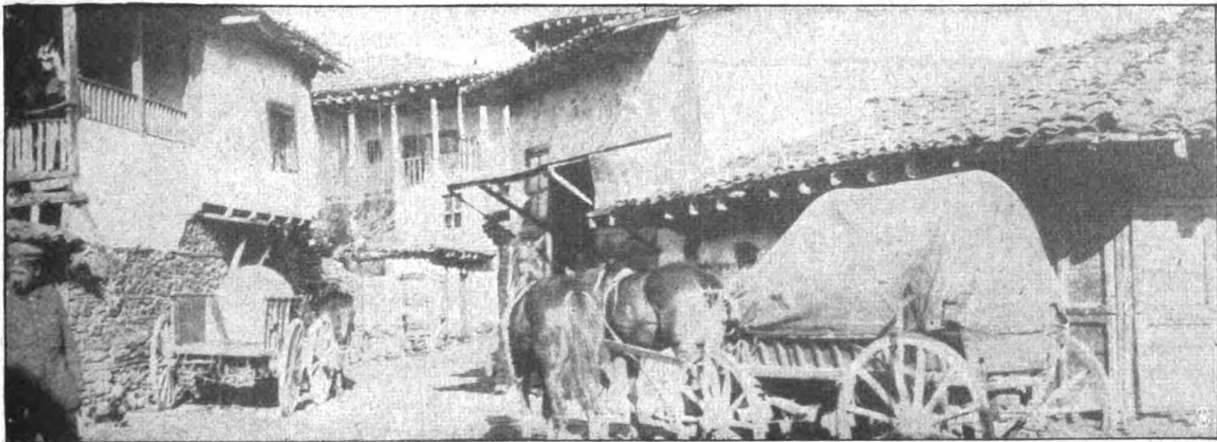
Eine typische albanische Landschaft während der Schneeschmelze.



Phot. Leipziger-Pressebüro.

Bulgarischer Train bei den im Umkreis von Valona stehenden Truppen.

Zum Kampf um Valona in Albanien.



Straßenbild aus Doiran.



Wohnhäuser der Stadt Doiran auf den Hügeln am Ufer des Doiransees.



Fisch- und Krebsmarkt am Seeufer in Doiran. Phot. Gennecke

Die Stadt Doiran in Mazedonien an der griechischen Grenze.



Geschütztransport auf einem Tiroler Hochalpenpaß.



Oesterreichisch-ungarische Infanteriegeschütze mit Hundebespannung.

Vom südlichen Kriegschauplatz.










Der Meldereiter.


Phot. M. Herzfeld.
Oberleutnant Freiherr v. Althaus.


Leutnant Otto Werner.


Leutnant Franz Merten.


Offizierstellvertreter Lumme.


Leutnant Gerhardt Felmy


Offizierstellvertreter F. Siebe.


Vizefeldwebel Bremeier.


Vizefeldwebel Flegel.


Oberjäger Erich Stein.


Unteroffizier Kurt Winkler.


Unteroffizier Heinrich Wick.


Feldwebel Karl Marx.


Vizefeldwebel Holz.


Sergeant Rabald


Vizefeldwebel Gustav Neßler.


Unteroffizier Gustav Droste.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.


Bei der Ausgabe von Essen.



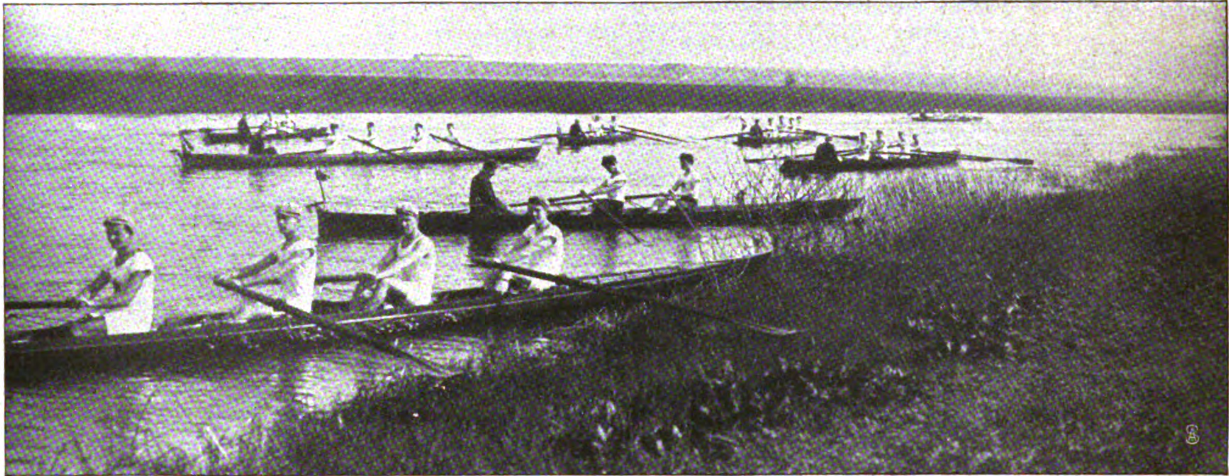
Unterwegs.

Phot. Groß.

Kriegsfürsorge in Berlin: „Warmes Mittagessen" aus der „Gulaschkanone".



In voller Fahrt.



Am Sammelplatz. Hofphot. Eberth.

Anrudern der Kasseler höheren Schulen auf der Fulda.



1. Dr. Heyer, Kaiserlicher Konsul; 2. Dr. Held, Attaché des Generalkonsulats als Vertreter des Kaiserlichen Generalkonsuls; 3. Viol, Vorsitzender des Deutschen Vereins in Amsterdam; 4. P. Böhme der die Anregung zur Gründung dieses Gedenksteins gab; 5. Pfarrer Wiesinger; 6. S. A. Bakker, Vizekonsul in Ymuiden; 7. Wilmanns, Vertreter des Norddeutschen Lloyd in Amsterdam; 8. Lobeck, Vorstandsmitglied der Kaiser-Wilhelm-Schule in Amsterdam.

Einweihung eines Gedenksteins in Ymuiden zum Gedächtnis zweier im Kampf gegen England gefallenen deutschen Matrosen.

Das Osterlamm.

Von Greta Warneyer.

Wenn wir uns fragen, welche Bedeutung das Osterlamm für unsern heutigen Speisezettel des Osterfestes hat, müssen wir sagen, daß wie bei allen traditionellen Festspeisen auch hier an Stelle der strengkirchlichen Vorschriften längst persönlicher Wunsch und Wille getreten ist. Aber wie wir im großen und ganzen gern alten Gebräuchen Folge leisten, so setzen wir auch heute das Lamm auf unsern Speisezettel. Freilich werden wir unsern Festbraten nicht wie früher reichlich mit Speck spicken und mit Aufwand an Butter ansetzen können, aber es geht auch so. Wir legen vielleicht eine Handvoll Schinken- oder Speckschwarten in die Bratpfanne, und statt der Butter benutzen wir zum Bräunen etwas Talg oder Öl und gießen nachher ein wenig Wasser oder leichten Wein unter den Braten. Ob man letzterem durch Beifügen feiner Kräuter, eingemachter oder frischer Pilze einen besonderen Geschmack verleiht, bleibt jedem überlassen, doch sei es als vorteilhaft und praktisch hervorgehoben, Gemüse, wie frische Morcheln, gleich in dem Bratensud mit garzuschmoren, sie bedürfen dann zu ihrer Fertigstellung keiner besonderen Fettbeigabe. Zumeist wird man wohl von einem im ganzen gebratenen Osterlamm absehen und sich an einem Teil, wie Rücken, Keule usw., genügen lassen; ist aber eine große Tischrunde vorhanden, und will man aus diesem Grunde das Osterlamm in seiner ganzen Gestalt auftischen, so brät man es am fettsparsamsten am Spieß oder auf dem Rost. Von einer Füllung aus hartgekochten Eiern, Mandeln, Rosinen, Ingwer, Honig, Hühnerfleisch und reichlich scharfen Gewürzen, wie das Mittelalter sie liebte, werden wir wohl absehen, aber vielleicht machen wir es wie unsere Waffenbrüder, die Bulgaren, die das Osterlamm mit Grütze füllen und dann am Spieß braten. Gar nicht unangenehm schmeckt der Erstling der Herde auch auf die Weise, wie es der rumänische Schafhirte liebt, nämlich mit einigen Händen voll Reis, Feigen, verschiedenen Kräutern, Nelken und Zimt, alles zusammen in Wasser gargekocht. In Bulgarien und Rumänien ist die Sitte, das Osterlamm zu verspeisen, noch besonders volkstümlich, und wer um die Osterzeit durch bulgarische oder rumänische Städte und Dörfer fährt, sieht die griechisch-katholische Bevölkerung scharenweise mit dem lebenden Osterbraten auf dem Arm vom Markt kommen.

Auch unsere Bundesgenossen unter dem Halbmond kennen das Osterlamm. Ist doch das islamitische Beiramfest unserm Osterfest gegenüberzustellen. Spielt das Hammel- und Lammfleisch in der türkischen Küche an und für sich schon eine große Rolle, so ist es für den Schmaus des Beiramfestes völlig unerläßlich. Selbst auf den Märkten und Plätzen wird Spießgebratenes vom Lamm feilgeboten, und folgendes Gericht, das für jeden Türken eine Delikatesse bedeutet, dürfte nicht ohne Interesse sein: Lungen, Nieren, Herz und Leber vom Lamm werden in grobe Würfel geschnitten, an einen Spieß gesteckt, mit den langen, sauber gereinigten Lammdärmen kreuzweise umflochten und über der Glut kroß geröstet. Auch sonst kennt die türkische Küche die mannigfaltigsten Zubereitungen des Osterlamms; es wird z. B. mit Pistazien gespickt, mit Oliven, Goldäpfeln oder Kürbis gefüllt gebraten oder mit Artischocken, Gurken usw. in Öl gesotten, immer mit der üblichen Beigabe scharfer Gewürze, deren etwas beißender Geschmack uns nicht zu dem Genuß dieses Festgerichtes kommen läßt, den der Türke beim Verspeisen empfindet. In ähnlicher Weise ißt auch der arabische Mohammedaner sein Osterlamm, dem dazu noch die „Braunen der Wüste“, wie er die aromatischen Trüffeln nennt, zur Verfügung stehen. Die arabische Küche kennt außerdem noch ein eigenartiges, nationales Lamm- oder Schaffleischgericht, Kuss kussu, das, da es für unsere augenblicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse von Vorteil ist und sich zur Nachahmung eignet, hier gleichfalls folgen soll: Lammfleisch wird in Portionstücke zerlegt und in Wasser gargekocht; ebenfalls werden eine Anzahl Eier hartgekocht. Dann nimmt man etwas Maismehl, gibt flüssiges Fett hinein, krümelt es mit der Hand durch und läßt es in der Lammfleischbrühe, in die man die geschälten Eier legt, verkochen. Das Ganze ähnelt einem Lammfrikassee mit kleinen Mehlklümpchen. Der Araber liebt es, Datteln oder Feigen, Tomaten sowie vielerlei und sehr scharfe Gewürze hinzuzufügen, die wir bis auf Salz und Paprika lieber fehlen lassen. Durch die Eier wird das Gericht sehr ergiebig und eignet sich daher für unsere Kriegsküche.

Goethe im Burgtheater.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Setzer.

Innig sind die Beziehungen Goethes zu Österreich und Wien, und doch hat der Olympier die Kaiserstadt niemals betreten. Im Erzgebirge zog Goethe Steine klopfend umher. Die Gegend zwischen Marienbad und Eger und zwischen Eger und Karlsbad ist reichlich Goethe-Land. Er hat es wissenschaftlich erforscht und beschrieben, seine Berge mit dem Hammer in der Hand durchwandert, seinen Bau und dessen Wachstum als Geologe, Botaniker und Mineraloge ergründet und zergliedert. Dreizehnmal war er in Karlsbad, hundertvierzehn Tage seines Lebens verbrachte er in Eger. Und in Marienbad wurde seinem Herzen zum letztenmal der Frühling. In Tirol bei Mittenwald, an der Straße nach dem Walchensee, fand er Mignon. Seiner Begegnung mit dem Harfner und dem Mädchen verdanken wir Gedichte, die zu den schönsten Blüten der deutschen Lyrik gehören. So gelangte er voll Stimmung auf die Höhe des Brenners, von wo er die Fahrt in die hesperischen Fluren unternahm. „Zeugen allerschönster Zeit“ nennt Goethe den Zwiegesang, der im Buche „Suleika“ widerklingt, zu dem ihn eine Österreicherin, Marianne von Willemer, begeisterte, die als Maria Jung in Linz geboren, später den Frankfurter Bürger Willemer heiratete und selbst schöne Gedichte schuf. Wie volkstümlich Goethe in Wien wurde, beweist, daß der berühmte Pyrotechniker Stuwer, dessen



Georg Reimers als „Götz von Berlichingen".



Eugen Frank als „Pylades" in „Iphigenie auf Tauris".

Feuerwerke auf der großen Wiese im Prater die beliebtesten Schaustücke waren, des Dichters „Werther" ins Pyrotechnische „übersetzte und ordnete". Stets hat sich Goethe für Wien interessiert. Er ließ sich vom Grafen Karl Harrach viel über die Wiener Stadt und ihr „kreiselhaftes Treiben" berichten, und die Schilderungen „von der beweglichen Wiener Lebensweise" verwirrten ihm wie er zugesteht, Sinn und Verstand. Vom Grafen Harrach erzählt er: „Durch seine Unterhaltung riß er mich in den Wiener Strudel, so daß mir manchmal Hören und Sehen verging." Goethes Schwiegertochter, Ottilie von Goethe, hatte ihren Witwensitz nach Wien verlegt. Ihr Haus war der Sammelpunkt einer wahrhaft erlesenen Gesellschaft durch fast mehr als dreißig Jahre in Wien. Alma von Goethe, des Dichters frühverstorbene Enkelin, lag lange in Wien begraben, bis ihre Gebeine nach Weimar übergeführt wurden. Grillparzer wanderte nach Weimar, um sich dort die Weihe zu dichterischem Schaffen zu holen. Franz Schubert hat seine Kompositionen nach Weimar geschickt. Und trotz dieses regen Wechselverkehrs ist Goethe nie in Wien gewesen. Immer und immer wieder ergingen Einladungen an ihn, er wäre wie ein Gott gefeiert worden, er kam nicht. Schließlich klagt er selbst darüber. Ende 1812 schreibt er an Cäcilie von Eskeles: „Es schmerzt mich, wenn ich mir den Verlust vergegenwärtige, den ich mein ganzes Leben lang erleide, dadurch, daß ich die große Kaiserstadt niemals gesehen habe." Die wenigen Worte sind Goethes Lobspruch auf Wien, die Huldigung Weimars an die Hauptstadt der Monarchie.

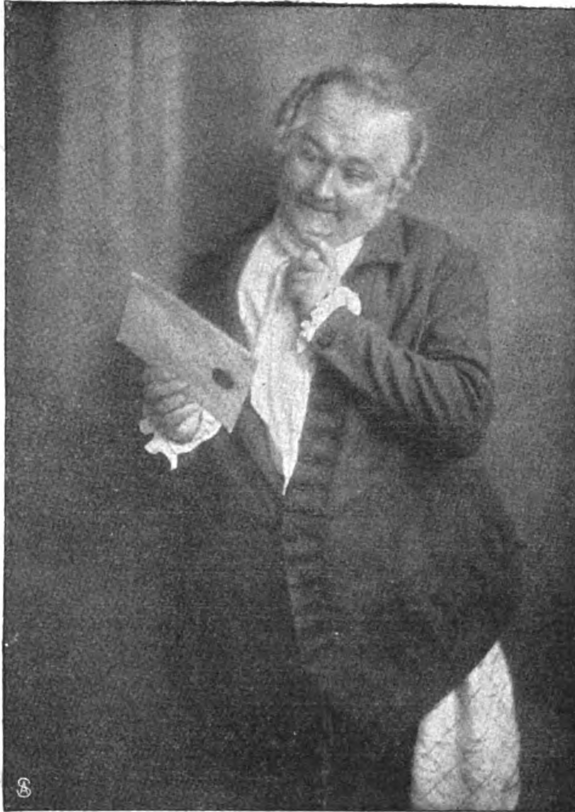
Wien freilich hat es immer als eine heilige Aufgabe angesehen, dem Dichterfürsten von Generation zu Generation zu huldigen, und das Burgtheater ist die hehre Stätte, zu der die unübersehbare Gemeinde der Goethe-



Lotte Medelsky als „Gretchen" in „Faust".



Else Wohlgemuth als „Adelheid“ in „Götz von Berlichingen“.



Jakob Tiedtke als „Wirt" in „Die Mitschuldigen".

verehrer, das ist ganz Wien, wallfahrtet. An der ersten deutschen Bühne hat Goethe zu allen Zeiten eine liebevolle und verständige Pflege gefunden, und man muß es den Großen des Burgtheaters zum Ruhme sagen, daß es wie eine weihevolle Andacht über sie kommt, wenn sie sich an eine neue Goethe-Rolle heranwagen. Vor einigen Jahren ist echte Burgtheaterkunst vor der Fürstengruft in Weimar erschienen. Die Wiener Meistersänger, der Wiener Männergesangverein, unternahmen im Sommer 1909 eine Fahrt nach Weimar. Der heimische Poet Alfred Freiherr von Berger hatte eine Dichtung, die Huldigung Wiens vor der jedem Deutschen geweihten Grabesstätte, verfaßt, und einer der Besten des Burgtheaters, der Regisseur und Hofschauspieler Georg Reimers, hat das Poem vorgetragen. Wer die Szene miterlebte, dem wird sie unvergeßlich bleiben. Bleichen Antlitzes und in tiefer Ergriffenheit stieg Reimers die Stufen zur Fürstengruft empor, deren Flügeltüren geöffnet waren. Heiliges Bangen ergriff die Wiener Sänger, die sich im Halbkreis aufgestellt hatten. Lautlose Stille trat ein, die nur durch das leise Rauschen der Baumwipfel unterbrochen wurde. Reimers konnte anfangs vor innerer Erregung das Wort nicht finden. Dann legte er alle seine Kunst, sein hinreißendes Temperament und die wärmste Empfindung in die schwungvollen Verse des Barons Berger. Der Wiener bemächtigte sich große Rührung, jeder empfand in seinem Innersten die Weihe des Augenblicks, und in fast aller Augen glänzten Tränen. Das war die Huldigung des Burgtheaters und der Wiener Sangeskunst in Weimar.

Reimers ist nun auch der jüngste „Götz" des Burgtheaters geworden. Vor kurzem hat man dem „Götz von Berlichingen" eine neue Rüstung im Burgtheater gegeben. „Götz" wurde in der neuen Bearbeitung des Regisseurs Holz aufgeführt. Bisher wurde er in der Dingelstedtschen Fassung gespielt, die im wesentlichen der Bühnenbearbeitung von 1834 folgte. Die jetzige Aufführung im Burgtheater ist ein Mittelding zwischen dem Ur-Götz von 1771 und dessen erster Umarbeitung für den Druck aus dem Jahre 1773. Es findet sich wohl kaum ein Wörtchen, das nicht Goetheschen Ursprungs wäre. Von den einundfünfzig Verwandlungen, die das Original erfordert, bleiben jetzt immerhin sechsundzwanzig übrig, während Dingelstedt mit vierundzwanzig auszukommen glaubte. Die Hauptstütze dieser neuen Inszenierung ist der prächtige Götz des Herrn Reimers. Für das Gefällige und Liebreiche hat er den echten Gemütston, und das fröhliche Herz klingt immer hell und wohlig aus ihm heraus. Seinen Mann stellt er auch, wenn ihn der Zorn der Rede entflammt. Den versöhnlichen Ton seines Helden trifft Reimers außerordentlich gut. Die Adelheid, die durch ihre Schönheit alle Männer auf die Knie niederzwingt, fand in Fräulein Else Wohlgemuth die überzeugende Vertreterin, eine siegreiche Herzenfängerin, die mit einem Lächeln den Mann überwindet, sich dabei zu beherrschen weiß, aber doch zuweilen an dem künstlich genährten Feuer sich selbst die Hände verbrennt und beispielsweise in dem Liebesgetändel mit dem jugendlichen Franz die eigenen Sinne entzündet. Lotte Medelsky stellt die Maria reizend dar, Gretchenfigur und Gretchenton, im letzten Bild eine Gestalt von Albrecht Dürer. Sie nimmt auch den allerersten Rang unter den Gretchendarstellerinnen ein. „Meine Ruh ist hin", dieses Bekenntnis einer Mädchenseele, in welcher unversehens die Sinnlichkeit auflodert, wird jedem dau-



Otto Treßler als „Vansen" in „Egmont".



Lotte Medelsky als „Maria" in „Götz von Berlichingen."

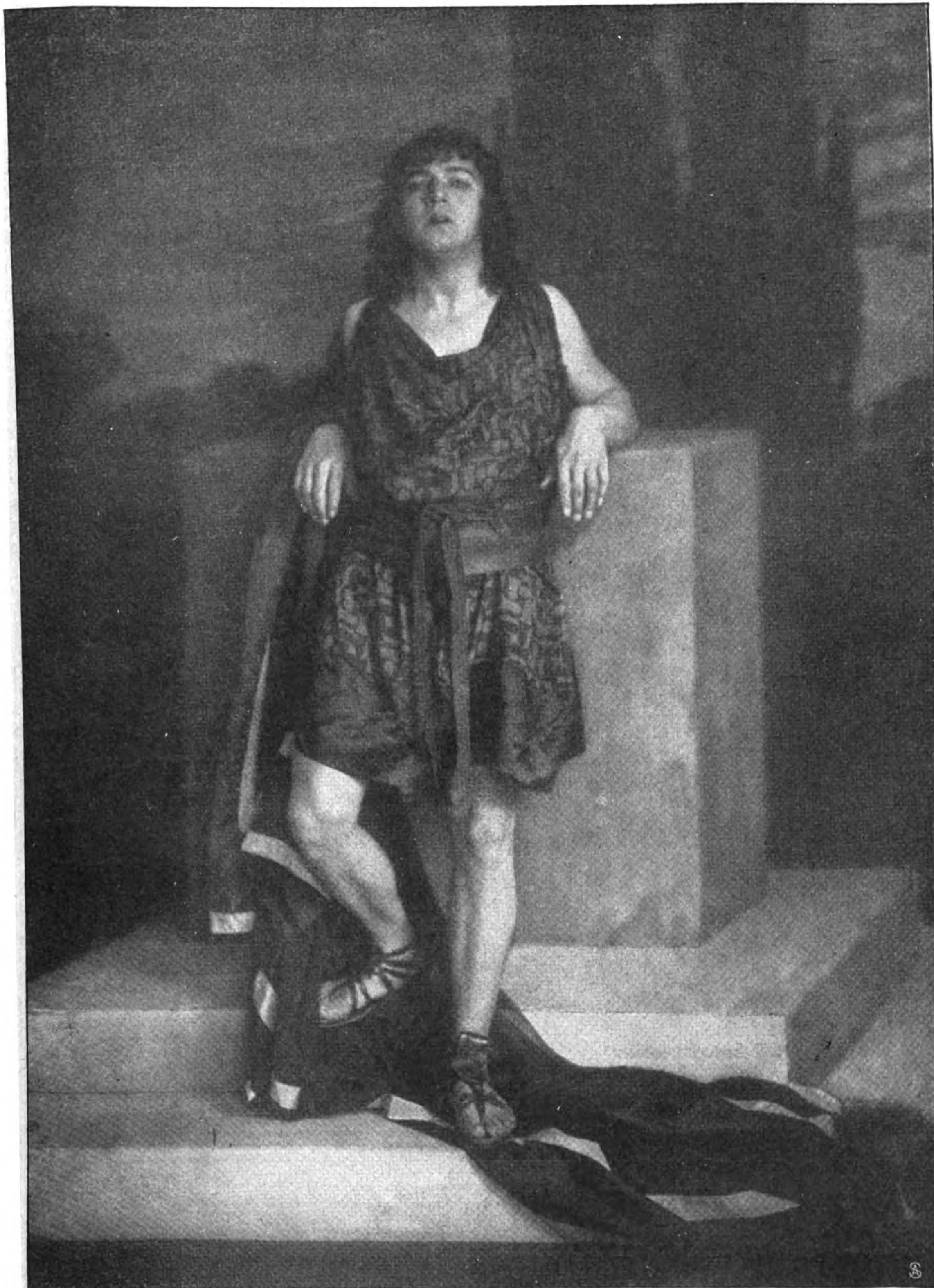
ernd im Ohre bleiben, der es einmal von der Medelsky in ihrer Natürlichkeit und Innigkeit gehört hat.

Vor wenigen Wochen wurden nach langer Zeit „Die Mitschuldigen" in neuer Inszenierung wieder dem Repertoire einverleibt. Rosa Albach-Retty war eine entzückende Sophie, die der Versuchung mit Fassung und Würde widerstand. Eine ihrer anderen Goetherollen, die sie nicht minder anmutig darstellt, ist die Egle in dem Schäferspiel „Laune des Verliebten". In den „Mitschuldigen" gab Alfred Gerasch den Alcest, der dem



Maria Mayen als „Amine" in „Die Laune des Verliebten".

jungen Goethe gleichsieht. Gerasch ist die Hoffnung des Burgtheaters. Auf seinen Schultern ruht ein großer Teil des klassischen Repertoires, er stellt aber auch seinen Mann ebenso trefflich im modernen, ernsten und heiteren Stück. Aus dem Rollenschatz von Josef Kainz ist Gerasch ein reiches Erbe zugefallen. Zu seinen besten Leistungen zählt Tasso. Als Leonore von Este weiß Fräulein Wohlgemuth den Goetheschen Vers klug zu



Alfred Gerasch als Orest in „Iphigenie auf Tauris".

modellieren. Gerasch belebt als Orest in der „Iphigenie" jene bereits von Schiller gerügte ethische Atmosphäre des Werkes durch einen gewissen knabenhaften dramatischen Ungestüm. Herr Eugen Frank, der glückliche Gatte von Charlotte Medelsky, hat sich auch als Goethe-Darsteller großen Erfolg geholt. Seine Hauptpartien sind Pylades, Brackenburg, Eridon („Laune des Verliebten") und Schüler im „Faust". In den „Mit-



Rosa Albach-Retty als „Sophie“ in „Die Mitschuldigen“.

schuldigen“ ergötzt die geschäftige Drolligkeit des Herrn **Jakob Tiedtke** als neugieriger Wirt. Er spielt auch den Bischof von Bamberg im „Götz“. Eine zierliche Amine in der „Laune des Verliebten“ ist Fräulein **Maria Mayen**, eine der talentvollsten Vertreterinnen der holden weiblichen Burgtheater-Jugend. Eine recht behäbige und erheiternde Figur ist der Vansen („Egmont“) des Regisseurs **Otto Treßler**, dessen künstlerische Kraft und Wandlungsfähigkeit von Rolle zu Rolle zu wachsen scheint. Durch seine geistreichen, witzigen Einfälle überrascht er nicht nur das Publikum, sondern auch seine Kollegen immer wieder aufs neue. Aber auch sonst verfügt das Burgtheater über eine ganz hervorragende Schar von Künstlern und Künstlerinnen, deren Domäne die Verkörperung Goethescher Gestalten ist, wie Hedwig Bleibtreu, Harry Walden, die genialen Regisseure Albert Heine, Max Devrient und andere. Jede kluge Neuinszenierung vertieft die Liebe zu dem Olympier, und man weiß dem Burgtheater darum Dank, daß es sein Goethe-Repertoire von Zeit zu Zeit auffrischt.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

22. Fortsetzung.

Jerome K. Higgins fuhr unbeirrt fort: „Der Deutsche liebt seine Ruhe, sein Bier, seine Musik. Wir werden sie ihm wiedergeben. Er wird gern Potsdam missen, wenn man ihm Bayreuth läßt. Wilhelmshaven für Weimar. Essen für Göttingen. Er wird, wie vor dem Fehler von 1870, glücklich bei den wahren Methoden seines Lebens sein, dem Ackerbau für das Volk, der Philosophie für die höheren Stände."

„Dabei hast du in Deutschland gelebt und eine Deutsche zur Frau!" sagte Hannah Higgins zu ihrem Mann laut auf deutsch über den Tisch. Es war ein peinliches Schweigen. Frostige Gleichgültigkeit der Gentlemen, mißbilligende Augenbrauen der Ladies bei diesen fremden Lauten, die wie aus feindlicher Weite, aus fernen, fernen Schlachtfeldern herüberklangen. Und noch mehr: „Ihr habt ja keine Ahnung, was Deutschland ist. Es wird sich rächen. Ihr werdet es furchtbar erkennen!"

„Was sagt die Lady?"

Man übersetzte es der alten Dame. Sie tat sofort, als sei sie taub, und bat um etwas mehr Haddock. Jerome K. Higgins fühlte das Bedürfnis, seine Frau zu entschuldigen. „Mrs. Higgins ist seit Beginn des Krieges ernstlich leidend!" sagte er. „Sie legt mir Schweres auf. Sie sehen es. Täglich mehr!"

„Oh — oh . . . Mrs. Higgins . . ."

„Ihre Nerven versagen, weil meine Vernunftgründe versagen! Nichts ist schwieriger, als Mrs. Higgins begreiflich zu machen, daß dieser Krieg gar kein Ding von ernstlicher Bedeutung ist! Eine kleine Lektion für ihr Land. Weiter nichts!"

„Oh, bitte — hören Sie es doch, Mrs. Higgins!"

„Tun Sie es uns zuliebe! Bald ist ja alles vorbei!"

„Sie brauchen doch keine Schiffe und nicht so viel Soldaten!"

„Ihre Landsleute werden viel ruhiger leben ohne die Sorgen der Seefahrt und die Plage mit den Kolonien!"

„Wie gut von Ihnen, wenn Sie das einsähen!"

Hannah Higgins schaute mit einem sonderbaren Ausdruck auf die lächelnden Gesichter. „Schauderhaft . . . diese Heuchelei . . ." sagte sie wieder auf deutsch. „Alles andere könnte ich eher ertragen!"

„Was? . . . Was?"

Aber die paar, die es verstanden, hatten keine Lust, es zu übersetzen, und nun wurde auch der Hausherr nachdrücklich.

„Ich hege ernstliche Zweifel, ob man sich zurzeit in Deutschland in englischer Sprache unterhält. Ich wünsche, in meinem Hause kein Deutsch mehr zu hören. Wenigstens nicht bis zum Einmarsch dieser unwiderstehlichen russischen Riesen in Berlin! Wollen Sie mir das Vergnügen machen, ein Glas Wein mit mir zu trinken, Mr. Schjelting?"

Er hob lächelnd sein Glas. Nikolai Schjelting tat ihm Bescheid. Er wurde dabei den Gedanken nicht los: Ich und diese blonde junge Frau neben mir — wir bilden hier einen Geheimbund. Sie, die Deutsche, ahnt mit der Seele, wie es in Deutschland steht. Ich, sein Todfeind, sah es mit Augen. Und um uns das frohe Alt-England. Er konnte sich nicht halten. Er sagte — und bei den ersten Worten des vornehmen Verbündeten aus Rußland trat Stille am Tisch ein: „Immerhin: die Heere Wilhelms II. sind zahlreich!"

„Die Euren noch mehr!"

„Wir brauchen große Anstrengungen!"

„Wir machen sie! Wir sind bereit, bis zu fünfhundert Millionen Pfund auf diesen Krieg zu verwenden!"

„Silberne Kugeln . . ." sprach der alte Gentleman von vorhin beifällig, und ein anderer: „Wir und Deutschland im Kampf um die letzte Million! Das ist ein Rennen zwischen einem Derby-Crack und einem Youngster!"

„Der prominente Australier, den ich gestern traf, hatte recht!" sagte Sir William. „Der Match wird im wesentlichen durch die Kontrolle über Kupfer und Baumwolle entschieden!"

„Sie hätten das glorreiche Bankett in der Guildhall mitmachen sollen, Mr. de Schjelting! Da war ein wahrer Jubel: ‚Geschäft wie immer!' . . ."

„Die Versicherungen bei Lloyds sind um 7⅜ . . ."

Schjelting unterbrach, mit einer ungeduldigen Handbewegung, den achtungswerten Stock-Broker. Man sah nur ihm, dem Russen, den Verstoß gegen Britensitte nach.

„Niemand kann zweifeln, daß man auf mechanischem Weg zu unumstößlichen Formeln des Erfolges gelangt!" sagte er. „Aber ich bin bekümmert, ob dieser Weg nicht doch weiter ist, als man denkt! In der Tat: wir brauchen mehr!"

„Wir haben es!"

„Wieso?"

Sir William Higgins sah strahlend umher.

„Wohl: Soll ich das große Geheimnis verraten?"

Ein Händeklatschen.

„Ja! Ja!"

„Es ist ja gar keins mehr, Sir William! Man spricht ja davon schon in allen Klubs!"

„Oh . . . bitte! . . . bitte!"

Die Damen bogen sich neugierig vor. Der Hausherr zerlegte das mächtige Roastbeef und bat um die Wünsche der einzelnen Gäste.

„Der Gedanke ist nicht neu und wahrhaft einfach!" sagte er. „Wir hungern Deutschland aus!"

„Hört! . . . Hört!"

„Eine magere Scheibe, Mr. Asch? . . . Deutschland hat wenig Korn im Land. Wir sperren ihm jede Zufuhr. Binnen kurzem wird der letzte teutonische Laib Brot ein Schaustück für Barnum sein!"

Er strahlte und legte der alten tauben Dame auf ihre Bitte ein besonders braungebratenes Stück vor.

„Sie werden morgen in meinen Blättern bereits einen Artikel finden: ‚The Hungerkur in Germany!' Er ist spaßhaft zu lesen . . ."

Die Damen lachten herzlich. Die Misses kicherten. Ein mit ihnen flirtender, athletenhafter junger Gentleman meinte hoffnungsvoll: „So ist bis zur Saison alles im Rechten?"

„Längst! Wenn die letzte Krume verzehrt ist — was sollen dann Wilhelms Grenadiere machen?"

„Die Daheimgebliebenen werden mit ihnen ihr Brot teilen!" sagte plötzlich Hannah Higgins auf englisch. „Die Greise. Die Frauen — die Kinder . . ."

„Die haben doch selbst nichts!" Ihr Schwager lächelte freundlich. Er stand vor dem Braten, das blutige Messer in der Hand. „Noch ein Stückchen, Mr. Lumley? Bitte?"

„Die sollen mithungern?"

„Anders geht es doch nicht!"

„Mitverhungern?"

„Deutschland braucht sich nur zu unterwerfen!"

„Und wenn es das nicht tut? Wenn es lieber stirbt . . .?"

„. . . das mögen die Teutonen unter sich entscheiden!"

„. . . dann sterben doch zuerst die kleinen Kinder . . . die zarten Frauen . . . die alten Leute . . ."

„Ja. Der Gedanke ist wahrhaft betrübend . . ."

„Und ihr könnt das vor Gott verantworten? Ihr habt die Bibel oben auf jedem Nachtkasten und sprecht hier mit vollen Backen vom Hungertod von siebzig Millionen Christen! Könnt ihr den Aschantinegern noch in die Augen schauen? Denkt an den bethlehemitischen Kindermord . . ."

Jerome K. Higgins erhob sich halb. „Ich verbiete dir, weiter zu reden, Hannah!" sagte er scharf zu seiner Frau. „Diese Sprache ist nicht britisch. Sie gehört sich hier nicht!"

„Also auch du billigst das?"

„Vollkommen! Genug!"

Sobald es ging, gab die Dame des Hauses den anderen Ladies einen Wink. Alle erhoben sich. Die Herren überließen sie oben im Drawingroom sich selbst und rückten an der Tafel beim Portwein zusammen. Sir William sagte halblaut zu seinem Bruder: „Ich bin ängstlich, zu sehen, ob Hannah in dieser Stimmung bleibt! . . . Es wäre eine ernste Sorge für uns alle, Jerome!"

„Sie hat einen Briten zum Mann! Sie soll britisch sein!"

„Aber ihr Bestes, es zu werden, tut sie nicht!"

„Sie wird es schon, je mehr das ‚Vaterland' zusammenbricht! Sie wird den Herrn preisen, hier in Sicherheit und Freiheit zu sitzen, wenn drüben die Kosaken und Turkos in Deutschland hausen! Es wird ein trauriges Schauspiel. Auch unsere Gurkhas und Australier möchte ich lieber nicht am Werk sehen! Es ist höchst schmerzlich, daran zu denken!"

Jerome K. Higgins sprach das, die Zigarre in der Hand, mit zürnender Strenge. Sein früheres, gönnerhaftes Wohlwollen für das Land Goethes und Beethovens war geschwunden. Erst mußte da Ordnung geschaffen werden. Er hatte den Ausdruck eines respektablen Hausvaters, der mit der Rute in der Hand den Erdball mustert. Er seufzte und trank einen Schluck Porter. Es war ein unter Kennern seit einem halben Jahrhundert berühmtes Faß, das schon oft die Reise um die Erde gemacht hatte, häufiger noch als die, die es austranken. Sie waren schon wieder beim Yachting. Der Wind war stärker geworden. Man hörte sein stöhnendes Heulen über der noch dunklen See. Schjelting schwieg. Sein Blut war erstarrt. Er dachte sich: da draußen jagen die apokalyptischen Reiter über Länder und Meere. Wir haben sie entfesselt. Wir haben einen Wellensturm beschworen, von dem die Menschheit noch nach tausend Jahren sich mit Schrecken erzählen wird. . . . Und diese Geister sind stärker als ihre Meister. Sie wachsen uns kirchturmgleich über den Kopf. . . . Ihr aber sitzt da im brennenden Hause . . . schwatzt . . . lacht. . . .

„Sie waren auf der ‚Sunbeam', Mr. Lumley?"

„Sicherlich! Wir hatten den Tee bei Seiner Herrlichkeit!"

„Wie glorreich!"

„Gentlemen! . . . Die Ladies . . ."

Sir William Higgins, M.P., mahnte zum Aufbruch. Man stieg hinauf zu den Damen. Setzte sich mit ihnen um das knisternde Kaminfeuer, genoß das warme Behagen des großen, hellen Raums in dunkler Nacht, der die Unangreifbarkeit der alten englischen Insel selber inmitten der Stürme draußen in seiner Flackerglut widerzuspiegeln schien. Hannah Higgins war nicht da. Die anderen Damen hatten nicht auf sie

geachtet. Sie vermuteten, daß sie schon vor einer halben Stunde, gleich nach Tisch, gegangen sei, um nach Bob und Bill, ihren beiden Boys, zu sehen.

Sie kam nicht wieder. Vielleicht hatte sie es als Pro-Deutsche für besser befunden, sich an diesem Abend überhaupt zurückzuziehen. Man begriff das. Auch der Professor. Er unterhielt sich lebhaft mit einem weißhaarigen Reverend über die wahren Methoden der Lachsfischerei in den norwegischen Flüssen. Es gab da verschiedene, sich ernstlich befehdende Schulen. Nach einer Stunde ließ er das Angeln sein und stutzte: „Ich muß doch einmal nach Mrs. Higgins schauen!"

Zehn Minuten verstrichen. Man hörte seine Stimme im Hause. Treppauf, treppab. Erst leise, dann immer lauter, angstvoller, fragender. Antworten der Dienerschaft. Rufe durcheinander. Aus dem Garten. Sir William hob stirnrunzelnd die dürre, befrackte Gestalt aus den Abgründen des Klubsessels. Da stürzte sein Bruder herein, außer Atem, die Brille über die Stirn geschoben, mit schreckenstarren, kurzsichtigen Augen. „Sie ist weg . . ."

„Wer?"

„Bill und Bob sind weg! Alle drei!"

„Wann?"

„Vor zwei Stunden schon. Zu Fuß durch den Park!"

„Wohin?"

„Auf die Straße nach Harwich! Die Gärtner sahen sie!"

Sir William riß die Taschenuhr aus der Westentasche.

„Zehn Minuten nach zehn!" sagte er und dann halblaut vor sich hin: „Um zehn Uhr fährt der Dampfer nach Holland!"

Der würdevolle Haushofmeister in Kniehosen und Halskette wand sich durch die Gruppen. Er trug einen Brief auf silberner Schale.

„Soeben abgegeben, Sir! Ein Mann brachte ihn zu Rad. Von Harwich!"

Jerome K. Higgins griff danach, riß den Umschlag auf, las: „An Bord der City of Vienna, 9.[55] p.m.

„Bis heute habe ich es ausgehalten. Ich kann es nicht mehr, seit ich euch heute abend bei Wein und Braten über die Hungersnot deutscher Frauen und Kinder lachen sah. Ich glaubte, euch zu kennen, aber ich erkannte euch erst in dieser Stunde. Ich gehe jetzt mit Bob und Bill, um in Deutschland mitzuhungern. Und mitzuverhungern, wenn es so sein sollte! Aber ihr werdet uns nicht besiegen!

Hannah."

Professor Higgins zerknitterte das Blatt. Er sprang auf. Er schrie in Todesangst: „Um Jesu willen! Meine Frau . . . meine Kinder . . ."

„Komm zu dir!"

„Helft mir! Rettet!"

„Jerome . . . sei ein Mann!"

„Haltet sie zurück! . . . Sie fahren ja nach Deutschland. . . . Es gibt ja dort nichts zu essen. . . . Sie kommen ja um . . ."

„O armer Mr. Higgins!"

„Erbarmt euch! . . . Telephoniert nach Harwich!"

„Zu spät!"

Ein bläulicher Mondstrahl zuckte suchend über das Meer. Er kam von den Scheinwerfern des Hafens, an dem sonst alle Küstenlichter gelöscht waren. In seiner Helle sah man draußen auf der See gleich einem Geisterschiff einen mächtigen Dampfer. Er stampfte schwer in den grauen Wellen. Schwarze Zerstörer umhuschten ihn wie Ratten der Nacht. Ein grüner Stern stieg auf. . . .

„Die City of Vienna . . ." sagte jemand halblaut. Es wurde draußen wieder dunkel. Jerome K. Higgins umklammerte das Fensterkreuz. Er lallte vor Schrecken: „Meine Frau . . . meine Kinder . . . Sie fahren nach Deutschland . . . dort sind ja die Kosaken. Sie morden und brennen!"

„Oh . . . sagen Sie das nicht vor Mr. Schjelting!"

„Dorthin kommen ja die Senegalneger . . . die Marokkaner . . . die Turkos . . ."

„Beruhigt ihn doch!“

„Ich werde ja wahnsinnig! Das sind ja Bestien! Die läßt man doch nicht gegen Weiße los! Man läßt doch Frauen und Kinder nicht verhungern!“

„Oh — the Hungerkur in Germany!“ Im Nebenraum lachte die aus der Nachbarschaft zum Besuch herübergekommene Miß herzlich. Ein junger Herr hatte ihr den Spaß erzählt.

„Sie kommen ja erst in acht Stunden nach dem Hook! Ein Funkspruch nach Holland ... rasch rasch ... Sir Francis Oppenheimer aus Frankfurt tut dort für uns alles, um die Deutschen zu schädigen!“

„Er wird nichts machen können!“ sagte Sir William kalt. „Eine freie Britin in einem neutralen Staat kann gehen, wohin sie will!“

Jerome K. Higgins brach auf einem Sessel zusammen. Er warf das Gesicht auf die Knie und schluchzte laut und hell. Die Miß von nebenan stand mit großen Augen auf der Schwelle. Sie fragte verduzt: „Oh — was ist das?“

„Ein Echowort aus Deutschland!“ sagte Nikolai von Schjelting. Die Engländer schauten auf ihn. Sie verstanden ihn nicht. Er setzte hinzu: „Ihr wißt hier nicht, gegen wen wir kämpfen! Und wenn ihr es wißt, wird es zu spät sein für uns alle!“

Wieder ein Kopfschütteln. Was wollte nur dieser bleiche Geisterseher aus Petrograd? Ein neuer Mondstrahl glitt draußen über die Wasserwüste. Die City of Vienna war schon weit hinaus. Das Licht um sie schwand, und sie arbeitete sich weiter durch Wind und Finsternis dem Festland zu.

Zwei Tage später sagte Hannah Higgins im Abenddämmern des deutschen Eisenbahnabteils zu Bill und Bob: „Da schaut!“

„What's the matter!“

„Wer Englisch spricht, kriegt einen Klaps! ... Da fließt der Rhein!“

„Buh — der ist zu schmal zum Segeln!“

„Er ist nicht zum Segeln. Es ist ein heiliger Strom.“

„... kann man in ihm Fische fangen?“

„... und die große Stadt dort drüben — die heißt das goldene Mainz ...“

„Ist sie englisch oder schottisch, Mutter?“

„Sie ist nicht britisch, sondern deutsch!“

„Es ist doch alles britisch, Mutter! Ist es nicht?“

„Da irrt ihr euch gründlich, ihr Bengels!“ sagte Hannah Higgins schon mit einem Anflug ihrer alten Tatkraft. „Das werdet ihr schon merken! Ihr heißt von jetzt ab überhaupt nicht mehr Bob und Bill, sondern Max und Moritz. Verstanden?“

„Oh — wird das Vater recht sein?“

„... wenn es nur mir recht ist... Ihr werdet deutsche Jungen! Verstanden? ... Und nun macht euch zurecht. Wir sind gleich in Wiesbaden!“

In der Halle des Hauses Tillesen in der Sonneberger Straße standen gepackte Koffer und Kisten mit wissenschaftlichen Instrumenten. Das Mädchen meldete, Exzellenz reise als beratender Hygieniker morgen zum Heer. Ein bärtiger Landwehrmann kam hinter ihr lachend auf Hannah Higgins zu. Es war die letzte Abbröckelung englischer Gewohnheit an ihr, daß sie unwillkürlich bei der Annäherung eines gemeinen Soldaten erschrak, bis sie in ihm ihren Schwager, den Reichstagsabgeordneten und Kriegsfreiwilligen Hugo Martius erkannte.

„Alt werde ich hier beim Ersatztruppenteil nicht!“ sagte er. „Man ist ja eigentlich gar nicht mehr Mensch, eh man nicht im Schützengraben war! ..., Dein Vater ist im Laboratorium!“

In einem sonst zu Versuchzwecken dienenden Ofen brannte ein Feuer. Geheimrat Tillesen saß davor und legte, ehe er morgen sein Haus verließ, langsam die Dokumente in die Flammen, die ihm seine Töchter Inge und Phila reichten. Es waren die Ehrenmitgliedsdiplome all der wissenschaftlichen Vereinigungen der Welt, die jetzt die Deutschen aus ihren Reihen ausgestoßen hatten. Sein stilles, graubärtiges Gelehrtenantlitz, über das der Flackerschein spielte, war sachlich und ruhig wie immer, während er von der Grundlage seines Lebens und Forschens, der Gleichheit aller Menschen vor der Wissenschaft, Abschied nahm. Nur einmal sagte er durch die Stille dieser Räume, in denen sonst die Vertreter aller Völker als Jünger und Gäst geweilt hatten, alle Sprachen des Erdballs erklungen waren: „... Röntgen, Ehrlich und Behring von der Pariser Akademie ausgeschlossen ...“ und lächelte. Es war ein deutsches Lächeln.

Dann steckte seine eine Assistentin, Dr. Käthe Cornelius, den Kopf durch die Nebentür.

„Wir sind so weit, Exzellenz!“

Er erhob sich und ging in den anstoßenden Raum. Da standen zwei Offiziere und ein Chemiker im Bürgerkleid. In einem Glaskäfig saß leise winselnd ein dreibeiniger Spitz. Die eine Hinterpfote war ihm von einem Lastwagen abgefahren. Dr. Irma Enderlin kniete davor. Sie trug einen Respirator vor dem Mund und leitete den Inhalt eines Gasschlauchs in den Kasten. Die Luft innen färbte sich grünlich. Das Tierchen begann zu taumeln, fiel um. ...

„Tot!“ sagte der Geheimrat ruhig. Von den Wandregalen blinkten Reihen von Gläsern mit Reinkulturen. Auf den Tischen lagen die Glasplättchen unter den Mikroskopen, die Tabellen der geimpften Versuchstiere. Die unsichtbaren Schädlinge des Seins wurden hier erkannt. Gift fand sein Gegengift. Eine Zwangschlacht zwischen Angreifern und Schutztruppen der Menschenzelle hatte da im stillen getobt wie jetzt draußen in Europa die Riesenschlachten der Menschen selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Das Auferstehungswunder

Von Helene Poeschel.
Hierzu 5 Abbildungen.

Die mittelalterliche Kunst Deutschlands hat vorwiegend kirchlichen Charakter. Von jeher haben sich deutsche Meister mit besonderer Liebe der Darstellung religiöser Szenen gewidmet. In den Klöstern waren es Mönche, die mit unendlicher Sorgfalt und Ausdauer die Heilige Schrift mit kunstvollen Miniaturen verzierten. Sie folgten darin einem von alters her geübten Brauch und brachten es in ihren berühmten Schreibstuben zu großer Geschicklichkeit und zu Werken von hohem künstlerischem Wert. Allmählich aber, mit der Erfindung der Buchdruckerei, schien dies handschriftliche Verfahren zu langwierig. Man fügte den gedruckten Bibeln Holzschnitte bei, weil diese den Vorzug hatten, leicht vervielfältigt werden zu können. Der Reiz des Unmittelbaren und Farbigen ging dabei freilich verloren. — Dem Holzschnitt gesellte sich dann bald der Kupferstich, der die Möglichkeit einer mehr malerischen Behandlung zuließ. Der hohen Kunst aber blieb stets das Tafel- und das Altarbild vorbehalten, das mit schöner Zeichnung Farbenreichtum verbindet und zu monumentaler Wirkung gelangen kann.



Verlag Riehn & Tietze, München.

1. Auferstehungsbild.

Darstellung aus dem 14. Jahrhundert, die aus dem Kloster Tegernsee hervorgegangen ist.



Photographische Gesellschaft, Berlin.

2. Schwäbischer Meister Multscher: Auferstehung. Aus dem Jahre 1437.
Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum.

Versuchen wir nun festzustellen, welche Geschichten der Heiligen Schrift besonders häufig gern dargestellt werden, so zeigt sich, daß es diejenigen Szenen sind, die das Wunderbare betonen. So z. B. im Neuen Testament „Jesus den Sturm stillend“, „Die Speisung der 5000“, die wunderbaren Heilungen. Das alles sind Bilder, die dem Künstler am Herzen lagen. Der germanische Geist, der Märchen und Romantik liebt, hat hier Blüten getrieben. So hat es auch die Mystik des Leidens und der Auferstehung Christi den frommen deutschen Künstlern von jeher angetan, und gerade vom Wunder der letzteren finden sich Darstellungen, die menschlich wie künstlerisch von ergreifender Wirkung sind.

Nach der lastenden Trauer über den Szenen vom Ölberg bis zur Kreuzigung und Grablegung geht es wie eine Befreiung und ein Aufatmen durch die Erzählung der Evangelisten, wenn sie von der Auferstehung berichten. Wie

Frohlocken tönt das „Christ ist erstanden“, und Jubel liegt in den Worten des Engels zu den Frauen: „Er ist nicht hier; er ist auferstanden.“ Ist es doch das einzige Trostwort, das Menschen über herbstes Leid hinweghelfen kann — das über das Grab hinausweist und Ewigkeit verbindet mit der leidvollen Gegenwart.

Und doch ist es ein gedämpfter Jubel. Ostern — das ist das Fest der Freude nach unendlichem Weh. Das Fest, das nur durch ein Wunder ermöglicht ist. Und der geheimnisvolle Zauber des Wunderbaren liegt wie ein Schleier über den Auferstehungsbildern.

Voll zarter Schönheit ist eine Darstellung vom 14. Jahrhundert, die aus Kloster Tegernsee hervorgegangen ist. (Abb. 1.) In der üblichen altertümlichen Art, bei der auf demselben Blatt entsprechende Szenen aus dem Alten und dem Neuen Testament wiedergegeben sind, sehen wir hier auf der oberen Hälfte Simon mit dem Eselskinnbacken und Jonas, der dem Maul des Fisches entrinnt — unten aber die Auferstehung Christi. In ganz primitiver Weise entsteigt der Erlöser dem geöffneten Grab. Halb sitzend noch, so daß er mit dem einen Bein tastend den Erdboden sucht, mit dem andern noch im Sarkophage, scheint er fast zögernd sich der Welt zu nähern. Feierlich ist sein Gesichtsausdruck und seine Gebärde. Unten am Grabe, sehr klein, sehr unbedeutend, neben Christi Gestalt die schlafenden Wächter. Alles fast schüchtern in andeutender Weise gegeben, doch von hohem Reiz durch die Echtheit der Empfindung. —

Tritt der Künstler der Handschriftenillustration so bescheiden hinter seinem Werk zurück, daß er in den meisten Fällen uns ein Unbekannter

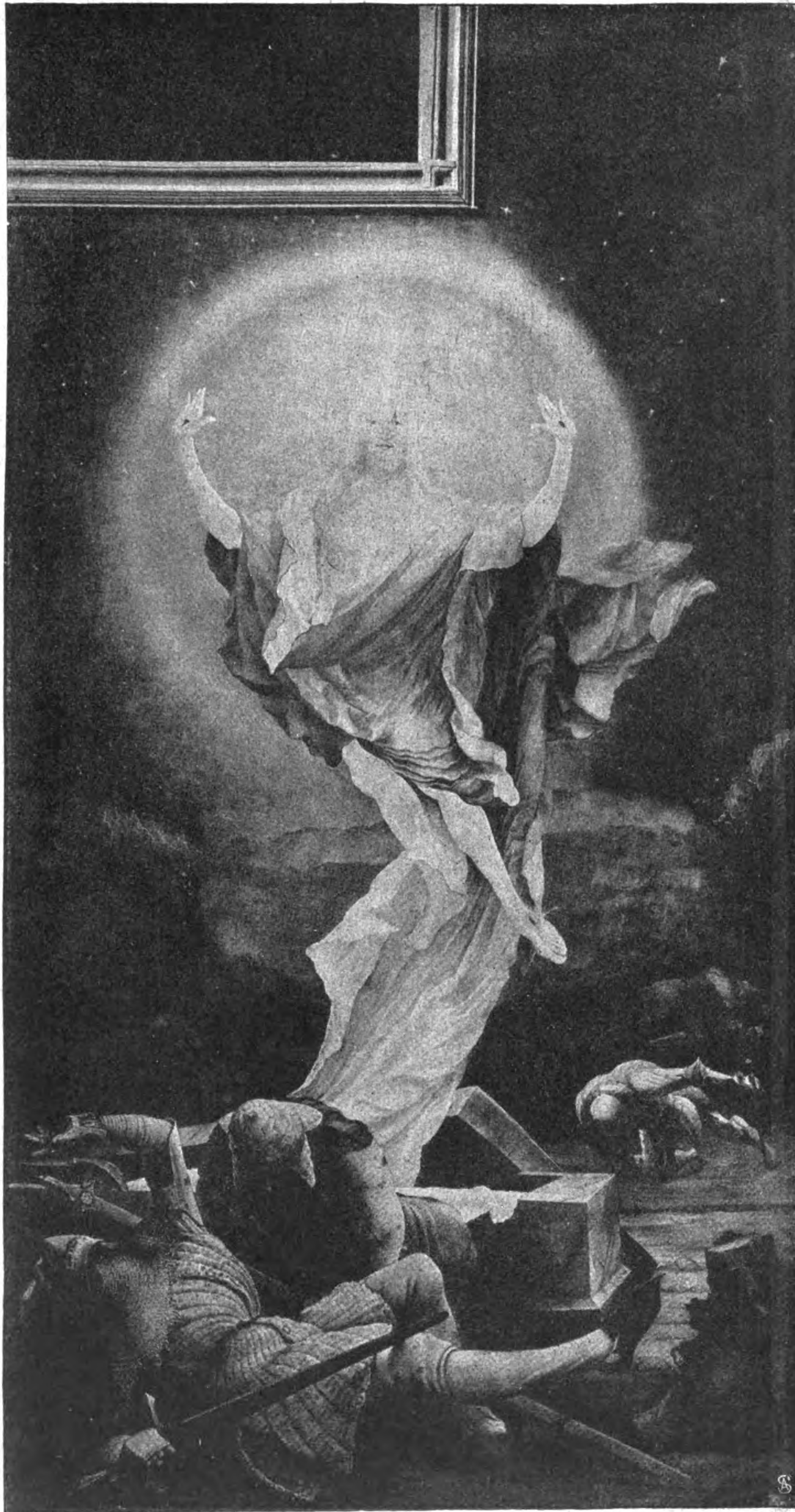


Phot. Franz Hanfstaengl, München.

3. **Wohlgemut: Auferstehung. Münchner Pinakothek.**



4. **Albrecht Dürer: Holzschnittpassion.**


Verlagsanstalt Bruckmann, München.

5. Matthias Grünewald: Auferstehungsbild vom Isenheimer Altar.

bleibt, so prägt sich der Name des schwäbischen Meisters Hans Multscher um so leichter ein. (Abb. 2). Ihm verdanken wir neben andern schönen Bildern die eindrucksvolle „Auferstehung“ aus dem Jahre 1437, die jetzt im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum aufbewahrt wird. Wie aus Stein gemeißelt sitzt Christus auf dem mächtigen Sarkophage. Eine urtümliche, elementare Wucht der Darstellung, die den Beschauer vollkommen in ihrem Banne hält. Mit Nachdruck wird das Wunderbare der Auferstehung betont: trotz des geschlossenen Sargdeckels befindet sich ein Unterschenkel noch im Grabe. Die Wundmale an dem sichtbaren Fuß und den Händen berichten von den überstandenen Leiden, der starre Blick der Augen weist ins Jenseits. Mit der Schwere von Felsblöcken liegen die Wächtergestalten am Boden.

Wirkt Multscher durch die Kraft und überzeugende Natürlichkeit seiner Darstellung, so liegt der Zauber der Wohlgemutschen „Auferstehung“ aus der Münchner Pinakothek im Feinen, Zierlichen. (Abb.3). Mit Anmut und gelassener Gebärde schreitet die hoheitvolle Gestalt des Erlösers aus dem geöffneten Grabe. Nicht mehr die lastende Schwere der sitzenden Christusgestalt, sondern die leichte Bewegtheit der schreitenden. Nicht mehr die in dumpfem Schlafe liegenden Wächter, sondern die kindlich Schlummernden, geblendet Erwachenden. Und bei ihnen ein Engel, der mit zarten Händen das Leichentuch des Heilands erfaßt, während durch einen Torbogen die drei Frauen dem Grabe zueilen. Bewegung, Leben in dem ganzen Bild — der Freude am Erzählen danken wir noch den liebevoll ausgestalteten H ntergrund. Wie das feine durchbrochene Maßwerk eines gotischen Domes, dem der Architekt all seine Liebe und Erfindungskraft gewidmet hat, mutet Wohlgemuts Darstellung an. — Sein großer Schüler Dürer steht dem Leben und der

Wirklichkeit näher. Tief innerlich hat er die Welt geschaut und erfaßt und schenkt uns aus dem reichen Schatze seiner Kunst. Nicht weniger als 4 vollständige Folgen der Passion danken wir ihm und darin 3 verschiedene Darstellungen der Auferstehung, jede in ihrer Art von hervorragender Schönheit. Hier erscheint Christus als Triumphator; eine Idealgestalt, die um so hoheitvoller wirkt, je mehr die Figuren der Wächter zusammengeballt in der unschönen Stellung der im Sitzen Schlafenden wiedergegeben sind. Zweimal sehen wir den Auferstandenen wandeln, aber in der großen Holzschnittpassion erhebt sich Dürer zu einer höheren Auffassung: der Erlöser, von einer Wolke erfaßt, schwebt in feierlicher Haltung über dem geschlossenen Sarkophage.

Von da ist es nicht mehr weit zu Matthias Grünewalds Auferstehungsbild vom Isenheimer Altar (Abb. 5). Losgelöst vom Irdischen und mit triumphaler Gebärde schwingt sich der Heiland zum Himmel empor. Weit unter sich läßt er das Chaos des geöffneten Grabes, der voller Schrecken durcheinanderpurzelnden Wächter und erhebt sich mit prachtvoll rauschendem Gewande, die ausgebreiteten Arme mit den Wundmalen an den Händen emporgehoben, in das Licht, „in dem der Vater wohnet". Eine machtvolle Sprache redet hier der Künstler. Wie die vollen Akkorde einer Sinfonie tönt es uns aus diesem Werke entgegen: Christus, der sieghafte Überwinder, läßt alles Irdische unter sich und fährt brausend empor in den gestirnten Himmel. In einen Strom von Licht ist die Gestalt getaucht, einen Strom, der von der ungeheuren Sonne um Christi Haupt auszugehen scheint und an den Gewandenden entlanglaufend im Sarkophage mündet. Eine mächtige Bewegung geht durch dieses Gemälde, das wie kein anderes zu reden versteht von dem Osterwunder und dem Ostersieg. In seiner Art bildet es den Höhepunkt deutscher Kunst — was später noch Großes und Bedeutendes auf dem Gebiet der Passionsdarstellung geleistet wurde, verknüpft sich mit Rembrandts Namen und gehört dem Geist einer weniger religiös bewegten Zeit an.



Kriegsglück.

Skizze von Alice Berend.

Immer nur von der Liebe zu träumen, macht auf die Dauer auch nicht glücklich. Daher hatte Anna Radebold an ihrem vierzigsten Geburtstag beschlossen, nur noch an ihren Beruf zu denken. Dieser Beruf war ein kleines Papiergeschäft, das zwischen zwei großen Schulen lag. Ihre beste Kundschaft war daher die Schuljugend. Besonders die Kleinsten, die noch nicht lange von Mamas Schoß heruntergerutscht waren, sorgten dafür, daß ihre Ladentür nicht aus dem Klingeln herauskam. Denn es gab im Ladentisch einen heimlichen Schub, dessen bunter Inhalt, wie die Schätze des Herzens, herrlich und unverkäuflich war. Sobald man ein Heft, einen Federhalter, einen Bleistift oder einen Packen Löschpapier erstand, öffnete er sich. Und wenn man auch, selbst auf Zehenspitzen, nicht bis auf seinen Grund sehen konnte, so wußte man doch, was er enthielt. Kleine, bunte Kästchen mit Knallerbsen, schwarzweißrote Lesezeichen, farbige Fische aus Gelatinepapier, die sich in der heißen Hand zu bäumen begannen wie an einer Angel, und Tintenwischer aus echtem Leder konnten daraus zum Vorschein kommen. Manchmal, wenn man Glück hatte, sogar ein Chinese, der, wenn man ihn richtig anpustete, selber seinen Schirm aufspannte.

In dieses Geheimfach wurde nach jedem Einkauf ein Griff getan. Vorurteilsfrei und wahllos, wie die Schöpfung selber, verteilte Fräulein Anna ihre Gaben. An Blonde und Braune, an Mädchen und Jungen. Nur wenn einer gar zu hell aufjubelte über die kleine Gabe, sah sie ihn sich länger an. Und dann konnte sie es nicht hindern, daß ihr, besonders wenn der Kleine runde, rote Backen und ein Stumpfnäschen hatte, die begraben geglaubten Jugendträume wieder einfielen. Da konnte es vorkommen, daß sie noch einmal in den Wunderschub griff und dem Beglückten rasch noch eine zweite Gabe zusteckte, worüber sie sich dann später Gewissensbisse machte. Unnötigerweise, denn auch die Vorsehung hat ihre Lieblinge.

Davon allerdings hatte Fräulein Anna keinen persönlichen Beweis. Sie hatte keine besonderen Zugaben vom Schicksal erhalten. Einmal hatte sie einen gemocht, den dann ihre einzige Freundin bekam, die zwar einen andern hatte haben wollen, aber die Einsicht gehabt hatte, daß man nehmen muß, was man bekommt. Sie hatte nun an einem andern Ende der Stadt den Mann, Kinder und viel Arbeit und keine Zeit für Bekannte vergangner Zeiten.

So waren für Anna die Jahre auf den ausgetretenen Sprossen der Leiter, die sie wohl hundertmal am Tage zu den Regalen auf und nieder eilte, still und einförmig davongeklettert.

Am Tage hatte Anna selten Zeit und Muße, darüber nachzudenken. Und am Abend war sie müde. Das heißt an den Wintertagen. In den Wochen der großen Ferien, wo die Ladentür weit aufstand und doch selten ein Fuß über die Schwelle eilte, wo es so ruhig in der Großstadtstraße war, daß man die Vögel singen hören konnte, kam sie sich oft recht unnötig und verlassen vor. In diesen Wochen räumte und ordnete sie beständig an ihrem Ladenbestand. Aber die Gedanken kramten mit. Sie flüsterten: Tausend bunte Karten hast du da mit Blumen, Herzen und den schönsten Sprüchen. Aber niemand, an den du eine zu schicken wüßtest. Auch nicht einmal in dieser schönen Sommerzeit.

Aus solcher Wehmut schreckte sie eines besonders weichen Sommerabends der Kriegsanfang. Da war sie auf einmal nicht mehr allein. Sie gehörte zu den andern. Nachbar und Nachbarin waren plötzlich gute Bekannte. Wenn die Tritte der davonmarschierenden Soldaten auf dem Pflaster hörbar wurden, eilte Anna Radebold mit gefüllten Händen aus der Ladentür. Feldpostbriefe, Bleistifte, Radiergummi, Signalpfeifen und Zahnstocher stopfte sie den erstaunten Vaterlandsverteidigern in die Fäuste und Taschen.

Aber eiserner als alles ist der Alltag. Auch diese heißen Tage schneller Wirbelstunden flogen vorüber. Das Leben kam äußerlich wieder in das alte Gleis. Die Schulen begannen wieder. Mit ihnen auch Annas Tätigkeit. Trotzdem alles in der Welt teurer wurde von Tag zu Tag, strotzte der geheimnisvolle Geschenkschub in alter Fülle. Oder besser gesagt in neuer Fülle.

Andre Zeiten, andre Wünsche. Aus einem Chinesen machte sich ein echt preußischer Nonaner jetzt gar nichts. Aber Hindenburg, feldgraue Soldaten aus jeder Art von Metall oder Pappe wußte man mit voller Gebühr zu schätzen. Auch alle Sorten Fähnchen standen hoch in Ansehn. Und daß Fräulein Anna, sobald die Türken Bundesgenossen geworden, auch sofort das schöne rote Fähnchen mit der Mondsichel und dem Stern massenweise in jenem Schub zu stecken haben schien, verschaffte ihr die Hochachtung Jungdeutschlands in zwei Bezirken.

Auch die Mütter, die es in dieser Zeit noch um manches schwerer hatten und dankbar für jede kostenlose Zerstreuung ihrer immer wunschbereiten Nachkommenschaft waren, kargten nicht mit ihrer Anerkennung. Manche sagte, bevor sie mit dem beglückten Kind den Laden verließ, daß es schade sei, daß Fräulein Radebold nicht selber Familie hätte, da sie doch so gut mit Kindern umzugehen verstand. Andre wieder, meist solche, die drei oder vier Widerstrebende von den Ladenschätzen fort zur Tür hinauszuziehen hatten, meinten, daß sie zufrieden sein könne, in dieser Zeit nur für sich selber sorgen zu brauchen.

Und dann eilte jeder in sein Heim, und Fräulein Anna blieb allein zwischen ihren bunten Herrlichkeiten zurück.

Sie hatten alle gut reden. Es war nicht leicht, in dieser Zeit der Zusammengehörigkeit zu niemand zu gehören. Es gab jetzt Feldpostkarten, auf denen waren zwei rote Herzen mit einem Band aus deutschen Farben fest zusammengebunden. Diese Karten fanden reißenden Absatz. Bei den Fräulein, die die Kinder bei den Einkäufen begleiteten; aber auch selbst bei langjährigen Ehefrauen. Entfernung verschönt.

Es war erstaunlich, wie viele Verständnis für zusammengebundene Herzen hatten. Es war ein Riesenbedarf danach. Der Papieragent sagte, daß dies sein bester Artikel wäre und es nur schade sei, daß man nicht noch ähnliche Schlager habe. Fräulein Anna kaufte ein neues Tausend. Sie wog es in der Hand und seufzte. Der Agent sagte, daß über diesen Artikel weiß Gott nicht zu seufzen sei. Da gab es Kollegen, die hatten Tausende von englischen Kunstdrucken liegen. Die hatten recht zu seufzen. Die konnten lange warten, bis sie die wieder los wurden.

Trotzdem seufzte Fräulein Anna noch einmal. Dann aber hatte sie mehr zu tun. Es war Mittag und Schulschluß, und die Ladenklingel begann zu schwingen wie die Glöckchen der Dorfkirchen, die Mittag läuten. Auch das neue Kartentausend begann sich rasch in Groschenstücke umzuwandeln.

Haufenweise gingen auch die Feldpappschachteln ab. „Da merkt man erst, wieviel Soldaten es gibt", sagte sie scherzend zu einer Käuferin.

Diese antwortete, daß die Welt bald merken würde, wieviel und von welcher Art es gäbe. Dann aber kam sie auf ihn zu sprechen, für den dies Paket bestimmt sein sollte, und ihre Stimme wurde weich. Und sich die Nase putzend, sagte sie, daß es gewiß mehr als einen gäbe, der von niemand etwas erhielt. Dann ging sie, und Fräulein dachte zuerst eigentlich nur, wie häßlich es doch sei, daß beim Weinen immer auch gleich die Nase in Aktion trete, die doch weiß Gott nichts mit dem Herzen zu tun hatte. Aber das Herz ist ein Tückebold. Es merkt sich Dinge, um die es sich anscheinend gar nicht gekümmert.

Erst am Abend, als sich Anna den Kaffee des heutigen Tages zum dritten- und letztenmal aufgewärmt hatte, fiel es ihr bei dem ersten wärmenden Schluck ein, daß es da draußen viele geben sollte, denen niemand eine Freude machte. Und schon beim zweiten Schluck war sie sich klar, daß hier eine Pflicht auf sie wartete.

Schon am andern Tage machte sie Einkäufe. Die beste Dauerwurst, gute Zigarren, Schokolade. Kästchen hatte sie ja genug auf Lager, und auf ein paar Bleistifte, Gummi und ein Pack gutes Schreibpapier kam es wohl auch nicht an, wenn man einen von aller Welt Vergessenen erfreuen wollte. Auf eine Karte schrieb sie ihren Namen und die Adresse. Nur der Ordnung wegen — —

Seitdem das Paket fort war, fühlte sich Anna ganz anders mit dem Vaterland verbunden. Mit ganz anderen Gefühlen paßte sie auf der Landkarte, die eine Wand des Ladens schmückte, die Fähnchen der sich stets verändernden Front an. In der Nähe jedes der Fähnchen konnte jemand sein, der gerade mit Behagen eine Dauerwurst kostete, die ihr nicht fremd war.

Mit ganz andrer Teilnahme folgte sie beim Verkauf der Pappschachteln den mancherlei Klagen über die Feldpost. Das Herz ist eben rascher als jedes andere Beförderungsmittel. Man glaubte manches verloren, was doch schließlich den rechten Weg genommen und in die rechten Hände gekommen war.

Auch Fräulein Annas Sendung hatte, obwohl sie sie längst für verloren hielt, ihr Ziel erreicht.

Wilhelm Fritsche hatte sich nicht wenig gewundert, als er mitten in einem Stück eroberten Frankreich plötzlich eine Liebesgabe erhielt. Eigentlich war er mehr erschrocken als erfreut gewesen. Er war nie für feste Bräute gewesen und glaubte sich auch gänzlich frei davon. Sollte also doch eine Ansprüche an ihn zu haben glauben? Denn Verwandte besaß er nicht mehr. Außer einem kleinen Neugebornen, das seine Schwester mutter- und vaterlos zurückgelassen hatte.

Immerhin biß er auf jeden Fall einmal in die Wurst. Und fand sie gut. Als sich seine gesunden Zähne dem zweiten Wurstende näherten, begann er weiter im Paket zu kramen. Da fand er zwischen Briefpapier und Gummi auch Annas Karte: Dem unbekannten Helden, verehrungsvoll Anna Radebold.

Fritsche rümpfte die Nase. Solches Hochdeutsch schrieben nur die feinen Damen, und es schien ihm überflüssig, mit einer vornehmen Spenderin in Briefwechsel zu treten. Sein Feldwebel jedoch sagte: „Ehre, wem Ehre gebührt!" und befahl ihm einen höflichen Dank.

Das war der Anfang gewesen. Kaum daß Fräulein Anna diesen Gruß in Händen gehalten und ihn, jedem Käufer sichtbar, an der Ladenkasse aufgestellt hatte, flog eine neue Wurst nach Frankreich. Ihr folgte ein neuer gehorsamer Dank. Und in immer rascherer Folge wechselten nun Wurst und Dank und Gruß. Der Feldgraue hatte nur Zeit für kurze Worte. Anna begriff es und verlangte nicht mehr. Aber sie fand es unnatürlich, selber auch so mit Worten zu kargen. Konnte es etwas Schöneres für einen Einsamen geben, als ausführlich von der Heimat zu hören? So erzählte Anna von ihrem Laden, ihrer Kundschaft, von den Kartoffelpreisen und dem schönen Frühlingswetter. Immer länger wurden ihre Briefe, sie nahmen zu wie draußen die Tage. Am Mittsommertag schob sie zwischen ein Zigarrenpack eine der Karten mit den schwarzweißrot zusammengebundenen Herzen. Sie riß damit das sechste Tausend an. Kein Wort schrieb sie darauf. Es gibt Dinge, die für sich selbst reden müssen.

Das tat die Karte. Es war auch in Frankreich jetzt warm, und Wilhelm mußte bei dem Anblick der feuerroten Herzen plötzlich an ein Käthchen denken, das manchen Sonntagnachmittag an seinem Arm gegangen.

Ein braver Soldat tut mehr, als seine Vorgesetzten von ihm verlangen. Fritsche schickte, ohne viel Besinnen, die Karte an Käthchen. Rasch kam ein freudiger Dank und eine reizende Photographie. So reizend, daß jeder Soldat ausführlicher geworden wäre.

Eine Zeit freudiger Erwartung begann für Fritsche, und aus einem Gefühl der Dankbarkeit heraus, und weil er ohnedies nie wußte, was er dem fremden Fräulein auf ihre langen Briefe antworten sollte, bat er auch Anna um ein Bildnis.

Sie glaubte seine Bitte nicht abschlagen zu können. Mit der nächsten Wurst kam das Bild. Es war nicht von gestern. Denn Anna meinte, daß der Krieg nicht dazu da sei, um Luxusausgaben zu machen. Außerdem war nicht gesagt, daß die neuste Photographie auch immer die schönste sei. Aber wieder lag eine Karte, die auf graziöse Art zwei zusammengehörige Herzen vor Augen führte, dem Paket bei. Wozu hatte Fräulein Anna schließlich alles so reichlich auf Lager, wenn sie nicht einmal auch etwas für sich davon verwenden sollte?

Fritsche bedankte sich diesmal umgehend. Er schrieb, gerade so hatte er sich Fräulein Anna vorgestellt.

Diese Worte machten Anna viel Kopfzerbrechen. Sie wußte nicht, ob sie froh oder traurig darüber sein sollte. So war sie beides abwechselnd. Aber an diesem Tage bekam jeder kleine Käufer zwei Fähnchen als Zugabe. Denn Fritsche war diesmal wie auch sonst ausführlicher gewesen. Er hatte die bunte Karte eines langen, umständlichen Lobes gewürdigt, aus dem zu ersehen war, daß er erst seit kurzem dergleichen zu würdigen gelernt habe. Und deutlich war zu erkennen, daß er mehr davon zu bekommen wünschte.

Das war keine Verstellung. Alle Karten gingen sofort zu Käthchen. Und jede brachte einen süßen Gegengruß.

Wie Schwalben schwirrten schließlich die Karten hin und her, denn Fräulein Anna sparte nicht mit ihrem Lagerbestand.

Fritsche war seiner Gönnerin ehrlich dankbar. Beschwerlich war ihm nur, daß sie so endlos lange Briefe schrieb, die stets von der Einsamkeit des Menschen handelten. Wenn man kompagnieweise ißt, schläft und marschiert, fehlt einem für einsame Gefühle das rechte Verständnis.

Aber eines Tages kam Fritsche auf einen guten Gedanken. Er glaubte, einen Trost für die Einsamkeit der älteren Dame gefunden zu haben. So fügte er seinem nächsten Dankgruß die Bemerkung an, daß er vielleicht etwas wisse, das ihrem Alleinsein ein Ende machen könne. Er hoffte, bald einmal Urlaub zu bekommen, und dann solle sie Näheres erfahren.

Dieser Gruß versetzte Anna in entsetzliche Unruhe. Nur einen Augenblick lang war es eine freudige gewesen. Dann hatten sie sofort die heftigsten Gewissensbisse geplagt. Und am Abend des nächsten Tages schrieb sie kurz entschlossen an Wilhelm Fritsche, daß er die volle Wahrheit erfahren solle: die Photographie sei zehn Jahre alt. Die nächsten Tage fragte manche Kundin, ob Fräulein Radebold jemand im Feld verloren habe. Und viele stumm bedauernde Blicke streiften ihre verweinten Augen.

Aber einige Tage später hatte Fräulein Anna eine rote Rose am Halsausschnitt, sie sang halblaut beim Sprossensteigen, und wieder bekam ein jedes Kind zwei Fähnchen.

Fritsche hatte geantwortet, daß ihn ihr Brief in seiner Hoffnung bestärkt habe. Je ernsthafter sie gesinnt sei, um so mehr werde sie das rechte Verständnis für seinen Vorschlag haben.

Wenige Tage darauf war er selber da. Drei Nachmittage hintereinander trank er bei Fräulein Anna Kaffee. Des Abends war er leider durch dienstliche Nebenangelegenheiten immer verhindert. Diese Nebenangelegenheit hieß Käthchen. Und da es die Jahreszeit war, wo die Abende sehr lang sind, kam er bald zu der Überzeugung, daß es schade wäre, wenn der Staat an ihm, falls ihm da draußen einmal etwas zustoßen sollte, eine Witwenpension ersparen solle. Daher machte er Käthchen den Vorschlag einer Kriegstrauung. Sie sagte nicht nein, obwohl ihren siebzehn Jahren nicht nur an der Witwenpension gelegen war.

Viele Wege führen zur Ehe.

Fräulein Anna wunderte sich, daß Fritsche, der auch genau so war, wie sie ihn sich vorgestellt hatte, gar nicht auf die Angelegenheit zurückkam, die er in seinen Briefen angedeutet hatte. Sie glaubte sicher zu sein, keinerlei Antipathie erweckt zu haben. Denn Fritsche verhehlte nicht, wie reizend er ihr Benehmen zu den kleinen Käufern fand.

Und eines Tages faßte sie einfach Mut und fragte, was er denn für einen Trost für sie bereit gehabt hätte.

Er sprang vom Stuhl auf und dankte, daß sie selber das Gespräch auf dieses ernste Thema gebracht. Gerade in diesen Tagen lag es ihm sehr daran, auch diese Angelegenheit des Herzens zu ordnen.

„Reden Sie", hauchte Anna und erschrak selber über ihre Worte. Denn plötzlich kam ihr Wilhelm Fritsche und sein großer Schnauzbart doch furchtbar fremd vor. Seine Stimme schien ihr plötzlich gräßlich laut durch das stille Stübchen zu hallen, und der Tabakrauch, der sich dichtwolkig an den weißen Gardinen hinaufschlängelte, beizte ihr plötzlich die Augen. Auf einmal wußte sie gar nicht, ob sie das alles lebenslänglich haben wollte. Sie war glücklich, daß ein kleiner Blondkopf, der lange nach der rechten Farbe eines Bleistiftes suchte, die Unterhaltung störte. Als er gegangen war, sah Fritsche mit Schreck, daß es Zeit für seine dienstliche Nebenbeschäftigung war, und so wurde das entscheidende Gespräch auf morgen vertagt.

In dieser Nacht schlief Fräulein Anna nicht. Sie dachte beständig an Wilhelm Fritsche. Sie fand ihn nett und heiter, und gewiß war er sehr tapfer, aber so immer mit ihm zusammen sein? Das ganze Leben hindurch? Nie mehr so ganz in Muße allein seinen Kaffee trinken können, wenn dieser böse Krieg endlich vorbei sein würde? Sie konnte nicht anders, aber sie mußte bitterlich weinen.

Am Nachmittag kam Wilhelm pünktlicher als je. Er war auch befangen und sagte sofort, daß es vielleicht doch eine große Zumutung sei, was er vorzubringen habe. Fräulein Anna sagte, daß er es ja auch ein andermal sagen könne, und fragte, wann sein Urlaub abgelaufen sei. Er sagte, daß dies sehr bald sein würde und er gerade darum reden wolle.

Fräulein Anna seufzte und sagte, daß sie so gewohnt sei, die Wünsche von Kindern zu erraten, daß sie sich mit

Erwachsenen gar nicht mehr recht abzufinden verstehe.

„Das ist es ja", rief Fritsche beglückt. „Das hab ich ja beobachtet. Das bestärkt gerade meine Absicht. Ihnen fehlt ein Kind. Das ist alles."

Fräulein Anna war empört aufgesprungen und erinnerte Fritsche heftig daran, daß er hier nicht unter Zechgenossen sei. Er sagte, daß es ihm nie einfallen werde, unter Zechgenossen von der einzigen kleinen Hinterlassenschaft seiner armen Schwester zu sprechen. Und kam endlich damit heraus, daß er Fräulein Anna seinen hübschen, gesunden kleinen Neffen kostenlos zugedacht hätte. Käthchen sollte einstweilen noch gar nichts davon wissen.

Fräulein Anna war ganz verwirrt vor Verdutztheit. „Wer ist denn Käthchen?" flüsterte sie.

Bald hatte sie auch das erfahren. Sie gratulierte. Es war ihr auf einmal wunderleicht zumute geworden. Gläubig lächelnd hörte sie zu, als ihr Wilhelm jetzt auseinandersetzte, wie sie auf diese Weise im Handumdrehen eine Familie haben werde. Denn er als Onkel würde, sobald es Frieden wäre, natürlich jeden Sonntag zu Besuch kommen und später auch Käthchen. Es hätte gar nicht soviel Überredungskunst gebraucht. Anna hatte nur einmal leise gefragt: „Ist er blond?"

Als ihr dies bejaht worden, war ihr Entschluß beinah gefaßt gewesen. Wieder die alte, tote Einsamkeit nach soviel Hoffen, schien ihr unmöglich. Aber der Gedanke, ein kleines, zartes Wesen besitzen zu können, ohne daß ein fremder, rauchender Mann hier im Hause sein müßte, Sonntagsbesuch zu bekommen und nicht mehr allein im Festgewühl in den Wald wandern zu können, schien ihr so wundervoll verlockend, daß sie sich schon sagte, daß es schließlich auch kein Unglück sein würde, wenn der kleine Klaus abstehende Ohren oder ein Muttermal haben würde. Denn auf ein vollendetes Glück hatte sie nie zu hoffen gewagt.

Sie fragte, wann sie den Kleinen einmal sehen könnte. Wilhelm sagte, daß er ihn morgen auf eine Woche oder zwei zur Ansicht schicken würde.

Das war eine Weisheit seines Zivilberufs. Er war Kaufmannsgehilfe und wußte, daß die Leute fast immer behielten, was sie kostenlos ins Haus geschickt bekamen.

Als er fortging, nannte er Fräulein Radebold schon: Tante Anna und lud sie zur Kriegstrauung ein. — — —

Wilhelm Fritsches Geschäftsprinzip erwies sich als richtig. Schon am dritten Tage war Anna so sehr in ihre neue Mutterschaft hineingewachsen, daß sie jedem Käufer erklärte, daß sie, obwohl sie mehr Kinder zu sehen bekäme als die meisten, noch nie ein so schönes Kind vor Augen gehabt habe. Aber von etwas sagte sie nichts zu den andern. Nämlich von ihrer heimlichen Verwunderung darüber, daß dieses schöne Kind laut aufjauchzte, wenn sie sich lächelnd zu ihm beugte; daß es die Ärmchen nach ihr ausstreckte, sobald es sie nur sah; daß es sein Köpfchen nach ihr drehte, wohin sie ging; daß es lächelte, sobald sie zu sprechen anfing; kurzum, daß es sich ganz so benahm, als wäre sie alte, übersehene Person das herrlichste Wesen. Sie brauchte sich nicht mehr jugendlich herauszuputzen. Selbst im alten Morgenrock wurde sie angejubelt und angelacht.

Ihre bunten Schleifchen wanderten darum an Kinderkleidchen. Trotzdem fanden alle Nachbarn, daß Fräulein Anna viel hübscher und jugendlicher geworden sei.

Sie lächelte auf solche Komplimente errötend und sagte: „Ja, wenn einer Glück haben soll, dann kann er es auch im Kriege haben." Und mit dieser tröstlichen und gewiß wahren Ansicht hatte sie nun auch für die Erwachsenen eine hübsche Zusage bereit.



Ungarische Bäuerinnen auf dem Markt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 18. **Berlin, den 29. April 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 18.



Die sieben Tage der Woche.

17. April.

Oberleutnant Berthold schießt nordwestlich von Peronne sein fünftes feindliches Flugzeug, einen englischen Doppeldecker, ab.

18. April.

Im Kampfgebiet beiderseits der Maas spielen sich sehr heftige Artilleriekämpfe ab. Rechts des Flusses entreißen niedersächsische Truppen den Franzosen im Sturm die Stellungen am Steinbruch 700 Meter südlich des Gehöftes Haudromont und auf dem Höhenrücken nordwestlich des Gehöftes Thiaumont.

An der Kärntner und Tiroler Front halten die Geschützkämpfe mit wechselnder Stärke an. Am heftigsten waren sie am Col di Lana, wo sich das feindliche Feuer zum Trommelfeuer steigerte. Es gelang dem Feinde, die Westkuppe des Col di Lana an mehreren Stellen zu sprengen und in die gänzlich zerstörte Stellung einzudringen. Der Kampf dauert fort.

Im Suganatal wurde der Feind durch einen Gegenstoß aus seinen vorgeschobenen Stellungen zurückgeworfen.

19. April.

Oestlich der Maas nehmen unsere Truppen den Steinbruch südlich des Gehöfts Haudromont.

Feldmarschall v. d. Goltz-Pascha im Hauptquartier seiner türkischen Armee † (Portr. S. 621).

20. April.

Im Ypern-Bogen gelingt es deutschen Patrouillen, an mehreren Stellen in die englischen Gräben einzudringen, so an der Straße Langemarck-Ypern, wo sie etwa 600 Meter der feindlichen Stellung besetzen und gegen mehrere Handgranatenangriffe fest in der Hand behalten.

Im Maasgebiet richtet der Feind heftiges Feuer gegen die ihm auf dem Ostufer entrissenen Stellungen. In der Woëvre-Ebene und auf der Cote südöstlich von Verdun wird der Artilleriekampf mit großer Lebhaftigkeit fortgesetzt.

Der Gipfel des Col di Lana ist im Besitz des Feindes. Im Sugana-Abschnitt greifen die Italiener unsere neuen Stellungen vergebens an.

Der amerikanische Botschafter in Berlin überreicht die Note der amerikanischen Regierung, in der Präsident Wilson die Aufgabe der jetzigen Art des Unterseebootkrieges verlangt.

21. April.

Im Maasgebiet kommt es im Zusammenhang mit großer Kraftentfaltung beider Artillerien zu heftigen Infanteriekämpfen. Rechts der Maas bleiben Bemühungen des Feindes, den Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont wiederzunehmen, völlig ergebnislos.

Unsere Flieger greifen mit französischen Truppen belegte Orte im Wardar-Tal und westlich davon an.

Sieben italienische Flugzeuge werfen 25 Bomben auf Triest ab.

In Marseille werden russische Truppen gelandet.

22. April.

Westlich der Maas wiederholen die Franzosen ihre Anstrengungen gegen „Toter Mann". Zweimal werden sie durch Artilleriesperrfeuer von beiden Ufern zusammengeschossen, ein dritter Angriff bricht mit schweren Verlusten an unserer Stellung zusammen.

23. April.

Links der Maas werden südöstlich von Haucourt und westlich der Höhe „Toter Mann" feindliche Gräben genommen.

Ein Geschwader von zehn deutschen Flugzeugen hat die russische Flugstation Papenholm auf der Insel Oesel angegriffen und mit 45 Bomben belegt.

Am Col di Lana haben die österreichisch-ungarischen Truppen den Stützpunkt auf dem Grat nordwestlich des Gipfels wieder besetzt und gegen einen feindlichen Angriff behauptet.

24. April.

Im Maasgebiet werden kleinere französische Handgranatenangriffe gegen unsere Waldstellungen nordöstlich von Avocourt zurückgeschlagen.

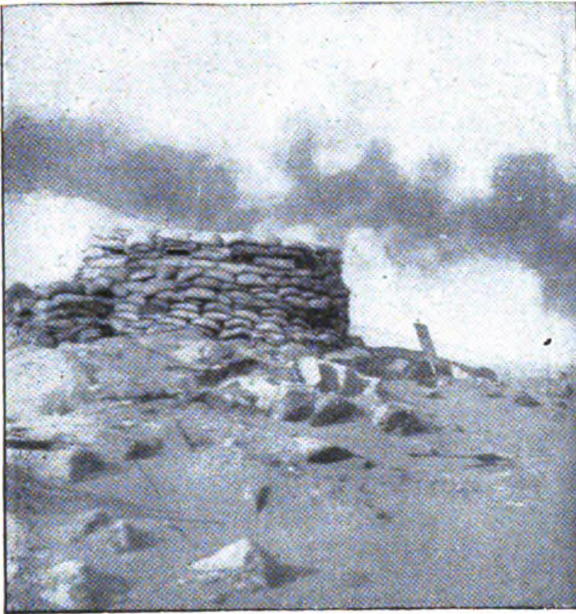


Die Schutztruppe im Weltkriege.

II. Deutsch-Südwestafrika.

Von Major z. D. C. von Perbandt.

Es ist schon wiederholt und an verschiedenen Stellen ausgeführt worden, daß auch Deutsch-Südwestafrika wie unsere anderen Kolonien in keiner Weise für einen Krieg gegen einen europäischen Gegner oder gegen die südafrikanische Union vorbereitet war. Die Truppe, welche wir dort hielten, genügte gerade zur Niederhaltung eventueller Eingeborenenaufstände und zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Kolonie. Als daher am 2. August 1914 von Nauen über Kamina in Togo der Funkspruch im Schutzgebiet eingetroffen war, daß Heer und Flotte mobilgemacht hätten, rückten wohl die einzelnen Truppenteile vom Manöverfeld, auf dem sie sich gerade befanden, etwa 150 Kilometer südöstlich von Windhuk, schnellstens in ihre Standorte ab, der erste Mobilmachungstag der Truppe aber war erst der 8. August, nachdem bekannt geworden war, daß die Union sich mit Angriffsgedanken gegen unsere Kolonie trage. Im Vertrauen auf das Solidaritätsgefühl der weißen Völker gegenüber den schwarzen und braunen Rassen, hatten wir bis zuletzt angenommen, daß der Krieg vor der Kolonie haltmachen und wir den afrikanischen Eingeborenen nicht das gefährliche Schauspiel darbieten würden, daß die Kulturbringer sich selbst gegen-



Von Engländern errichtetes Blockhaus.

seitig zerfleischten und vernichteten und sich zu diesem Zweck sogar der Mithilfe Farbiger bedienten.

Wie unser Glaube an die Interessengemeinsamkeit der weißen Rasse gegenüber kulturell tiefer stehenden farbigen Rassen nicht allein im schwarzen Erdteil, sondern ebenso in Ozeanien und im fernen Osten, ja sogar auf den europäischen Schlachtfeldern getäuscht wurde, ist ja heute nur zu bekannt.

Auf Engländer und Franzosen fällt die Schmach, europäische Kultur und Gesittung den Farbigen aller Schattierungen gegenüber mit Füßen getreten zu haben, eine Schmach, deren Folgen sich erst in der Zukunft ganz zeigen, und unter welchen diese beiden Nationen ebenso wie alle andern europäischen kolonisierenden Völker zu leiden haben werden. Und wenn sich die Franzosen in dieser Richtung noch maßloser und selbstentwürdigender benommen haben, so gibt es dafür keine andere Erklärung, als die perversen Instinkte, die den Galliern, wie es scheint von jeher, angehaftet haben. „Halb Affe, halb Tiger", hat sie einst ihr Landsmann Voltaire genannt. Eitel und blutgierig. Zwei Eigenschaften, von denen die Franzosen ja zu allen Zeiten in ausschweifendstem Maß Zeugnis abgelegt haben.

Aber hier in Südwest hatten wir es nur mit Engländern und unsern „lieben" Buren zu tun, die vom Renegaten Botha geführt wurden, dessen Treiben allerdings durchaus nicht von allen seinen Landsleuten gebilligt wurde. Die Geschichte wird auch einst über diesen Verräter an seinem Volk urteilen.

Unsere Truppe machte also in ihren Standorten mobil und bereitete sich, soweit sie dies konnte, auf alle Möglichkeiten vor. Ganze 5000 Mann wurden aufgestellt, nachdem die Truppe alle nur irgendwie verfügbaren Männer herangezogen hatte. Sogar ein „Südafrikanisches Freikorps", hauptsächlich aus treugebliebenen Schutzgebietsburen bestehend, war hierin miteinbegriffen. Wie sich diese kleine Truppe fast ein Jahr gegen eine zwölf- bis fünfzehnfache Übermacht, die mit allen erdenklichen Hilfsmitteln für den Krieg ausgerüstet war, gehalten hat, ist bekannt. 60 000 bis 70 000 Mann sind Buren und Engländer stark gewesen, sie besaßen wohl 1000 Automobile aller Gattungen, vom schnellen Personenauto bis zum Panzer- und Lastautomobil. Wir hatten vier oder fünf leichte Personenwagen. Und gerade mit Hilfe dieser Automobile ist es unseren Feinden gelungen, die kleine Truppe zur Strecke zu bringen. Mit großer Übermacht konnten sie schnellstens da auftreten, wohin sich unsere Reiter auf ihren müden Rossen zurückgezogen hatten, um neue Stellungen zu nehmen, die

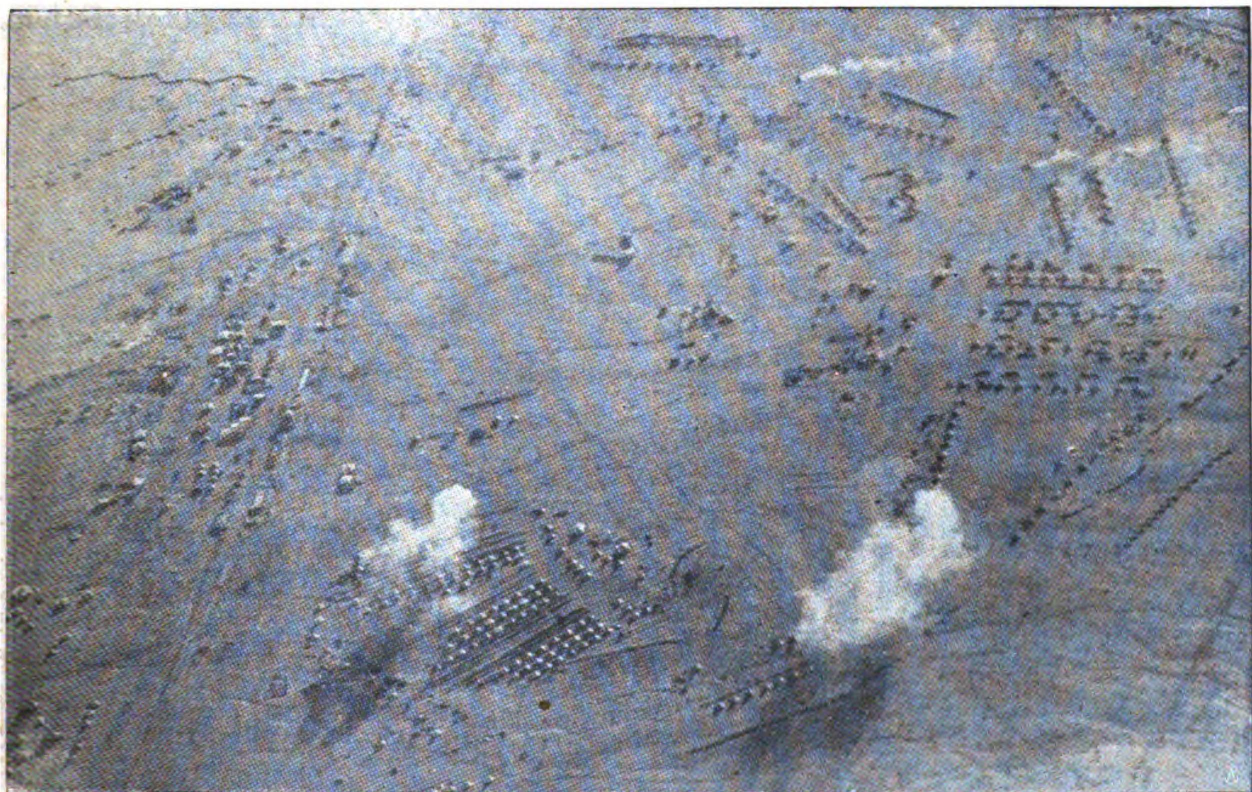


Oberstleutnant Franke (×), Kommandeur der Schutztruppe.



Kamelreiter der Schutztruppe.

Pferde, für die wir Haferrationen nicht mehr hatten — nur für Patrouillen bestimmte erhielten noch einige Pfund — waren teilweise so niedergebrochen, daß sie ihre Reiter nicht mehr tragen konnten, sondern meist geführt werden mußten. Hatte man dann eine günstige, vorher bestimmte Position bezogen, fand sich die



Englisches Lager bei Garub. (Artillerie beschießt den deutschen Flieger.)



Freiwillige Kanoniere, zum größeren Teil Farmer.

Truppe auch fast schon vom Feind mit seinen Autos wieder flankiert. So war es denn kein Wunder, daß es trotz größter Ausdauer und Tapferkeit zur Übergabe kam. Die ehrenvollen Bedingungen, die dabei vom Feind gewährt wurden, zeigen nicht nur die Achtung desselben vor deutscher Tapferkeit, sondern auch den Wunsch, diesen Gegner, der so viel zu schaffen machte, loszuwerden.

Am 9. Juli 1915 erfolgte die Übergabe bei Kilometer 500 der Bahnlinie zwischen Ottavi und Korab. Unterschrieben wurden die Bedingungen vom Kaiserlichen Gouverneur Dr. Seitz, von General Botha, dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Südafrikanischen Union im Felde, von Oberstleutnant Franke, Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, und einem englischen Obersten, der aber vorgezogen hat, seinen Namen unleserlich zu machen. Nun, ein besonderer Ruhm war diese Übergabe für die Engländer auch nicht, als die sie trotzdem von ihnen in die Welt posaunt wurde. Ist es wirklich eine so gewaltige Tat, mit solcher Übermacht, mit solchen Mitteln und mit einem Kostenaufwand von 300 Millionen Mark ein kleines Häuflein zum Erliegen zu bringen? Auch hier können wir getrost die Antwort der Geschichte überlassen.

Über 20 Prozent seiner Offiziere und zirka 10 Prozent seiner Unteroffiziere und Mannschaften hat unsere Truppe bei den Kämpfen, die sich während dieses Jahres abspielten, verloren. Ehre sei auch diesen Streitern um Deutschlands Größe.

Daß aber trotz aller erdrückenden Übermacht der Offensivgeist unserer braven Truppe auch bis zum Ende des Krieges nicht gelitten hat, möge folgende Episode



„Anschirren!" Die Station Okawacho wird verlassen.

zeigen, die sich Ende April 1915 abspielte. Es war der 26. April, an dem der bekannte alte Südwester, Major Ritter, bei Trekkopje den weit überlegenen Engländern ein schneidiges Angriffsgefecht lieferte.

Trekkopje liegt 80 Kilometer nordöstlich von Swakopmund an der Otavi-Bahn. Hier befand sich damals die stark befestigte Eisenbahnbauspitze des Feindes; diese zu überrumpeln und womöglich den Engländern zu entreißen, war Ritters Absicht, um so den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Gleichzeitig mit Ritter sollte Major Bauszus operieren, der die im Swakoprevier auf Otjimbingue marschierenden Buren-Engländer beobachten und womöglich Fühlung mit Ritter bekommen sollte. Zur Vereinigung beider Abteilungen kam es leider nicht. Aber auch Bauszus hatte bei Otjimbingue mit dem Feinde ein heftiges Gefecht. Die Abteilung Ritter, fünf Kompagnien und zwei Batterien (etwa 700 Köpfe stark), ging in der Nacht von Stinkbank aus gegen Trekkopje vor, wo sie bei Morgengrauen eintraf. Die Vorhutkompagnie unter Hauptmann Scultetus kam auch alsbald mit dem Feind ins Gefecht, empfangen von heftigem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Da aber der überlegene Feind keine Neigung zu energischem Angriff zeigte, ging diese Kompagnie weiter vor und wurde mit dem Gegner, von dem sie einige Gefangene machte, handgemein. Von zwei Seiten wurde dessen Lager angegriffen, und in 2½stündigem schwerem Gefecht arbeitete sich die Abteilung teilweise bis auf 200 Meter an die Verschanzungen heran. Dem Feind, der bisher etwa 1500 Mann stark gewesen war, gelang es jedoch mittels der Bahn und Panzerautomobilen, große Verstärkungen heranzubringen, so daß seine Zahl auf etwa 3000 Mann wuchs und er nunmehr die Unseren in Flanke und Rücken zu beschießen beginnen konnte. Ritter mußte sich zurückziehen. Er tat dies völlig ordnungsgemäß und langsam die Otavi-Bahn entlang nach Norden auf Kalkfeld zu. Ritter und Bauszus kamen und blieben während dieses Rückzuges in Fühlung, währenddessen bis zuletzt größere und kleinere Patrouillengefechte stattfanden. Der Angriff auf Trekkopje hatte uns 50 Tote und Verwundete, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, gekostet. Teilnehmer des Gefechts erzählen, mit welch großem Schneid gekämpft und wie unsre Leute, die sich nur hinter vereinzelten kurzen Büschen decken konnten, aus den feindlichen Schützengräben zeitweise buchstäblich mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zugedeckt wurden. Doch auch hier gelang es nur der großen Übermacht, unsere Truppe zum Rückzug zu veranlassen.

Der kurze Aufsatz soll nicht schließen, ohne zu erwähnen, wie selbst draußen Deutsche und Österreicher treue Waffenbrüderschaft hielten.

Zufällig befanden sich kurz vor Ausbruch des Weltkrieges zu Versuchszwecken zwei Flugzeuge, nicht gerade vom neuesten Typ, in der Kolonie. Diese beiden Flugzeuge, die vom deutschen Oberleutnant v. Scheele und dem österreichischen Leutnant Fiedler geführt wurden, haben Ausgezeichnetes während des Krieges, sowohl in der Aufklärung wie in Beunruhigung des Feindes, geleistet. Es sei dieses auch deshalb erwähnt, weil eigentlich diese beiden Flugzeuge das einzige Moderne war, was wir dem übermächtigen Gegner, der über jedes Hilfsmittel verfügte, entgegenzusetzen hatten. Wenn unsere brave Schutztruppe nun auch in Okanjande und Aus gefangen sitzt, so braucht sie sich dieser Gefangenschaft wahrlich nicht zu schämen; sie hat gekämpft, solange dieses mit einiger Aussicht auf Erfolg möglich war, und auch als diese Aussicht wich, hielt sie noch lange stand.

Das letzte Wort über Deutsch-Südwest und damit über das Weiterbestehen unserer afrikanischen Reiter wird erst später gesprochen, dann erst gesprochen, wenn wir die Meute unserer Gegner im Westen und Osten, auf dem Balkan und in Kleinasien niedergerungen haben werden. Bis dahin heißt es auch dort draußen — aushalten!



Afrikander.

Von Rudolf Herzog.

Von der Küste löste das Schiff sich los,
Das euch trug in das ferne, das dunkele Land.
Kein Gestade so weit, keine Welt so groß,
Das Vaterland streckte die Schirmerhand.
Und ihr fuhrt über See, wie Männer es tun,
Mit der Axt auf der Schulter, in der Rechten die Saat,
Und aus Steppen schuft ihr ohn' Rasten und Ruhn
Kornschweres Neuland und spracht zu der Tat:
„Für Deutschland!"

Doch die Meere sind tief, und die Meere sind breit,
Und die Brücke zerbrach, die zur Heimat sich schwang,
Und der Himmel ist hoch, und die Hilfe ist weit,
Und die Heimat im Kampf. Und wer zaudert noch lang?
Auf Afrikas Boden, auf deutschem Gefild
Singt schwirrend die Kugel, singt klirrend das Schwert,
Stößt murmelnd Gebet durch die Zähne wild
Den Spruch, den beim Abschied der Kaiser gelehrt:
„Für Deutschland!"

Erst war's eine Schar, und sie schwand vor der Flut.
Und ein Häuflein ward's, und die Flut schwoll an —
Patronen, Patronen! Zum Teufel die Brut!
Nun langt noch das Blei für ein Dutzend Mann . . .
Gebt Feuer! Gebt Feuer! Das Sterben ist leicht,
Wenn Bur ihr und Briten als Vorspann bestellt!
Soweit unsre Büchse das Feld noch bestreicht,
Ist dem Kaiser das Land: Ist dem Kaiser die Welt!
„Für Deutschland!"

Und will es der Tod, daß der Letzte nicht lebt,
Deckt die Fahne auf uns statt des Sterbetalars.
Hoch über den Himmel ein Schatten schwebt —
Schaut empor — schaut empor! Die Schwingen des Aars!
Noch schwebt er im Blauen, dem Auge entrückt —
Er steht im Zenit — über Afrika —
Die Schwingen gespreizt, die Fänge gezückt —
Und kreist und kreist, bis die Stunde da
„Für Deutschland" . . .

Die gewonnene Stunde.

Von Alexander Moszkowski.

Es ist eine „zeit"-gemäße Betrachtung, und hinter der Stundenfrage des für die Sommerdauer gestreckten Tages erhebt sich das alte, ewig junge, lockende und niemals zu fassende Zeitproblem.

Was ist „die Zeit"? Niemand weiß es. Seit eine Philosophie existiert — und das ist bekanntlich schon lange her — bildet die Zeit die geheime Hoffnung und offene Ratlosigkeit aller Denker. Von Xenokrates bis zu Nietzsche läuft eine Linie, die dem Ariadnefaden vergleichbar wäre, wenn nur die mindeste Aussicht bestände, an diesem Leitseil jemals aus dem Labyrinth herauszukommen. Und tief drinnen in der Höhle steckt nach wie vor die dämonische Schreckgestalt „die Zeit" und lauert auf weitere Opfer des Intellekts. Man hat sie im Umfang ganzer Bibliotheken beschrieben, aber ihren Zauber nicht gelöst. Und im Grunde genommen kam keiner weiter als vor anderthalb Jahrtausenden der vortreffliche heilige Augustinus, der ebenso naiv wie erschöpfend bekannte: „Quid sit tempus? Si nemo me quaerit, scio; si explicare velim nescio." (Was die Zeit ist? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; sollte ich es erklären, dann weiß ich es nicht.)

Aber was wir mit der Zeit anfangen, was sie für uns bedeutet, das wissen wir alle, und wieviel die eine täglich gewonnene Stunde im Verlauf von fünf Monaten für uns wert ist, das läßt sich, wenn auch nicht scharf berechnen, so doch näherungsweise abschätzen. Eins ist sicher: ein Gefühl der Hochspannung wird über uns kommen, gewonnen aus der erhöhten Lebensanschmiegung an die Natur, an den Sonnenlauf. Das Gold, das Morgenstunde im Mund hat, wird auf uns überströmen, ohne daß wir nötig haben, es auf die Reichsbank zu tragen; als unmittelbare Lebensmünze wird es den Wert des Daseins erhöhen. Denn auch die Frühstunde wird gewonnen, nicht verloren, wie so viele meinen, die nur an das gesparte künstliche Licht des Abends denken; für die Hälfte der deutschen Menschheit wird der sanfte Zwang des vorgerückten Zeigers bewirken, daß sie sich überhaupt erst der Morgenstunde bewußt wird und der belebenden Herrlichkeiten, die sie für uns in Bereitschaft hält.

Vorausgesetzt, daß die Sonne ein persönliches Interesse an uns nimmt — was man ja dem braven Helios und seiner Schwester Aurora zutrauen kann — und ferner vorausgesetzt, daß sie ein Tagebuch über ihre Erlebnisse in Fühlung mit dem Menschengeschlecht führt, so wird sie eine frische Seite beginnen müssen. Und darauf kommt der Vermerk: „Heute am 1. Mai 1916 ist mir etwas sehr Wichtiges passiert, ein Ereignis, das sich nur mit dem von 1530 vergleichen darf. Damals ließ mir Nikolaus Kopernikus eine große Ehrung widerfahren, heute kommt mir die Anerkennung von der deutschen Reichsregierung; auch vom Volk selber, denn die Regierung hat nur mit starkem Arm verwirklicht, was vorausgreifende Schriftsteller in Volkes Namen drängend gefordert hatten. Kopernikus hat mich, die Sonne, in den Mittelpunkt der Naturbetrachtung gerückt, die neue Verordnung von 1916 bringt mich dem pulsierenden Strom der Menschengeschichte näher. Es lebe das Leben, das mich zu begreifen anfängt; das nicht mehr schlafmützig dahindämmern will, wenn ich schon hoch am Himmelsbogen einherschreite; das den Tag für Tag nimmt und sich im hellen Sommerlicht nicht mehr nach der grämlichen Winteruhr richtet."

„Mutter, gib mir die Sonne!" sagt Oswald in Ibsens „Gespenster". Grübler und Zweifler werden einwenden, daß Oswald nicht ganz bei Sinnen war, als er jenen Ausruf wagte. Wir denken anders darüber; wir spüren, daß in jedem von uns ein Stückchen des sehnsüchtigen Oswald lebt, und daß wir trübsinnig wurden, weil man uns die Sonne nicht gab; weil man sie uns vorenthielt, obschon sie vorhanden war, und den Anschluß an uns suchte, und gar nichts kostete. Nur ein kühner Entschluß konnte darüber hinweghelfen, mitten im Krieg, wo wir, abgetrennt von Internationalitäten, auf anderer Völker Einverständnis nicht zu warten brauchen. Wir produzieren alles innerhalb der eigenen Grenzpfähle. Wie wir im eigenen Land Stickstoff schaffen und Salpeter und Eiweiß und Fette und neuerdings sogar Kaviar, so machen wir Zeit bei uns zu Hause; verlängerte Sonnengegenwart, made in Germany. Wir rufen der Sonne zu: „Verweile doch, du bist so schön!" und sie verweilt. Freilich, der arme April hat daran glauben müssen. Der arme? Nein, wenn wir uns schon die Sentimentalitäten abgewöhnen sollen, dann zu allererst dem April gegenüber. Seit grauer Vorzeit hat er sich durch Wetterfrevel unbeliebt gemacht, und er kommt noch sehr gnädig davon, wenn wir ihm letzten Endes bloß eine Stunde am Gehalt abziehen.

Und ein wirtschaftliches Wunder begibt sich: diese eine dem April von Rechts wegen konfiszierte Stunde verzinst sich uns auf Monate hinaus mit hundert Prozent täglich. Um eine volle Stunde, sagen die Beglückten. Aber in diesem Glück schwingt als Unterton eine Frage: Konnte es nicht mehr sein? Wenn der Profit so klar am Licht liegt, warum griffen wir nicht herzhafter zu, um es noch zu steigern und den Zeitgewinn zu verstärken?

Die Frage ist berechtigt und wird in späteren Zeitläuften vielleicht eine praktische Antwort finden. Tatsächlich zeigt die neue Verordnung einen Schönheitsfehler, einen Mangel an Symmetrie, der eine Unstimmigkeit mit dem natürlichen Zeitablauf darstellt. Rechnen wir doch nach: das Maximum des Lichtsegens erleben wir zur Sonnenwende am 21. Juni. Verteilen wir den Überschuß vorwärts gerechnet bis zum Oktober, so zwingt uns die Gegenrechnung bis zum Lenzanfang zurückzugreifen. Und die Frühaufsteher wissen es auch, wieviel Sonnenspende schon im Frühjahrsbeginn von den andern verduselt und unnütz vertan wird. Mit anderen Worten: die begnadeten Monate müssen in weiterer Zukunft von fünf auf sechs gestreckt werden, wie sich ja auch Proserpina bei ihrem Wandel zwischen Schatten und Licht ganz akademisch auf ein volles Semester einrichtete. Freilich, wenn unser Wunsch durchdringt, kommt der schlimme April mit einem blauen Auge davon, während dem unschuldigen März sein letztes Stündchen abgezwickt wird. Aber Ordnung muß sein, und so wird eine verbesserte Sommerzeit künftig am 1. April mit Bismarcks Geburtstag einzusetzen haben.

Damit noch nicht genug: die bundesratliche Verordnung, die im Reichsgesetzblatt knapp zehn Zeilen füllt, braucht sich nur um eine Zeile zu verlängern, um ein

höchst wohltätiges Mittelglied zu gewinnen. Sie befehle zum mindesten für Juni und Juli einen zweistündigen Tageszuwachs! An der Zustimmung Phöbus-Apollos wird es nicht fehlen, und unsere Uhren werden nicht streiken, wenn sie noch einmal einen winzigen Ruck durchmachen. Erst dann erscheint uns die wahre „Sommer"-Zeit, während wir uns bis jetzt nur zur Frühling- oder Herbstzeit durchgerungen haben. Die Mitternachtsonne bleibt uns zwar noch fern, aber eine Ahnung der weißen Nächte erblüht in unseren Breitengraden, und auf uns ergießt sich jener Zauber, der uns sonst magnetisch nach Norden zog. Vor Jahren hatten wir „Venedig in Berlin", Venedig aus Pappe; wir können das echte, das lichtumflossene Stockholm im abendlichen Berlin haben, wenn wir wollen. Die kleine Schwierigkeit, die durch die abermalige Korrektur im Eisenbahnbetrieb auftritt, ist zu überwinden. Und die Volkswirtschaftler mögen dann ausrechnen, um wieviel sich dann abermals die Ersparnis an künstlichem Licht steigert.

Sie rechnen immer zu kurz, auch wenn sie mit hundert Millionen Mark ihren großen Trumpf ausspielen. Denn der Gütezuwachs der durch die Sonne begünstigten Arbeitsleistung und die Glückserhöhung im verlängerten Tag läßt sich vorerst nicht in Reichsmark umwerten. Sie werden fürs Volk zu einem idealen Bankguthaben, das sich automatisch durch Zinseszins vermehrt. Auf irgendeiner Kontoseite des Nationalvermögens wird es dereinst zum Vorschein kommen, und man darf annehmen, daß es dort im Glanz der Milliarden auftreten wird.

Der erste Schritt ist geschehen. In der kritischen Nacht versinkt urplötzlich eine Stunde in die Unterwelt, um an vielen Tagen eine freudvolle Auferstehung zu feiern, den Nachtschwärmern zu Trutz, den Lichtgeschöpfen zu Nutz. Es öffnet sich die Welt als Wille und Vorstellung, aber in anderem S nn, a's Schopenhauer gemeint hatte: es ist der Wille zur Überwindung des Altgewohnten in Verbindung mit der Vorstellung der Uhr; aber die Uhr ist ja nur ein Merkzeichen der Zeit, nicht die Zeit selbst, und wenn wir die Zeiger vorstellen, so ergibt sich für uns nur eine andere Lesart: Unser Wille ist es, der das Weltbild ändert, eine neue Vorstellung der Geschehnisse schafft. Wenn am dreißigsten dieses Monats eine Theatervorstellung bis zur Mitternacht währt, so wird vermutlich für die Dinge auf der Bühne von elf an wenig Aufmerksamkeit übrigbleiben. Der Schwerpunkt des Schauspiels gleitet in die Zuhörerschaft. Eine stärkere Stimmung als zu Silvester überfällt sie, denn die Jahreswende liegt kalendarisch fest, während wir hier zum einzigen Mal aus eigenem Recht Zeitenwende hervorbringen.

Bis dann wieder, am letzten Septembertag, die Nachtalben hervortreten dürfen, um für erlittene Schmerzen einen Trostpreis in Empfang zu nehmen: den 25stündigen Tag, der sich gewaltsam in die Nacht hineinreckt und den Gespenstern noch ihren Tanz verstattet, wenn des Türmers Glocke ihr mächtiges Eins donnert. Und manch einer von den Spätlingen wird sich dann mit dem Hochgefühl aufs Lager strecken: Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß!

Am Ausguck.

Johann, der muntere Seifensieder, dem der Dichter Hagedorn seinerzeit ein so pietätvolles Denkmal gesetzt hat, würde die frohen Lieder in unseren Tagen etwas zurückhaltender schmettern — weil in seinem Fach der Umsatz eingeschränkt ist.

Wir selbst aber brauchen den Kopf darum nicht hängen zu lassen. Denn es ist gar nicht so wenig, wenn auf die Nase der Bevölkerung monatlich ein Fünftelpfund Feinseife fällt (hoffentlich schmerzlos fällt). Das sind ja zwei ansehnliche Stücke.

Hierzu kommt ein Pfund Waschseife, so daß in dem großen Weltreinemachen für die Privatwäsche noch einigermaßen gesorgt ist.

* * *

Unabhängig von der zum Ersatz empfohlenen Soda, sowie von den „Wurzeln der Lichtnelke" (die vielleicht manchmal umständlich zu beschaffen sind) kommt mancher Vaterlandsfreund möglicherweise zu dem Entschluß, das Rasieren aufzugeben. Eine Menge Seife würde damit erspart. Ob jedoch die Barbiere einverstanden wären, steht nicht fest. Vielleicht auch die Damenwelt nicht — des Kratzens wegen.

Vorläufig dürfen wir uns unbesorgt einseifen lassen (bloß von der Entente nicht), weil das Vorhandene noch genügt.

* * *

War es nicht Justus Liebig, der gefunden hat, an dem Seifenverbrauch eines Volkes zeige sich der Grad seiner Kultur?

Immer stimmt der Satz allerdings nicht. Auch der Philosoph Leibniz war gewiß ein sehr kultivierter Mensch — er hat aber so wenig Seife gebraucht, daß eine deutsche Fürstin in seiner Nähe wegen des Geruchs fast in Ohnmacht fiel. Auch Michelangelo war ein Kulturmensch, hatte jedoch den Aberglauben, daß es schädlich sei, den Körper oft zu waschen. Er tat es darum lieber fast gar nicht — und schlief zur Sicherheit noch in Kleidern.

Die Sauberkeit ist eine neue Erfindung. Wer jemals nach Weimar kam, hat mit hohem Staunen bemerkt, daß sich zur Goethezeit der Hof, als es noch keine Wasserleitung gab, in winzigen Gefäßen wusch, die wir für Kompottschüsseln gehalten hätten. (Statt reichlichen Wassers mit Seife mußten damals wohl Essenzen und Kunstdüfte heran.)

Dort blieb sogar ein Ausspruch im Schwange, der kaum wörtlich zu nehmen, aber trotzdem lehrreich sein dürfte: „Ein Bad nimmt man entweder, wenn man krank ist, oder bevor man Hochzeit macht."

* * *

Wir wissen, daß die Seife jenes Fett löslich macht, das mit Schweiß und Staub auf unserer irdischen Pelle haftenbleibt. Wir müssen uns ja täglich scheuern, wenn die Haut gut atmen soll. Ein Lacküberzug über unsern ganzen Leib würde bekanntlich den Tod zur Folge haben — wie die Wissenschaft festgestellt hat. Ja, für nichts und wieder nichts hat jedem von uns die Natur doch nicht zweieinhalb Millionen Schweißlöcher oder Verdunstungskanälchen gestiftet! Sind sie verklebt (von der täglichen Schmutzschicht), so schafft uns die Seife wieder Luft.

Es ist wirklich sehr gut, daß ihre gerechte Verteilung sorgsam überwacht wird. Für die Sauberkeit der Gesinnung hat jeder selbst zu sorgen.

* * *

Steht man vor der Wahl, einen Minister wie Sonnino zu besitzen oder keine Seife — dann ist dies Letzte vorzuziehen.

Der Herr hat eine markerschütternde Rede gehalten, worin er mittendrein die schreckliche Drohung ausstieß, den Schutz des geistigen Eigentums, der vertraglich zwischen Italien und Deutschland verbürgt war, zu kündigen.

Die Zuhörerschaft war von dieser Aussicht auf kostenlosen Nachdruck so beglückt, daß es wilde Umarmungen zwischen Parlamentariern und Ministern gab, während die Pupillen vor Rührung tropften.

Die Losung: „Mit Nachdruck vorwärts!" durchhallte den großen Augenblick.

* * *

Zuvor hatte Sonnino begeistert von dem „tapferen Portugal" geredet. Dieser Sprachkünstler knauserte hier in verschwenderischer Stimmung nicht mit Lob.

Das „tapfere Portugal"! In Zukunft wird man logischerweise Wendungen brauchen wie: „Der ritterliche Taschendieb". Oder: „Der hochherzige Fledderer". Oder: „Der tapfere Bauernfänger". Oder: „Der charaktervolle Schieber".

* * *

Die Amerikaner benutzen den Weltkrieg, um für den Dienst nach Europa eine eigene Schiffahrtslinie zu gründen.

Wie gerne möchten sie uns ruhmvoll Errungenes mitten im Wirrwarr des allgemeinen Brandes ablisten. Gelegenheit macht Dampferlinien, glauben sie.

Die Hapag oder Hamburg-Amerika-Linie ist die größte Schiffsgesellschaft der Welt; der altbewährte Glanz des Norddeutschen Lloyd strahlt glorreich daneben. Deutschland, obschon seine Seeküste gering an Ausdehnung ist, hat hier die Führung fraglos übernommen.

Unser Stolz, die hamburgische und die bremische Flotte, darf nie von den Yankees dauernd abgelöst und ausgeschaltet werden. Niemals wird es dahin kommen — was auch für Schwierigkeiten die nächste Zukunft bringen mag.

* * *

Mit jeder Schwierigkeit werden in Deutschland die Kräfte wachsen. Rätselhaftes und nie Geahntes wird hervorbrechen. Hölderlin sagt: „Mit ihrem heiligen Wetterschlag, mit Unerbittlichkeit vollbringt die Not an Einem großen Tage, was kaum Jahrhunderten gelingt". Ein Volk, das den Dreißigjährigen Krieg überstanden und nachher so Ungeheures geleistet hat (das, wenn ein Gleichnis erlaubt ist, nach Typhus, Abzehrung und Lungenentzündung ein Athlet ersten Ranges geworden ist) — ein solches Volk ist unbesiegbar. Und wer sich heute zu unseren Widersachern gesellt, begeht, auch rein rechnerisch, eine furchtbare Dummheit. Wir sind erprobte Stehaufmänner.

Unsere Kauffahrtei, vor fünfzig Jahren ein dünnes Pflänzchen, ist heute ein gewaltiger Baum. Wer das in kurzer Frist gezüchtet hat, läßt sich's nicht entreißen. Schiffe können uns die Amerikaner, und wer sonst es vermag, wegnehmen — die Schiffahrt nicht!

Asmus Stehfest.

▽▽▽

Bereitung des grünen Salats.

Von Wilhelmine Bird.

Der grüne Salat ist da! Eine der herrlichsten Gaben, womit uns die Gartenkultur beglückt. Unbekümmert um Kriegsnöte steht er voll und üppig vor unseren Augen wie in den besten Jahren, und unser Begehren lacht ihm entgegen. Doch — wir besinnen uns und sehen, daß selbst er nicht frei von Kriegsnot ist. Wir müssen ihm versagen, womit wir seinen Lebenslauf sonst krönten — das goldige Öl. Wie finden wir nun einen würdigen Ersatz dafür, ihm und uns zum Trost? Nun — glücklicherweise brauchen wir uns dem Ölersatz nicht zu verschreiben. Muß es durchaus Öl sein, um den grünen Salat bekömmlich und schmackhaft zu machen? Mit nichten! — Wie ich an dieser Stelle schon öfter betonte, ist gerade bei grünen Salaten das Öl nur sehr zurückhaltend anzuwenden, da es von dem Blatt gar nicht eingesogen und bei dem geringsten Zuviel dadurch dem Gaumen lästig wird. Da der Genuß des grünen Salats nicht zurückgestellt werden darf, so müssen wir einen Ersatz für das Öl suchen.

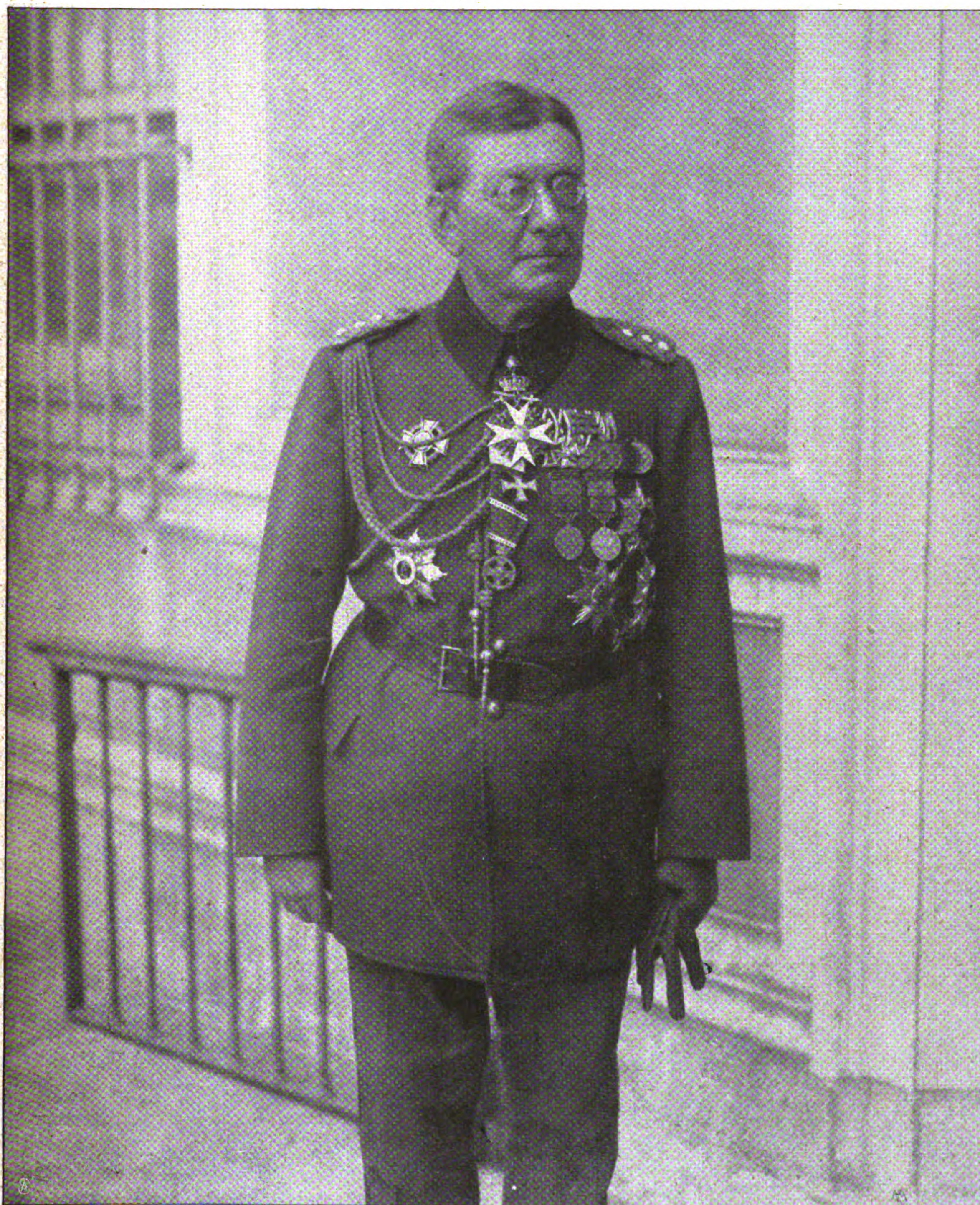
Wir finden einen solchen am besten in der Milch, d. h. in dem Fett der Milch. Nun wird man es im ersten Augenblick vielleicht ungeheuerlich finden, der Milch in dieser Zeit die Sahne zu entnehmen. Ob ich dieselbe nun aber mit der Milch oder dem Salat zu mir nehme, ist in seiner Wirkung, d. h. der Fettaufnahme, ja ganz gleich. Kindermilch werden wir nicht dafür verwenden. Wir können aber die allgemeine Haushaltsmilch hinstellen und anderen Tages die abgesetzte Sahne abnehmen, die für grünen Salat jedenfalls besser als für Kaffee angewandt ist. Die Magermilch ist für alles sehr gut verwendbar. Die abgehobene Sahne zu lange zum Säuern stehen zu lassen, ist nicht ratsam, sie nimmt leicht einen bitteren Geschmack an. Besser ist es, wenn der Salat mit der Sahne gemischt ist, nach Geschmack etwas Zitronensäure zuzusetzen. Die Zugabe von Zucker ist jedem überlassen.

Die Anwendung von Salatkräutern soll aber nie versäumt werden, sie heben ungemein den Geschmack. Die passendsten sind Schnittlauch oder anderes fein zerschnittenes Lauch, Boretsch oder Gurkenkraut, das dem Salat eine besondere Frische verleiht. Schließlich auch Petersilie und Kresse. Sie alle vertragen sich aufs beste.

Ist man nun aus dem einen oder anderen Grunde gegen diese gewaltsame, aber jedenfalls gesundheitlich einwandfreie Ersatzgewinnung, so kann man sich sehr gut damit bescheiden, nur durch Wasser verdünnte Zitronensäure, etwas Salz und dem Geschmack entsprechend Zucker anzuwenden. Natürlich können ebenfalls dabei die Kräuter Platz finden. Der Salat schmeckt auch so zubereitet sehr gut, sehr erfrischend und ist sehr gesund. Wollen wir mutig noch eine Stufe abwärts schreiten, indem wir einfach statt der Zitronensäure einen nicht zu herbschmeckenden Essig unter Zugabe von Salz und Zucker anwenden? Selbst in dieser Form ist der Salat sehr annehmbar, kann aber durch Zugabe eines hartgekochten und durchgetriebenen Eigelbs und etwas in Wasser verrührtem Mostrich wesentlich gewinnen. Überhaupt kann uns das Ei als Garnitur, selbst wenn in minimale Achtel geteilt, sehr angenehm bei diesen Salaten unterstützen, und treten erst die Tomaten dazu in Erscheinung, dann vergessen wir, daß der Salat kein Öl sah. Dem Mangel ein Schnippchen zu schlagen, gehört nachgerade zu den Vergnügungen der Hausfrau, und kann es immer so leicht gelingen wie bei dem Salat, dann können wir uns des Erfolges stolz freuen.

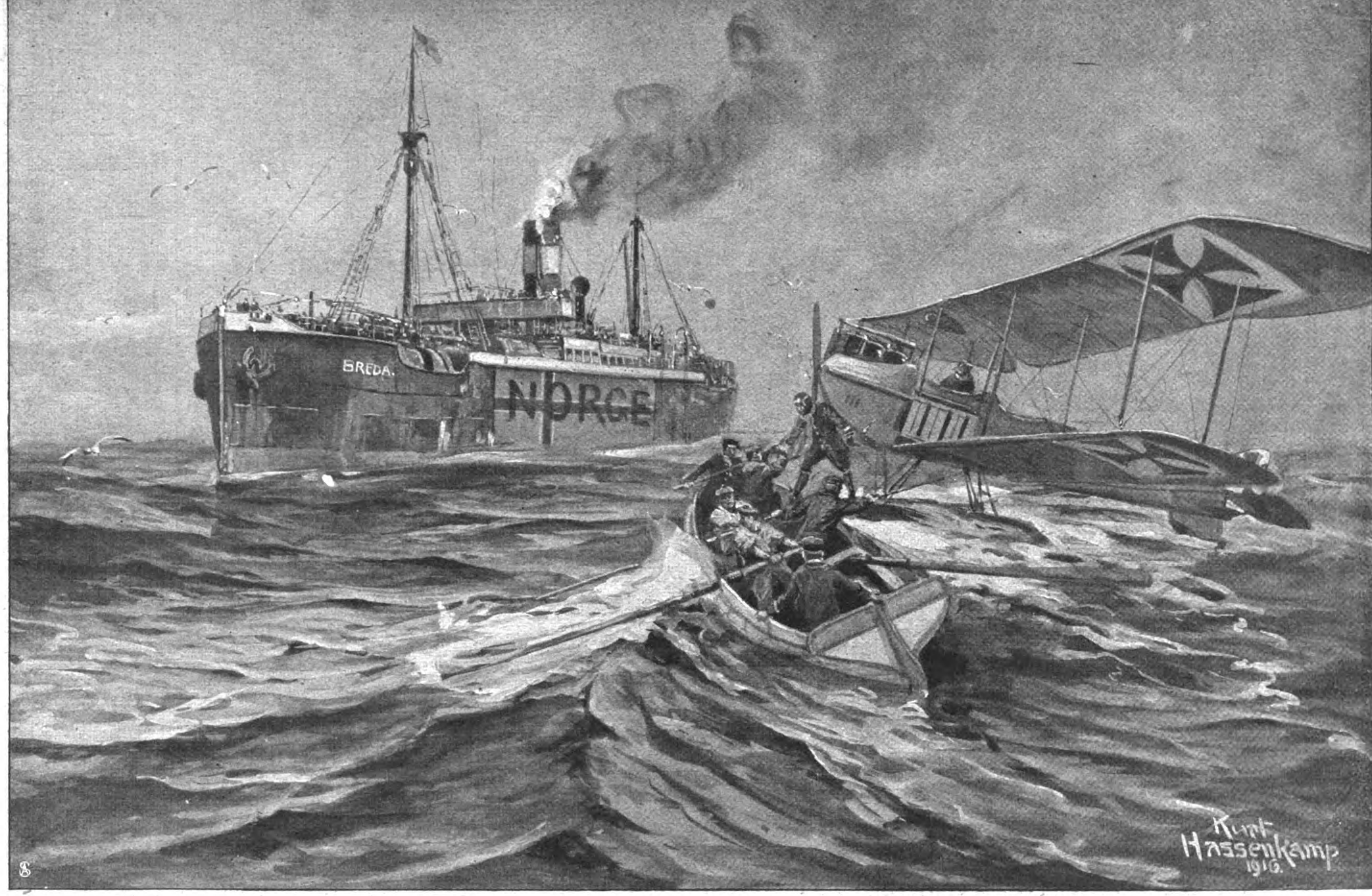
Daß wir auch die Gurke in der Weise behandeln können, namentlich mit Sahne, was bekannt ist, wird uns weiter zuversichtlich in die Zukunft blicken lassen. Auch die Salatbohne wird sich ohne Weigerung dieser Behandlung anpassen, wie auch die Tomate, die unter Zugabe von Zucker, ein wenig Pfeffer und Salz zu ihrer natürlichen Säure an sich schon einen Salat darstellt, auf Öl leicht wird verzichten können. Eine Zubereitung möchte ich, etwas schüchtern, noch erwähnen; ich wage kaum, es auszusprechen — Specksalat. Mögen glückliche Besitzer von Speck sich ihrer Bevorzugung im stillen freuen, um den Neid derer nicht zu erregen, die einen richtigen Specksalat zwar kennen, aber nicht haben können.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



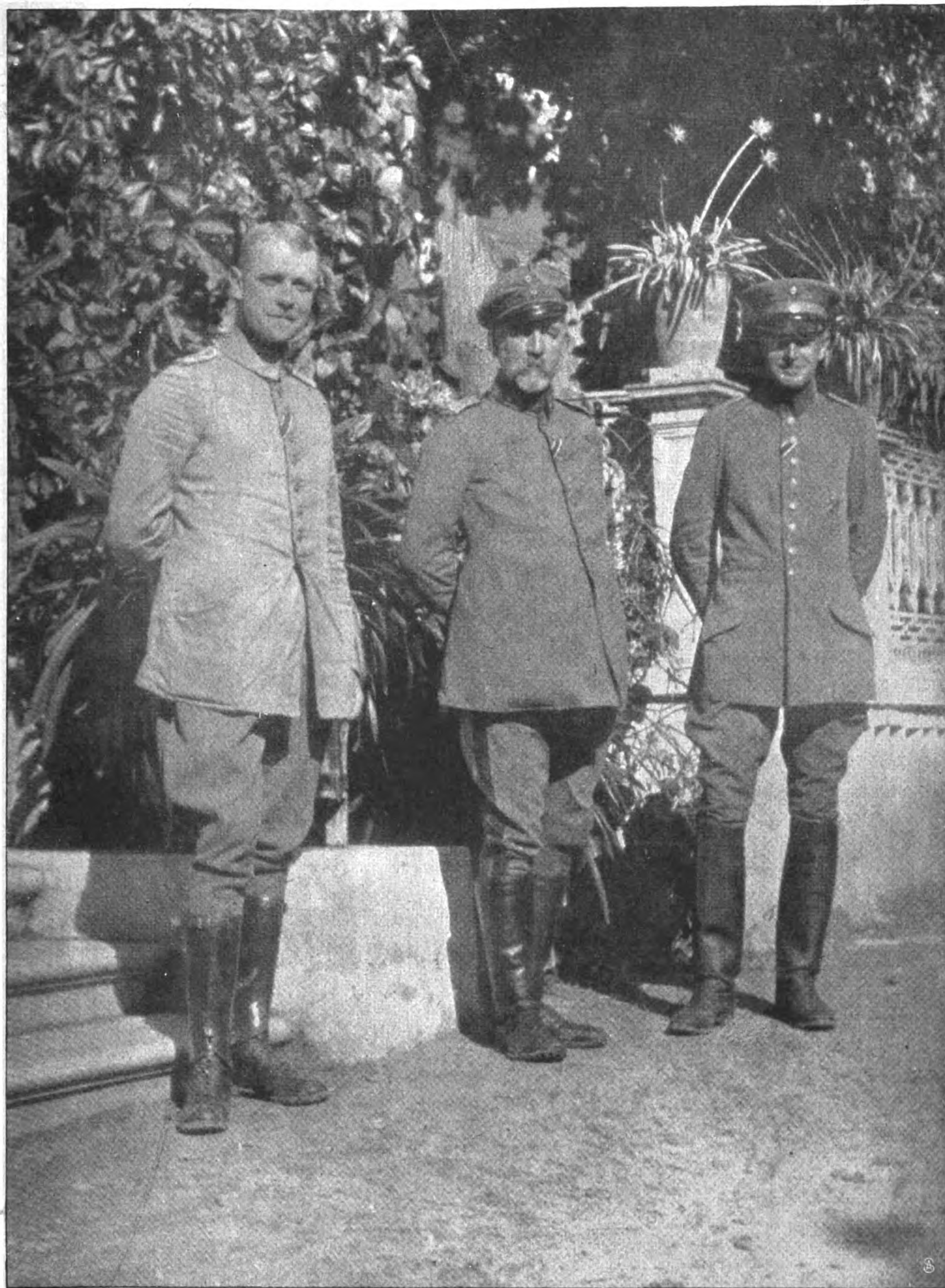
Feldmarschall von der Goltz=Pascha †

Generalfeldmarschall von der Goltz=Pascha ist nach zehntägigem Krankenlager am 19. April im Hauptquartier seiner türkischen Armee am Flecktyphus gestorben.



„Deutsches Marineflugzeug hält einen norwegischen Dampfer an".

Originalzeichnung von Kurt Hassenkamp.



Exzellenz von Bernhardi,

einer unserer bekanntesten Militärschriftsteller, mit seinem Stabe vor seinem Quartier im Osten.



Ansicht der Stadt



Regierungstruppen: Infanterie.

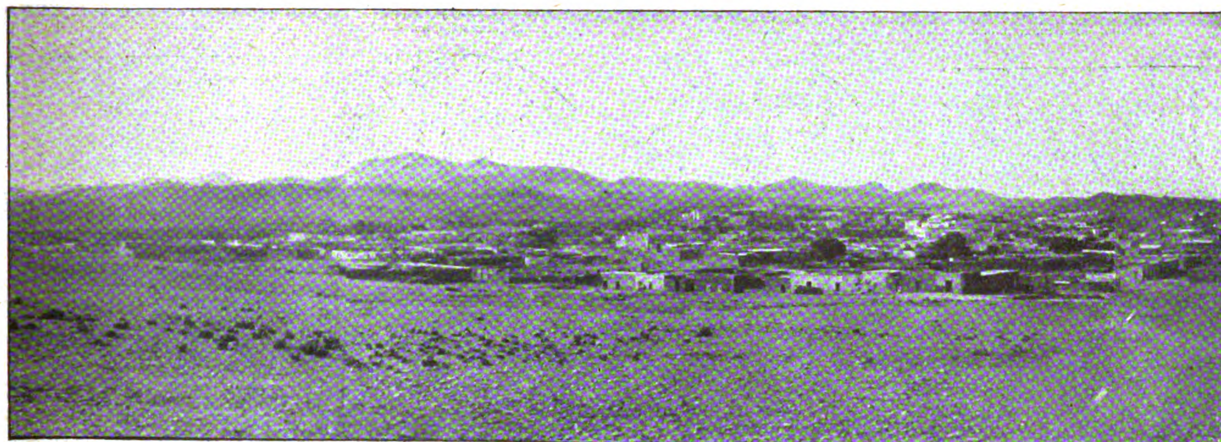
Die amerikanisch-mexikanischen Wirren.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Parral, auf dessen „Plaza" (Hauptplatz) die Kämpfe zwischen mexikanischen und amerikanischen Truppen, die letzteren unter dem Befehl des Majors Topkin, stattfanden, gehört zu den reichsten Minenplätzen Mexikos. Es war während einiger Jahre Wohnsitz des damaligen Metzgers Villa und ist, seitdem dieser sich einen Namen unter den mexikanischen Revolu-



Typische Landschaft aus der Umgegend von Parral.



Parral in Mexiko.

tionären gemacht hat, schon mehrfach dessen Schlupfwinkel gegen seine Verfolger gewesen. Topkin ritt gegen die Vorschriften Wilsons mit seinen Leuten am 12. April in die Stadt ein, da er glaubte, Villa hier fangen zu können, und wurde von dort stationierten Truppen (Regierungstruppen und Villistas) und der Zivilbevölkerung, die sich zum Kampf gegen die verhaßten „Gringos" mit dem Militär vereinigte, umzingelt und mit seinen Leuten anscheinend vollkommen aufgerieben.



Soldaderas, die Frauen der Soldaten.



Regierungstruppen: Kavallerie.



Munitions- und Maschinengewehrabteilung der Regierungstruppen.


Hauptmann Max Georg Neumann.


Hauptmann Lutz.


Leutnant Georg Felix Dietz.


Hauptmann Heydrich.


Leutnant Bierbrauer.


Leutnant Pfeiffer und sein Bursche Gefreiter Pasedag.


Fähnrich Walter Eyser.


Vizefeldwebel Bouvier.


Unteroffizier Heuer.


Gefreiter Kolb.


Phot. Haumüller.
Unteroffizier Artur Franke.


Oberbootsmannsmaat Krieger.


Unteroffizier Walter Seiffer.


Vizefeldwebel Friedrich Schneider.


Unteroffizier Laun.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



Deutsche Soldaten bei Brückengeldeinnahme an der neuen deutschen Brücke in Grodno.

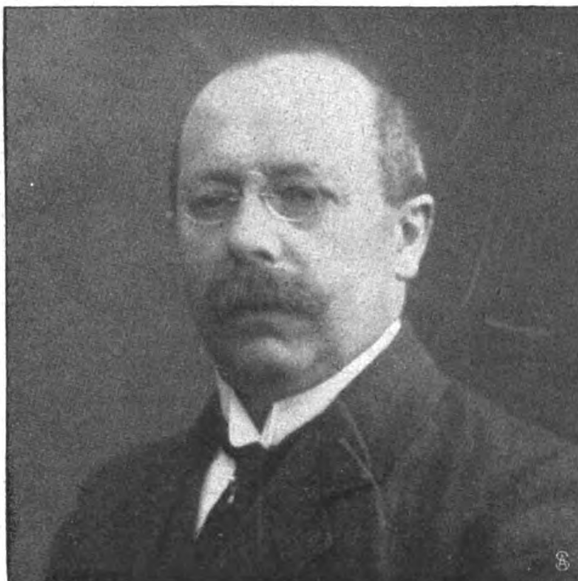


Phot. Haeckel.

Vor einer Teestube in Lida.

Die vor dem Hause stehenden Mädchen bedienen die Gäste. In der Stadt Lida gibt es zahlreiche derartige Teestuben, in denen man Tee und Kaffee erhält.

Bilder von der Ostfront.



Wertheim phot.

Geh. Justizrat Leonhard Friedmann,
bekannter Berliner Verteidiger
wurde am 24. April 60 Jahre alt.



Phot. Hugo Erfurth.

Geheimrat Karl Zeiß, Dresden,
übernimmt die Leitung der beiden städtischen Theater
in Frankfurt a. M.



1. Theodor Loos (Generalstäbler), 2. Hermann Vallentin (Husarenoberst), 3. Carl Clewing (General).

Aufführung von Rudolf Herzogs dramatischem Gedicht „Stromübergang"
zum Besten der Kriegshilfe des Vereins Berliner Presse im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg.

Die Hospitalisierung erholungsbedürftiger Kriegsgefangener in der Schweiz.

Von Dr. phil. C. Dorno, Davos.

In dem unermeßlich weiten Blätterwalde aller Erdteile ertönt seit kurzem neben dem Sturmgebrüll der Kanonen ganz leise und lieblich, nur dem feinen Ohr verständlich, ein Friedensahnungslied. „Hospitalisation Kriegsgefangener in der Schweiz“ ist sein Name, welches ist sein Inhalt? Die Frage ist nicht müßig, eine große Anzahl von bei uns eingelaufenen Rückfragen beweist es uns. Es sei daher darauf hier eingegangen an Hand des Beispieles, wie es sich uns in Davos bietet.

Entsprechend ihren traditionellen humanitären Bestrebungen hat, als alles, auch das internationale Gebäude von Kunst und Wissenschaft, zusammenbrach, die Schweiz vom ersten Kriegstage an treu danach gestrebt, das letzte zarte Band, welches seine großen Nachbarreiche noch miteinander verknüpfte, vor dem Zerreißen zu schützen. Den Austausch der Evakuierten und der Schwerverwundeten hat sie veranlaßt; was er bedeutet, weiß jeder, aber auch in vollem Umfang nur jeder, der die von schwersten Leiden blassen, gramdurchfurchten, jugendlichen Gesichter aus französischer Kriegsgefangenschaft zurückkehrender Verwundeter bei ihrer Ankunft in Konstanz im Freudenglanz hat aufblinken sehen. Der jüngste Erfolg der Schweiz in der Pflege der Verbindung zwischen den feindlichen Staaten, der Stillung von Leiden, der Erhaltung junger, zum Kulturdienst noch fähiger Menschenleben ist die Hospitalisierung der Kriegsgefangenen. Wieviel Verdienst bei diesem Erfolge allein die Schweiz hat und wie viel die geistliche Macht des Papstes, das entzieht sich heute noch der allgemeinen Kenntnis. Die Hauptsache ist für beide Teile — das steht fest — daß der erste Versuch gemacht und gelungen ist, vorläufig nur wenigen Hundert zu Nutz und Frommen, aber, so Gott will, in nicht ferner Zeit viele Zehntausende aus schwerstem Leid herausführend in Freude, Freiheit und Gesundheit. Jeder, der die Erbitterung, mit welcher die beiden Völker, sei es aus Haß, sei es aus heiligem Zorn, miteinander um ihre und ihrer höchsten Güter Existenz ringen, voll erkannt hat, jeder, der die großen Entbehrungen, Anstrengungen, Gefahren, Leiden, die vielen Toten und die vielleicht noch schwerer tragenden jugendlichen Krüppel mit Verständnis gesehen hat, wird sich bei einigem Nachdenken sagen, daß zwischen solchen Feinden zu vermitteln, solange noch die Waffen klirren, eine fast aussichtslose Aufgabe war und eine gewisse Gefahr und größte Schwierigkeit für den Vermittler in sich trug. Beides hat die Schweiz nicht gescheut. Der kostbare, durch die Jahrhunderte ehrende Anfangserfolg war ihr vergönnt, der Enderfolg wird, so Gott will, nicht ausbleiben.

„Wir glauben noch immer zu träumen“, „wir können es noch gar nicht fassen“, „vor acht Tagen noch in Algiers Malariasümpfen, dann in vieltägiger Eisenbahnfahrt durch ein haßerfülltes Land in eine uns unbekannte Stadt, in ein unbekanntes Spital, 24 Stunden später mit uns unbekannten, gleichfalls kriegsgefangenen kranken Landsleuten in einem Zuge mit unbekannter Bestimmung und dann 24 Stunden später in diesem Paradies unter Menschen, die Güte und Freude im Auge führen, Blumen und Grüße für uns haben, in ein wirkliches Bett, unter gütiger ärztlicher Pflege, bei voller Nahrung, in einer Fülle überirdisch reichen Sonnen- und Schneeglanzes, das kann nur ein Traum sein.“ — Anderes hörte man wochenlang kaum von den erlösten Offizieren und Mannschaften. Und der liebe Gott hatte es extra gut gemeint mit den viel Geprüften: Wolkenlos strahlte der Himmel wochenlang, als hätte er selbst seine Freude daran, Wochen vergingen, ehe die Neugeborenen das erste Wölkchen am Himmel erscheinen sahen. Dazu: Wiederkommen der jugendlichen Kräfte, sicheres Gefühl für die Andauer des Glückes, briefliche, dann oft persönliche Verbindung mit den Angehörigen, Freude und Stolz über die bis dahin unbekannten Erfolge und Leistungen des deutschen Heeres und Volkes, Aussicht auf volle Genesung, Hoffnung auf Frieden, Wiederkehr in die Heimat, friedliche Betätigung wie in der Vergangenheit!

Wie hat aber auch die Schweiz gesorgt! Über den freundlichen Empfang an den größeren Aufenthaltsorten, Genf, Zürich, Landquart, haben die Zeitungen berichtet; die Rätische Bahn hatte es sich nicht nehmen lassen, einen Engadin-Expreß erster Klasse von Landquart nach Davos zur Verfügung zu stellen, wie man ihn in Davos kaum je sieht, denn er pflegt nur die obersten der oberen Zehntausend von Chur nach St. Moritz zu befördern. Die mit weiten Fenstern versehenen Aussichtswagen, der prächtigste, die Landschaft widerspiegelnde Lackanstrich der Wagen werden auf den zahlreich in die Welt gegangenen Bildern auch dem flüchtigen Beobachter aufgefallen sein. Neben diesen Freundschaftsbezeigungen war aber die Hauptsache, die praktische Hilfe, nicht vergessen: Der Übergang von der Arbeit des Kohlen- und Lastentragens auf den Dampfern im südlichen Marseille oder von dem Ausgraben römischer Altertümer in Algeriens Hitze zu den schneebedeckten Alpenhöhen mit ihrer trotz aller Sonne kühlen, frischen Luft hätte den Lungenkranken fatal werden können, wären sie in Kleidung so abgerissen, wie sie teilweise aus Frankreich kamen, in Davos angelangt. Mäntel, Stiefel, warme Decken wurden ihnen daher bereits im Schweizer Niederland nach Möglichkeit zur Fahrt in die kühlen Höhen überreicht, und in Davos erwarteten sie aufs neue, vom schweizerischen Roten Kreuz gestiftet, je zwei warme Decken, warme Hausschuhe und alles, was nur eine fürsorgliche Mutter sich für ihr Kind ausdenken kann. Erstklassige Sanatorien und Hotels in erster Lage, in welchen die Kurgäste in Friedenzeiten wohl 15 bis 18 Frank täglich zu zahlen haben, öffneten sich in Davos den von solchem Luxus geblendeten einfachen Leuten, alle modernsten sanitären Einrichtungen und Bequemlichkeiten stehen ihnen ausgiebig zur Verfügung. Und wie treu und selbstlos sorgen die schweizerischen Herren Ärzte, alle als Lungenspezialisten einen Weltruf besitzend und den größten Erfolg gewährleistend. Und die Kuranlagen, Konzerte, die wohlgepflegten Tal- und Bergspaziergänge erschließen sich unter Zuwilligung der Gemeinde Davos den bei fortschreitender Gesundheit bald zahlreich im Freien sich bewegenden Patienten, welche dabei an ihre Gefangenschaft durch Bewachung nicht erinnert werden. Die Stärkung des Körpers durch ärztliche und klimatische Hilfe ergänzt die „Schweizerische Feldpredigergesellschaft“ durch Erfrischung der von allem Erlebten müden Seele, und besonders hoch ist es derselben anzurechnen, daß sie den geistlichen Zuspruch zwei deutschen Pfarrern über-

tragen hat, denn nur sie, die im tiefsten Innern mittragen an des Vaterlandes Prüfung, können zu den Leuten mit vollem Verständnis von dem sprechen, was ihr Herz bewegt.

Was, wird man fragen, blieb bei allen diesen Liebesbeweisen und Hilfen seitens des Schweizer Landes und Volkes noch als Gebiet der Betätigung den zu Tausenden am Orte ansässigen bzw. zum vorübergehenden Kurgebrauch sich aufhaltenden deutschen Landsleuten, welche doch — könnte es anders sein? — darauf brennen, auch ihrerseits die zu erfreuen und zu fördern, welche ihre Gesundheit geopfert zum Schutze und Erhalt des Vaterlandes und damit ihrer selbst. Auch für uns deutsche Landsleute blieb und bleibt ein weites Feld der Betätigung, denn der Schweizer ist weder so kurzsichtig noch so kleinlich, daß er eine zum Ausbau seiner Eigenarbeit fähige Hilfe, welche sich ihm bietet, zurückwiese. In der streng militärischen, dem schweizerischen Armeearzt unterstellten Organisation der Internierung ist ein Plätzchen eingeräumt auch der Beteiligung der innerhalb und außerhalb der Schweiz wohnenden Landsleute der Internierten, den Deutschen in Gestalt der „Kriegsgefangenenfürsorge Bern", welcher geeignete Beschäftigung und Fortbildung der Internierten als Aufgabe zugewiesen ist. Von ganz besonderer Bedeutung ist diese Aufgabe für Davos; denn heute ist wohl nur noch wenigen in der Welt unbekannt, welche Geduldsprobe die zur Heilung nötige Ruhe und Liegekur den Lungenleidenden auferlegt, insbesondere nun erst jungen, im inneren Kern kräftigen, an Krankheit nicht gewöhnten, im frischesten Alter stehenden jungen Männern. Nur natürlich (und das Gegenteil wäre nur von einem marklosen, also wahrlich nicht deutschen Volke zu erwarten) ist es, daß bei zurückkehrenden Kräften das Nichtstun unerträglich gefunden wird, und daß es, falls ihm nicht in gewissen Grenzen abgeholfen wird, zu dummen Gedanken und Streichen, zu Unartigkeiten und Ungehorsam führen muß. Wer Erfahrung im Leben der Lungenkranken hat, der weiß, daß es schon nicht leicht ist, für einen einzelnen geeignete, d. h. seinen Kräften angepaßte und doch die langsam schleichende Zeit ausfüllende Beschäftigung zu finden — wieviel schwerer nun bei Hunderten aus den verschiedensten Bildungsklassen, Berufen, Provinzen Deutschlands stammenden Leuten recht verschiedenen Alters! Diese verschiedenen Empfindungen, Anlagen und Neigungen zu erkennen und zu verstehen und ihnen in passender Weise Rechnung zu tragen, Organisationen zu schaffen, in welchen diese Hunderte von leidenden internierten Deutschen geeignet beschäftigt und für das weitere Leben fortgebildet werden, das ist für Gegenwart und Zukunft die sicherlich große und bedeutende Hauptaufgabe der Davoser deutschen Kolonie, und gut trifft es sich, daß dieselbe zahlreich und ideell und materiell kräftig und für das Wohl ihrer kranken feldgrauen Landsleute tatenfroh ist. Kaum einen Monat nach ihrem Eintreffen war mehr als die Hälfte bereits fleißig tätig in 13 Klassen bei Deutsch, Rechnen, Französisch, Buchführung und Kalkulation neben manchem anderen Spezialunterricht, dank — in erster Linie — dem vortrefflichen, vorwärts strebenden deutschen Volksgeist, welcher nach allen Schrecken, Aufregungen, Entbehrungen, Schmerzen, kaum wieder zur Ruhe gekommen, selbst im verwundeten und noch leidenden Körper voller Betätigungsdrang die erste Gelegenheit ergriff, Lücken auszufüllen, welche aus der Jugend verblieben waren. Wer vermöchte zu sagen, was den deutschen internierten Feldgrauen mehr ehrt: der Neuunterricht als Abc-Schütze zu einer Zeit, wo das eigene Kind daheim vielleicht denselben Unterricht genießt, oder der weitgehend geäußerte Wunsch zur Teilnahme am französischen Unterricht zwecks Ergänzung der in der herben Gefangenschaft gelernten wenigen französischen Brocken. Ob die aus deutscher Gefangenschaft nach Leysin gekommenen Franzosen wohl dort Deutsch zu lernen begierig sind?

Diesen ersten Klassen werden, sobald die Herren Ärzte bei fortschreitender Gesundheit mehr Arbeitzeit gewähren können, andere theoretische Unterrichtskurse folgen in Geographie, Staatsbürgerkunde, Physik. Chemie und praktische Kurse in Holz- und Hobelbankarbeiten, Metallarbeiten, Maler-, graphischen und anderen Unterrichten, Garten- und Feldarbeit, wobei die deutschen Verwundetenschulen mit ihren Programmen und Erfahrungen in weitestgehendem Maße als Muster dienen sollen. Weit ist die Aufgabe und ungeheuer viel schwieriger als in der deutschen Heimat, denn Kriegsgefangene sind es, an denen die Arbeit verrichtet werden soll, nicht den deutschen Lehrern unterstehen sie, sondern der militärischen Gewalt des neutralen Staates, auch stehen keine organischen Fachschulen, kein einheitlicher Lehrkörper, kein einheitliches Schulgebäude zur Verfügung, alles muß aus Privatleistungen, nur im Willen zu nützlicher Arbeit einheitlicher, sonst sehr heterogen vorgebildeter Landsleute konstruiert werden. Heute handelt es sich um 187 Internierte, Aussicht besteht aber darauf, daß sich die Zahl auf 500 erhöht. Nur der geschulte Pädagoge kann nach dem gesagten den vollen Umfang und die Schwierigkeit der Aufgabe ermessen, aber auch jeder Laie wird sich bei einigem Nachdenken sagen, daß sie etwas ganz außerordentlich Schwieriges, Verantwortungsvolles und Umfangreiches in sich schließt — diese der deutschen Kolonie zufallende Aufgabe bei der „Hospitalisierung deutscher Kriegsgefangener in Davos". Gott segne das Werk, welches dahin strebt, die körperliche Gesundung unserer Landsleute zu ergänzen durch Erhaltung ihres inneren Wertes und seelischen Heils um sie, in ihren Kenntnissen gefördert, der Heimat wiederzugeben zu tatkräftiger, glückbringender Friedensarbeit.

Neben dieser Hauptaufgabe ergeben sich noch andere: Die Förderung des Besuches der Angehörigen aus der Heimat durch Fahrgelderſatz und Bestellung von Freiquartieren, die Erschließung von geeignetem Familienverkehr innerhalb der von den Herren Ärzten bewilligten Zeit, welcher am besten vor Wirtshausbesuch bewahrt und den Gedanken wieder Friedensrichtung gibt, die materielle Hilfe (außer der sehr bedeutenden, in die Tausende von Frank gehenden, zu Unterrichtzwecken nötigen) zwecks schneller Lieferung doch etwa noch fehlender und unvollkommener Bekleidungs-, Kur- und Bequemlichkeitsmittel, denn der Instanzenweg über das Berner Kommando oder das schweizerische oder deutsche Rote Kreuz erfordert Zeit, und bisweilen muß, speziell bei der Ankunft, sofort geholfen werden. So sind z. B. von der deutschen Kolonie geliefert außer reichlichen, in natura weiter gegebenen Liebesgaben Stiefel für etwa 1500 Frank, Wäsche für etwa 3000 Frank, Kur- und Bedarfsartikel für etwa 1000 Frank. Die pekuniären Mittel flossen reichlich von in der Schweiz wohnenden und Reichsdeutschen, die wir aufmerksam gemacht hatten auf die Ankunft unserer kranken lieben Landsleute in feldgrauem Ehrenkleide durch

Übersendung des zu deren Begrüßung herausgegebenen Merkblattes. Mehr als 24 000 Frank sind bereits gespendet, das deutsche Rote Kreuz beteiligte sich mit einer Summe von 3000 Frank.

Wohl gedacht sei auch der Mithilfe der deutschen Damen, Seite an Seite mit den Schweizer Damen, bei Beschaffung, Instandsetzung und Unterhalt von Unterzeug und Wäsche, ferner der Ermöglichung von Extrakuren, welche in der allgemeinen ärztlichen Behandlung nicht vorgesehen sind, z. B. teuren Massagen, Röntgenbehandlung, Pneumothorax, Zahnbehandlung in ausgedehntem Maße, zu deren Ermöglichung ein ganzes, gerade käufliches Zahnatelier für 850 Frank erworben wurde.

Alle diese Kleinarbeit ergibt insgesamt bei der glücklicherweise großen Anzahl aus der Gefangenschaft zur Kur hierher entlassener Deutscher ein erwünscht reiches Feld der Betätigung für unsere hiesigen deutschen Männer und Frauen.

Eine bange Frage kommt wohl jedem interessevollen Leser hier auf die Lippen: „Wohin kommen unsere Landsleute, wenn sie gesund geworden sind?“ Beruhige dich, lieber Leser, keinesfalls zurück in die französische Gefangenschaft — sie verbleiben abkommengemäß in der Schweiz.

Hoffentlich bringen diese Zeilen manchem die erwünschte Antwort auf die Frage nach dem Wesen der „Hospitalisierung Kriegsgefangener in der Schweiz“.

Ueber Anbau und Verwertung der Brennessel.

Von Prof. Dr. Jos. Schiller (Wien).

Wenn man im Frieden eine Arbeit über die Brennessel, von der sich manch wissenswerte biologische Tatsache erzählen ließe, geschrieben hätte, so würde sie, falls die Schriftleitung sie annahm, vom Publikum gewiß übersehen worden sein. Die Brennessel, dieses lästige, bösartige Unkraut, das man zerschlug und auszurotten suchte, ist über Nacht zu hohem Ansehen gelangt, steht im Brennpunkte des Interesses einer der wichtigsten Industrien, der Textilindustrie, und Arbeiter und Arbeitgeber erhoffen sich Arbeit und Gewinn von ihr.

Hunderte von Anfragen, die der unlängst an dieser Stelle erschienene Artikel über die Lösung des Brennesselproblems brachte, bezeugen das mannigfaltigste Interesse.

In Mitteleuropa wachsen zwei Arten von Nesseln: die gemeine Brennessel (Urtica dioica) und die kleine Brennessel (Urtica urens).

Die gemeine Brennessel besitzt im Boden einen kriechenden Wurzelstock, aus dem sie vom März oder April an mehrere aufrechte, kantige, bis zwei Meter hohe Stengel mit gegenständigen grobgesägten Blättern hervorbringt. Im Hochsommer erscheinen die kleinen, grünlichen Blüten in Form von achselständigen, hängenden Rispen. Staub- und Stempelblüten sind auf verschiedenen Pflanzen verteilt. Sie ist ein Windblütler.

Die kleine Brennessel ist ein einjähriges Kraut mit kleinen, ovalen, eingeschnitten gesägten, lebhaft grünen Blättern. Die Blüten sind einhäusig. Die Pflanze erreicht nur eine Größe von ungefähr 60 Zentimeter.

Im laufenden Jahre muß es sich uns hauptsächlich darum handeln, die wildwachsenden Nesseln zu sammeln, wofür in Österreich-Ungarn alle Maßnahmen getroffen sind. Das Kriegsministerium läßt durch Soldaten in den Garnisonen und in deren Umgebung sammeln; das Unterrichtsministerium wendete sich an die Schuljugend, die ohne Entgelt in vaterländischer Arbeit zugunsten der Kriegsfürsorge den Wildwuchs ernten soll. Damit aber der Wildwuchs an Nesseln überall und an allen Orten in Vollständigkeit eingebracht werde, wird ganz allgemein zum Sammeln der Nesseln aufgefordert und entsprechende Vergütung für die Stengel und für die Blätter geleistet werden. Es wird sich beim Sammeln zeigen, daß die Nessel weit häufiger wächst, als man glauben möchte. An Mauern, Zäunen und Hecken, an den Rändern der Dorfwege, da kennt sie jedermann; aber in weit größeren und hochaufgeschossenen Mengen begegnen wir ihr an den Uferrändern unserer Bäche und Flüsse; in den Auwäldern bedecken sie weite Flächen, desgleichen an Waldrändern, auf Waldblößen, in Laub- und Nadelholzwaldungen. In Österreich-Ungarn rechnet man in diesem Jahr mit einer Brennesselernte im Trockengewichte von 7—9 Millionen Kilogramm. In Deutschland würde mit einer ähnlichen Menge gerechnet werden können.

Das Abschneiden der Brennesseln erfolgt nach dem Verblühen. Bevor noch der Samen ausreift, weil erst um diese Zeit die Faser voll entwickelt ist. Die Blütezeit hängt natürlich von dem Klima des Standortes ab, fällt aber im allgemeinen in den Sommer. Man schneidet die Nessel mit geschützten Händen unter Verwendung einer Sichel möglichst tief, also nahe am Boden ab und breitet sie zum Trocknen im Freien oder an einem trockenen, luftigen Raume aus. Die Blätter streift man am besten nach dem Trocknen ab. Sie sind wertvoll. Natürlich muß das gesamte trockene Stengelmaterial so aufbewahrt werden, daß es durch Schimmel und Feuchtigkeit nicht leidet.

Für den Anbau ist das Frühjahr die beste Zeit. Auf die Frage, wo man die Nessel anbauen solle, kann die Antwort sein: dort, wo bisher kein Bodenertrag durch unsere Kulturpflanzen angestrebt wurde oder zu erhalten war. Für die Nesselkultur kann man Waldränder, Waldblößen, brachliegende Flächen in Dörfern, in Obstbaumkulturen und alle jene obengenannten Standorte verwenden.

Die wilde Nessel gedeiht auf den verschiedenartigsten Bodenarten. Bouché, der seinerzeit Inspektor des Berliner Botanischen Gartens war, fand sogar üppigen, zwei Meter hohen Nesselwuchs an einem Torfmoor. Im Boden, in welchem der Sand vorherrscht, gedeiht sie vorzüglich, wenn nur eine gewisse Bodenfeuchtigkeit vorhanden ist. Allzu trockene Standorte geben nur kurze Pflanzen; die längsten und üppigsten gedeihen auf einem Mittelboden, wenn sie nicht während des ganzen Tages der Sonne ausgesetzt sind, also zeitweise durch Bäume, Hecken, Zäune und Gebäude beschattet werden.

Die näheren Angaben über die Kultur der Nessel verdanken wir Bouche, dem Vorkämpfer des Brennesselproblems, für das er unermüdlich tätig war.

Der zur Anpflanzung bestimmte Boden soll am besten im Spätherbst oder zeitig im Frühjahr aufgepflügt oder mit dem Spaten umgestochen werden, je tiefer, desto besser, weil dann die Wurzeln schneller in tiefere und

damit feuchtere Bodenschichten gelangen.. Hat man Dungstoffe zur Verfügung, soll man sie dem Boden geben, sei es Stalldünger oder Jauche. Die Nessel liebt Stickstoff außerordentlich, ist dafür durch reichlichen Ertrag sehr erkenntlich. Zum Anpflanzen verwendet man die Wurzelstöcke, die man an den oben genannten Stellen überall reichlich findet. Man gräbt sie zu diesem Zwecke mit einem Spaten vorsichtig aus, damit möglichst die an den Wurzelstöcken vorhandenen zarteren Würzelchen namentlich bei schon vorgeschrittener Jahreszeit, wenn die Stöcke schon reichlich getrieben haben, unverletzt bleiben. Diese Wurzelstöcke werden sodann in kleine Stücke so zerschnitten (mit einem scharfen Messer), daß jedes Stück noch drei bis sechs Triebe besitzt. Auf dem mit Nesseln zu bepflanzenden Boden zieht man durch einen Schnurstrich oder durch einen Reihenzieher 15 bis 20 Zentimeter von einander entfernte Reihen und setzt darin die Nesselpflanzen in einen Abstand von 20 Zentimeter voneinander. Dadurch wird dem Bedürfnis der geselligen Pflanze Rechnung getragen, die bei dichtem Stand die für die Fasergewinnung schädlichen Seitenzweige nicht entwickelt und Unkraut nicht aufkommen läßt. Die Wurzelstockstücke werden entweder mit der Hand oder mit Hilfe eines Spatens eingepflanzt. Natürlich kann man auch mit dem Pfluge Furchen ziehen, die Wurzelstöcke einlegen, ähnlich wie dies mit Kartoffeln geschieht, und dann mit einer neuen Furche bedecken. Die gemeine Nessel aus Samen zu ziehen, ist für dieses Jahr nicht möglich, da die Pflanze erst im zweiten Jahr einen zur Fasergewinnung brauchbaren Stengel liefert. Dies läßt sich bei der kleinen Nessel machen, da sie einjährig ist, doch liefert sie keine langen Stengel. Vielleicht läßt sich später aus ihr eine Kulturform ziehen, da sie als einjähriges Gewächs gegenüber der ausdauernden großen Nessel mehrfache Vorteile böte, besonders bezüglich Fruchtwechsel. Der etwa von der gemeinen Nessel zu erntende Samen soll am besten schon im Herbste auf Beete ausgesät und die jungen Pflanzen erst im zweiten Jahre auf die Felder gebracht werden. Jedenfalls aber wird man schneller zum Ziele kommen, wenn man wildwachsende Pflanzen im Freien aufsucht, oder wenn man aus seinen Nesselkulturen die an vielen Stellen bald in übergroßer Menge vorhandenen starken Wurzelstöcke aussticht und damit die neuen Nesselfelder bepflanzt.

Die alten Nesselfelder sollen im Herbst oder vielleicht besser im zeitigen Frühjahr mit Jauche frisch gedüngt werden. Da die gemeine Nessel ein ausdauerndes Gewächs ist, verlangt ein altes Nesselfeld nach den bis jetzt vorliegenden Erfahrungen außer der Düngung und der etwa herauszustechenden zu zahlreichen Wurzelstöcke keine weitere Behandlung.

Mehr noch wie für die Baumwollpflanze gilt für unsere Nessel, daß alle ihre Teile verwendbar und hochwertig sind. Denn neben der Faserausbeute, die 15 bis 20 Prozent des Stengelgewichtes ergeben dürfte, kann das Stengelholz, das beim Brechen abfällt, in den Papierfabriken benützt werden. So erzeugte eine Arnauer Papierfabrik bereits vorzügliches Briefpapier.

Aber diese Stengelüberreste sind ferner ebensogut als Viehfutter verwendbar, das überaus begierig nach den hier vorgenommenen Versuchen genommen wurde, wobei Kühe einen sowohl qualitativ als auch quantitativ erhöhten Milch- und Butterertrag gaben, ein Resultat, das schon Bouché in seinem Buche erwähnt. Die Blätter sind nach den veranlaßten, von Professor Richter durch Professor V. Grafe vorgenommenen chemischen Analysen über alles Erwarten reich an Eiweiß. Daher wird die österreichische Regierung für die getrockneten Blätter einen Preis von mindestens sechs Kronen pro 100 Kilogramm in diesem Jahre ansetzen. Bisher zahlten die Apotheker, welche die Blätter zur Gewinnung des Blattgrüns verwenden, 30 bis 35 Kronen für das gleiche Gewicht.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das im vorigen Jahr gesammelte Nesselmaterial in Österreich und Ungarn der Verarbeitung zugeführt wurde, und daß entsprechend den Bedürfnissen der Heeresverwaltung mancherlei Stoffe daraus erzeugt werden. Neben groben Stoffen, die den höchsten Anforderungen bezüglich Strapazfähigkeit entsprechen, wurden überaus feine leinenartige Weben von hoher Schönheit hergestellt. Das Gewebe nimmt leicht und reichlich die Farbstoffe an, wobei die an und für sich schon die Leinenfaser bezüglich Zugfestigkeit übertreffende Nesselfaser noch beträchtlich fester wird. Auch Verbandwatte mit hoher Absorptionsfähigkeit wurde aus Faserabfällen hergestellt.

Wenn nun schon die wild wachsenden Nesseln in allen ihren Teilen sich als wertvoll erwiesen haben, was dürfen wir da erst von der veredelten Kulturpflanze in der Zukunft erwarten, sobald sich ihrer die deutsche Wissenschaft, Gärtnereikunst und Landwirtschaft angenommen haben werden!

Im Frühlingsturm.

Nun stampfen die Stürme wieder
Ueber das graue Meer;
Sturmriese reckt die Glieder
Ueber den Acker her;

Und rüttelt an allen Türmen
Und drängt in Tür und Tor;
Ein gärendes Geisterstürmen
Glutet göttlich empor.

Du hörst sein Wehen und weißt es,
Woher es kam und quoll:
Vom Frühling deutschen Geistes
Sind Sinn und Seele voll!

Das ist ein Harren und Hoffen
In gläubigem Sturmesdrang;
Weit stehen die Tore offen,
Die der Weltensturm bezwang.

Kurt Engelbrecht

Die Kellnerin.

Von Reinhold Cronheim.

Potztausend — eines Tages war es geschehen: ein ungeheuerlicher Wandel hatte sich vollzogen. Selbst in die verbrieften und verbürgten Rechte des Stammtisches hatte der Krieg mit rauher Hand gegriffen, der alte Kellner, der die Wünsche, Bedürfnisse, Eigenarten eines jeden seiner Gäste kannte, vorahnte und erfüllte, war trotz seines X-Beines Schipper geworden, und statt seiner Serviette führte er nun die Schaufel irgendwo im Osten. Selbstverständlich begleiteten ihn die wärmsten Wünsche, und als später von ihm eine Feldpostkarte an den Stammtisch eintraf, wurde ihm mit Einstimmigkeit eine Liebesgabensendung votiert.

Sein Vertreter oder vielmehr Ersatz war ein schlankes, blondes ostpreußisches Mädchen mit blanken, lustigen Augen, nicht mehr ganz jung, aber gefällig, freundlich und aufmerksam. Schwarz gekleidet, mit weißer Schürze, weißem Halskragen. Und durch das ganze große Lokal flatterten ähnliche Erscheinungen, brünett und schwarz, aus allen Gauen des großen Vaterlandes. Münchnerinnen, Schwäbinnen und auch aus Baden waren manche, verschiedene auch aus Berlin.

An dem Stammtisch knurrte man zuerst, und es schien, als ob man zunächst eine defensive oder trotzende Haltung gegen diese Neuerung beobachten wollte. Denn in Berlin ist die „Damenbedienung" seit unerdenklichen Zeiten mit einem unauslöschbaren Stigma, um nicht von vornherein „Makel" zu sagen, behaftet gewesen. In vielen anderen Gegenden Norddeutschlands, besonders an der Waterkant, auch.

Lieber Himmel, was soll ich davon hier viel erzählen! Es hat, wie jedermann weiß, Zeiten gegeben, wo große Vereinigungen männlicher und weiblicher Zusammensetzung gegen die „rote Laterne", die Animierkneipen und wie das Zeug alles heißt, mit scharfen, schärfsten und allerschärfsten Maßregeln und Mitteln Sturm liefen, und es ist gewiß richtig, daß dort viele Existenzen und junge Blüten geknickt wurden.

Man muß das anführen, um die innerlich tiefe Abneigung des Berliners und gewiß auch anderer Bewohner der großen und größeren Städte des Nordens unseres Vaterlandes gegen „weibliche Bedienung" erklärlich zu machen. Ganz anders im Süden und im Westen unserer Heimat. Schmeckt die Maß von einer Münchner Kellnerin mit ihrem „Wohl bekomm's" nicht ganz anders, als wenn einem im Norden das Glas Bier sozusagen im mißverstandenen Frack mit dem fleckigen Hemd oder im speckigen „Smoking", der Hinterlassenschaft des siebenten Eduard, förmlich hingeschmissen wird?

Aber kehren wir zu unserem Stammtisch zurück. Nach wenigen Tagen ließ das Knurren nach. Viele der Herren waren schon in den Schützengräben im Osten, Westen und Süden gewesen, der Ton war daher ein kriegsmäßig rauher. Es fiel auch wohl mal ein Wort, dessen man sich im Salon geschämt hätte. Aber man mäßigte sich, wenn die blonde Ostpreußin mit den vollen Gläsern erschien und nie irgend etwas hörte. Merkwürdigerweise schimpften die aufgeregtesten Herren nicht, wenn ihnen ihr Leibgericht vor der Nase gestrichen wurde. Wenigstens nicht so, wie sie es immer bei dem alten Stammkellner, der nun schippte, getan hatten, bei dem sie eine solche Untat für persönliche Gemeinheit erklärten. Schließlich nimmt man am fleischlosen Tage auch einen Rollmops für einen Schellfisch. Der stärkt den Durst, wenn das überhaupt noch erforderlich wäre.

Und nun, ernsthaft gesprochen, hat der Krieg gerade mit diesem ärgsten Vorurteil, das namentlich der Berliner hatte, in der denkbar gründlichsten Weise aufgeräumt. Ueberall haben wir und mußten wir uns das Eingreifen weiblicher Arbeitskräfte in den allgemeinen Betrieb gefallen lassen. Not bricht Eisen — wohl uns, daß wir solche Frauen haben. Die Schaffnerin auf der Straßenbahn, die Beamtin in allen sonstigen Betrieben wird heute schon überall als selbstverständlich betrachtet und vom Publikum mit außergewöhnlichem Wohlwollen behandelt. Es ist, als ob eine allgemeine Liebe sie umfinge. Mit allen Beamtinnen ist es so. Meinem alten, borstigen Briefträger habe ich den Morgengruß ebenso teilnahmlos erwidert, wie er ihn mir bot, wenn ich ihn auf der Treppe traf, an seine Nachfolgerin mit der Postmütze und der Armbinde um den Arm richte ich ein paar freundliche Worte, weiß ich doch, daß ihre rechte Hand zwei Ringe schmücken — ja, der Krieg! Weiß man doch, daß sie fünf Stiegen emporklimmen muß, um eine bedeutungslose Drucksache in einen Briefkasten zu stecken.

Mächtig hat der Krieg mit gewaltsamer Hand Wandel geschaffen in allerlei Anschauungen einer friedlichen Zeit. Statt wortreicher Verhandlungen hat er Tatsachen gestellt, die mächtiger und machtvoller sind als alle Theorien.

Aber wir kommen wieder auf unseren Stammtisch zurück, um nicht vom Thema abzuirren. Schon lange gibt es keinen mehr, der mit der Bedienung „von zarter Hand" unzufrieden wäre. Man ist ja jetzt auf den Ein-Uhr-Schluß angewiesen. Verspätungen und längeres Sitzenbleiben finden nicht mehr statt. Im allgemeinen macht sich ja in den größeren Restaurants in Berlin schon vor dieser Zeit eine gewisse Nervosität bei dem Publikum bemerkbar. Bei den verminderten Verkehrsmöglichkeiten ist jeder besorgt, noch einen Platz in der Straßenbahn zu erhalten. Natürlich wird die Kellnerin in solchen Augenblicken ganz besonders in Anspruch genommen — aber man hört nie, daß irgendwelche Streitigkeiten entstehen.

Nun würde ja das alles hier nur wenig beweisen, man könnte sagen: ein Stammtisch, ein Lokal — was will das sagen! Gewiß, es ist keine Frage, daß man in dieser Beziehung recht hat. Denn die Einzelbeobachtung beweist in der Tat nichts, sie ist so wertvoll wie die bekannte Geschichte von dem reisenden Engländer mit dem buckligen und rothaarigen Kellner. Es ist aber auch eine große Berliner Vereinigung „Der Verein der Gastwirte Großberlin" für die weibliche Bedienung in den Gastwirtschaften in flammender Einmütigkeit eingetreten. Sämtliche Gastwirtekorporationen Großberlins hatten eine Konferenz im Berliner Polizeipräsidum, in der die Vorstände um ihre Meinung über die Bewährung der weiblichen Hilfskräfte befragt wurden. Das Urteil lautete allgemein „ganz vorzüglich".

Unser mehrfach erwähnter Stammtisch hatte sich diesem Bekenntnis übrigens „voll und ganz" angeschlossen. Allerdings wurde dann noch das „Einstellungsalter" erörtert. Der Dezernent im Polizeipräsidium war für ein

Alter von 25 bis 30 Jahren. Die Vertreter der Gastwirte überzeugten ihn aber, daß diese Altersstufen nicht immer die geeigneten Kräfte in genügender Zahl bieten dürften, und so erreichten die Gastwirte, daß ein Anstellungsalter von 21 bis 35 Jahren gewährt wurde.

Die Gastwirte hatten recht, sie sollen gepriesen sein. Denn ein Kind von einundzwanzig Jahren — mein Gott, man müßte ja hier einen ganzen, ganzen Almanach von Soldaten-, Studenten-, Jägerliedern abdrucken, in denen diese Jahresklasse besungen wird — na, jeder weiß es ja. Und eine reife Schönheit von fünfunddreißig sollte nach Polizeiansicht nicht mehr den schäumenden Becher kredenzen sollen? O heiliger Veit von Staffelstein — lieber ist sie mir immer noch wie der podagrasche Oberkellner des „erstklassigen“ Restaurants mit dem Quadratmeter weiße Wäsche, mit dem nervösen Klappen der Fußspitze, wenn ein harmloser Mensch sich nicht gleich in den blödsinnigen Preisen seines „Menüs“ zurechtfindet, und mit dem hochnäsigen Lakaienausdruck im Gesicht.

Nein, dann schon lieber an den vielfach erwähnten Stammtisch zurück und: „Lena, es ist erst einhalbein Uhr, dann noch eine Maß.“



Ein Tisch der Ausstellung.



Ein künstlerisches Schachspiel.

Osterausstellung und Verkauf von Arbeiten der Verwundeten in den Lazaretten in Potsdam.



Phot Lill, Hannover.

Der Gotiker C. W. Hase.

Conrad Wilhelm Hase, dessen Denkmal am 16. April in Hannover eingeweiht wurde, war der größte und berühmteste Gotiker des 19. Jahrhunderts. Die Renaissance beherrschte damals die ganze Welt, und grauer Putz und nur horizontaler Abschluß der Häuserfronten unter Ausschluß eines jeden Giebelwerks und der Verwendung der Farbe bei den Häuserfronten gaben den Städten zu großen Teilen das Ansehen der Eintönigkeit. Dem machte Hase, das Genie, der 1818 in Einbeck geborene Niedersachse, ein Ende. Er baute in mehrfarbigem Backstein für die Flächen und in Markstein für die Architektur. In diesem Sinne schuf er sein berühmtes, der Kunstgeschichte angehörendes Museum in der Sophienstraße in Hannover, noch ein romanischer Bau von höchster Schönheit. Später vermied er die Farben und ging zum reinen Sandstein — Marienburg, das hannoversche Königschloß bei Hannover — und zuletzt zum reinen Backstein über, wodurch die Hasesche oder Hannoversche Schule begründet war. Hase war auch berühmt als Lehrer der Gotik, und viele Schüler aus dem Auslande kamen, ihn zu hören. Auch als Mensch stand er groß da und war überall der Mittelpunkt seiner Umgebung. Seine Lehren bildeten die Grundlagen für die heutigen Kunstbestrebungen. Das Denkmal, ein großes Marmor- und Tuffsteinepitaph, ist ein Werk der bekannten Künstler Gundelach und Architekt Otto Lüer. Kn.



Vor einer deutschen Verkaufsstelle für Petroleum in Polen.



Phot. Haeckel.

Die Kauflustigen.

Petroleumverkauf der deutschen Verwaltung auf dem östlichen Kriegschauplatz.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

23. Fortsetzung.

Auf einem Stuhl lag eine englische Zeitung. Sie war anonym aus der Westschweiz gekommen. Ein Bild im Text blau angestrichen: Alle Völker des Erdballs bis zum winzigen Japaner und vierschrötigen Buren hin schlugen blindwütend auf eine zähnefletschende Dogge ein, die eine Pickelhaube trug. Darunter stand: „Hallo! Alle Mann ans Werk! Man muß den deutschen Werwolf niederknütteln!"

Und es war, als spräche aus diesen Retorten und Reagenzgläsern und Mikroskopen eine Geisterstimme zur Antwort: „Der Erde geschehe, wie sie gewollt! Deutschland war das Licht der Welt. Es kann auch seine Nacht sein. Deutschland gab den fremden Völkern blühendes Leben. Nun sendet es ihnen ebenso den Tod. Es ist stark in einem wie im andern. Schöpfung, Sein und Vernichtung, die geheimnisvoll dreifache Gottheit vom Ganges, wohnt auch hier am deutschen Rhein in der angewandten Wissenschaft, die hinter dem Furor Teutonicus steht . . ."

„Menschen werden durch diese chemischen Mischungen selbstverständlich nur betäubt, nicht erstickt!" sagte Geheimrat Tillesen ruhig. „Genügt Ihnen diese Gasentwicklung so?"

„Ich denke ja, Exzellenz!"

„Wir werden weiter daran arbeiten. Man muß praktische Versuche in leeren Schützengräben machen. Ich schreibe Ihnen noch. Oder vielmehr: ich diktiere es meiner Tochter. Sie begleitet mich nach Posen."

„Sehr wohl, Exzellenz!"

Nun erst, nachdem die Versuchskommission sich verabschiedet, kam Geheimrat Tillesen aus der Wissenschaft zur Gegenwart zurück und sah, daß da auch seine dritte Tochter mit ausgebreiteten Armen stand. Und die sagte nach der ersten Begrüßung nur: „England liegt hinter mir!"

Ihr Vater nickte. Es war wie ein: Und hinter mir die internationale Gelehrtenrepublik!

Und ebenso lag es auf dem Antlitz seines Schwiegersohns: Und hinter mir das Traumland des ewigen Friedens!

Und auf dem seiner Frau: Und hinter mir die alte deutsche Sehnsucht, die Inseln der Seligen im Süden!

Und auf dem ihrer Schwester Inge: Und hinter mir die Luftspiegelung angelsächsischer Freiheit überm Meer!

„Du kannst dich nützlich machen, Phila, und während des Krieges auch auf meine beiden Bengel aufpassen!" sagte Hannah Higgins. „Ich melde mich morgen als Pflegerin!"

„Morgen ist das Haus hier leer . . ."

Und doch fühlten alle: Wir sind in unser Haus zurück. Was deutsch war, gibt die Fremde wieder. Alles kehrt heim. Von allen Seiten rauschen die Wasser. Tausend Bäche sprudeln und eilen. Fluß an Fluß flutet dahin und ergießt sich in den einen heiligen Strom. Feierlich, in mächtigem Schwall, wälzt dort drüben der deutsche Rhein seine Wogen zum fernen Ziel.

16.

Die Schneeflocken, die strömend dicht in diesen letzten Januartagen des Jahres 1915 von dem eisgrauen Himmel des östlichen Ostpreußen herunterwirbelten, erreichten kaum die breiig fließende, mit verschlammten Laufbrettern belegte Sohle der russischen Schützengräben. Sie schmolzen schon beinahe in der Luft zu Wasser, so heiß war der stinkende Brodem, der aus den holzüberdachten und warm überschneiten Unterstandtunnels in die offenen Laufgräben quoll. Es war in diesen geschützten Unterkünften dämmerig wie in einem Bärenlager zur Winterzeit. Pelzig behaarte Gestalten tappten aufrecht im Zwielicht, brummten tief, schnarchten in den sargähnlichen Seitenverschlägen. Ein scharfer, süßlicher tierischer Geruch lastete zäh unter dem Balkengewölb, das die Axt feldbrauner russischer Muschiks gezimmert. Der Staatsrat Morskoi blies, um sich davor zu schützen, ein Zigarettengewirbel durch die Nasenlöcher, blieb kurzatmig und wohlbeleibt, wie er war, stehen und sagte: „Feldwebel! . . . Fragen Sie wieder, wo der General eigentlich ist!"

Er war in der Uniform eines hohen Ziviltschinowniks mit übergehängtem Mantel. Sein Begleiter, der Panslawist Korsakoff, trug die Genfer Binde auf dem Ärmel seines Waschbärpelzes. Eine Ottermütze bis über die Ohren. Filzstiefel bis über die Knie. Man sah von dem hageren, blonden Mann wenig mehr als die fanatisch starren, hellblauen Augen unter der angelaufenen Brille.

„Der General Schiraj? Weiter vorn! . . . In der ersten Schützengrabenstellung! . . ."

Ein kalmückisch ausschauender Hauptmann murmelte es. Er saß auf einem Empiresofa, das halb eingesunken war, und hatte die Füße auf den Seidendamast hinaufgezogen, um sie vor dem Urbrei von Wasser, Schlamm, Kohlstrünken, Hühnerfedern,

Knochen und menschlichen Auswurfstoffen am Boden zu schützen.

„Ah — voilà un courant d'air!" Der Hofmeister Morskoi atmete draußen zwischen den engen Wänden des nach vorn führenden Sappengangs auf und machte sich mit der Hand Luft in das rote, von schwarzen Bartkoteletten umrahmte Gesicht. „Daß sie nicht krank werden in diesen verpesteten Höhlen."

„Sie sind's gewohnt, die Seelchen! . . . Diese Falken. . . . Sie haben es im Winter in ihren Dörfern auch nicht anders!"

Der Professor Korsakoff hatte, während er das sagte, keinen weiteren Ausblick als dicht vor sich die steten Winkel des Weges und über sich, zwischen den verschneiten Grabenkämmen, einen Streifen flockenwimmelnden Himmels. Der Feldwebel, der den beiden Moskauer Politikern als Führer diente, drehte sich mit breitem Lachen um: „Belieben Sie, Herren! . . . Dies ist doch kein Winter. . . . Für uns Sibirier!"

Auf dem Auftritt des Schützengrabens, in den sie eintraten, hielten die langen, sehnigen Kerle dieses sibirischen Korps Wacht. Ihre Pelzmützen — daheim in den Urwäldern erbeutet oder Liebesgaben aus den Muffen der vornehmen Petersburger Damenwelt — waren so hoch, daß sie bei einer unvorsichtigen Bewegung des Trägers bis über die Brüstung ragten. Aber es hatte keine Not. Es war überflüssig, daß man die eingebauten Maschinengewehre durch Decken gegen Sicht schützte. Der Schnee besorgte das selbst. Er fiel immer noch in dichten Strähnen. Man konnte kaum hundert Schritte weit sehen. Kein Schuß fiel in diesem zähen Grau und Weiß der Luft. Der Krieg schlief. Weithin längs der endlosen Front hörte man nichts als ab und zu das Gekrächze der Krähen. Der General Schiraj war, wie er selbst von sich sagte, keiner von diesen Petersburger Herrchen. Er war ein Feldsoldat. Er hatte im Frieden im Kaukasus und in Transkaspien gestanden. Die beiden Besucher trafen ihn am Fernsprecher in einem vorn in den äußersten Schützengraben hineingebauten Bretterunterstand. Er redete selbst mit seinem ruhigen, tief durch seinen verschneiten Vollbart grollenden Baß nach hinten mit der Division seines Abschnitts. Neben ihm stand sein Adjutant. Auf einem Bänkchen hockte ein blasser jüdisch-russischer Einjähriger mit um die Ohren festgeschnallten Hörrohren, die ihn mit der Beobachtungsstelle verbanden. Ein Unteroffizier saß neben ihm, bereit, durch das zweite Telephon Anfragen nach dorthin zu übermitteln.

„Nein, Exzellenz! Gar nichts Neues! Drüben alles ruhig wie immer!" sprach der General in den Apparat. „Aber ich bin in Unruhe. . . . Unsere Gräben füllen sich mit Schnee. . . . Wie? . . . Beim Feinde auch? . . . Ach so. . . . Ja . . . wenn w i r etwa anzugreifen gedenken . . ."

Er lachte tief und befriedigt, hängte ab und begrüßte mit Wangenküssen die beiden Gesinnungsgenossen.

„Nun, ihr hier . . . das deutet auf wichtige Dinge . . . solch seltener Besuch . . ."

„Sie werden heute noch einen anderen Besuch erhalten, Pawel Antonowitsch!"

„Und wen das?"

„Schjelting!"

„Vortrefflich! Warum habt ihr ihn nicht gleich mitgebracht?"

„Wir kommen lieber allein!"

„Und er auch!"

Korsakoff hatte, während er das sagte, die Brille abgenommen. Nun war der Glanz seiner blauen Augen noch unheimlicher. Unerbittlicher. Schiraj dachte sich, wie schon oft bei seinem Anblick: Gut, daß du Panslawist bist, Bruder! Sonst wärst du Nihilist geworden mit deinem Fanatismus! Er schaute von dem einen zum andern.

„Ihr seid so seltsam . . . Was ist . . .?"

„Man kann es nicht hier sagen! Gehen wir hinaus!"

„Einen Augenblick!"

Der sibirische General erledigte noch einige Dienstbefehle. Als sie dann aus dem Dämmern in das Freie traten, hatte das Schneetreiben aufgehört. Die Luft war für einen Augenblick dieses Spätnachmittags hell. Sofort zwitscherte es oben in ihr von den huschenden, unsichtbaren Vögelchen. Schiraj hielt das schwere Schweigen seiner Freunde für Kanonenfieber.

„Es kann euch nichts geschehen!" sagte er. „Sie sind mehr als eine halbe Werst von hier! Steckt nur nicht den Kopf über den Graben!"

Der Hofmeister lehnte mit einer Schulterbewegung ab.

„Nicht das! . . . Du glaubst, der Feind sei eine halbe Werst von dir. Nein: Er ist hinter uns . . ."

Schiraj wandte unwillkürlich seine breitschultrige Pelzgestalt in jähem Schrecken nach rückwärts. Er dachte an die masurischen Seen.

„Schon wieder? . . . Chindenburg . . .?"

„Nicht Chindenburg! . . . Der Feind, von dem ich spreche, ist ein russischer Bruder . . ."

„Erbarme dich . . ."

„. . . und heißt Nikolai Wassiljewitsch Schjelting!"

Über ihnen, hoch im Grau, zog ein durchdringendes Heulen, verlor sich. Dumpf trug die Winterluft den Knall des Abschusses hinterher, dann, wie ein Echo von irgendwo hinten, den Einschlag.

„Gleich fangen sie doch an . . ." sagte der General vor sich. An der Front begann es zu plackern. Es tönte in unregelmäßigen Raumabständen und Zwischenzeiten von hüben und drüben: „Peng" und wieder kurz und scharf: „Peng", wie bei einer Treib-

jagd im Winter. Dann wandelte sich Schiraj wieder vom Militär zum Allrussen.

„Schjelting . . . sagt ihr . . .“

„Ja. Er.“

„Er ist doch einer der Unseren . . .“

„Nicht mehr.“

„Jeder schenkte ihm doch sein Vertrauen . . . öffnete ihm sein Herz . . .“

„Das eben ist ja die Gefahr . . .“

„Wie denn Gefahr?“

„Er weiß zuviel!“ sprach Korsakoff zwischen den Zähnen.

„Viel zuviel . . .“

„Er hat unser aller Freundschaft mißbraucht!“

Der General Schiraj schüttelte den Kopf.

„Traurig ist es! . . . Und mir das zu melden, seid ihr gekommen . . .?“

„Um Schjeltings Ankunft zu melden . . .“

„Was machen Sie für ein Gesicht, Wladimir Timoféitsch?“

Korsakoffs hageres, von der Kälte bleiches und echt russisches Antlitz mit den vorstehenden Backenknochen, den weiten Nasenflügeln, dem wirren und dünnen, blonden Bart war leidend vor Entschlossenheit. Kränklich, unruhig, aber fanatisch starr. Er versetzte: „Sie sagten eben selbst, daß es hier gefährlich ist. Mancher geht an die Front, aber er kehrt nicht zurück!“

„So ist es! Gott allein weiß das.“

„Zuweilen auch der sündige Mensch . . .“

„Ich verstehe nicht, Wassili Andréitsch!“

„Er meint,“ sagte Korsakoff halblaut an Stelle des Hofmeisters, „mancher bestimmt sich selbst sein Schicksal! Wer heißt Schjelting, sich hier herauszubegeben? Er ist nicht dumm. Er weiß recht wohl, daß hier überall der Tod ist . . .“

„Aber nicht für ihn! . . . Ich werde ihn schon schützen . . .“

Morskoi sah sich um, ob niemand in nächster Nähe sei, trat dicht an den General heran und murmelte ihm etwas ins Ohr. Der prallte zurück und bekreuzigte sich rasch zwei-, dreimal über der Brust, wo er, unter der Uniform, das Heiligenbild trug, das ihm seine Frau mitgegeben.

„Wie denn? . . . Wassili Andréitsch . . .“

Wieder ein paar geflüsterte Worte. Schirajs gesundes und derbes Antlitz wurde bleich. Er streckte abwehrend die Hände aus.

„Laßt mich . . . Mit Gott: Geht!“

„Höre doch!“

„Ich hab's vergessen! Es ist genug gesprochen!“

Das schwärzliche Gewimmel der Krähen hob sich hundertfach von dem Schnee des Bodens und flatterte krächzend zu dem schützenden Geäst des Kiefernwaldes. Schiraj kannte die Flucht der Tiere vor dem, was sie für einen fürchterlichen, riesengroßen Vogel Greif hielten. Er schaute rasch zum Himmel. An dessen Nebelwölbung entstanden kurz hintereinander zarte, weiße Federwölkchen, bildeten ein unregelmäßiges, rasch heraufsteigendes Spalier.

„Kaum ist die Luft rein, da ist er schon da,“ sagte er und musterte finster die surrende Libelle. Man mußte geübte Augen haben, um sie und das Kreuz auf ihren Tragflächen zu erkennen. Dann lächelte er grimmig. Er spürte die ersten neuen Schneeflocken im Gesicht. Immer mehr...

„Kehr du nur um, du Verwegener da oben — sonst findest du trotz roter und grüner Lichter nicht mehr Heimweg und Landungsplatz . . . aha . . . Er dreht ab . . . steigt . . . verschwindet . . . Aber gesehen hat er doch wieder genug . . .“

„Nochmals . . . Mit Gott . . .“

„Pawel Antonowitsch: Rußland will es!“

„Aber nicht von mir . . .“

„Gerade Sie wählte Gott . . .“

„Ich bin Soldat. Ich stehe im Feld . . .“

„. . . gegen alle Feinde russischer Erde! Auch hinter uns steht das apokalyptische Tier . . .“

„Der Antichrist des Kleinmuts . . .“

„Des Verrats!“

„Er weiß zu viel!“

„Vielzuviel!“

„. . . weil er Gönner hat . . . bis hoch . . . hoch da oben . . . Hütet euch . . . Er ist gefährlich . . .“

„Gerade den Höchsten wurde er lästig . . .“

„Denen, die zu belohnen wissen, Pawel Antonowitsch . . .“

In der Ferne hämmerte es noch einmal kurz und wütend: Tak . . . tak . . . tak . . . tak . . . tak . . . Der deutsche Flieger mußte noch für einen Augenblick in die Sicht von Maschinengewehren gekommen sein. Dann wurde es wieder überall still. Der Schnee fiel eintönig herunter. Die Dämmerung kam. Der General Schiraj wandte sich ab.

„Gehen wir heim!“ sagte er. „Hier ist nicht der Ort . . .“

Sie schritten wieder durch das endlose Grabengewirr des unterirdischen Misthaufens, stiegen ins Abendlicht hinauf, wanderten im Gänsemarsch und der Vorsicht halber mit zwanzig Schritt Abstand eine halbe Stunde lang finster und stumm durch den Schnee bis zu einem einsamen Bauernhaus. Da wohnte der General. Die Stube eines geflüchteten ostpreußischen Besitzers mit einem Bett, einem Gottesbild in der Ecke und einem Kartentisch genügte ihm. Er wusch sich zuweilen an der Pumpe draußen im Hof. Er setzte sich schwer und müde und sagte: „Erzählt!“

„Da ist nicht viel zu erzählen, Pawel Antonowitsch! Die Deutschen haben Schjelting verhext!“

„Eine Deutsche!“ sprach Korsakoff höhnisch. „In Wiesbaden. Man weiß es jetzt!“

„Nicht sie! Was gehen uns jetzt die Weiber an? Nein: die Deutschen — begreifen Sie wohl: alle Deutschen zusammen haben Schjelting verhext. Er war während ihrer Mobilmachung in Deutschland, entkam . . .“

„Ich weiß es . . .“ sagte der General. „Nun entsinn ich mich: Schon damals, im September, erschien er mir verändert . . .“

„Er wurde tiefsinnig, zog sich auf seine Güter im Twerschen zurück. Wir dachten: Bleibe du da! Es geht auch ohne dich! . . . Aber als um Weihnachten die gefährliche Schwenkung in unserem heiligen Rußland kam . . .“

„Ah . . . die Friedensfreunde . . . diese Westlichen . . .“ sprach Schiraj grollend.

„. . . da tauchte er plötzlich wieder auf . . . gesellte sich eben zu ihnen . . . entwickelte neue Thesen . . . verwirrte die Köpfe der Unwissenden . . . machte die Gutgesinnten irre . . . nun . . . ihr kennt ja seine glänzende Art . . .“

„. . . und was predigt er nun?“

„Deutschland ist anders, als wir dachten! . . . Verstehst du wohl, Bruder! Nie werden wir es schlagen, ehe wir nicht selber anders werden! . . . Es sind dort Mächte, die uns fehlen . . .“

„Das begreife, wer mag . . .“

„Diese Mächte sollen wir in uns gewinnen. Ohne sie stürzen wir in den Abgrund. Bis wir sie besitzen, sollen Eure siegreichen Heere aus dem eroberten Feindesland zurück . . .“

„Ah . . .“

„Man wird sich vertragen . . . man wird Euch verabschieden . . .“

„Das erlaubt Gott nicht . . .“

„Erwägen Sie, wie gefährlich solch ein Mensch ist . . . Er hat viele Anhänger . . . er kennt alle Wege . . . bis hoch hinauf . . .“

„Wahrlich . . .“

„Er verrät Euren Eifer. Alle russischen Mühen. Ein deutscher Teufel wohnt in ihm . . .“

„Und doch kann man nicht wissen . . .“ sagte der General Schiraj langsam mit seiner tiefen Stimme.

„. . . Was denn? . . .“

„Vielleicht ist er klüger als wir! Vielleicht weiß er besser, was man neuerdings hoch da oben beliebt!“

„Ich werde Ihnen zeigen, was man oben will!“

Morskoi zog ein Blatt Papier hervor und hielt es dem General im Halbdunkel vor die Augen. Der las die Unterschrift. Diesen Namen kannte er. Den kannte jeder im Heere des Zaren. Unwillkürlich wurde seine Haltung straff und dienstlich, und er sagte dumpf, als wäre jener selber anwesend: „Ich höre . . .“

Es war schon gegen Mitternacht, als der Staatsrat Morski weit hinter der Front auf dem verschneiten Marktplatz des ostpreußischen Städtchens stand, in dem die hohen Stäbe der vorn kämpfenden russischen Armee lagen. Im Schein der elektrischen Straßenlaternen ragten rechts und links die Giebel und Brandmauern rauchgeschwärzter Ruinen. Das eingeäscherte Landratsgebäude. Das zerstörte Postamt. Ein zuckerhutartiger Kirchturmstumpf in dunkler Nacht. Granatenlöcher in den oberen Stockwerken von Häusern, in deren Erdgeschoß noch Menschen wohnten und Kaufmannswaren hinter den Schaufenstern feilhielten. Dazwischen unversehrte Straßenzeilen mit lichthellen Scheiben. Geschrei und Gelächter . . . Klaviergeklimper und Geigenspiel. Gesang von russischen Zigeunerinnen aus einem Hinterzimmer des Gasthauses.

An den Fenstern daneben waren die Läden geschlossen. Aber man sah durch die Spalten russische Offiziere um einen Tisch. Alte und junge. Alle ernst und gespannt. Auf dem Tisch die Spielkarten. Der Hofmeister runzelte die Stirn und stieg die Treppe hinauf. (Fortsetzung folgt.)

Kriegsgeselligkeit.

Von Ola Alsen. Hierzu 5 photographische Aufnahmen von E. Schneider.

Zu Beginn des Weltkrieges und besonders im ersten Jahre der großen Geschehnisse gab es weite Kreise, denen der Begriff „Geselligkeit" aus dem Gedächtnis gelöscht schien. Ja, die Geselligkeit von einst, die großen, gleißenden Feste stimmen nicht in den ernsten Rahmen, in die ruhige Lebensweise, die alle willig und gern wie etwas Selbstverständliches auf sich nehmen. Dennoch wäre es vollständig verfehlt, zu glauben, jeder wolle nur noch sich, seinen persönlichen Interessen, seinen Neigungen, seinen eigenen Sorgen leben und sich vollständig abschließen. Gerade die gleichen bebenden Sorgen führen mehr denn je zusammen, verstärken das Bedürfnis nach Gedankenaustausch. Es gibt keine anderen Interessen mehr als den Krieg, alles gruppiert sich um dieses eine, dieses Gewaltige, neben dem alles nichtig und bedeutungslos geworden ist.

Darum mußte auch unsere Geselligkeit einen anderen Charakter annehmen, aber sie hat darum nicht an Wärme und Tiefe verloren. Ihr sind neue Aufgaben gestellt. Was in den Jahren früherer Sorglosigkeit Neigung und Laune entsprang, hat sich zu liebevoller Anteilnahme und Fürsorge für die Freunde gewandelt.



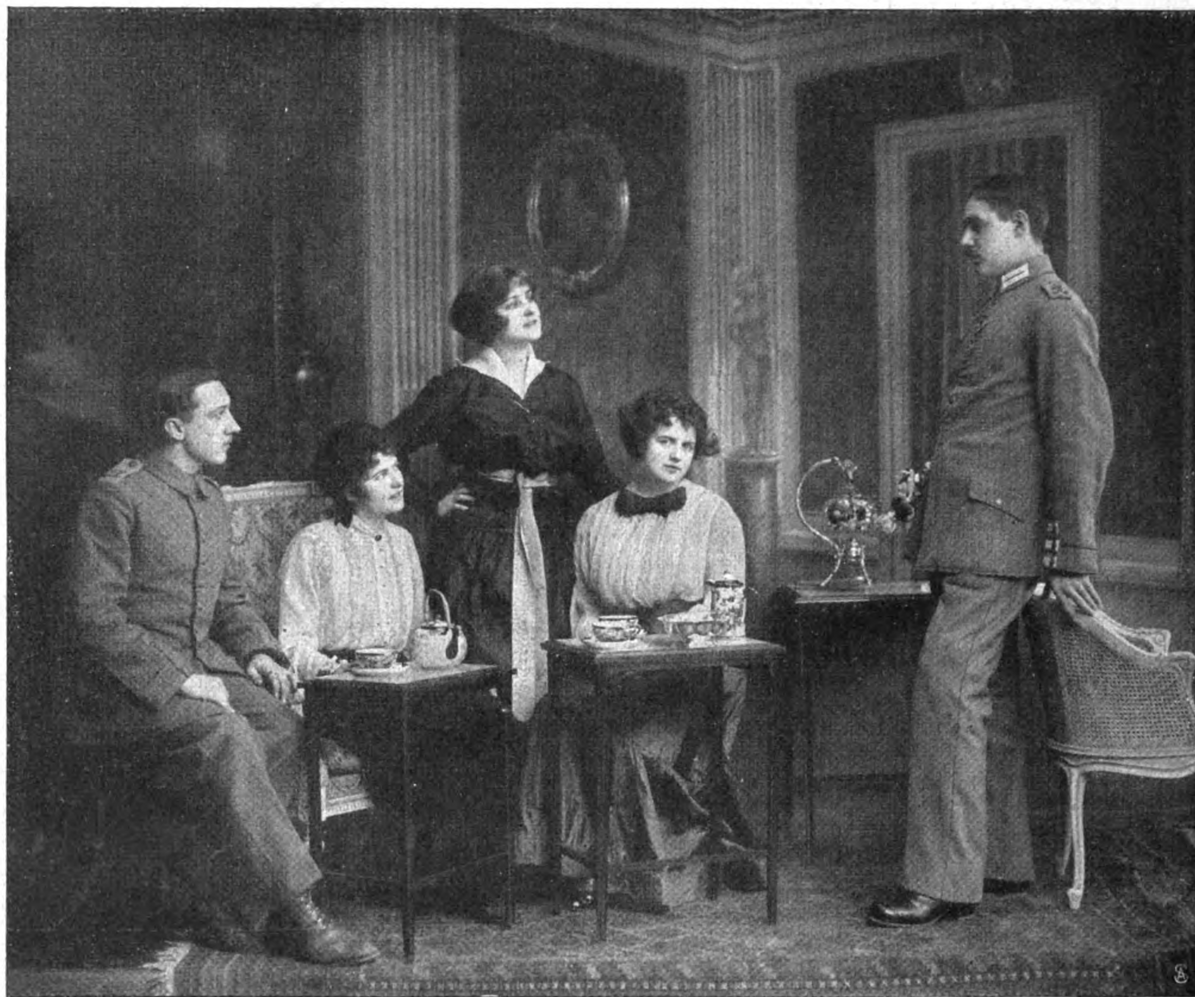
Bei einem Glas Wein.

Was man früher Geselligkeit nannte, hatte fraglos manchen Reiz und seine Freuden, es war vielfach lebendig, lustig, allzu häufig konventionell und langweilig, vor allen Dingen aber sorglos heiter. Die materiellen Genüsse, der Ueberfluß, scheint er uns nicht wie ein Märchen aus tausend und eine Nacht?

Heute baut sich der Reiz der Zusammenkünfte wahrlich nicht mehr auf eine reich besetzte Tafel, auf köstliche Delikatessen in besonders gut ausgedachter Darbietung auf. Selbst in bezug auf die Ausschmückung der Gerichte muß haushälterisch umgegangen werden. Denn was gibt es, womit man heute sorglos und unbekümmert wirtschaften, das nicht auf irgendeine Weise zu einem nützlichen Gegenstand gemacht werden könnte? Aber gerade jetzt bewährt sich hausfrauliche Tüchtigkeit. In der Beschränkung erweist sich die kluge, umsichtige Meisterin. Was zur Zeit des Ueberflusses nicht gewertet wurde, plötzlich besitzt es Qualitäten von schätzenswerter Bedeutung.

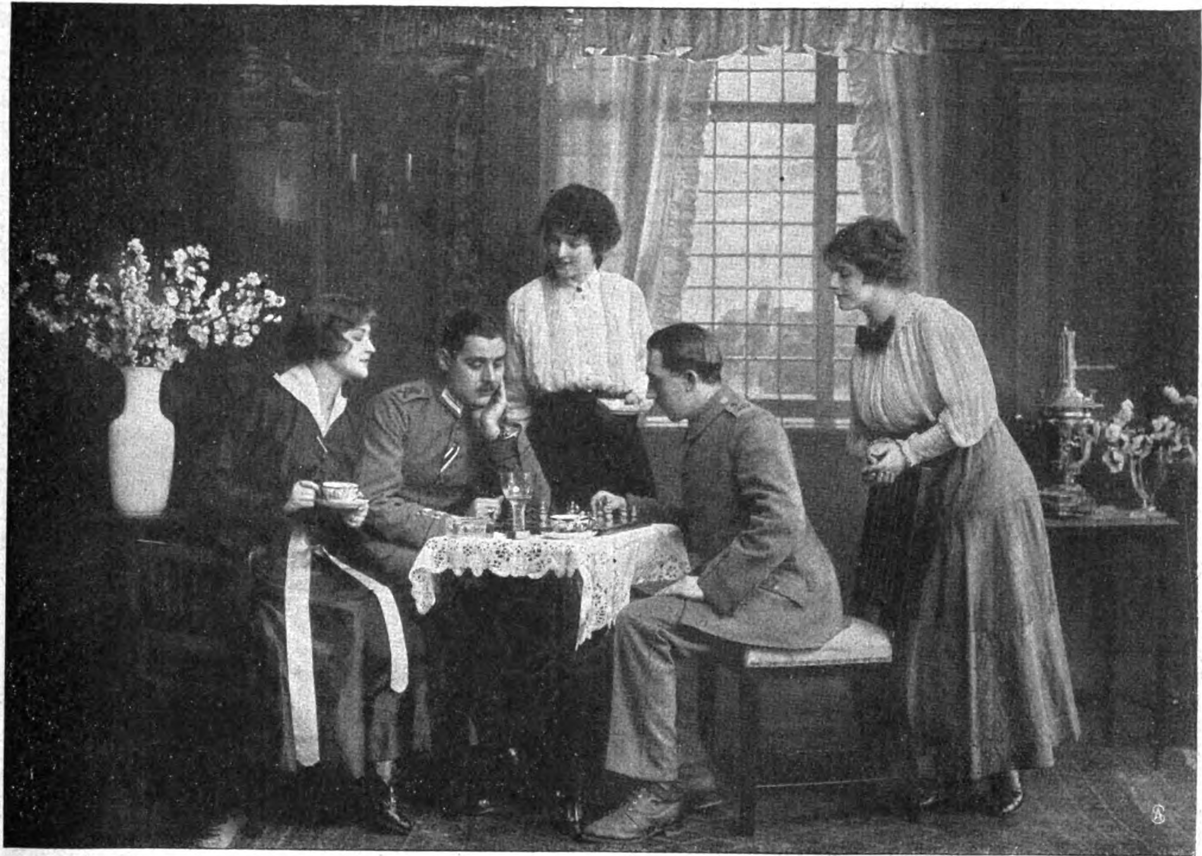
Wenn man es auch als stillos, durchaus dem Zeitempfinden zuwider ansähe, den gastlichen Tisch zu überladen, so gibt es dennoch eine große Menge von Speisen, von Süßigkeiten, die man geheimnisvoll beinahe aus dem Nichts zaubert. Wenn Frauen beieinander sind und die Sorge um die lieben Grauen draußen einmal nicht zu Worte kommt, beherrscht nur ein Thema die Runde. Das sind die Rezepte, die ausgetauscht und besprochen werden. Dort, wo man früher nur musikalisch und literarisch war, ist man ebenso zur kritisch wägenden Hausfrau geworden wie in dem Lager der stets praktisch Sorgenden. Der Krieg ist ein Gleichmacher auf allen Gebieten.

Eine der feinsten Formen der Kriegsgeselligkeit sind die Einladungen, die an feldgraue Genesende ergehen. Es ist ein nur zu verständlicher Wunsch, daß die Daheimgebliebenen den Gesundenden diese schwere Zeit zu verkürzen suchen. So laden sie aus den Lazaretten einige unserer tapferen Streiter ein, spielen mit ihnen Gesellschaftspiele, musizieren und sind nur zu gern die gespannt horchenden Zuhörer. Nicht selten findet sich unter den fremden Gästen einer, der geschickt, fesselnd und belehrend das Wort zu führen weiß, so daß ringsum das Geplauder verstummt und alles der einen Stimme lauscht, die in immer neuen Tönen von dem einen Thema zu berichten weiß, das unser ganzes Vaterland beschäftigt, das in unserer aller Seelen schwingt und stündlich Herz und Gemüt erfüllt.



Der Feldgraue erzählt ...

Gibt es denn eine Geselligkeit, deren Sinn nicht



Eine Partie Schach.



Musikalische Unterhaltung.

im Zeichen des Krieges steht, und die nicht letzten Sinnes in dem Wunsch ausklänge, anderen wohlzutun, andere zu erfreuen. Jedes kleine Talent, das bisher bescheiden im verborgenen blühte, drängt heute zum Licht, singt im Freundeskreis sein Lied und greift mutig zur Sammelbüchse. „Für die, die darben und leiden.“ Schnell füllt sich die Büchse, denn jeder im trauten Freundeskreis fühlt sich reich im Vergleich zu all den vielen, denen das große Ringen ihr Herzblut und vielleicht mit ihm den Vater, den Ernährer nahm.

Haus den arbeitsamen Frauen öffnete, nahm man jede künstlerische Darbietung, die die Zeit beflügelte, dankbar an. Nicht genug kann die Bereitwilligkeit gepriesen werden, mit der sich ausnahmslos Künstler und Künstlerinnen von Rang und Ruf der Kriegsgeselligkeit und -wohlfahrt zur Verfügung stellen. Zahllos sind die Tees, die durch die freudig gespendeten künstlerischen Darbietungen manches zage Herz aufrichteten, den Zuhörern Gutes taten und auch manchem Künstler aus augenblicklicher Not halfen. Aber nicht



Fünfuhrtee.

Früher wetterte man mit Recht gegen den üppig wuchernden Dilettantismus und bot alles auf, die Epidemie der Klavier- und Violinenmißhandlung zu dämmen, der Masse der sich berufen fühlenden Vortragskünstlerinnen ihr überflüssiges, hilfloses Mühen klarzumachen. Man sieht dies alles jetzt wohlwollender an. Fühlt man doch, daß die Zeiten vorüber, in denen sich die heranwachsende Jugend zu diesen brotlosen Künsten drängte, um sie zu ihrem Lebensberuf zu machen. Die hohe Zeit hat Ernst und Verständnis in den jungen Menschen erschlossen, auch für die Anforderungen des Lebens. Heute jedoch wird jede Darbietung, von guten Absichten geleitet, wohlwollend entgegengenommen.

Besonders im vergangenen Jahr, als sich alle Hände fleißig strickend mühten, jede und jeder sein

nur mit künstlerischen Darbietungen würzt man die Stunden der Kriegsgeselligkeit. Häufig ergreift ein berufener Redner das Wort und spricht in tief schürfender Weise von jenen Dingen, denen unsere Zeit gehört. Und da gibt es so unendlich vieles auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege und der Nationalökonomie, der Völkerkunde und neuer Kriegsgesetze — für alle mehr oder weniger von Bedeutung — dessen Kenntnis den Blick erweitert und hilft, die Pflicht und Verantwortung mit Verständnis zu tragen, die ausnahmslos jeden trifft. So erfüllt die heutige Geselligkeit den wahren und tiefen Sinn, der jeder Geselligkeit von Wert eigen sein sollte — nämlich Geist und Gemüt zu bereichern und im Kreise Gleichgesinnter Erholung und Ablenkung von allem Schweren zu finden, ohne das kein Leben gelebt werden kann.

Der Rechner.

Skizze von A. Tischler.

Erwin Imhof saß hinter der grünbeschirmten Kontorlampe und stellte Rechnungen aus. Mit wunderbarer Regelmäßigkeit entstanden die Zahlenreihen auf dem weißen Papier. Erwin Imhof war ein tüchtiger gewandter Rechner. Als er die weißen Bündel beiseiteschob, sprang ihn jäh ein wunderlicher Gedanke an. Glich nicht alles im Leben diesen Blättern? Das Leben selbst war eine Rechnung, eine höchst einfache sogar. Und der Tod stellte zuletzt jedem die Quittung aus. Erwin Imhof überdachte sein Leben, ein Durchschnittsleben ohne Glanz, aber auch ohne Not.

Von den Fabriken kam das Pfeifen der Sirenen, das den Feierabend kündete. Erwin Imhof griff nach Hut und Stock und trat auf die Straße hinaus. Da waren die jungen Mädchen aus den Geschäften, Zeitungsverkäufer, überfüllte Bahnen und Omnibusse. Täglich zur selben Stunde dasselbe Bild. In einem Anfall plötzlicher Müdigkeit schloß er die Augen. Wie, wenn er dieses alles einmal nicht mehr sah, nicht mehr zu sehen brauchte? Von merkwürdiger Unruhe erfaßt, betrat er ein bürgerliches Speisehaus. Vor den Fenstern flutete das bunte Leben der abendlichen Stunde. Mit seltsam gespannten Zügen starrte Erwin Imhof hinaus. Sie alle, die da vorübereilten, trugen irgendeine Last, eine heimliche Sorge, auch die, deren Häupter spiegelnde Zylinder und kostbare Federhüte schmückten. Vielleicht gerade die. In ihren Augen stand ein unruhiges Flimmern, um ihre Lippen grub sich ein scharfer Zug. Ein Gefühl leiser Verwunderung füllte Erwin Imhof. Warum schleppten sie Jahr um Jahr geduldig ihre Lasten? Warum zogen sie nicht selbst das Fazit ihres Lebens? Vielleicht gehörte Mut dazu. Möglich. Erwin Imhof mußte plötzlich lächeln. Nein, gar so schwer konnte es nicht sein. Er stand auf, zahlte und ging heim. Was eben noch kaum bewußt, spielerisch fast sein Hirn durchzuckt, nahm plötzlich in der Stille des kleinen Mansardenzimmers feste Form an. Er selbst wollte die Quittung seines Lebens schreiben. Was hätte ihn davon zurückhalten sollen? Die Fron eines nüchternen Berufes? Ein altes, in dörflicher Enge lebendes Elternpaar? Verblaßte, erkaltete Gefühle für ein Mädchen, das die Neigung seiner Jünglingsjahre besessen? Wie aber? Allerlei Vorstellungen durchzuckten sein Hirn. Der Sprung über ein Brückengeländer, das Niederwerfen vor einen heranbrausenden Zug? Nein, nicht so. Nicht diese laute, aufdringliche Art, die nach Zeitungssensation schmeckte. Ein kleines geheimnisvolles Lächeln umspielte Erwin Imhofs schmale bartlose Lippen. Er dachte an seine Ersparnisse. Sie gestatteten ihm für kurze Zeit Bewegungsfreiheit. Er würde reisen, die Berge aufsuchen oder die See! Man stieg empor in die Regionen ewigen Schnees — er erinnerte sich gelesen zu haben, daß der Tod des Erfrierens wunderbar sanft und schmerzlos sei. Oder man schwamm hinaus ins blaue Meer weit, weit, bis es einen nicht mehr losließ. Mit einer fast heiteren Gelassenheit ging er am nächsten Tag in das Bureau. Bei seiner Heimkehr fand er ein Schreiben, seine Einberufung zum Heeresdienst. Ungläubig starrte er darauf. Mein Gott, draußen vor den Toren des Landes stand der Krieg. Beinah gewaltsam mußte er sich daran erinnern. Aus der Fülle wechselnder Bilder, die mit raschem Pulsschlag an ihm vorüberfluteten, stieg wie etwas Körperliches eine zornige Enttäuschung. Ließ sich der, dem er den Griffel aus der Hand nehmen wollte, dies Recht nicht nehmen?

Was nun kam, war ein wunderliches, zwiespältiges Leben. Da stand durch nichts unterschiedlich von den anderen der Rekrut Imhof auf dem Exerzierplatz und tat Dienst. Der andere aber, der Erwin Imhof karger Mußestunden, hatte einen fremden, kühlen Blick, ein leises, hochmütiges Lächeln, das ihn aus der Gemeinsamkeit hob, unsichtbare Schranken um ihn aufrichtete. Dieser Erwin Imhof ging mit gesteiftem Nacken in Reih und Glied zwischen den andern, als sie ausrückten. „Kommt wieder." Ein junges, blondes Mädel ließ das tränenfeuchte Tüchlein wehen. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es Erwin Imhof. Das war's. Sie alle ließen Hoffnungen, Wünsche, Sehnsüchte zurück, die der Erfüllung harrten. Er nicht. Er wollte nicht wiederkehren. Feindselig trotzige Linien furchten sein blasses Gesicht. Tausend Tode standen da draußen bereit. In den Stunden der Rast, da Erwin Imhof betäubt von dem fremden, ungeheuerlichen Erleben auf feuchter Strohschütte lag, kam ihm dunkel zum Bewußtsein, wie viele still geworden von denen, die dem blonden Mädel beim Ausmarsch zugelächelt. Das harte, gespannte Gefühl der letzten Wochen umschloß ihn nicht mehr wie mit eisernen Klammern. Leben und Tod hier draußen waren unpersönliche Dinge. Das gab all diesen Menschen eine wunderbar unerschütterliche Ruhe. Da einmal, sie hatten in einem französischen Dorf Quartier bezogen, verirrte sich ein feindliches Geschoß. Erwin Imhofs scharfes Ohr vernahm das leise Surren. Jetzt!

Mit einem Schrei warf er plötzlich die Arme in die Luft. Aus der Dunkelheit, die ihn jäh umflutete, tauchte als letztes Zeichen der Umwelt das rote Kreuz auf der Mütze des Krankenpflegers. Und wieder war es das Zeichen barmherziger Liebe, das ihn grüßte, als er erwachte. Er wußte nicht, ob es Tage oder Wochen waren, die er im Fiebertraum gelegen. Genug, er lebte. Warum denn aber war er nicht draußen bei den andern? Ein unbewußtes Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllte ihn. Tastend fuhr er sich über die Stirn, hob die Arme. Ja, was denn, wie denn — tödliche Blässe überzog plötzlich sein Gesicht — das rechte Bein ein gazeumwickelter Stumpf . . . Mit dumpfem Stöhnen schloß Erwin Imhof die Augen. So nur, wenn man nichts sah, nicht das gütige Antlitz des Arztes, nicht das tröstende Lächeln der Schwestern, war es möglich, den wilden, rasenden Schmerz zu ertragen. Tag und Nacht dieses Versinken in uferloser Trauer und doch nicht restlos darin untergehen. Denn das war das seltsame, unbegreifliche: irgendeine geheimnisvolle Lebensenergie wehrte sich, das Stückwerk des Todes zu vollenden. Nicht sterben. Die Gegenwart war dunkel, wesenlos, aber die Vergangenheit —

er ihr lag ein mild versöhnlicher Glanz. Kindheits-nnerungen stiegen auf. Die Eltern — er war über en Kreis hinausgewachsen lange, lange. Ach ja, und Susanne Ott. Die trug wohl schon einen glatten oldreif an der Hand oder gar die Witwenhaube auf m blonden Haar. Und waren doch alle reicher als er.

Seine Wunde heilte gut. Der Arzt fragte ihn, ob Heimaturlaub haben wolle. So kam es, daß Erwin nhof an einem frühen Märztag auf dem Bahnsteig nd. Stärker als in dem stillen Hause mit der Kreuz-hne riß es und zerrte es an seiner Seele. Nur nicht mitleidigen Blicke der Reisenden sehen müssen. Bis die Augen schmerzten, starrte er auf ein Zeitungsblatt. nn endlich hob er doch scheu und flüchtig den Blick. r Zug fuhr durch Flachland. Nicht im Goldglanz genden Felder prangte die Ebene, braune Ackerkrume umte den Fahrdamm. Der sonnenhelle junge Früh-gshimmel aber umfloß die Fernen mit veilchenfar-nem und rötlich schimmerndem Glanz, daß es aussah, als läge ein leises Blühen über ihnen. Und plötzlich schwoll es Erwin Imhof heiß zum Herzen. Das war das deutsche Land, dieses Land, das still und weit in einer Flut strömenden Lichts der Zukunft entgegen-harrte. Dafür hatte er gekämpft, dafür gelitten.

Der Zug fuhr ganz langsam. Das verwitterte Dach eines kleinen Stationsgebäudes tauchte auf. Ein feuchter Schimmer stieg Erwin Imhof in die Augen. Wie oft hatte er als Kind hinter der Sperre gestanden und dem rollenden, fauchenden Ungetüm nachgestarrt. Eine Weile später hielten ihn zitternde Hände umfaßt. Wunderbar leicht und zart waren sie, diese arbeit-rauhen Hände. Und plötzlich, kaum hörbar, ging die Tür, und die Susanne Ott stand im Zimmer, ein tiefes, wunderbares Leuchten in den blauen Augen. „Will-kommen daheim!" Wie eine Glocke klang ihre Stimme. Da wußte Erwin Imhof plötzlich, daß in dieser Stunde der höchste Posten seiner Lebensrechnung beglichen wurde.

Sturm.

Trompeten schmettern im Morgenrot:
Trara!
Auf kohlschwarzem Rosse ritt jauchzend der Tod —
Trara!
Ihr Jungens, nun zeigt es, ihr fürchtet ihn nicht,
Ihr lachet dem Tode noch keck ins Gesicht.
Trara! Trara! Trara!

Nun faßt das Gewehr, laßt blinken den Stahl!
Zum Sturm!
Es leuchtet so herrlich die Sonne zu Tal
Zum Sturm!
Laßt pfeifen die Kugeln! Laßt strömen das Blut!
Hura! Das weckt in den Herzen die Glut
Zum Sturm! Zum Sturm! Zum Sturm!

Und hat's dich geworfen, mein tapferer Freund —
Leb wohl!
Nicht darf ich verweilen — da vorn ist der Feind!
Leb wohl!
Wer weiß, wie bald trifft auch mich das Geschoß —
Leb wohl, du mein wackerer Kampfgenoß!
Leb wohl! Leb wohl! Leb wohl!

Trompeten schmettern durch Feld und Wald:
Trara!
Der Feind ist geworfen, das Ganze halt!
Trara!
Da liegt nun so mancher auf blutiger Erd,
Da irret umher manch reiterlos Pferd — — —
Trara! Trara! Trara!

Da liegt auch mein Freund im feuchten Gras
im Blut!
Was blickst du so starr? Was bist du so blaß,
voll Blut?
Da seufzt er noch einmal so schwer und doch frei
„Wir siegen! Wir siegen!" Und dann ist's vorbei —
Still liegt er in seinem Blut!

Es senkt sich die Nacht auf das blutige Feld
ganz sanft
Und hüllt in den dunklen Schleier die Welt
ganz sanft — —
Da plötzlich — Da braust es zum Himmel empor,
Aus rauhen Kehlen ein mächtiger Chor:
„Nun danket alle Gott!"

Trompeten schmettern im Morgenrot:
Trara!
Auf kohlschwarzem Rosse ritt schweigend der Tod —
Trara!
Drei Salven knattern — und Trommelhall — —
Da bringt man zu Grabe die Tapfern all —
Die Sonne scheint hell darein!

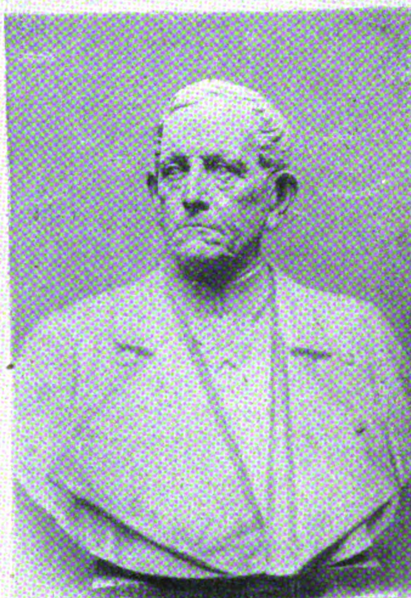
Paul Dohm, Kriegsfreiwilliger.

Bilder aus aller Welt.















Von links. Obere Reihe: Generaloberst von Moltke, Großadmiral von Koester, Generalfeldmarschall Graf Haeseler.
In der Mitte: Generalfeldmarschall Graf Moltke.
Untere Reihe Generaloberst Graf Schlieffen, Generalfeldmarschall v. der Goltz, Generalfeldmarschall Graf Waldersee.

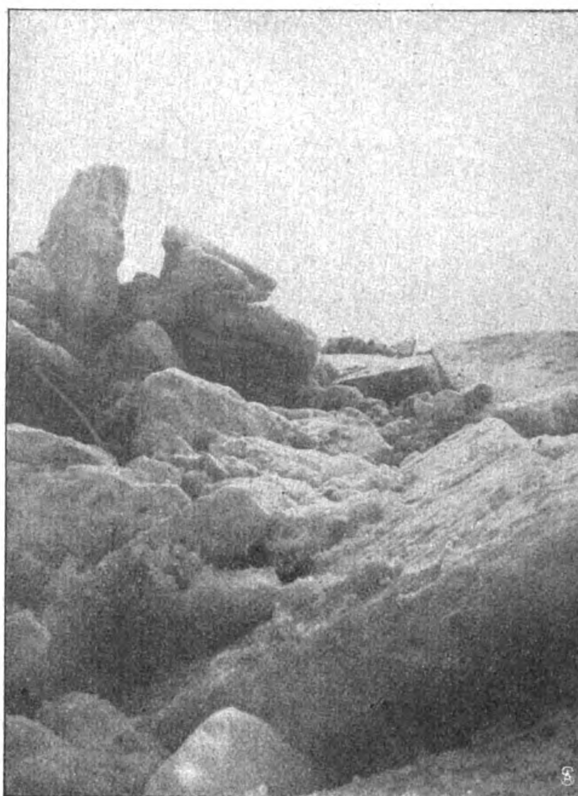
Lehrmeister und Erzieher des deutschen Heeres.

Plaketten von Prof. Richard Kruse.



Hofphot. A. Meyer.

Florenz Sartorius,
Begründer der Sartoriuswerke A.-G., Göttingen, beging seinen 70. Geburtstag.





Phot. E. Schneider.

Ria Ressel, Kgl. Schauspielerin,
wurde ans Thaliatheater in Hamburg verpflichtet.



Dr. Ad. Koepsel, Berlin,
bedeutender Physiker, vollendete sein 60. Lebensjahr.

Frühlingseinzug in Rußland: Eisgang auf der Düna.
Aufgenommen oberhalb Rigas.



Frl. Dr. Luise v. Winterfeld,
wurde zum Archivdirektor in Dortmund gewählt.



Aus dem besetzten Serbien: Ansicht der Stadt Prizrend.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 19. | Berlin, den 6. Mai 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 19.



Die sieben Tage der Woche.

24. April.

Vor der flandrischen Küste erscheinen zahlreiche englische Streitkräfte, aus Monitoren, Torpedobootszerstörern, größeren und kleinen Dampfern bestehend, die anscheinend Minen suchten und Bojen zur Bezeichnung von Bombardementsstellungen auslegten. Drei unserer in Flandern befindlichen Torpedoboote stießen mehrfach gegen die Monitoren, Zerstörer und Hilfsfahrzeuge vor, drängten sie zurück und hinderten sie an ihren Arbeiten.

In Dublin beginnt ein Aufstand, der zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Aufständischen und den Truppen führte. Auf die Frage Carsons im Unterhause, ob es wahr sei, daß Dublin sozusagen in den Händen der Rebellen sei, antwortete der Staatssekretär für Irland, Birrell: Die Rebellen besäßen vier oder fünf Stadtteile, aber nicht die ganze Stadt.

25. April.

Teile unserer Hochseestreitkräfte haben die Befestigungswerke und militärisch wichtigen Anlagen von Greath Yarmouth und Lowestoft mit gutem Erfolg beschossen. Danach haben sie eine Gruppe feindlicher kleiner Kreuzer und Torpedobootszerstörer unter Feuer genommen. Auf einem der Kreuzer wurde ein schwerer Brand beobachtet, ein Torpedobootszerstörer und zwei feindliche Vorpostenschiffe wurden versenkt. Eins der letzteren war der englische Fischdampfer „King Stephen", der, wie erinnerlich, sich seinerzeit weigerte, die Besatzung des in Seenot befindlichen deutschen Luftschiffes „L 19" zu retten. Die Besatzung des Fischdampfers wurde gefangengenommen.

Gleichzeitig mit dem Vorstoß unserer Seestreitkräfte griff ein Marine-Luftschiffgeschwader die östlichen Grafschaften Englands an.

Die Vorpostengefechte vor der flandrischen Küste werden fortgesetzt. Dabei werden durch unsere Seestreitkräfte ein englischer Torpedobootszerstörer schwer beschädigt und ein englischer Hilfsdampfer versenkt.

Das englische U-Boot „E 22" ist in der südlichen Nordsee durch unsere Streitkräfte versenkt worden.

26. April.

Deutsche Heeresluftschiffe haben die englischen Befestigungs- und Hafenanlagen von London, Colchester (Black Water) und Ramsgate sowie den französischen Hafen und die großen englischen Ausbildungslager von Etaples angegriffen.

27. April.

Das deutsche Unterseeboot U. C. 5. wird an der englischen Ostküste versenkt. Die Besatzung wird gefangengenommen.

Drei deutsche Flugzeuge haben das russische Linienschiff „Slawa" im Rigaischen Meerbusen mit 31 Bomben beworfen. Mehrere Treffer und Brandwirkungen sind beobachtet worden.

28. April.

Die englische Admiralität teilt mit, daß das Flaggschiff „Russell", das die Flagge des Konteradmirals Freemantle führte, im Mittelmeer auf eine Mine gestoßen und gesunken ist.

29. April.

Südlich des Narocz-Sees machten unsere Truppen einen Vorstoß, bei dem die russischen Stellungen zwischen Stanarocze und Gut Stachowce genommen werden. 5600 Gefangene mit 56 Offizieren, darunter 4 Stabsoffizieren, 1 Geschütz, 28 Maschinengewehre, 10 Minenwerfer sind in unsere Hand gefallen. Die Russen erlitten außerdem schwere Verluste, die sich bei einem nächtlichen, in dichten Massen geführten Gegenangriff noch stark erhöhten.

Die in Kut el Amara eingeschlossene englische Truppenmacht hat sich dem türkischen Belagerer ergeben müssen. Mehr als 13 000 Mann sind kriegsgefangen.

30. April.

Links der Maas griffen starke französische Kräfte unsere Stellungen auf der Höhe „Toter Mann" und die anschließenden Linien bis nördlich des Caurette-Wäldchens an. Nach hartnäckigen Kämpfen auf dem Ostabfall der Höhe ist der Angriff abgeschlagen.

1. Mai.

Die Dubliner Rebellenführer strecken die Waffen.



Hinein und Hinaus.

I. Von Hans Ebbardt.

Endlich sollte sich mein lange gehegter Wunsch verwirklichen, endlich sollte ich die Heimat wiedersehen, die mir lange verschlossenen Grenzen des Vaterlandes überschreiten — und dazu nun in welch gewaltiger Zeit! Seit fast einem Dritteljahrhundert hatte ich „draußen" gelebt und gewirkt, abgesehen von einem einzigen längeren, jetzt bereits Jahre zurückliegenden Aufenthalt und wenigen flüchtigen Erholungsbesuchen immer „draußen" und längst mit dem Gedanken vertraut, „draußen" auch meine Tage zu beschließen.

War ich denn noch ein Deutscher?! War ich es immer geblieben diese unendlich lange Zeit hindurch?! Hatte ich mich stets als Deutscher gefühlt und als Deutscher gegeben unter Engländern und Holländern, unter Franzosen und Italienern, in deren Mitte, sei es in ihren Kolonien, ihren Einflußzonen, oder sei es in ihrem eigenen Lande, mir das Schicksal meine Arbeitstätte angewiesen? Oder hatte das furchtbare, große Erwachen auch mich erst erwecken müssen zu dem Bewußtsein meines Deutschtums, mich „da draußen", der nach dort leider nur allzusehr eingebürgerter Auffassung sich vielleicht eher auf allerlei „mildernde Umstände" zu berufen berechtigt gewesen wäre wie so mancher daheim, von dessen undeutschem Wesen und Treiben in der Öffentlich-

keit, in Literatur und Kunst, genug und mehr als zu viel Kunde herausgedrungen war?

Gott sei Dank, ich konnte die erste Frage mit gutem Gewissen bejahen, die letzte verneinen! Sorgsam war ich unaufhörlich darauf bedacht gewesen, deutsch zu bleiben im großen wie im kleinen, manchmal nicht ohne verstohlenem Achselzucken oder offenem Spott von Schicksalsgenossen zu entgehen, denen das „ubi bene, ibi patria“ oberste Richtschnur war, und die es, wie der geläufige Ausdruck hieß: in ihrem „Adoptiv-Vaterlande“ damit auch zum großen Teil weiter gebracht hatten. Zu guter Letzt aber sollte es mir gar noch vergönnt sein, Zeugnis von meinem Deutschtum abzulegen in meinem bescheidenen Kreis und nach meinen bescheidenen Mitteln — unsere gute Sache blödem und blindem Haß gegenüber zu verfechten — zagenden Landsleuten ein wenig Hilfe und Trost zu spenden und dafür Anfeindungen und persönlichem Ungemach ausgesetzt zu werden. Vor falschem Stolz darauf hat mich der Gedanke bewahrt an das Ungeheure, was glücklichere, weil jüngere und kräftigere Brüder an wichtigerer und gefährlicherer Stelle für das gemeinsame Vaterland leisten durften, und wogegen meine nur zu bald gewaltsam beendete Tätigkeit in das Nichts versank. Aber froh war und bin ich, im Innersten froh, wenigstens nicht so ganz überflüssig und nutzlos gewesen zu sein in dieser großen Zeit auf meinem verlorenen Außenposten, bis dann die Woge der Wut gegen alles, was deutschen Namen trug und deutsches Wesen zeigte, eine wahre Sintflut blöden und blinden Hasses, auch mich mit so vielen anderen hinwegschwemmte von meinem langjährigen Wirkungsplatz und irgendwo an den Strand warf als ein unnützes Wrack, hinfort zum Stilliegen verdammt.

Neun Monate hatte ich standgehalten, so gut es ging, und so lange es ging. Nun klappte ich zusammen. Aus dieser tiefen Erschütterung entsprang um so drängender der Gedanke: H i n e i n! Hinein ins Vaterland, in die so lange nicht gesehene Heimat, hinein in die allseitig umstellte und bestürmte Festung! Und reichen deine vorzeitig verzehrten Kräfte nicht mehr, sie mit verteidigen zu helfen — du willst die Verteidiger doch wenigstens einmal aus der Nähe sehen, ihr graues Ehrenkleid, ihre blanke Wehr, ihre blitzenden Augen, du willst ihre dröhnenden Schritte hören, womit sie, Schar auf Schar, hinausziehen von den Plätzen der Übung zu denen der Bewährung. Und du willst jene ehrfürchtig von fern betrachten, die, von da zurückgekehrt, die höchsten Ehrenzeichen tragen: Wunden, fürs Vaterland erworben. Und du willst die Stimmung fühlen und auf dich wirken lassen, die Stimmung des ganzen Volks, die da „draußen“ so oft, so dauernd verleugnet und verlästert wurde, wohl die schwerste Prüfung für so manches dem Zweifel leichter zugängliche deutsche Gemüt in der feindlichen Fremde. Ein Glück, daß dieser dir erspart geblieben! Und du willst sehen, wie sie schaffen und wirken auch hinter der Front, in Saal und Werkstatt, mit dem Wort und der Faust — und dann, wenn sie dich denn daheim gar nicht gebrauchen können, nicht zu bescheidenster Handlangerschaft, dann willst du gefaßt, wieder „h i n a u s“gehen, um wenigstens nicht den Schmarotzer daheim zu machen, und von den empfangenen Eindrücken den Mut holen, untätig und beiseite stehend weiter zu leben.

So viel mußte ich über mich selbst vorausschicken, so ungern ich von dem rede, der nun einmal in meiner ungesegneten Haut steckt, um zu begründen, weshalb ich so spät „hinein“- und so früh wieder „hinaus“ging, damit mir nicht zu allem andern noch üble Nachrede hinterdrein klingt, die ich nicht verdient habe, und die mir bitter wäre. Das Los des in freiwillig-unfreiwilliger Verbannung Lebenden ist heute wahrlich nicht leicht, der fehlende, unmittelbare Zusammenhang mit dem eigenen Volke wird von jedem gut deutsch Fühlenden „draußen“ stark empfunden, und die wenigsten daheim, die an diesem Zusammenhang Stab und Stütze haben, machen sich ein Bild davon, in welchem fortwährenden Kleinkampf (selbst wo Schlimmeres erspart bleibt)! unsereins hier sein bißchen Kraft zersplittert! —

Also endlich war der lang ersehnte Augenblick da! Ich durfte, notdürftig erholt, meinen stillen Zufluchtsort verlassen und klopfenden Herzens die heiligen Grenzen des Vaterlandes überschreiten. Begleitet von meiner getreuen Lebensgefährtin (die mir ausdrücklich verboten hat, ihres tapferen Mitduldens und Mitsichwehrens in der hinter uns liegenden bösen Zeit weiter Erwähnung zu tun), machte ich mich, dankbar für das gefundene Obdach, auf den Weg.

Ein glänzender Hochsommertag war es, als uns über die leicht bewegte Fläche des schwäbischen Meeres der Säntis und die anderen „ernsthaften Männer“, mir von fernen Jugendtagen so vertraut aus Scheffels „Ekkehard“, die letzten Grüße des gastfreundlichen Schweizerlandes zuwinkten. Aber meine Blicke flogen nordwärts, wo sich aus den Fluten ein liebliches und unendlich friedlich daliegendes Hügelland mählich deutlicher erhob. Und in meine Ungeduld mischte sich die leise Besorgnis: Würde es mich gastlich empfangen oder mißtrauisch an der Grenzschranke festhalten als einen Abtrünnigen, der, dem Vaterlande in guten Tagen so lange fern geblieben, jetzt keinen Anspruch darauf hatte, mit offenen Armen aufgenommen zu werden? —

Anspruch oder nicht: — es nahm uns freundlich auf. Die vorgeschriebenen Paß- und Gepäckprüfungen waren im Handumdrehen erledigt. Der erste Träger einer deutschen Uniform — es war aber noch eine blaue — den ich seit Jahren gesehen — der erste vielleicht, mit dem ich zeitlebens dienstlich zu tun gehabt — denn schon den jungen Menschen hatte man als zu zarten Körperbaues von der Erfüllung seiner Dienstpflicht zurückgewiesen — war von einer Höflichkeit im Ton, einer freundlichen Zuvorkommenheit, die alle meine Erwartungen überstieg, die ich aber während meines ganzen Aufenthalts daheim bei all meinen mannigfachen Verhandlungen mit Militär- wie Zivilbehörden ausnahmslos wiedergefunden habe. Eine leise Mahnung nur gab er uns mit auf den Weg, die sich auch in Form eines Vermerks in unseren Pässen niederschlug: daß Grenzen in Kriegzeiten eben nicht offen, sondern geschlossen seien, und daß wir es uns nochmals überlegen möchten, bevor wir sie überschritten, denn einmal „hinein“ könnten wir nicht schon morgen wieder „hinaus“! Schriftlich war dann aus dem „morgen“ — „innerhalb dreier Monate“ — geworden, aber ich kann nicht behaupten, daß ich mir nun bedrückt als eine Art Kriegsgefangener, wenn auch nur „auf Zeit“, in meinem eigenen Vaterlande vorgekommen sei.

Und dann saßen wir in einem deutschen Eisenbahnzug, dem ich sogar das schmückende Beiwort eines „richtig gehenden“, so abgedroschen es ist, nicht vorenthalten möchte, so pünktlich ging er ab, ohne trotz der Grenzformalitäten irgend jemand zurückzulassen, ohne daß es Geschrei, Gedränge und irgendwelche Aufgeregtheit zwischen Angestellten und Reisenden gab (die meines

Erinnerns von einer Zugabfahrt da draußen nun einmal unzertrennlich ist), ohne daß man sich um die Plätze schlug, und ohne daß später der Anschluß versäumt wurde. Im Gegenteil: wir wurden wegen großen Andranges anscheinender Marktbesucher aus der Umgegend auf unsere bescheidenen Fahrkarten „Dritter“ zuvorkommend in ein Abteil zweiter Güte genötigt, dessen blitzende Sauberkeit uns noch mehr auf- und gefiel als seine schwellenden Polster. Denn letztere hatte man da draußen auch gehabt, wir waren aber meist nicht zum unbeeinträchtigten Genuß des „Besitzes“ gelangt — von wegen. . . . .

Und hier in diesem wohlgehaltenen, freundlichen Abteil sollte ich nun gleich mein erstes großes Erlebnis haben, das wie ein Auftakt meinen Aufenthalt im kriegerisch gerüsteten Heimatland einleitete, und dessen Eindruck mich bis heute nicht verließ und nie verlassen wird.

Mein großes Erlebnis! Ob jemand darüber lachen wird, wenn ich es nun erzähle, eingerahmt wie es war von einem lustigen Anblick und einem harmlosen Scherz. und wenn ich dann wiederhole, daß es für mich wirklich ein großes Erlebnis war und bleiben wird? Es dauerte nur einen Augenblick und war auch nichts als ein Augenblick — ja wirklich nichts als „ein Augenblick“.

Als wir das Abteil betraten, fanden wir es trotz freundlichen Sonnenscheins der hellen Nachmittagstunde verdunkelt durch eine gewaltige Soldatengestalt, die sich vor dem gegenüberliegenden Fenster aufgepflanzt hatte, so breit, daß sie den ganzen Raum ausfüllte und sich so weit hinauslehnte, daß unter dem kurzen Uniformrock das Rund eines ungeheuren Hosenbodens hervorquoll. Dieser Hosenboden aber bestand aus ganz neuem, sauberem, braungrauem Stoff mit starken Rippen, einem Stoff, der — hier muß ich mich auf meine Frau verlassen — Manchestersamt genannt wird. Die strammen Beinlinge steckten in ebenfalls neuen, hohen Schaftstiefeln, und das Ganze war den kräftigen Gliedmaßen, die es umspannte, so vorzüglich angemessen und sah ihrer so würdig aus, daß ich meine Begleiterin auf diesen erfreulichen und Vertrauen erweckenden ersten Anblick unserer Wehrmacht mit einem lustigen Lachen aufmerksam machte, der Überzeugung Ausdruck gebend, es werde keinem Feinde jemals vergönnt sein, ihn unter gleichem Gesichtswinkel zu genießen.

Da aber fuhr der Zug an. Der Soldat zog vorsichtig den Kopf aus dem niedrigen Fensterrahmen zurück, richtete sich halb auf, und den an der Spitze gefaßten, mit einem frischen Busch geschmückten, grau überzogenen Helm hinaus streckend, bewegte er ihn zu einem letzten Abschiedsgruß mit einem ganz langsamen, feierlichen Schwung gegen seine uns unsichtbaren Angehörigen. Und dann wandte er sich um, und sein Blick glitt über uns hinweg — und mir stockte der Atem, und das Lächeln auf meinen Lippen erstarb. Das war er ja, jener nach innen gekehrte Blick des Kriegers, der den Schrecken des Todes, dem Entsetzen der Vernichtung in die Augen geschaut und einen Abglanz dieses Fürchterlichen in sich zurückbehalten hatte! Mir war der Ausdruck verschiedentlich in deutschen Zeitungen begegnet und aufgefallen, aber ich hatte ihn halb und halb für — nun eben für eine Zeitungsphrase gehalten, ihm nicht glauben wollen. Jetzt wußte ich, er war Wahrheit: es gab diesen Blick, und hier stand ein Mann vor mir, der jene Schrecken schon einmal durchgemacht hatte, der, wenn auch selbst bisher körperlich verschont, wußte, welchem Grausen er nun zum zweitenmal entgegenging — nach einem zweiten, doppelt schweren Abschied von allem, was ihm auf Erden lieb und teuer war!

Das Bild des echtesten Germanen, so stand er vor uns, eine Hünengestalt, die breite Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, darüber das, trotz des tiefernsten Ausdrucks, gutmütigste Antlitz zwischen dunkelblondem Haupthaar und hellerem Vollbart, und die Augen . . . die Augen . . . . waren sie blau oder braun? Ich weiß es nicht. Sie schienen nur dunkel, jener Blick nach innen, jene rätselhafte Tiefe mochte ihnen dieses Dunkel verleihen. Ich konnte die meinen nicht abwenden, und einen Augenblick, in des Wortes vollster Bedeutung, ruhten unsere Blicke ineinander. Da schien in dem seinen etwas aufzuglimmen wie eine Mahnung: Dränge dich nicht ein in das, was ich weiß, was ich sah, und was doch keine Sprache wiedergeben kann, drum frage nicht! Und beschämt wandte ich den Blick ab, der, umherirrend, unwillkürlich wieder an den sauberen, neuen, unverwüstlich scheinenden Manchesterhosen haften blieb. Der Träger bemerkte es. Und sich schwer auf den bequemen Polstersitz zurückfallen lassend, sagte er langsam und bedächtig im breitesten Schwäbisch, indem er sich mit der Rechten klatschend auf den gewaltigen Schenkel schlug: „Dees hammer in Antwerpe gfunne!“ —

Ich sah wieder auf; statt des geheimnisvollen Blickes nach innen, statt der mahnenden Abweisung blitzte mir jetzt ein Fünkchen harmlosesten Humors entgegen, der natürlicher zu diesem gutmütigen Antlitz paßte. Mit einem tiefen Atemzug, wie um den hinter ihm liegenden Abschied wegzuwischen aus der Erinnerung und das Bevorstehende noch nicht wieder heranzulassen, fügte der Mann hinzu, sich wohlig zurücklehnend: „Ah, sell tuet guet! Morge rutsche mer wieder Viehwägele . . . im Belgische!“

Und damit schloß er die Augen, und binnen zwei Minuten schlief der Brave tief und fest, und wir ehrten seinen Schlummer. Und die Bedeutung des schönen, hehren Wortes „Landwehr“ stand klar vor meinem Bewußtsein. — — —

War das nun ein Erlebnis, oder war es keins? Mir war und ist es eins — — — dem Auslandsdeutschen, dem es sogleich an des Vaterlandes Schwelle begegnete. — — —

Ulm. Umsteigen! Ein Inselbahnsteig, an der einen Seite besetzt von einem unendlich langen Zug mit Urlaubern aus dem Felde, an der andern mit einem gleichen, der ein junges Regiment hinausführt. Hier Eichenreiser, Blumen an den Helmen, neue blitzblanke Uniformen, eine wie die andere, blutjunge, übermütige, von Tatendrang glühende Gesichter, an den Wagen die bekannten Kreideinschriften. Dort in jedem Antlitz der Ausdruck sattesten, unbekümmertsten Behagens über den Urlaub und dies, was mir vor allem ins Auge fiel, umrahmt von Bärten, Bärten jeder Art und Form, aber ausgiebigen Bärten und unvorschriftsmäßig langem Kopfhaar. Darüber Mützen in jedem Zustand der „Mitgenommenheit“, verfärbt, zerknüllt und verschlissen; darunter und soweit man tiefer blicken konnte eine Musterkarte von abgetragenen Uniformen in gewesener alter Farbenfreude, die wohl erst für die Heimfahrt angelegt waren, denn das Feldgrau war wenig darunter vertreten. Inmitten aber — Tabakpfeifen! Alle Wagenfenster voll von diesen sich drängenden, sich übereinander schiebenden, bärtigen Köpfen und in jedem Mund die Tabakpfeife; die leichten blauen Wölkchen daraus verdichteten sich zu einer schweren grauen Wolke. . . . .

Singen, Lachen, Jubeln hüben und drüben, von Zeit zu Zeit ein brausendes Hurra, ein Winken und Schwenken von Händen, Helmen, Mützen und Pfeifen! Dazwischen der Bahnsteig voll von Menschen, buntem und grauem Militär, dunklem männlichem Zivil und freundlich hell gekleideten jungen Damen, die zwischen ihren Tischen und den langen Wagenreihen mit Erfrischungen hin und wieder eilten. Und dabei trotz aller Vollheit kein Drängen, kein Sich-gegenseitig-in-den-Weg-Laufen, kein Schelten und Schimpfen, keine ohnmächtig fuchtelnden oder achselzuckend tatenlosen Beamten — — Ordnung trotz des Gewühls, Zielbewußtheit bei allem Hin und Her, Rücksichtnahme bei aller Eile. Die einzigen, die sich nicht zurechtfanden, waren wir, die wir aus dem gelobten Lande der Unordnung kamen, der Kopflosigkeit bei den Behörden jedem ungewöhnlichen Vorkommnis gegenüber und des sich nicht fügen wollenden Publikums, das seine heilige persönliche Freiheit zu nichts anderem zu verwenden versteht, als sich und aller Welt im Wege zu stehen und dann immer dem andern die Schuld zu geben, und zwar weder zu knapp noch zu leise im Ausdruck.

Wir fragten uns zurecht und wurden höflich geleitet, aber wehe! Es ging mit den Urlaubern weiter! Das war nun freilich ein Unterschied gegen das verlassene Zügle! War es dort in der Dritten voll gewesen, so war hier kein Durchkommen, und noch mehr: man konnte kaum die Hand vor den Augen sehen. Die Tabakwölkchen, die wir den Fenstern hatten entquellen sehen — — hier drinnen füllten sie als undurchdringliche blaugraue Mauer Abteile und Gänge, in denen urwüchsigste süddeutsche Gemütlichkeit herrschte. Das wenige Zivil beiderlei Geschlechts zwischen all den Kriegern machte tapfer mit, und niemand empfand den Mangel an Nichtraucher- und Nichtkämpferabteilen.

Hier war, trotz aller frischen Begeisterung, unseres Bleibens nicht! Wir zwängten und drängten uns, mit Handgepäck reichlich beladen, durch unendliche Gänge, nur um auch in der zweiten Klasse alles besetzt zu finden, und waren schon darauf gefaßt, als „Standespersonen" ganz bis „auf Minka" zu fahren, im steten Kampf um das bißchen Platz für uns selbst und unsere Sachen, als plötzlich kräftige Hände eingriffen und beides in ein fast leeres Abteil rotbeplüschter erster Klasse zogen. Wieder war es ein mächtiges Exemplar des Genus germanicum, in Mütze, hohen Stiefeln und einer bunten Uniform, aber ohne Pfeife; dafür mit einem breiten weißen Bande, welches das Rote Kreuz zeigte, um einen Arm. Schuldbewußt stammelte ich etwas von „Dritter", aber der tatkräftige Sanitäter brummte vergnüglich in seinen prächtigen Vollbart: I was, kommen Sie nur rein! Es sind Kriegszeiten, da kommt's nit drauf an, und 's sagt Ihnen kein Mensch was! Ich hab auch nur ‚Dritter'!"

Und er saß so breit da, als habe er sogar ein Anrecht auf zwei Plätze Erster. Halb erleichtert, halb beklommen machten wir es uns bequem, doch nicht für lange: der „Gestrenge" erschien — sehr unähnlich dem väterlich wohlwollenden Schwaben von vorhin — und verlor doch etwas die Fassung angesichts unserer unerhörten Klassenunterschiedsüberspringung.

„Rrrraus hier, rrrraus, sonst muß ich Sie melden! Sie gehören Dritter! Kein Platz? — Ich find noch ein paar Dutzend Plätze für Sie in Dritter!" Aber da beschwor ich den Königlich Bayrischen in Hellblau, das sehr leicht abgeschabt auszusehen scheint. Ich verlangte gar nicht ein paar Dutzend Plätze in Dritter, sondern nur zwei in Zweiter, Nichtraucher, und meinetwegen gegen Nachzahlung. Darauf einigten wir uns denn auch schließlich, die Plätze Zweiter fanden sich, und wir zogen wieder um. — Und unser tatkräftiger Sanitäter? Ich weiß nicht, war es — hm! — Schüchternheit, böses Gewissen, schnell verrauchtes Interesse oder ins Blut übergegangene Disziplin? — Er rührte und regte sich nicht, und kein leisestes Wort über Kriegzeiten entfloh dem Gehege seiner Zähne. Nur seine beiden Plätze besaß er in würdevoller Ruhe weiter. Er war ein prachtvoller Mann, und es will mir immer so vorkommen, als hätte ich später in Norddeutschland nie wieder solche Riesengestalten getroffen. Vielleicht war es nur der erste Gegensatz gegen die kleinen Zappler und „Räkeler" und Lungerer von da unten in ihren schmierigen Uniformen, an deren Anblick ich seit Jahren gewohnt war. —

München. Der helle Sommerabend sah uns in Gesellschaft hierher verschlagener, lieber Schicksalsgenossen von „draußen", von denen einer nun schon mit stolzer Befriedigung des Königs Rock trug, auf Entdeckungsfahrten durch die Straßen der ersten deutschen Großstadt im Kriegzustande, die wir berührten. Der Eindruck, den ich empfing, war der großen Ernstes und großer Stille, weitgehender Zurückhaltung der Bevölkerung und auffallender Verkehrslosigkeit. Eine wahrhaft erschütternde Begebenheit, deren Zeugen wir werden sollten — — diesmal freilich erschütternder für die unmittelbar Betroffenen als für uns Zuschauer — schien diesen Eindruck noch zu verstärken, den weitere Beobachtungen jedoch, wie ich hier gleich einschalten will, später als durchaus irreführend erkennen ließen. Ich komme darauf noch zurück, nachdem ich zunächst unser Erlebnis berichtet habe.

Wir waren, anfänglich sehr hochfliegende Pläne, wo wir zu Abend essen wollten, im Umherwandeln immer bescheidener gestaltend, schließlich in einem gut bürgerlichen Wirtsgarten gelandet, wo wir bei einfachem, aber durchaus reichlichem Imbiß uns bis zu ziemlich später Stunde festschwatzten. Die uns „Ausländer" für einen Augenblick beunruhigende Brotfrage wurde dadurch befriedigend gelöst, daß einer unserer Führer mit der Miene größter Selbstverständlichkeit seine Brotkarte aus der Tasche zog, auf die hin uns das Nötige verabreicht wurde. Unnötig zu sagen, daß wir dies uns noch fremde Zeitdokument mit großem Interesse, ja mit einer Art scheuer Hochachtung betrachteten. Sonst ging's uns recht gut, und wir waren in angeregtester Unterhaltung begriffen, als unsere Aufmerksamkeit auf den Nebentisch gelenkt wurde, der soeben besetzt worden war. Eine einheimische Familie ohne Zweifel, und zwar eine recht vollzählige! Mit der ihm eigenen Würde des altbekannten Stammgastes gab ihr Haupt der, wie mir schien, etwas lässig herannahenden Kellnerin seine Befehle, die im Flüsterton beantwortet wurden. Ein längeres Schweigen folgte, dessen Eisigkeit sich bis zu unserem Tisch herüber fühlbar machte. Dann erhob sich das Familienhaupt mit einem schweren, trotz allen Willensaufwandes nicht ganz unterdrückten Seufzer, stumm folgte seine getreue Schar, und in langsamem Gänsemarsch bewegte sich die kleine Gesellschaft dem Ausgang wieder zu. Wir winkten verständnislos dem Mädchen, das ihr achsel- und lippenzuckend nachsah: „Was hat's gegeben?"

„Das Faß ist leer, und 's wird nicht mehr frisch angestochen!" — — — Und geringschätzig überflog der Blick der Kellnerin die Gläser „natürlicher" Zitronenlimonade auf unserem Tische, die uns ein so langes Verweilen er-

möglicht hatten. Wir aber ehrten die Gefühle der so bitter enttäuschten Münchner Bürgerfamilie, die trotzdem klaglos und gefaßt der angestammten Kneipe den Rücken gewandt hatte. Hochachtung vor dem Volk, das so die Lasten und Entbehrungen der Kriegszeit über sich ergehen läßt!

Mußte dieses Begebnis, verbunden mit der trotz des schönen Sommerabends in den Straßen herrschenden, schon erwähnten Stille, dem flüchtigen Beobachter nicht den ernsthaften Eindruck vom Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben Deutschlands machen? Wäre ich ein Neutraler gewesen — — selbst ein wohlwollender Neutraler — — ich hätte mich sofort hingesetzt und der Presse meines Landes einen entsprechenden Bericht geliefert nebst den tiefstgehenden und weitestblickenden Schlußfolgerungen, wie unsereins sie ja draußen dutzendweise in jener noch nicht einmal böswilligen Presse zu lesen Gelegenheit hatte. Ich aber hatte derartige Absichten damals überhaupt noch nicht, und erst, nachdem ich weitere Teile meines lieben Vaterlandes durchstreift, Beobachtung an Beobachtung gereiht und mancherlei Vergleiche zu ziehen Gelegenheit gehabt hatte, entstand in mir der Trieb, das rundere Bild, das sich mir dadurch im Geiste geformt, aufzuzeichnen und meinen Landsleuten daheim vorzulegen, um ihnen zu zeigen, wie sich die Dinge innerhalb der Grenzen einem Auslandsdeutschen darstellten, dem es vergönnt war, in dieser großen Zeit wenigstens ein paar Monate in der alten Heimat zu verbringen. Dabei, soviel darf ich sagen, hat mir die Liebe zu ihr die Hand geführt, wenn auch nicht den Blick verdunkelt. Und desto freudiger kann ich jetzt schon sagen, daß das Gesamtbild, das ich wieder mit mir hinausnehmen durfte, ein so strahlendes ist, daß einige wenige winzige Flecken darin völlig verschwinden. Will der Leser meine Begleitung daraufhin annehmen und manche Dinge, die er gewohnt ist, nur von „innen“ zu sehen, auch einmal „von außen“ zu betrachten, so erbiete ich mich gern zu seinem bescheidenen Führer.

Pflanzt nicht zu früh.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Viele Tausende haben in diesem Frühjahr zum erstenmal in ihrem Leben sich ein Stückchen Land gepachtet, mit dem Wunsche, auf demselben sich Gemüse heranzuziehen, um auf diese Weise sich etwas von den hohen Lebensmittelpreisen unabhängig zu machen. Um nur möglichst schnell eine Ernte zu haben, pflanzen und säen sie so frühzeitig wie möglich, in der Meinung, auf diese Weise auch sehr früh Gemüse erhalten zu können. Das ist ein gewaltiger Irrtum. Die frühe Aussaat kann, wenn man Glück hat, etwas frühere Ernte ergeben, aber ebenso sicher kann man damit rechnen, ja, die Wahrscheinlichkeit ist sogar größer, daß die zu frühe Aussaat und das zu frühe Pflanzen zu Mißerfolgen führt. Dann ist nicht nur die Arbeit umsonst gewesen, sondern man hat auch das Saat- und Pflanzgut verloren, und statt Zeit zu gewinnen, hat man Zeit verloren. Es ist deshalb dringend anzuraten, mit dem Säen und Pflanzen nicht zu früh zu beginnen.

Jede Pflanze braucht zu ihrer Entwicklung eine ganz bestimmte Temperatur. Unter dieser Temperatur wächst die Pflanze überhaupt nicht, man nennt sie deshalb das Wärmeminimum, das die Pflanze braucht. Von dieser Temperatur steigert sich die Lebenstätigkeit der Pflanze bis zu einer bestimmten Temperaturgrenze, welche man das Wärmeoptimum nennt. Jenseit des Wärmeoptimums läßt dann die Tätigkeit der Pflanze schnell wieder nach, bis das Wärmemaximum erreicht ist, bei welchem die Pflanze ebenfalls ihre Tätigkeit einstellt. Im Frühjahr haben die Tage meist nur wenige Stunden, welche über dem Temperaturminimum liegen, so daß die Pflanzen sich an diesen Tagen nur ganz wenig entwickeln können. Für die meisten Pflanzen liegt das Minimum etwa bei der Temperatur von 5 bis 6 Grad, das Optimum bei etwa 25 bis 30 Grad, das Maximum bei 40 bis 45 Grad. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine Pflanze sich an den Tagen, an welchen die Temperatur nur wenig über das Minimum erhebt, nur ganz wenig wachsen kann. Die Entwicklung geht sehr langsam vor sich. Dieselbe Pflanze würde sich an solchen Tagen, deren Temperatur sich dauernd dem Optimum nähert, unvergleichlich schneller entwickeln. In der Tat holt eine später gepflanzte Pflanze die viel früher im Frühjahr gepflanzte Pflanze in ganz kurzer Zeit ein. Nun ist es aber eine alte Erfahrungstatsache, daß diejenigen Pflanzen die besten und zartesten Produkte liefern, welche sich schnell und ohne Unterbrechung ausbilden konnten. Es liegt also im eigensten Interesse des Züchters, die Pflanzen nicht zu früh auf das Land zu bringen, die Samen nicht zu früh auszusäen.

Die frühe Pflanzung und Aussaat hat aber noch einen anderen großen Nachteil. Unsere klimatischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß wir sowohl um die Mitte des Mai als auch vor allem zu Anfang Juni einen starken Kälterückfall haben, der so stark sein kann, daß die Temperatur unter den Gefrierpunkt des Wassers sinkt. Diese niedrige Temperatur ist aber imstande, eine ganze Anzahl unserer jungen Gemüsepflanzen abzutöten, andere in arger Weise zu beschädigen. Bohnen, Gurken, Kürbisse, junge Kartoffeltriebe erfrieren unbedingt, wenn die Temperatur auf den Gefrierpunkt sinkt. Kohlpflanzen, Kohlrabi, Rüben (Wruken) überstehen zwar einen leichten Frost, aber seine Wirkung macht sich später bemerkbar. Die Pflanzen schreiten sehr frühzeitig zur Blütenbildung, sie „gehen durch“, wie die Gärtner sagen. Scheinbar hat also diesen Pflanzen der Frost nicht geschadet; aber wenn man auf eine Ernte hofft, so wird diese Hoffnung zuschanden. Das ist um so ärgerlicher, als man sich während des Sommers mit den Pflanzen abmüht, sie hegt und pflegt und nachher doch keinen Erfolg von seinen Arbeiten hat. So schwer es wird, so sollte man doch, wenn man zu früh gepflanzt hat, die genannten Pflanzen nach einem Nachtfrost herausreißen und durch neue ersetzen.

Dann hat man wenigstens die Gewähr, daß man eine Ernte haben wird. Welche Ursachen der Erscheinung zugrunde liegen, daß alle solche Pflanzen, durch einen Nachtfrost in ihrer Jugend innerlich beschädigt wurden, wissen wir zurzeit noch nicht. Aber diese Wirkung des Frostes ist sehr verbreitet sowohl im

Tier- wie im Pflanzenreich. Durch vorübergehende künstliche Herabsetzung der Temperatur kann man Pflanzen dazu bringen, daß sie sich leichter und schneller treiben lassen. Durch Abkühlen von Schmetterlingseiern auf niedere Temperaturen kann man später durch Wärmezufuhr die Raupen zum schnelleren Ausschlüpfen bringen. Es scheint so, als ob durch die Abkühlung auf Temperaturen unter den Gefrierpunkt des Wassers in den Organismen chemische Vorgänge beschleunigt werden, die unter normalen Verhältnissen sich viel langsamer abspielen.

Eine alte Bauernregel, die aus der langjährigen Erfahrung schöpft, sagt von dem Legen der Kartoffeln: Legst du sie im April, kommt sie, wenn sie will; legst du sie im Mai, kommt sie glei'. Die Regel gilt nicht nur für die Kartoffeln, sondern für fast alle unsere Gemüsepflanzen. Wer sich nun aber doch schon hat verleiten lassen, frühzeitig zu pflanzen und zu säen, der suche diesen Fehler dadurch gut zu machen, daß er bei drohender Nachtfrostgefahr für reichliches Deckmaterial sorgt, damit er die Pflanzen gegen den Nachtfrost schützen kann. Das beste Deckmaterial ist Papier, welches ein sehr schlechter Wärmeleiter ist. Mit Papier bedecke man die in Reihen stehenden Aussaaten, mit Papiertüten die einzelnen Pflanzen. Die Arbeit ist zwar etwas mühsam, aber sie ist im kleinen Garten immerhin noch auszuführen. Man decke des Nachmittags von etwa sechs Uhr an und nehme die Decken erst am nächsten Vormittage wieder fort, sorge auch durch Anwerfen von Erde, daß keine kalte Luft an die Pflanzen kommen kann. Und da ein Nachtfrost oft ganz plötzlich eintritt, so scheue man die Arbeit in der gefährlichen Zeit nicht, führe sie vielmehr täglich aus. Die Unkenntnis der Lebensbedingungen der Pflanzen führen oft auf falsche Wege. Aus diesem Grunde habe ich in meiner kleinen Schrift: Wie zieht man am besten Gemüse? ganz besonderen Wert darauf gelegt, den Laien mit den Lebensgewohnheiten der Pflanzen bekannt zu machen. Kennt er diese, so wird er ganz von selbst die richtigen Maßregeln ergreifen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, recht viele Kleingärtner vor Schaden zu bewahren.

Am Ausguck.

Ein Schiff mit russischen Kriegern ist neulich in Marseille gelandet.

Rußland scheint also Truppen übrigzuhaben — dies ist das Allerneueste! Die Russen haben bis jetzt Niederlagen besehn ... und ziehn jemandem zu Hilfe?

Es kommt einem vor, als ob ein Kaufmann, der vor dem Offenbarungseid steht, ein andres Geschäft „sanieren" will.

* * *

Aber nein — die ausgeschifften Krieger sind so gering an Zahl, daß nicht von einer echten Hilfe, sondern bloß von einer „moralischen Unterstützung" die Rede sein kann. Rußlands Krieger sollen durch ihr gutes Vorbild wirken — nachdem sie bekanntlich in Ostpreußen, Kurland, Galizien rückwärts geeilt sind.

Also ein merkwürdiges Vorbild! Wenn der Fleiß des Schülers Fritz Krause belebt werden soll, gibt man ihm zum Spielgefährten als Vorbild einen, der dreimal sitzengeblieben ist.

* * *

Damit kommen wir auf den Kernpunkt des Falls — die Russen wurden nicht zur „moralischen Unterstützung" nach Frankreich gebeten, sondern als warnendes Beispiel. Dann erklärt sich alles.

Den französischen Truppen soll gesagt sein: „Nehmt euch zusammen, sonst geht's euch ebenso! Aufgepaßt!"

Die Enthaltsamkeitsprediger (Bund der Selterwasserfreunde, E. V.) veröffentlichen mitunter zum Abgewöhnen ein Bild, worauf das zerrüttete Innere eines Trinkers dargestellt ist; es soll zur Mahnung dienen! Ein solches — lebendes — Mahnungsbild bedeuten die russischen, zur Abschreckung nach Frankreich geschickten Helden.

* * *

Den englischen Truppen aber darf seit den Kämpfen in Dublin keiner mehr nachsagen, der Sieg sei nicht an ihre Fahnen geheftet.

Sie haben in Dublin — das steht fest — ein Postamt erobert. Es gelang ihrer entschlossenen Tüchtigkeit, ohne Verwendung von Kampfflugzeugen, nicht nur einen Briefträger als Gefangenen einzubringen — sondern Dutzende von ausgesogenen und wildgewordenen Landsleuten hinzustrecken. Schließlich besetzten sie mit erfolgreicher Kriegskunst ein Telegraphengebäude — kurz, dem Zusammenbruch im Irak steht die Eroberung Irlands gegenüber ...

* * *

Die Iren sind ein komisches Volk — es wurmt sie manchmal, daß sie seit ewigen Zeiten von England bis aufs Mark ausgebeutet werden!

Sie haben sich in tiefster Armut für reiche und faule Bäuche Londons geschunden, ihnen den Lebensunterhalt geliefert ... und weigern sich, auch noch das Futter für Kanonen zu liefern? Ein komisches Volk!

Ja, die Iren schwärmen für die allgemeine Wehrpflicht nur, wenn sie gegen England geübt werden dürfte. Die Freundschaft zwischen diesen zwei Zusammengespannten ist so innig wie zwischen Katze und Hund, zwischen Gans und Fuchs, zwischen Hahn und Regenwurm.

* * *

Bernard Shaw, selber ein Sohn Irlands, hat lange vor dem Krieg folgenden Vergleich geäußert: „Unbekömmlich wie eines Engländers Essen, unmäßig wie sein Trinken, schmutzig wie sein Rauchen, liederlich wie seine Häuslichkeit, käuflich wie seine Wahlen, mörderisch gierig wie sein Handel, grausam wie seine Gefängnisse." Die herzliche Zuneigung der Iren für das „Mutter"-Land leuchtet aus diesen trauten Sätzen.

Mutterland? Klio, die bekannte Schriftstellerin und Redakteurin der Weltgeschichte, wird das Verwandtschaftsverhältnis einst unter der Rubrik „Schwere Kindesmißhandlung" besprechen.

* * *

In Schlesien, Mecklenburg, Thüringen bekommt man Fleisch für mäßiges (oder doch verhältnismäßiges) Geld. Warum ist nicht für alle Landesteile, auch für Berlin, ein durchschnittlicher Preis festgesetzt? Wir sollten sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Fleischnot uns trennen und Gefahr — so ähnlich singt Schiller.

Der schlaue Leser wird einwenden: „Aber die Gegend, wo viel Fleisch wächst, muß doch einen Vorteil davon haben."

Nun, man nehme sich die Norweger zum Vorbild; dort haben manche Gemeinden gewaltige Wasserfälle, die Kraft spenden und schrecklich viel Geld einbringen, andere Gegenden haben keine Wasserfälle. Was tut aber das norwegische Gesetz? Die reichen Wasserfallgegenden müssen ihren Ueberschuß in den Staatsbeutel abladen, damit der Segen auf alle Gemeinden, auch auf die wasserarmen, verteilt wird.

So müßte man die Fleischfrage handhaben — unterdessen hat bereits das Oberkommando den Fleischwucherern und Fleischverhehlern zugesagt, ihnen die deutliche Vorstellung von einer Harke beizubringen. Feste, feste! Asmus Stechfest

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Längere Zeit hatten wir nichts Sonderliches von der russischen Front gehört. Das bedeutet immer etwas Gutes. Nachdem russische Massenangriffe zu Ende März von Riga bis zum Narocz-See unter schweren Verlusten abgeschlagen waren, kommt jetzt die Meldung von einem erfolgreichen deutschen Vorstoß. Südlich des Narocz-Sees sind russische Stellungen erstürmt. Daß dieser Schlag wuchtig war, dafür spricht die hohe Zahl von 5600 russischen Gefangenen. Wütende Anstrengungen, durch einen in schweren Massen unternommenen nächtlichen Gegenangriff scheiterten vollständig, erhöhten vielmehr die blutigen Verluste des Feindes um ein beträchtliches. Ein harter Schlag für die Gesamtheit unserer Feinde!

Besonders in Frankreich wird die Nachricht von dieser Niederlage ernüchternd und erkältend auf die erhitzten Gemüter wirken. Sie ist eine Antwort aus dem Reich der Wirklichkeit auf ein gewisses Ereignis im Reich der Einbildungskraft, das unter dem Titel „russische Truppenlandung" in Szene gesetzt wurde. Im Süden Frankreichs — wo, ist nebensächlich, es hätte ganz gut in Tarascon sein können — sind auserlesene Mannschaften aus Rußland eingetroffen. Viele waren es nicht, aber den phantasiebegabten Franzosen genügt schließlich auch eine kleinere Deputation, wenn nur die symbolische Handlung theatralisch gut durchgeführt ist. Es war ein großer Empfang, nur schade, daß unbefangene Zuschauer den Eindruck einer Maskerade hatten; teils vermutete man verkleidete Serben, teils noch weiter hergeholte Statisten sonstiger Rasse, für den Effekt nach Körpergröße ausgesucht.

Vor Verdun dröhnen die Geschütze weiter. Verdun selbst sinkt in sich zusammen, ein Stadtviertel nach dem andern wird von deutschen Granaten zertrümmert. Der Umfang seiner Befestigungen ist von zwei Seiten gänzlich, auf der dritten nun schon bis zur Hälfte umklammert. Täglich wird die Bewegungsfreiheit der Verteidiger mehr eingeengt. Auch die letzten Kämpfe zeigen, daß an allen Angriffspunkten, auf die es ankommt, der deutsche Druck unaufhaltsam durchgeführt wird. Deutsche Fortschritte links der Maas bei Haucourt, beim „Toten Mann" und so fort, deutsche Fortschritte rechts der Maas in der Woevre-Ebene, auf den Combres-Höhen, das entnehmen wir den knappen Meldungen unserer Heeresleitung. Unser Wille wird dem Gegner aufgezwungen. Auch bei gelegentlichen Schwankungen einzelner Gefechtsmomente ist ersichtlich, daß die Anpassung an die Wechselfälle dem zielbewußten Zweck des Ganzen dienstbar gemacht wird.

Da hilft kein Drehen und Winden, kein noch so verzweifeltes Gegenstemmen. Im Gegenteil, um so mehr werden Frankreichs Kräfte aufgerieben. War kürzlich zu berichten, daß 28 französische Divisionen im Maasgebiet eingesetzt worden sind, so ist diese Ziffer jetzt auf



Phot. Aluf.

Spazierfahrt der Feldgrauen auf dem Vierwaldstättersee.

Osterfeier für die in der Schweiz zur Erholung weilenden deutschen Kriegsgefangenen.

38 angewachsen. So viel ist nach und nach auf eine Stelle herangezogen. Das bedeutet den äußersten Aufwand an Heeresreserve.

Diese Wahrnehmung bedarf keiner Bestätigung. Immerhin war es nicht zu überhören, daß aus Frankreich ein Schrei der Not an England erging. Clémenceau gestand in seinem Leibblatt unverhohlen, daß Frankreichs Streitkräfte vom jüngsten bis zum ältesten Jahrgang vor Verdun verbluten, zum Teil schon verblutet sind. Ob denn England dagegen blind sei, wieviel Franzosen täglich hingeopfert werden. Käme nicht in letzter Stunde energische Hilfe, dann sei es um Frankreich und England geschehen.

Hilfe von England? England hat mit sich selbst zu tun. England nimmt bereits seine entfernteren Geschäftsfreunde in Anspruch.

Fast sah es wie eine beabsichtigte Hilfsaktion aus, als am 24. April englische Seestreitkräfte sich nach der Küste von Flandern hervorwagten. Es bekam ihnen schlecht, sie wurden von unsern an Zahl geringeren Torpedobooten verjagt, verloren dabei einen Hilfskreuzer, außer sonstigen Schädigungen.

Unmittelbar darauf haben Teile unserer Hochseestreitkräfte wichtige Anlagen und Befestigungswerke bei Yarmouth und Lowestoft energisch beschossen. Zwei englische Vorpostenschiffe und ein Torpedobootzerstörer wurden versenkt. Darunter der berüchtigte „King Stephen". Dessen Bemannung wurde nun natürlich, wie nicht anders zu erwarten, in gerechter Vergeltung ebenso der See preisgegeben, wie sie es mit unserer in Seenot vorgefundenen Besatzung des als Wrack treibenden „L 19" gemacht hatte? Nein, sie wurde geborgen und gefangengenommen. Nach deutschem Seemannsbrauch.

Gleichzeitig griff in der Nacht zum 25. April ein Marineluftschiffgeschwader die östlichen Grafschaften Englands an.

Gleichzeitig hämmerten deutsche Luftbomben auf Dünkirchen nieder.

Dazu kamen Meldungen von nachdrücklicher Betätigung unserer Luftstreitkräfte aus dem Schwarzen Meer und aus Kurland.

Ferner erfolgte ein Luftangriff in der Nacht zum 27. April bei Margate und gleichzeitig ein Vorpostengefecht an der Doggerbank, wobei ein englisches Schiff vernichtet und ein anderes als Prise aufgebracht wurde.

Ferner kam die Meldung von schweren englischen Verlusten am Suezkanal. Bei Katia wurden vier Schwadronen aufgerieben, die Überlebenden, 300 Mann und 23 Offiziere, gefangen.

Im Mittelmeer wurde das Flaggschiff „Russell" des Admirals Freemantle versenkt und im Hafen von Saloniki ein großes Transportschiff.

Und dann die Kunde, daß die englische Truppenmacht von Kut el Amara von ihrem Schicksal ereilt ist: General Townshend hat sich mit 13 000 Mann auf Gnade und Ungnade ergeben! Der ganze Orient steht unter dem Eindruck dieses Ereignisses. Nach dem Mißlingen der englischen Unternehmung gegen Gallipoli legt dieser neue Fehlschlag des mit aller Anmaßung ins Werk gesetzten Vorstoßes auf Bagdad Englands Machtstellung derart lahm, daß die Folgen heute noch nicht annähernd abgeschätzt werden können. Mit Recht feiern unsere tapferen türkischen Verbündeten diesen Erfolg ihrer Waffen als bedeutungsvollen Sieg und wir mit ihnen.

Das Mißgeschick Englands zeigt sich auch im kleinen an unserer Westfront. Im Ypernbogen konnten wir neuerdings eine Betätigung nach vorwärts zu unseren Gunsten vermerken. Bei St. Eloi war uns das Kriegsglück günstig.

Obenein ist nun auch im Innern Englands eine der drohenden Gefahren, noch nicht einmal die drohendste, zum vollen Ausbruch gekommen. In Dublin kämpft die aufständische Bürgergarde gegen die Regierungstruppen. Alle Kriegsmittel kamen bei diesen sehr heftigen Kämpfen zur Anwendung. Das ist kein Aufruhr, sondern eine wohlorganisierte Bewegung ganz Irlands.

So steht es um England und seine Verbündeten, während ringsum an all unseren Fronten die deutsche Beharrlichkeit in der Abwehr wie im Angriff das entscheidende Wort spricht. Volle Sicherheit bei uns, volle Unsicherheit bei unseren Gegnern. Komme, was kommen mag, eine getroste Seelenruhe mit aller Kraft ist im deutschen Volke genau so lebendig wie zu Beginn des Krieges.

Welche Fortschritte, welche Wendungen zu den bisherigen hinzukommen, bleibt den weiteren Weltkriegsberichten vorbehalten. X.

Unsere Leser machen wir hiermit darauf aufmerksam, daß die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs von 1915 (III. Kriegsanleihe) vom 1. Mai ds. Js. ab in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden können. Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W. 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 22. Aug. d. J. die kostenfreie Vermittlung des Umtauschs. Näheres siehe Inseratenteil dieser Nummer.

Nummer 19.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

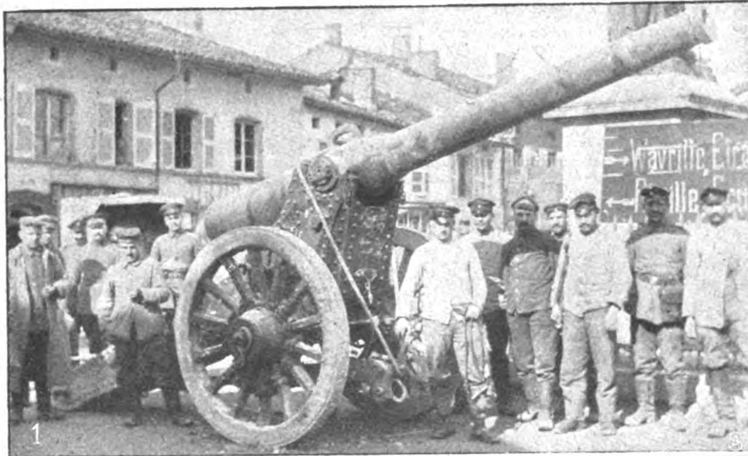
Seite 657



Phot. Addie Kah.

Oberleutnant Buddecke,

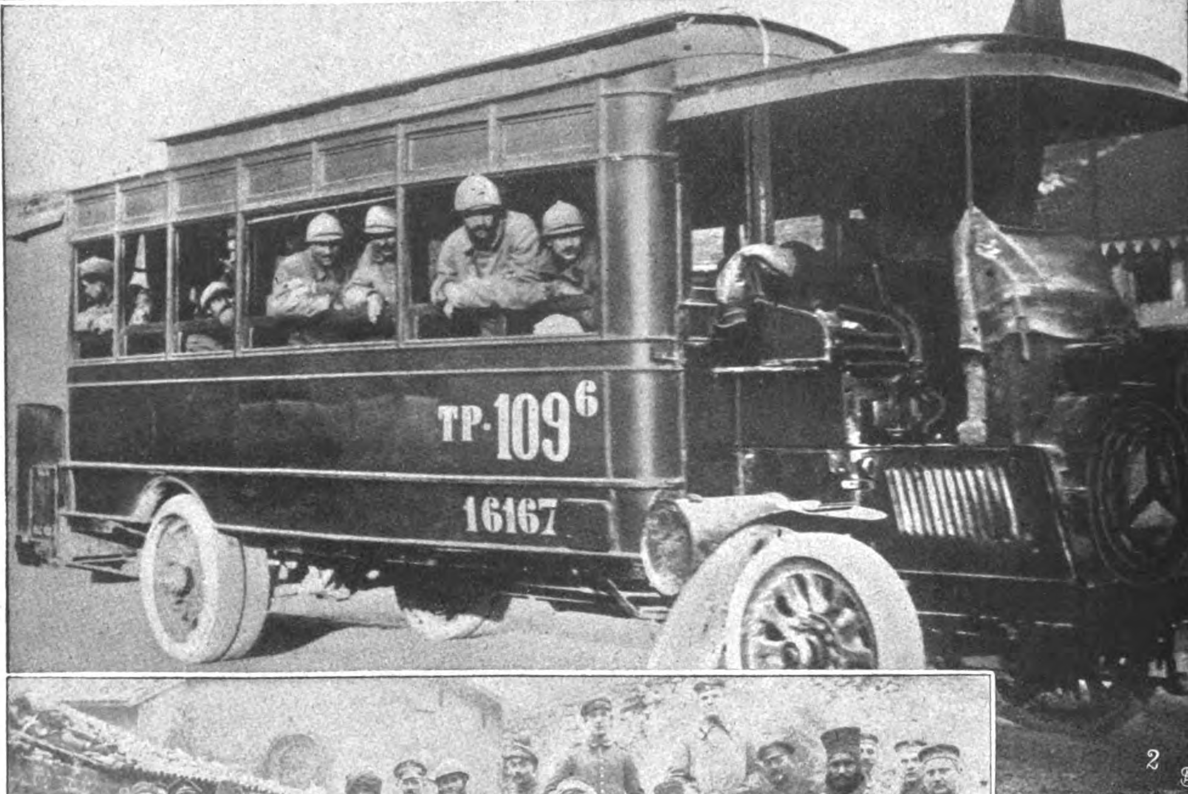
zurzeit in türkischen Diensten, erhielt den Orden Pour le Mérite.



1. Eine französische 15 = cm. = Ring=kanone, die vor Verdun erobert wurde.

2. Ein großes französisches Transport=automobil mit Truppen, die zur Verstärkung nach der Front beordert werden.

3 Eine Gruppe französischer Gefangener darunter Zuaven.





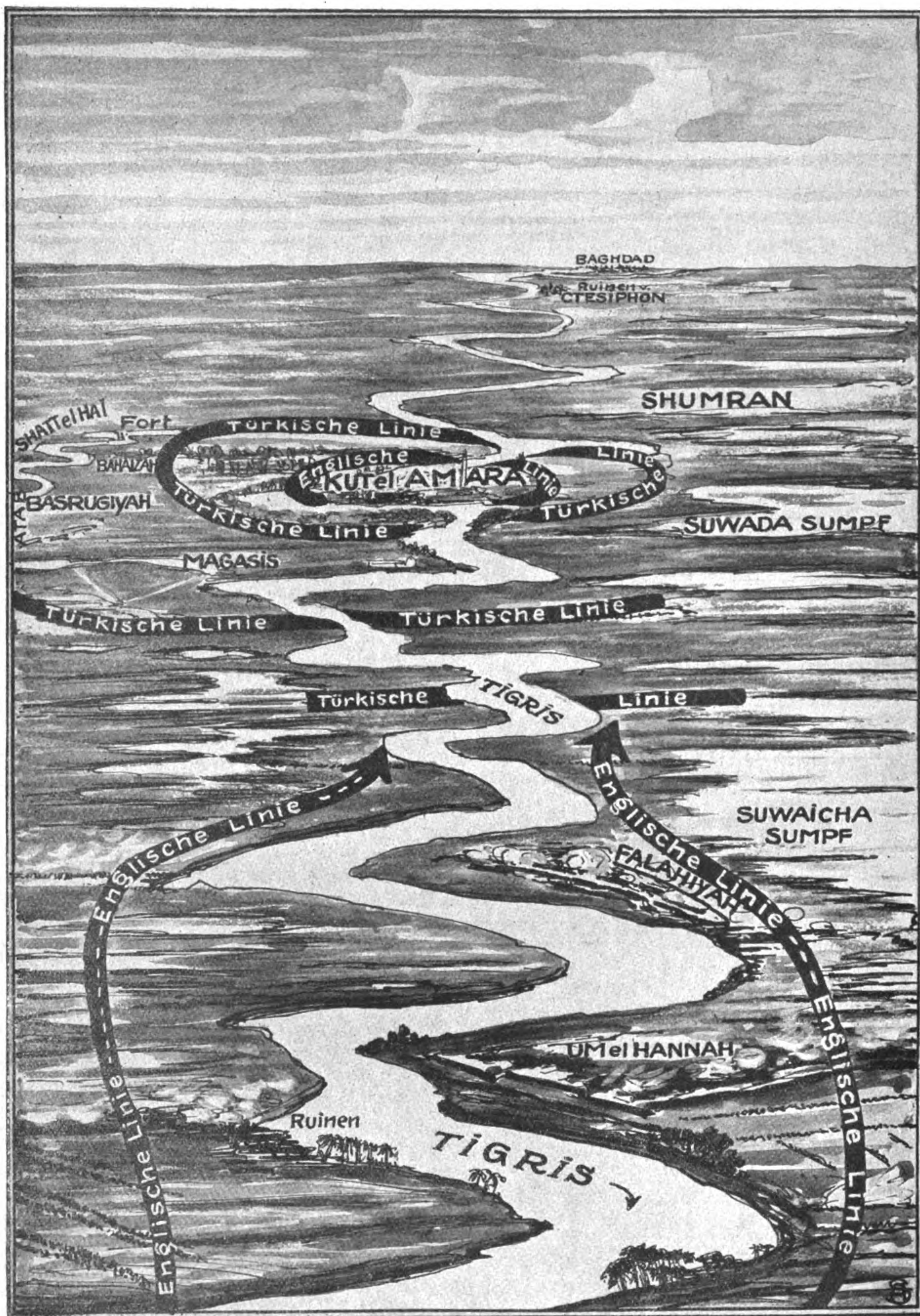
Von den schweren Kämpfen um die Festung Verdun.



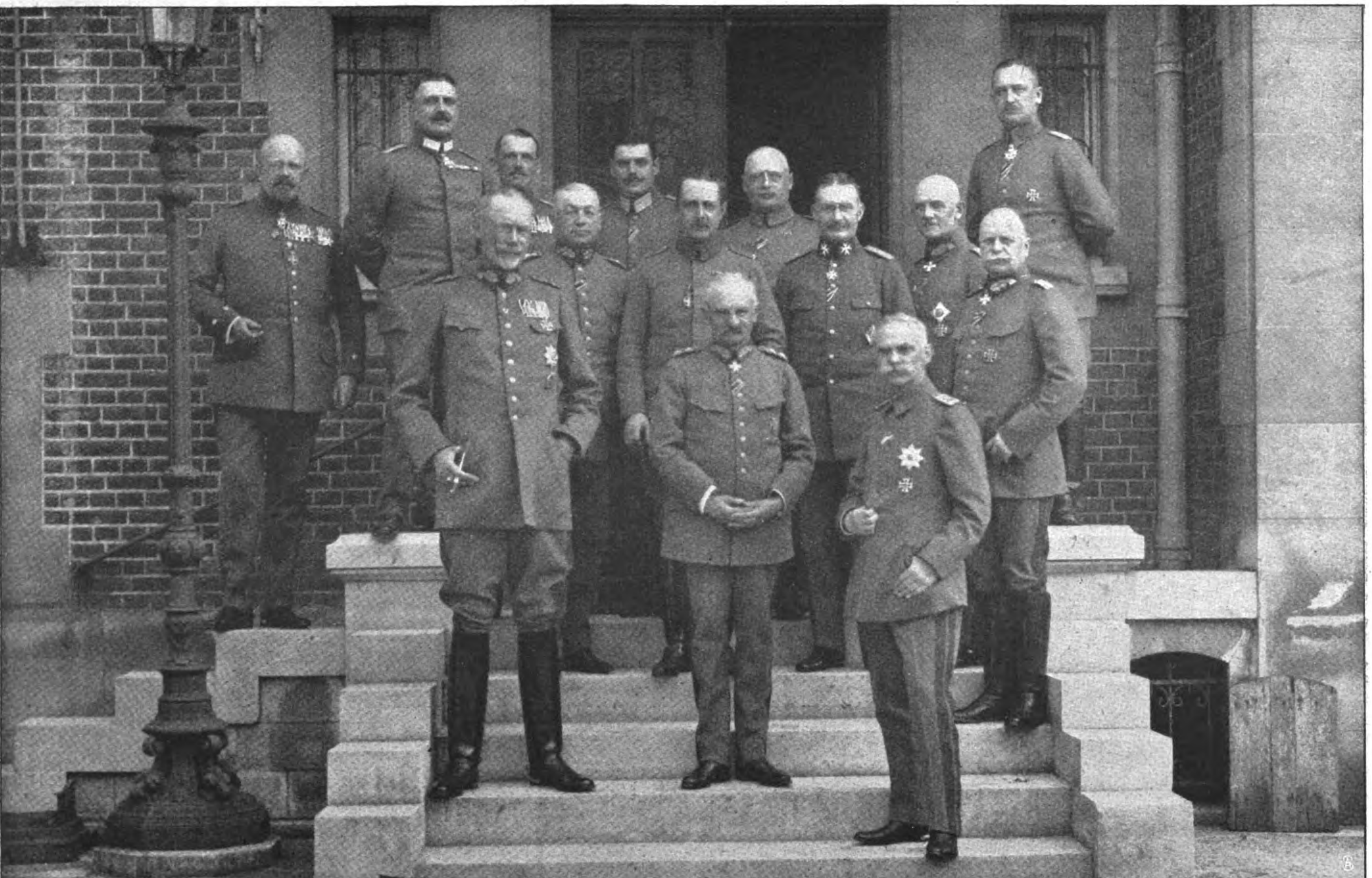
Photographische Aufnahmen.



Vom Kampf um Verdun: Die Kompagnie, die Douaumont gestürmt hat (8. Komp. 24. Inf.-Regt.).



Kut el Amara und das Kampfgebiet im Irak aus der Vogelschau gesehen.



Erste Reihe von links: Exzellenz von Plüskow, Oberbefehlshaber Exzellenz von Below, Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen. Zweite Reihe: Exzellenz Limbourg, Gen.-Major Prinz Reuß, Exzellenz von Lindequist, Exzellenz v. der Marwitz. Dritte Reihe: Kammerherr u. Kabinettsrat Frhr. von Brandenstein, Oberst Frhr. von Hammerstein, Flügeladjutant Hauptm. Geyer, Hauptm. von Trotha, Major Heuser, Exzellenz von Hoeppner, Major von Loesecke.

Von der Feier des 65. Geburtstages des Herzogs von Sachsen-Meiningen im Felde.


Vizefeldwebel Drünkler.


Feldwebel Kurt Maschke.


Vizefeldwebel Wüstenhagen.


Phot. Jul. Frankfurter.
Vizefeldwebel Otto Backhaus.


Vizefeldwebel Weinreich.


Unteroffizier Theodor Kasper.


Unteroffizier Fritz Hildebrandt.


Unteroffizier Leuser.


Vizewachtmeister Wippich.


Phot. Reinh. Hahn.
Unteroffizier Arno Henkel.


Unteroffizier Hermann Eichstädt.


Gefreiter Heinrich Baumgart.


Unteroffizier Adolf Backhaus.


Unteroffizier Gustav Dröge.


Gefreiter Robert Handtke.


Gefreiter Karl Richardt.

 Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse. 



Phot. Gutschmann.

1. Professor Conrad Kiesel, 2. Maler W. Kuhnert, 3 Professor G Janensch, 4. Maler F. Müller-Münster, 5. Bildhauer G. Schmidt-Cassel, 6. Professor E. Pfannschmidt, 7 Maler M. Schlichting, 8. Professor A. Schlabitz, 9 Maler Hans Meyer, 10. Maler K. Wendel, 11. Professor A. Lewin-Funcke, 12. Professor A. Vogel.

Die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung 1916.



Prof. Bruno Schmitz,
Geh. Baurat, Dr.-Ing. h. c., Erbauer des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig, †



Prof. Bruno Kruse,
Schöpfer der Plaketten „Lehrmeister und Erzieher des deutschen Heeres" in Nr. 18 der „Woche".



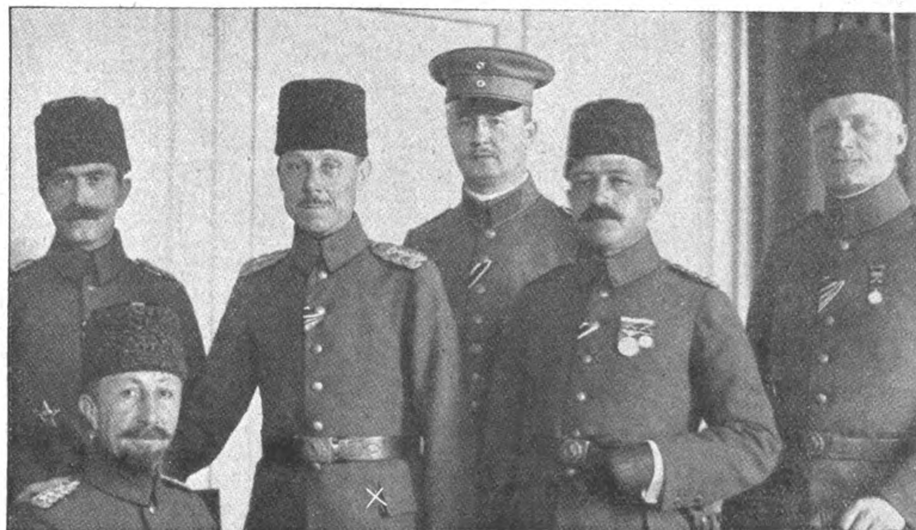
Hofrat Dr. Paul Schlenther,
bekannter Schriftsteller und Kritiker
† in Berlin am 30. April.



Prof. Dr. Adolf Baginsky,
Geh.Med.-Rat, bekannter Berliner Arzt, begeht am 7. Mai sein goldenes Doktorjubiläum.

Kriegschirurgentag in Berlin.

Im Sitzungssaal des Langenbeck-Virchow-Hauses in Berlin traten die deutschen Chirurgen unter Vorsitz des Generalstabsarztes der Armee Professors Dr. v. Schjerning zu ihrer zweiten Kriegstagung zusammen. Auch unsere Bundesgenossen hatten Vertreter entsandt, aus der Türkei waren der Militärbevollmächtigte Zekki-Pascha sowie Professor Dr. Suleiman Numan-Pascha (×) anwesend.





1. Die Prinzessin. 2. Oberschwester Marie (Frau Geheimrat Rieder-Pascha). Phot. A. Pieffer.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe mit den Schwestern und Verwundeten des Lazaretts „Prinzessin Viktoria", Bonn,
bei der Nagelung der Arndt-Eiche.



Von links: Schwester van der Holt Rynbeek, Schwester Johanna Kupper, Schwester Henriette Kupper,



Von links: Augenarzt Dr. Holte, Generalarzt a. D. van der Moer, Dr. Hartlieb, Dr. de Gens.

Die holländische Ambulanz für Österreich-Ungarn in Budapest.

Mathematik im Kriege.

Von Hans Dominik.

Bei unseren Gegnern, besonders aber bei den Franzosen, denen ja mathematische Begabung nicht abzusprechen ist, erfreut sich die Mathematik gegenwärtig besonderer Hochschätzung. Wieder und immer wieder zählen ihre Zeitungen die Zahlenstärke der Alliierten auf, vergleichen sie mit den Zentralmächten, schlußfolgern den sicheren Sieg und schließen triumphierend: „C'est mathématique!"

In Wirklichkeit hat dies aber mit Mathematik gar nichts zu tun, sondern wird viel besser durch einen anderen französischen Ausdruck gekennzeichnet, die sooft zitierte und gerade von deutschen Fachleuten scharf bekämpfte „Rage de nombre". Solche Vergleiche laufen eben letzten Endes auf geistlose Gegenüberstellungen von Zahlen hinaus, und fast fühlt man sich versucht, an das berühmte Zitat aus Hagens Wasserbaukunst zu erinnern, welches Wittgenstein seiner Logarithmentafel voranstellte: In nichts zeigt sich der Mangel an mathematischem Sinn so deutlich wie an einer maßlosen Schärfe beim Zahlenrechnen. In der Tat ist Mathematik etwas wesentlich anderes als niedere Algebra, die im günstigsten Fall in solchen Vergleichen stecken kann.

Gehen wir mit unseren Betrachtungen hundertfünfzig Jahre zurück, in eine Zeit, die der unseren nicht unähnlich ist, so kann uns der Alte Fritz als Schwurzeuge dienen. Er unterschätzte den Wert der Zahl nicht. Stammt doch von ihm das Wort, daß der liebe Gott gemeiniglich mit den stärksten Bataillonen zu sein pflegt. Aber niemand hat auch besser als er die Grenzen dieser Anschauung gezogen und gezeigt, daß Feldherrngenie sowie Truppendisziplin und Begeisterung den Mangel der Zahl im weitesten Maß ersetzen können. Es genügt, die Namen Roßbach und Leuthen zu nennen, um die Beweise für diese Behauptung zu geben.

Leicht verschieben sich die Begriffe bei solchen Vergleichungen und Betrachtungen, und besonders leicht gelangt man dabei von der reinen Mathematik zu ihrer praktischen Schwesterwissenschaft, der analytischen Mechanik, jener Wissenschaft, die mit wenigen plausiblen Voraussetzungen und unter Anwendung rein mathematischer Schlußfolgerungen alle Erscheinungen des Gleichgewichtes und der Bewegung, alle Wirkungen von Kräften und Widerständen ergründet. In diesem Sinn ist eine kleine Rechnung aufzufassen, welche kürzlich durch die Tagespresse ging. Es wurde dabei die Lage der Zentralmächte und der sie umgebenden Alliierten mit dem mechanischen Beispiel eines sogenannten Schlupfringes verglichen.

Die Zentralmächte bilden dabei etwa einen runden Stahlschaft von ganz bestimmtem Querschnitt. Um diesen Schaft legt sich mit starkem Druck ein mantelartiger Ring. Druck und Gegendruck zwischen Schaft und Ring halten sich die Wage, und es soll nun untersucht werden, welche Spannungen dabei sowohl im Schaft, also im Körper der Zentralmächte, und welche im Ringe der Alliierten auftreten. Die nach den einfachen Regeln der Festigkeitslehre durchgeführte Rechnung ergab, daß die Anstrengung im Ringe 2,4 mal so groß ist wie im Schaft, wenn Schaft und Ring gleiche Querschnitte haben, d. h., wenn beide Parteien über gleiche Heeresmassen verfügen. Soll dagegen die Spannung, d. h. Anstrengung, bei beiden Parteien gleich groß sein, so müßte der Ring die dreifache Truppenmasse des Schaftes besitzen. Das Beispiel ist ganz amüsant, aber beweisen tut es natürlich ganz und gar nichts. Die Gründe dafür sind leicht zu nennen. Erstens ist eine Truppe nicht ohne weiteres einer homogenen Stahlmasse zu vergleichen. Zweitens aber handelt es sich hier in der Rechnung um rein statische Erscheinungen, d. h. um Gleichgewichtserscheinungen, während die Kriegführung, wenn sie überhaupt mit diesen Dingen verglichen werden darf, durchaus in das Gebiet der Dynamik fällt, in das Gebiet der lebendigen Kräfte und Bewegungen. Das gilt auch dort, wo scheinbar Stillstand und Ruhe herrschen. Das hat ja der Marschall von Hindenburg einem Besucher gegenüber so klar und überzeugend mit den kurzen Worten ausgesprochen: Sich immer wieder an einer Stelle zusammenballen und dort zum Stoß ausholen.

Stehen die Dinge aber so, dann ist die Frage gestattet, was denn die Mathematik überhaupt im Kriege zu suchen hat. Unsere Gegner zitieren sie in erster Linie als die unbedingt zuverlässige und ihrer Ergebnisse sichere Wissenschaft. Wie etwa der Astronom mit Hilfe der Mathematik und analytischen Mechanik Sonnen- und Mondfinsternisse für die nächsten hunderttausend Jahre sicher angeben kann, so wollen sie auf demselben Wege ihren schließlichen Sieg, den berühmten „succès final", voraussagen. Aber schon zeigt sich der klaffende Unterschied. Es fehlt jede genaue Zeitangabe, durch die doch alle mathematisch-astronomischen Berechnungen so glänzend gekennzeichnet sind. Es ist eben nichts mit der mathematischen Vorausberechnung im Kriege, und kein geringerer als der alte Moltke hat dies klipp und klar ausgesprochen. An einer Stelle seiner Denkwürdigkeiten tritt er einmal der weit verbreiteten Volksmeinung entgegen, daß er seine Feldzüge schon im Frieden gewissermaßen bis zum siegreichen Ende genau vorausberechnet habe.

Wirklich mathematisch genau, d. h. nach Ort, Zeit und Menge scharf bestimmt, kann nur die Mobilmachung, der Transport und Aufmarsch der mobilen Heere und ihre Versammlung im Kriegsgebiete vorbereitet werden. Das ist ja denn auch für diesen Krieg von unserem großen Generalstab in fleißiger Friedensarbeit geschehen, und Mobilmachung und Aufmarsch haben wirklich mathematisch genau geklappt. Darüber hinaus tritt nach Moltke eine neue Unbekannte in die Rechnung ein, und man muß seine Entschlüsse von Fall zu Fall und unter Berücksichtigung der neuen Lage stets neu fassen.

Ein drittes ist oft zum Vergleich herangezogen worden, nämlich das Schachspiel. In Friedenzeiten hat man Schach und Mathematik in Vergleich gestellt, im Kriege dagegen die großen Strategen gern mit starken Schachspielern verglichen. Jeder Vergleich hinkt, und dieser nicht am wenigsten. Ein Turm ist ein Turm, und ein Läufer ist ein Läufer. Tote Figuren, deren Wert durch genaue Spielregeln ein für allemal festgelegt ist. Eine Truppe hingegen ist ein lebendiger Körper, dessen Wert und Kampfkraft keineswegs dauernd gleichbleibend sind. Im übrigen aber ein Körper, der weder an Spielregeln noch an vorgeschriebene Wege und Gangarten ge-

bunden ist, sondern vom Feldherrn durchaus nach seinem Ermessen bewegt und verwendet werden kann. Betrachtet man die Dinge aber einmal so, dann schwindet die Ähnlichkeit, und man fragt verwundert, wo denn überhaupt das Tertium comparationis dieses zuerst so einleuchtenden Vergleiches steckt. Allenfalls noch darin, daß eben das Schach im Rahmen des Spieles den Kampf zweier Heere geben will. Den gibt es freilich, soweit die Mathematik in Betracht kommt, ganz gut. Denn auch beim Schach hört nach der Durchführung des Eröffnungsspieles jede mathematische Berechnung so ziemlich auf und wird erst wieder im Endspiel möglich, wenn der größte Teil der Figuren vom Brett verschwunden ist und die Verhältnisse sich vereinfacht haben. Im Mittelspiel, welches dem Hauptteile des Krieges entspricht, entscheidet die Spielstärke des Spielers, die man wohl in mancher Beziehung mit der Begabung und dem Können eines Heerführers vergleichen kann. Jene Fähigkeit, die große Unbekannte, d. h. die Unternehmungen und Züge des Gegners, in ihren Wirkungen und möglichen Folgen rechtzeitig zu erkennen und Gegenmaßregeln zu treffen. Moltke spricht wiederholt von den „Aushilfen" und versteht darunter eben solche zweckmäßigen Maßregeln, die in Rücksicht auf die gegnerischen Unternehmungen stets und ständig neu getroffen werden müssen. Die Summe dieser Aushilfen bildet nun zwar gewiß eine Wissenschaft, aber mit Mathematik hat sie herzlich wenig zu tun.

So bleibt die Frage zu erörtern, wo denn überhaupt im Kriege Mathematik in ihre Rechte tritt. Verstehen wir unter Mathematik die genaue zeit- und zifferngemäße Vorausbestimmung von allerlei Maßnahmen, so verbleibt ihr noch ein gewaltiges Gebiet. Der Nachschub von Proviant und Munition für die kämpfenden Heere muß mathematisch genau im voraus geregelt werden und kann es, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, auch fast stets.

Hier ist vor allem das große Gebiet, auf welchem die deutsche Exaktheit und Organisation dauernd schöne Erfolge zu verzeichnen haben, während es bei unseren Gegnern weniger klappt, trotzdem sie die Mathematik unnützlich im Munde führen. Man kann vielleicht am Morgen noch nicht wissen, wo die Kompagnie am Abend sein wird, aber man kann seine Maßnahmen recht wohl so treffen, daß die Gulaschkanone am Abend auch dort ist, wo sich die Kompagnie befindet. Ebenso wie für den kleinen Bereich der Kompagnie aber kann solche Vorsorge auch für Korps, Armeen und ganze Fronten getroffen werden und wird von unserer Seite getroffen. Wir können also vielleicht sagen, daß die Mathematik, d. h. die mathematisch genaue Vorausbestimmung der Dinge in der Feuerlinie, selbst nicht möglich ist, weil dort die stets und unvorhergesehen wechselnde Unbekannte der feindlichen Maßnahmen allzu stark in die Rechnung zu treten und störend zu wirken pflegt. Dagegen beginnt sie gleich hinter der Feuerlinie und reicht durch alle Etappen bis in das Herz des eigenen Landes, nur daß wir dies im allgemeinen nicht als Mathematik, sondern als deutsche Organisation und Exaktheit zu bezeichnen pflegen.

Der französische Mathematiker Laplace träumte von einer universalen Weltformel, mit deren Hilfe man jedes vergangene und zukünftige Ereignis genau vorausberechnen könne. Wir wissen heute, daß dieser Traum nur eine schöne, aber unerfüllbare Illusion ist. Wenn aber beispielsweise eine zurückgehende feindliche Armee an irgendeiner Stelle X die Eisenbahnbrücke über den Fluß Y sprengt, und wenn zwölf Stunden später in Deutschland bereits die fertigen Ersatzträger verladen werden, ja wenn sie sich bereits auf der Eisenbahnreise befinden, bevor der Gegner die Sprengung noch überhaupt ausführt, so werden wir doch leichthin an jene Formel erinnert. Denn wieviel Voraussicht und wieviel richtige Einschätzung kommender Ereignisse steckt nicht in diesem Vorgange. Schon daß die Ersatzträger für diese Brücke überhaupt vorrätig gehalten werden, daß die feindliche Sprengung mit ganz bestimmten zerstörenden Folgen lange Zeit vorausgesehen wurde. Dann der Entschluß, rechtzeitig Ersatz zu schaffen, und der weitere, diesen Ersatz bereits Stunden vor der erfolgten Sprengung zur Bahn zu bringen, nur weil man die Sprengung mit mathematischer Sicherheit kommen sieht.

So ist, recht verstanden, das Gebiet der Mathematik im Kriege nicht gering. Aber sie versagt, wo die lebendigen Kräfte des Geistes und des begeisterten Heereskörpers in die Rechnung zu stellen sind. Ginge es hier nach den eintönigen Regeln der Algebra zu, dann hätte schon der Alte Fritz in seinem Kampfe gegen Europa unterliegen müssen, dann hätte Deutschland der zahlenmäßigen Uebermacht seiner vielen Gegner gegenüber seine Sache schon am 2. August 1914 verloren geben können.

Aber gerade hier wirken jene unwägbaren Dinge ausschlaggebend, die durch keine Rechnung zu fassen, durch kein Zahlenverhältnis zu bestimmen sind. Man kann sie wohl nennen, aber ihren Wert nicht ausdrücken. Doch sie führen zum Siege und führen um so sicherer dazu, wenn der Mathematik ihr natürliches Feld bleibt, und wenn sie hier voraussieht und vorausſorgt, was immer vorausgesehen und vorausgesorgt werden kann.

Feldgraues Volapük.

Von Victor Ottmann.

Dieser Krieg, der wie kein anderer zuvor „alles zum Ungemeinen erhebt", läßt auch alle früheren Vorstellungen von kriegerischer Abenteuerlichkeit verblassen, übertrumpft alles, was ein Grimmelshausen in seinem Simplizius Simplizissimus oder ein Callot in seinen grausigen Radierungen der Nachwelt überliefert hat. Ist es nicht schon tollste Phantastik, wenn Millionen von Menschen in Massen, wie sie die Welt bis dahin noch niemals, selbst in den Zeiten der Völkerwanderung nicht, in Bewegung sah, die Länder überfluten? Man mache sich nur klar, wie unsere deutschen Soldaten im Strudel der kriegerischen Ereignisse oft umhergeworfen werden. Es gibt ihrer viele, die vorher über den engen Bezirk ihrer bürgerlichen Tätigkeit nie hinausgekommen sind, und die nun in 20 Kriegsmonaten abwechselnd folgende Länder zu sehen bekamen: Luxemburg, Belgien, Frankreich, Polen, Litauen, Kurland, Galizien, Ungarn, Alt-Serbien, Mazedonien, die Türkei. Die „frommen" Landsknechte von ehemals, die ihre Haut in fremdem Sold zu Markte trugen, kamen gewiß tüchtig herum, aber haben doch nicht ein so großes Stück Welt durchwandert wie Tausende unserer wackeren Krieger von heute.

Diese außerordentliche Beweglichkeit stellt den schlichten Mann im feldgrauen Rock auch in geistiger Hinsicht oft vor Aufgaben, von deren Schwierigkeit sich der Weitgereiste, im Umgang mit Ausländern Geübte wohl nicht so ohne weiteres eine richtige Vorstellung macht. Solange er sich in seiner Truppe nur unter seinesgleichen befindet und mit dem Volk nicht in Berührung kommt, merkt der Soldat ja vom fremden Wesen nicht viel.

Anders dort, wo er mehr sich selbst überlassen bleibt, in der Ruhestellung hinter der Front, in den bäuerlichen und bürgerlichen Quartieren in Dorf und Stadt. Da sieht er sich unter Menschen versetzt, deren Sprache er ebenso fremd gegenübersteht wie ihren Begriffen und Sitten. In Belgien und Frankreich mag er wohl noch viele Anklänge an heimische Verhältnisse finden, aber in einem entlegenen polnischen oder russischen Dorf verliert er schon den gewohnten Maßstab der Dinge, und im Umgang mit Balkanbewohnern vollends lassen ihn alle sonst bewährten Erfahrungsätze im Stich. Es gehört die ganze deutsche Gemütsruhe dazu, um sich da zurechtzufinden, die ganze deutsche Anpassungsfähigkeit und nicht zuletzt der gute deutsche Soldatenhumor, der auch im Felde noch immer der beste Ueberwinder aller Verdrießlichkeiten und Hemmungen ist.

Zu den schwierigsten Dingen des außerdienstlichen Frontlebens gehört die Verständigung mit den „Eingeborenen“. Da wird unseren braven Kriegern wirklich ein bißchen viel zugemutet. Um auf allen Kriegschauplätzen im Quartier das Ziel ihrer jeweiligen Wünsche mühelos erreichen zu können, müßten sie das Französische, Flämische, Russische, Polnische, Serbische, Türkische und, ich weiß nicht, was alles sonst noch beherrschen — und sie haben doch nur ihre Muttersprache gelernt und auch diese mitunter auf sehr eigenartige, selbstherrliche Weise. Die Schwierigkeiten der Verständigung fangen übrigens schon innerhalb des deutschen Heereskörpers an, denn die Verbände sind häufig so bunt gemischt, daß die verschiedensten Landsmannschaften Schulter an Schulter beisammenstehen. Da kommt es nicht selten zu den ergötzlichsten Mißverständnissen und Auseinandersetzungen. Man stelle sich beispielsweise die gemütliche Unterhaltung eines Bayern, der im bürgerlichen Beruf allerlei Herkulesarbeit mit der Holzaxt zu verrichten pflegt, mit einem hamburgischen Schauermann, einem ostpreußischen Ackerbürger und einem Weber aus dem sächsischen Erzgebirge vor, also eine Unterhaltung zwischen Kameraden, die gewöhnt sind, so zu sprechen, wie ihnen der Mund gewachsen ist, denen aber der Mund außerordentlich verschieden gewachsen ist, und die selbst dann, wenn sie sich mit erheblicher Mühe des Schriftdeutschen befleißigen, durch Tonfall und Ausdrucksweise gegenseitig keineswegs immer ohne weiteres verständlich sind. Noch größer waren die Schwierigkeiten der kameradschaftlichen Verständigung dort, wo deutsche Soldaten aus den verschiedensten Gauen unseres Vaterlandes mit den Waffenbrüdern der österreichisch-ungarischen Armee gemeinschaftlich marschierten und kämpften, und wo sich zu den deutschen Mundarten noch die reiche Sprachenmusterkarte der Donaumonarchie gesellte.

Und dann die zungenbrecherische Qual mit den polnischen Ortsnamen im Osten, besonders in Galizien! Mrzyglod, Koprzywnia, Pozdziacz, Bystrzyca und so fort mit Grazie. Tiefes Mitleid packt uns bei dem Gedanken, daß unser hoffnungsvoller Nachwuchs auf den Schulbänken dereinst diese Wortungeheuer auswendig lernen soll. Nebenbei bemerkt sehen die galizischen Ortsnamen in ihrer fremdartigen Schreibweise nur so fürchterlich aus; richtig ausgesprochen, wie der Pole sie spricht, klingen sie ganz weich und annehmbar. Es ist nicht recht einzusehen, warum wir Deutschen uns die Qual nicht dadurch wesentlich lindern sollten, daß wir diese Namen auch deutsch so schreiben, wie sie polnisch gesprochen werden, also z. B. Pschemysl statt Przemysl, Podschas statt Pozdziacz. Im Westen herrscht der vernünftige Brauch, unsere Krieger die französischen Ortsnamen möglichst buchstabengetreu so aussprechen zu lassen, wie sie geschrieben werden. Saint-Quentin heißt einfach „Kwentihn“ und Verdun heißt „Werduhn“; das klingt viel schöner und anheimelnder, obwohl die französische Akademie der 40 Unsterblichen diese Aussprache schwerlich wird anerkennen wollen. Freilich läßt sich die Übung nicht auf sämtliche Namen anwenden. Der einfache Mann hilft sich dann eben, so gut es geht, und macht sich die fremden Wörter nach Möglichkeit mundgerecht; die Hauptsache ist ja, daß man versteht, was er meint.

Und wie der durch keine höhere Schulweisheit belastete Feldgraue sich mit den fremden Orts- und Eigennamen auf seine Weise abfindet, so macht er sich auch für die Verständigung mit den Eingeborenen eine Art von Volapük zurecht, das aus einem Sprachschatz von etwa einem Dutzend der allernotwendigsten Wörter besteht und von einer eigens für diesen Zweck erfundenen und geübten Mimik vorteilhaft unterstützt wird. Gerade auf die Mimik kommt es besonders an. Im allgemeinen liegt ja dem Deutschen jene Sprache der Gebärden nicht, die der Orientale oder mehr noch der zappelige Italiener so meisterhaft ausgebildet hat. Das „mit den Händen Reden“ gilt bei uns im Alltagsgebrauch für auffällig und unfein, obwohl die „Sprache ohne Worte“ die eigentliche Ursprache der Menschheit ist und, wie der hochdramatische Stil der Schaubühne zeigt, oft genug zur Kunst von großer harmonischer Schönheit erhoben werden kann.

Im Felde fragt man nicht nach fein oder unfein, sondern danach, ob eine Sache praktisch ist oder nicht. Jeder Vielgereiste weiß, wie erstaunlich leicht man sich im Verkehr mit lebhaften Völkern durch Gesten verständlich machen kann und es bei einiger Übung schließlich dazu bringt, ganze Unterhaltungen nach der Art der Taubstummen in der Gebärdensprache zu führen. Im Umgang mit den polnischen Juden oder der lebhaften französischen Bevölkerung machen sich auch die bedächtigsten deutschen Landstürmer bald etwas von dieser Kunst zu eigen. Die einfachen Wünsche des Soldaten, alles, was Essen, Trinken, Schlafen betrifft, lassen sich mit oder ohne Zuhilfenahme einiger Vokabeln ohne Schwierigkeiten mimisch ausdrücken und werden, wenn auf der Gegenseite nur ein bißchen guter Wille vorhanden ist, schnell erfaßt. Oft genug fehlt es freilich am guten Willen, und der Eingeborene hält es dann für vorteilhaft, den Verständnislosen zu spielen. Schwieriger wird die Sache bei etwas entlegenen Wünschen, dann muß sich die Mimik zur pantomimischen Szene entwickeln. So wollte zum Beispiel ein biederer „Schipper“ einer serbischen Bauersfrau begreiflich machen, daß er das lebhafteste Verlangen nach Hühnereiern hätte. Er spielte zu diesem Zweck die Rolle der eierlegenden Henne, duckte sich nieder, brach in ein lautes Freudengegacker aus und machte seine Sache so gut, daß die Bäuerin ihn verstand und —

die Federn des letzten geschlachteten Huhnes vorlegte, ein erschütterndes Memento der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge.

Nun wird vielleicht mancher denken: Wozu quälen sich unsere Soldaten mit ihrem Volapük und ihrer Mimik? Es gibt doch genügend Sprachführer mit Vokabularien in kleiner, handlicher Form. Das stimmt, und sie sind auch unter den Feldgrauen draußen stark verbreitet. Aber mit diesen gedruckten Hilfsmitteln ist es ein eigenes Ding, wie jeder weiß, der sie auf Reisen in Gebrauch genommen hat. Selbst die besten von ihnen leisten nur sehr unvollkommene Dienste. Sämtliche Sprachführer leiden an dem Übelstand, daß sie mit einem ganz unnötigen Ballast von Wörtern und Redensarten beschwert sind und den Benutzer vor grammatikalische Aufgaben stellen.

Es ist geradezu komisch, in welcher verwickelten, weitschweifigen Weise in solchen Hilfsbüchlein die einfachsten Dinge behandelt werden, z. B. ein Gang zum Friseur. Anstatt für solchen Fall nur die ganz notwendigen paar Wörter anzugeben, wie „Haarschneiden", „Rasieren", „Kopfwaschen", unter Verzicht auf jeden mühseligen Versuch eines völlig unnötigen Satzbaues, bieten die Sprachführer ihrem Besitzer Dutzende von verwickelten Redensarten.

Hat der Fremde einen derartigen Satz glücklich herausgebracht, so stellt der andere ganz sicher eine Frage, die in dem Büchlein nicht vorgesehen ist und dem Fremden ein ewiges Rätsel bleibt. Kein Wunder, daß die Sprachführer sehr schnell beiseite gelegt werden. Der Sprachschatz einfacher Leute ist außerordentlich begrenzt, und wenn ein mutterwitziger Feldgrauer sich nur ein paar Dutzend der meistgebräuchlichen Wörter einprägt, so wird er damit und mit der nötigen Mimik überall sein Auskommen finden.

In allen jenen Teilen Belgiens, die hauptsächlich von Flamen bewohnt sind, leistet die Kenntnis des Plattdeutschen gute Dienste, denn das Platt und die holländisch-flämische Sprache sind ja eng miteinander verwandt. Im Osten bilden die Juden, wie in allem, was Handel und Wandel betrifft, auch im sprachlichen Verkehr mit den nicht Deutsch verstehenden Landesbewohnern die vermittelnden Bindeglieder. Auf dem Balkan leisten die überall zahlreich vertretenen Zigeuner durch ihre starke Anpassungsgabe und angeborene Schlauheit unseren Soldaten oft wertvolle Dienste und erleichtern ihm die Verständigung. Diese verachteten, scheel angesehenen und sich dennoch vielfach nützlich machenden Parias, die kein Vaterland kennen und denen alle abstrakten Begriffe völlig fremd und unverständlich sind, halten es natürlich immer mit dem Stärkeren und gehen gefügig jedem noch so bescheidenen Verdienste nach, den ihnen der Feldgraue mit seinen Wünschen verschafft. Ein verheißungsvoll gezeigtes kleines Geldstück, eine Zigarre, ein kräftiger Schluck — das sind immer und überall die beliebtesten Vokabeln des feldgrauen Volapüks, denn auch draußen im Felde gilt die bekannte Regel: „Mann mit zugeknöpften Taschen, dir tut niemand was zulieb; Hand wird nur von Hand gewaschen, wenn du nehmen willst, so gib."



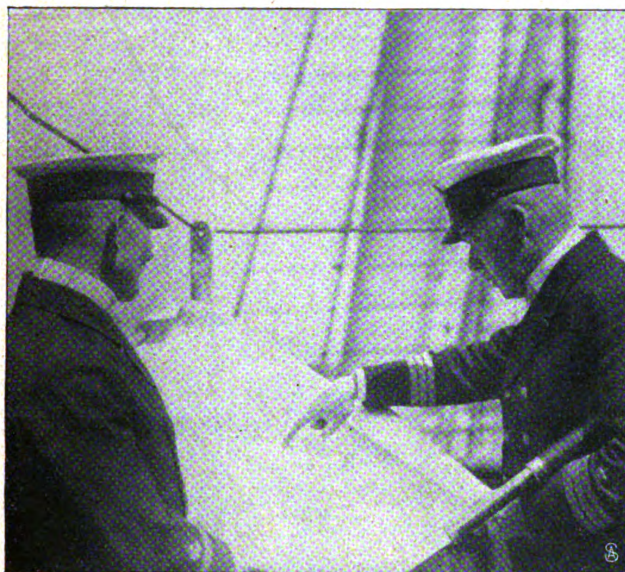
Phot. Sennecke.

Der Jubilar Generaloberst von Woyrsch mit seinem Stabschef Oberstleutnant Heye.

Von der Feier des 50jährigen Militärjubiläums des Generalobersten von Woyrsch.



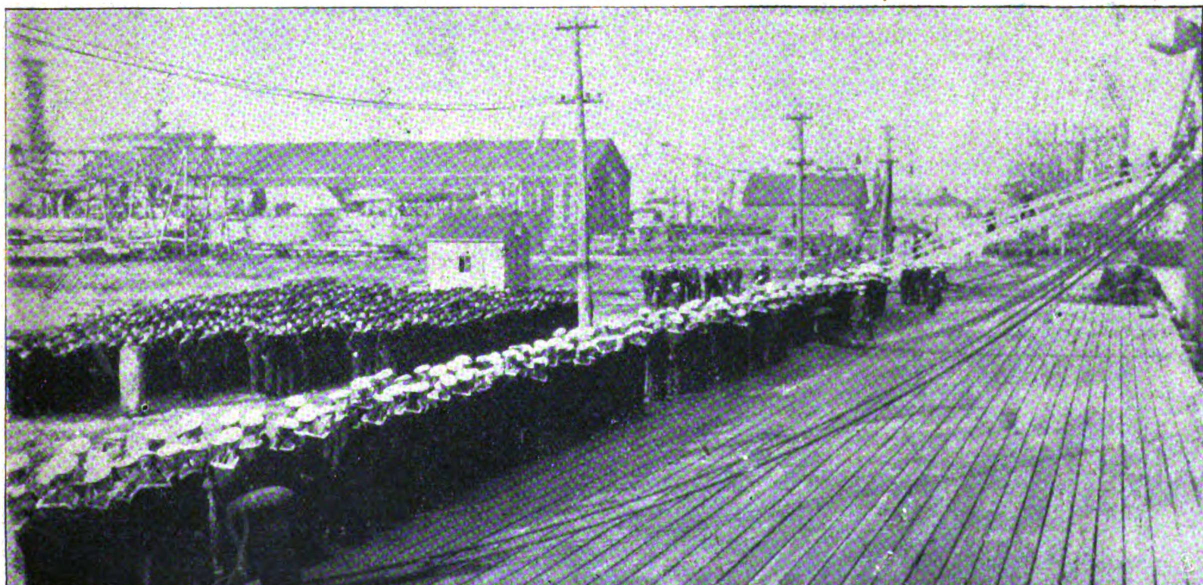
Umzug der Internierten, an der Spitze Kommandant und Erster Offizier, um die Internierungsgrenze abzuschreiten.



Thierichens (rechts) und Thierfelder,
die Kommandanten der beiden Hilfskreuzer.



Schiffsarzt Dr. W. Sohler (sitzend)
mit dem 1. Offizier Hespe.



Die Besatzung ist angetreten: der amerikanische Admiral läßt sich die Offiziere und Mannschaften vorstellen.

Die Hilfskreuzer „Prinz Eitel-Friedrich" und „Kronprinz Wilhelm" in Amerika.



Phot. Leipziger, Pressebüro.

Blick durch das Stadttor in die Hauptstraße.

Das malerische Deutschland: Klingenberg am Main.



Phot. Leipziger Pressebüro.

Gasse an der Pfarrkirche.

Das malerische Deutschland: Klingenberg am Main.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

24. Fortsetzung.

Der Staatsrat Morskoi trat ein. Innen in dem Zimmer brauten dicke Zigarettenwolken über den Teegläsern und Sektkelchen. Russische Stimmen lärmten erregt durcheinander. Erhitzte slawische Gesichter. Ein Gedränge von Gestalten in Uniform und Zivil um einen einzigen in der Ecke herum.

„Du kommst gerade zurecht!" sagte mit der trockenen Skepsis eines alten Parisers der kleine, hagere, selbst hier im Felde stutzerhaft gekleidete Fürst Bulagin und zog die rechte Schulter nicht höher, als sie von Natur schon war. „Sie haben diesen Schjelting, diesen Fuchs, in die Enge getrieben! Ich glaube doch sonst an nichts, aber an ihn hätte ich geglaubt!"

Nikolai von Schjelting stand, die Hände in den Taschen, vor dem schreienden Halbkreis an die Tischkante gelehnt. Er war sehr bleich, mit tiefliegenden Augen. Aber er sprach gelassen wie sonst und hielt dabei die Zigarette schief zwischen den Zähnen.

„Wer w i r sind, braucht man mir nicht zu sagen. Wie sollte ich es nicht wissen! Aber wer jene sind, das wißt ihr nicht!"

„Wilhelms Windhunde sind es!" brüllte ein riesiger Gardeoberst. „Man wird sie schon verjagen!"

„Ich aber weiß es! Denn ich war unter ihnen. Als dies Volk aufstand! Man trieb es nicht — begreift es nur — wie wir die Muschiks in die Viehwagen treiben. Es kam von selbst . . ."

„Das verstehe ich nun schon gar nicht . . ." brummte ein dicker, brutaler Petersburger Flügeladjutant neben ihm in den Bart.

„Es war da ein Geist . . . überall war er . . . wie der Heilige Geist! . . ."

„Lästere nicht!" grollte es dumpf hinter ihm.

„Wir hatten ihn nicht erkannt! Ihn können wir nicht schlagen . . ."

„Er ist übergeschnappt!" sagte Bulagin seelenruhig zu Morskoi.

„Ich fürchte es schon seit Wochen, Knjäs!"

„. . . und darum sollten wir es zügeln, unser feuriges, russisches Dreigespann, ehe wir am Abgrund sind!"

„Er hält es mit Witte!"

„Mit Witte! Mit Witte!" Viele Stimmen riefen den verhaßten Namen. Schjelting zuckte die Achseln.

„Beliebt, zu antworten: Ist Graf Witte einer der Übelwollenden, oder ist er durch die Gnade des Imperators Senator und . . ."

„Pah . . . Senator . . ." Die anderen lachten. Man wußte: der einst Allmächtige war in Ungnade.

„Wann wurde es verboten, mit ihm zu sprechen?"

„Das tatst du also?"

„Ich trat in Konversationen mit ihm ein", sagte Schjelting kaltblütig. Ein neuer Aufschrei folgte seinen Worten.

„Witte will den Frieden mit Deutschland!"

„Ich auch!"

„Aha . . . da hat man dich!"

„Wie ist es denn mit eurer Zusammenkunft in Wilna nächsten Monat . . . Ja, leugnen Sie nur, Nikolai Wassiljewitsch . . . Wir wissen alles!"

„Wie sollte ich es leugnen! Wir werden uns in Wilna versammeln! Wir wollen Rußland retten . . ."

„. . . indem ihr es verratet . . ."

„Witte verwirrt die breite russische Seele . . ."

„Aber nicht mehr lange . . .", sagte eine tiefe Stimme. Man wußte nicht, woher sie kam. Man drehte sich um. Keiner gab sich den Anschein, als habe er gesprochen. Nur ein Nachhall blieb — eine Erinnerung . . . das Bild einer Petersburger Liste, die den Eingeweihten hier von Augenschein vertraut war. Eine lange Reihe von Namen. Und hinter vielen Verdächtigen ein Kreuz: das Todesurteil von unbekannter Hand . . .

„. . . In der Tat . . . Nichts wird Rußland auf seinem Siegeszug hemmen!" sagte nach langer Pause der Hofmeister Morskoi. Ein schweres Schweigen antwortete ihm. Es war die Stille der Zustimmung. Schjelting war jetzt ganz fahl geworden. Er nahm die Zigarette aus den Lippen, um lauter zu reden.

„Tun wir es aus Liebe zu Deutschland? Wahrlich nicht! Wir hassen es!"

Morskoi sah ihn rasch und zweifelnd an und dachte sich: Solltest du doch noch am Leben bleiben, Bruder?

„Ich bin klüger als die meisten unter euch!" sagte Schjelting hochmütig. „Ich sehe sechs Monate weiter! Schreit nur! Ich weiß es. Deutschland ist unser Feind. Aber wir haben einen schlimmeren!"

„Wo? . . . Wo?"

„Soll ich ich ihn euch nennen? Aber erschreckt nicht . . ."

Die Tür ging auf. Baumlang, in Khaki, mit frischem Lächeln um die blendend weißen Zähne, glattrasiert, guter Dinge stand da der britische Oberst-

leutnant der Garde, den Schjelting vom April her aus Paris kannte. Hinter ihm her schlüpfte wie der Mephisto hinter seinem Herrn ein gelbliches, steinern grinsendes Männlein in Feldgelb, der Japaner.

Der Lord drückte den Russen die Hand, daß ihnen die Finger krachten. Er strahlte von aufmunterndem Freimut.

„Gute Nachrichten!" sagte er herzlich. „Die Hungersnot in Deutschland wächst! Ernstliche Unruhen in Berlin!"

„Ah . . . ah . . ."

„Die deutsche Flotte entscheidend geschlagen. Helgoland vor dem Fall!"

„Gott hilft!"

„Ernstliche Anzeichen deuten auf die Räumung Belgiens . . ."

„Es ist nicht wahr . . ." sagte Schjelting. „Ich müßte es doch wissen als Mann einer Belgierin . . ."

„Still . . ."

„Es ist alles nicht wahr! Ihr meint, die Deutschen hätten mich verhezt. Nein — die da verzaubern die ganze Welt . . ."

Er wies auf den Briten, der ihn freundlich anlächelte, weil er sein Russisch nicht verstand.

„Nikolai Wassiljewitsch . . . dort ist Gott und die Tür . . . Fort mit Ihnen!"

„Es sind Lügner. Sie alle. Sie belügen Gott im Himmel und die Menschen auf Erden. Sie belügen auch euch und unser heiliges Rußland . . ."

„Geh . . ."

„Hört mich, Brüder . . ."

„Man will dich nicht hören . . . fort . . ."

„Was will der Gentleman?" fragte der Brite und rieb sich lächelnd die vor Kälte starren Hände. Der Hofmeister Morskoi suchte sein Englisch zusammen. Er folgte mit starrem Blick der Gestalt Schjeltings.

„Nichts von Bedeutung, Eure Lordschaft. Unser Landsmann erkennt selber, daß er hier zuviel ist. Draußen reichen ihm schon die Soldaten den Pelz."

Nikolai von Schjelting trat vor den Gasthof. In der Nacht hielt da ein Schlitten. Ein Unteroffizier mit hoher sibirischer Kegelmütze stand daneben und grüßte.

„Schickt dich der General Schiraj?"

„Der Genral Schiraj, Euer Hochwohlgeboren!"

„Dann setze dich neben den Fuhrmann und sage ihm Bescheid!"

Der Schlitten fuhr in das sternenlose Dunkel der Winternacht hinaus. Die letzten Haustrümmer blieben zurück.

Baumstümpfe und aufrechte Ulmen säumten die zerfahrene Straße. In schwarzer Ferne flackerten ein paar purpurne Irrlichter, blähten sich auf, duckten sich, spielten und blieben doch auf einer Stelle. . . .

„Unteroffizier . . . brennen dort Dörfer?"

„Dörfer, Euer Hochwohlgeboren!"

„So geht ihr zurück, weil ihr sie angezündet?"

„Man sagt, es sei eine List, Euer Hochwohlgeboren! Wir würden nächstens angreifen!"

Um sie herum lebte die Chaussee. Ein brauner Heerwurm kroch auf ihr hin, stumm, stumpf und dumpf. Kein lautes Wort fiel zwischen den starrenden Gewehren. Es war, als hätte sich die russische Erde selbst auf die Wanderschaft begeben und riesele da in Gestalt von Tausenden und Tausenden von lehmfarbenen Menschenbrocken durch die Nacht. Es nahm kein Ende. Schjelting dachte sich, in seine Decken gewickelt: Seit Stunden fahre ich an der Infanterie vorbei. Wie viele mögen es sein? Zehntausend? Fünfzigtausend? Wer kann es wissen? Wer kennt Rußlands Größe? Und doch . . . und doch . . .

Er fröstelte. Der Schein der Schlittenlichter fiel auf Reihen von rollenden Kesseln und Schornsteinen. Struppige Ponys vor den Feldküchen. Dann Wagen . . . . zwölf . . . hundert . . . fünfhundert hintereinander . . . man konnte sie nicht mehr zählen. . . . Es knarrte und ächzte durch das Dunkel. Es schien, als würden sie von angespannten Rauchwolken gezogen, so dampften die Pferde in der eisigen Nacht. Man hörte ihr Keuchen. Niemand sprach . . .

„Was ist das, Unteroffizier?"

„Munitionskolonnen, Euer Hochwohlgeboren!"

Und immer weiter dies sonderbare Wandern der Schatten, dies geheimnisvolle Stampfen und Waten und Murmeln der Nacht, dies Vorübergleiten von Umrissen, die der Tag nicht kannte, diese Kälte, die immer schneidender durch die Hüllen drang, und die die da draußen nicht zu spüren schienen. Es war etwas Seelenloses und Körperloses in ihrem unbestimmten Geisterzug nach vorn, etwas von einer blinden Naturgewalt, als flögen Wolken am Himmel dahin, löten sich beim Morgengrauen, schwänden. Und jener einsame Offizier da am Grabenrand wurde im Tageslicht zum Weidenstumpf und jene Massen von Menschen dort auf dem Feld zum Binsenröhricht und diese Reitergruppe mit dem Blinken der elektrischen Laterne auf der Generalstabskarte zu einem Granitblock am Weg.

Unheimlich war das . . . Besser der Tag als die Nacht. Aber der Unteroffizier auf dem Bock drehte sich um und sagte: „Die Nacht ist gut! Niemand schießt. Man kommt leicht nach vorn. . . ."

Und Schjelting dachte sich: Wer bist du eigentlich da oben, der meine Gedanken errät? . . . Du hast so eine sonderbare Stimme . . .

Der Schlitten hielt an. Denn nun kam ihm auch von links ein Zug von Planwagen entgegen. Sie fuhren ganz langsam. Ihre Laternen schaukelten.

„Was ist in den Karren, Unteroffizier?"

„Verwundete, Euer Hochwohlgeboren!"

Hundert Karren . . . zweihundert . . . dreihundert . . . Schjelting sagte sich: Still seid ihr da drinnen . . . seltsam still. . . .

Weiter . . . weiter . . . Im Lichtstreifen der Laterne Grabkreuze auf den Feldern. Immer mehr und mehr. Rehwild huschte zwischen den verwitterten Pickelhauben, den vergilbten Tannenkränzen auf den Russengräbern. Jetzt ganze Reihen da, wo man die Gefallenen früherer Kämpfe in zugeschütteten Schützengräben beerdigt hatte. Die ganze Leere umher schien auf einmal ein weiter Kirchhof. Die Straße war öde geworden. Nur ein Licht. Ein Leiterwagen wankte heran. Vorn, auf dem Stroh, ein Pope und eine Frauengestalt. Dahinter ein Sarg. Auf ihm ein Säbel und eine russische Generalsmütze. Vorbei. Der Schlitten schwenkte plötzlich wie erschrocken von der Hauptstraße ab und glitt seitwärts auf einen schmalen Weg in den Tannenwald hinein. Nun war es stockdunkel. Kein Laut umher. Dann ein Ruck. Ein Halt.

„Belieben Sie, die Leiter hinunterzusteigen!"

Eine Luke in dem beschneiten Boden öffnete sich. Ein vorsintflutliches Ungetüm wohnte in dem unterirdischen, elektrisch beleuchteten Raum. Ein Riesenmörser mit seiner dreifachen Auswölbung und seinen Schaufelrädern, das glotzende Maul steil aus seinem Versteck nach der Decke von verschneiten Fichtenzweigen gerichtet, die den Lindwurm vor Feindesaugen schützte und zurückgeschoben wurde, wenn er den Inhalt der halbmannslangen Geschoßkörbe neben ihm brüllend über die Wipfel des Tannenwaldes in den Himmel hinaufspie. Ein Offizier saß auf einem Schemel, an die Lafette angelehnt. Schjelting hielt ihn für den General Schiraj und trat auf ihn zu.

Aber das Gesicht, das sich langsam nach ihm wandte, kannte er nicht. Es hatte den länglichen Schnitt der Ukraine, war abgezehrt bis auf die Knochen, mit in den Höhlen eingesunkenen Augen. Schjelting dachte sich: Der sieht ja aus wie der Tod! Er reichte dem bleichen, unbekannten Offizier die Hand. Die des anderen war kalt und bleiern.

„Der General Schiraj erwartet Sie vorn in der Stellung. . . ."

Der Offizier sagte es dumpf und teilnahmlos.

„Ist es weit bis dahin?"

„Sie sind hier dicht hinter der Front. Eine halbe Stunde zu Fuß."

„Kann ich nicht fahren?"

„Man wird Sie umwerfen! Es sind überall frische Granatlöcher im Schnee. Man muß den Fußtapfen dazwischen folgen."

„Und wie kommt man bei Tag zurück? Bald graut der Morgen. . . ."

„Zurück? Nun . . . irgendwie — macht nichts."

Der Artillerieoffizier sagte es mit tiefer Gleichgültigkeit und schaute, den Rücken an die eine Auswulstung des Mörserschlunds gelehnt, geistesabwesend vor sich hin. Schjelting fröstelte.

„Man kann dabei fallen . . ."

„Man fällt . . . man lebt . . . einerlei . . ."

„. . . wie denn einerlei? . . . Nun ja . . . wenn man nur siegt . . ."

„Man siegt . . . man siegt nicht . . . Gott allein weiß es . . ."

Schjelting dachte sich: Nun, du Bruder mit dem Totenkopf . . . hast du Furcht . . . ? Da sah er auf dessen Brust das Georgskreuz, die Auszeichnung für Tapferkeit.

„Wie lange sind Sie im Felde? . . ."

„Seit Mitte Juli alten Stils!" sagte der fahle Artillerist und blickte stumpf nach dem stählernen Götzen neben ihm, der, einem kleinen Elefanten an Größe nah, fast bis an die Decke aus beschneitem Tannenreisig reichte. „Wir haben viel zusammen durchgemacht . . . der Spitzbube da und ich . . ." Er horchte mit seinem gespannten Geistergesicht in die Nacht und machte dann eine matte Handbewegung. „Noch ist es ja dunkel . . . ich höre immer die Flieger brummen . . . Macht nichts . . ."

Und Schjelting sagte sich: . . . Der Krieg . . . In Petersburg . . . in den Salons meiner Freundinnen . . . hatten wir ihn seit Jahren auf den Lippen . . . c'est ma guerre . . . der Krieg . . . Das war der Einzug in Berlin . . . Mütterchen Moskau in Fahnenpracht . . . Glockenklang von der Isaak-Kathedrale . . . Das waren Orden . . . Gelder . . . Exzellenzentitel . . . Nun ist dies hier der Krieg . . . dieses unbestimmte Schwarz . . . diese Grabkreuze . . . diese weite Leere . . . diese furchtbare, erwartungsvolle Stille wie vor etwas Ungeheurem . . . dieser Mann da mit den niedergebrochenen Nerven . . . Er mußte sich zusammennehmen, um einen Schauer zu unterdrücken.

„Nun denn . . . ich gehe . . ."

„Mit Gott!"

Der Unteroffizier schritt im Finstern voraus, schwer, bärtig, im Pelz, aufrecht wie ein Bär durch den Schnee. Schjelting folgte ihm. Er sagte sich: Wir führen Rußland nicht mehr! Ich folge diesem Stück russischer Erde da vor mir, die wir aufstehen und wandeln hießen — folge ihr in das dunkle Land vor mir hinein . . .

Ein Aufstöhnen des Winterwinds. Er hielt die Pelzärmel schützend vor Mund und Nase. Ihm wurde beinahe übel. Das war wieder der schreckliche Geruch . . .

„Unteroffizier . . . liegen hier irgendwo Leichen?"

„Überall, Euer Hochwohlgeboren!"

„Warum bergt ihr sie nicht?"

„Man findet sie nicht im Wald und Schnee, Euer Hochwohlgeboren . . .“

In der Ferne, über den deutschen Stellungen, stieg eine Rakete auf. Eine märchenhafte, zauberweiße Lichtkugel stand am Himmel, erhellte mild die ganze Gegend . . .

„Unteroffizier . . . halt . . . halt . . .“

„Was denn, Euer Hochwohlgeboren?“

„Der Hochwald da neben uns ist ja voll Menschen . . . da . . . sie sitzen um das Loch im Schnee . . . ein Hauptmann vorn . . .“

„Die Unsern, Euer Hochwohlgeboren!“

„Erfrieren die denn nicht?“

„Wie sollten sie frieren? Sie sind doch alle tot. Die Granate . . . Man wird sie morgen holen . .“

Ah . . . . est ma guerre . . Schjelting dachte sich: Dein Leben war dieser Nachtwanderung durch den Schnee geweiht. Durch ganz Europa bist du gefahren, in allen Zungen hast du gesprochen, an Menschen aller Art hast du Rubel verteilt, du kauftest Seelen, die Druckerschwärze und die Telegraphendrähte . . . prägtest, was da kommen sollte, in Formeln und Methoden. Gut . . . Aber wer findet sie jetzt wieder, die große Rechenmaschine — wer bedient sie in dieser furchtbaren, bleiernen Nacht über Europa?

Er blieb stehen. Durch das Dunkel kam ein Laut, der ihm die Haare sträuben machte. Nicht von Menschenstimmen . . .

„Unteroffizier . . . Was ist das? . . . Nie vernahm ich es . . .“

„Der Schrei eines sterbenden Pferdes, Euer Hochwohlgeboren!“

Der Riese im Pelz vor ihm ging weiter, bückte sich plötzlich an einer dunkleren Stelle des Bodens, bekreuzigte sich, las etwas auf und legte es vorsichtig zur Seite. Es war ein abgerissener Menschenarm . .

„Unteroffizier . . .“

„Vorwärts!“ Es wird schon hell!“

„Unteroffizier . . . ich will lieber umkehren . . .“

„Nein, Euer Hochwohlgeboren . . .“

„Wie denn . . .“

„Doch nicht mit Gewalt . . .“

„Man befahl mir, Euer Hochwohlgeboren nach vorn zu bringen . . .“

„Man befahl mir, Euer Hochwohlgeboren!“

Im ersten Morgengrauen stand der bärtige, finstere Riese vor ihm wie das heilige Rußland selber. An Stelle der Axt, die er sonst als Waldarbeiter im weißen, heimischen Birkensumpf über dem roten Hemd getragen, hatte er jetzt das vollgeladene Magazingewehr über den Pelz gehängt. Er sah düster und drohend aus. Schjelting dachte sich: Wenn ich umdrehe, ist er imstande und schickt mir, dem Zivilisten, den er vor den General führen soll, aus mißverstandenem Diensteifer eine Kugel nach. Auf einmal begriff er, daß er in Lebensgefahr war — nach hinten sowohl, wo der Tag aufstieg, wie nach vorn, wo der Deutsche war. Er spürte kalten Schweiß unter dem Rand seiner Pelzmütze. Er merkte, daß seine Nerven ihn verließen. Er hatte keinen Willen mehr. Er tat, was dieser Bauer in Feldbraun von ihm wollte. Er ging weiter und sagte sich: Die Welt verkehrt sich: Ich dachte, den Muschik gegen den Feind zu schicken. Statt dessen führt er jetzt mich an die Front . . .

Man sah nun schon weithin die verschneite, leichtgewellte Ebene. Sie lag völlig tot und leer. Eine ausgestorbene Öde wie die Tundren Sibiriens. Ein paar Krähen das einzige, was sich regte. Ihr Krächzen der einzige Laut. Schjelting dachte sich: dabei hausen da, soweit das Auge reicht, Tausende und Zehntausende menschliche Maulwürfe in ihren unterirdischen Gängen, huschen geschäftig hin und her, graben, wühlen, scharren sich immer tiefer gegeneinander ein . . . leben in Löchern . . . das leise Rauchgekräusel

aus den gemauerten Kaminen ihrer Unterstände allein verrät das Dasein der Höhlenbewohner . . .

„Heute sind sie ganz still . . . die Deutschen . . .“ sagte der Unteroffizier in seinem rauhen Brummbaß durch das Todesschweigen.

„Werden sie nicht noch schießen?“

„Warum schießen? Es ist Winter. Sie schlafen. Wie wir . . .“

Sie gingen durch den Schlammpfuhl des russischen Labyrinths von Schützengräben, immer weiter im Zickzack, ganz nach vorn. Der Tag wollte nicht recht kommen. Nebelschwaden strichen wieder über die unterirdische Stadt hin und hüllten sie in zähes Grau.

„Wo ist der General?“

„Bald, Euer Hochwohlgeboren!“

Schjelting biß die Zähne zusammen. Er dachte sich: Was ist das alles? Wohin geh ich? . . . Hier hat nun doch die Welt ein Ende . . . Da, wo der Sanitätssoldat mit dem Genfer Kreuz am Pelzärmel im Schutz des äußersten Grabens steht . . . Was hast du mich an der Schulter zu fassen? . . . Packe dich, Kerl! Er sah zwei fanatische blaue Augen auf sich gerichtet und erkannte im Nebel den Professor Korsakoff. Dieser zog ihn zwei Schritte zur Seite.

„Sie suchen Schiraj, Nikolai Wassiljewitsch?“

„Ja. Ihn.“

„Sie wollen auch ihn für Eure Wilnaer Pläne gewinnen!“

„Jeden, der noch in letzter Stunde auf mich hört!“

„Kehren Sie um, Nikolai Wassiljewitsch . . .“

„Wie?“

„Man wird Sie geleiten! . . . Gehen Sie auf Ihre Güter! Warten Sie dort innen in Rußland den Gang der Dinge ab!“

Über Schjelting kam der Zorn. Er richtete sich in seinem früheren Hochmut auf.

„Habt Ihr ein Recht, mich zu verschicken — he?“

„Man warnt Sie! . . . Sie sind uns hier im Wege . . .“

„Euch frage ich nicht! Wo ist der General?“

„Sie wollen trotzdem zu ihm?“

„Ja!“

„Nun denn, mit Gott! Ich begleite Sie!“ sagte Korsakoff ruhig. „Kommen Sie! Wir steigen hier herauf . . . !“

„Wie das? Vor dem Schützengraben . . .?“

„Man sieht ja nicht zehn Fuß weit im Nebel! Wie sollte der Feind uns bemerken! Vorwärts . . .“

„Belieben Euer Hochwohlgeboren gut achtzugeben. Der Weg durch den Drahtverhau ist eng . . .“

Der riesenhafte Unteroffizier stapfte voraus. Es ging quer wie durch einen schmalen, tief verschneiten Weinberg, dessen Pfähle kahl aus dem Schnee ragten. Schnee hing auch von den Drähten, die sie kreuz und quer verbanden. Dies seltsame, verstrickte Band verlor sich zu beiden Seiten ins Wesenlose des Nebels. Unwillkürlich dachte sich Schjelting: Es reicht vom Njemen bis zu den Karpathen. Es spannt sich von der Schweiz bis zur Nordsee.

Nie sah die Welt auch nur etwas Ähnliches . . . Und dann ein Schrecken in ihm: Was tue ich außerhalb von ihm . . . da draußen . . . im unbetretenen Land . . . im schweigenden Reich des Todes zwischen Freund und Feind . . .

Ist da der Platz für einen General . . . ?

Sie waren einen Abhang hinabgestiegen. Vor ihnen endete die Böschung jäh in einem senkrecht an die Rückwand einer verlassenen Kiesgrube zehn Fuß tief abstürzenden toten Winkel. Ein paar Pelzzipfel von hohen Mützen bewegten sich unruhig dahinter, als lauerten da Wölfe.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Feldzeugmeisterei im Kriege.

Von Felix Neumann, Hauptmann a. D. im Stellvertretenden Generalstabe der Armee. — Hierzu 12 Abbildungen.

Der glänzende Verlauf der Mobilmachung ist allgemein anerkannt.

Bei Beschaffung, Erzeugung und Bereitstellung des gewaltigen Bedarfs an eigentlichen Kampfmitteln, Gewehren und Geschützen, Munition und blanken Waffen, Lafetten und Fahrzeugen erfuhr das Kriegsministerium durch die Tätigkeit der Feldzeugmeister und der ihr unterstellten staatlichen technischen Institute, Artillerie- und Traindepots die beste Unterstützung.

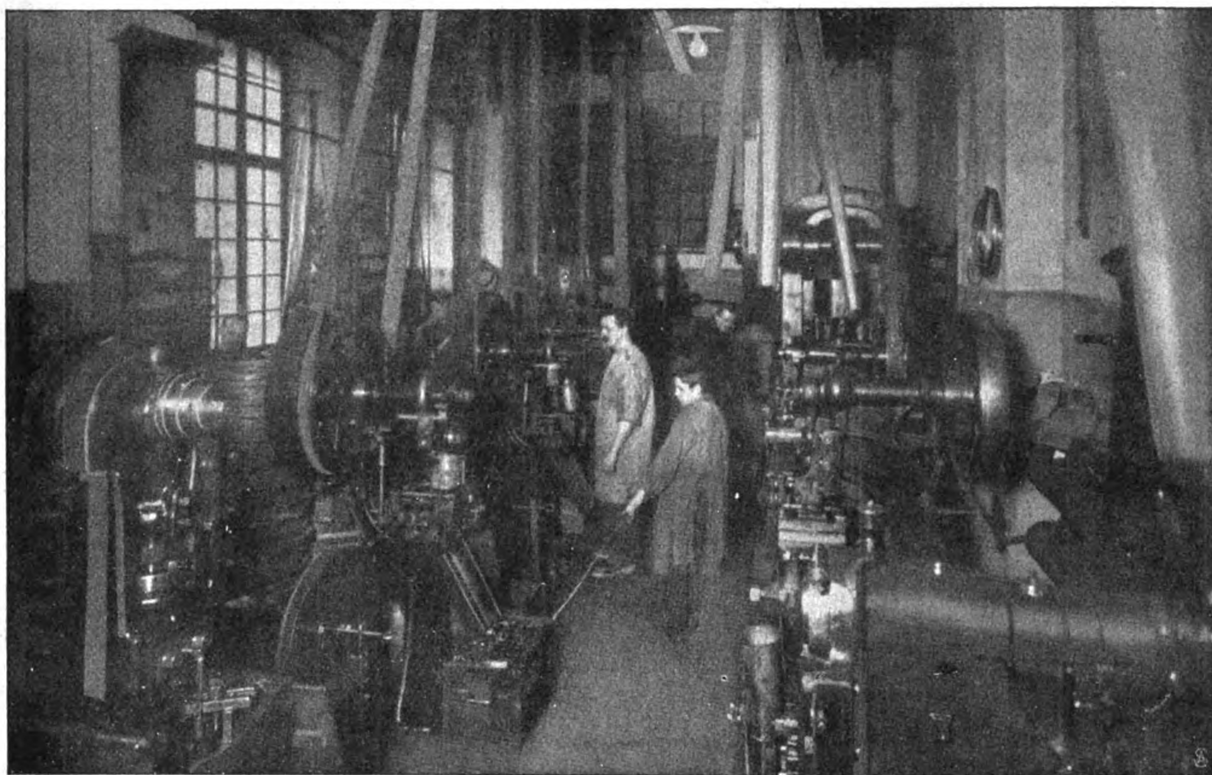
Aus den Artillerie- und Traindepots, den Sammelstellen des von staatlichen und privaten Werkstätten gefertigten Heeresgeräts, wurden Geschütze vom größten ab, Gewehre, blanke Waffen, Munition, Fahrzeuge und nicht zu vergessen Feldküchen für alle Truppen und Kolonnen, herunter bis zum letzten Hufnagel an die Truppen verausgabt. Nirgends fehlte etwas, nirgends die geringste Stockung. — Keine Anfrage kam, keine Änderung war nötig. Alle die Millionen fanden Wehr und Waffen blank und kriegsbrauchbar.

Langjährige mühevolle Friedensarbeit!

Alsbald schuf der Krieg neue Aufgaben.

Noch nie vorher waren solche Millionenheere im Felde zu versorgen. Niemals waren solche Massen von Geschossen aus modernen Schnellfeuerwaffen verfeuert worden, noch niemals standen Millionenheere auf Fronten von der See bis an die Alpen fast täglich im Kampf.

Die Munitionsfrage erhielt plötzlich bei allen kriegführenden Mächten eine ganz neue Bedeutung. Aus den Zeitungen ist bekannt, welche Rolle sie bei unseren Gegnern spielt. Eigene Munitionsminister!



Die Stanzerei.

Bei uns war keinerlei Geschrei, aber Taten.

Im „Nowy Ekonomist" beschäftigt sich Professor Migulin eingehend mit dieser Frage. In einer Abhandlung schreibt er: „Im April ging Mackensen mit seiner Phalanx zum Angriff über. Er wendete dieselbe Methode des Trommelfeuers an, die zum erstenmale Joffre in der Marneschlacht in größerem Umfange benutzt hatte. Der Verbrauch einer unendlichen Zahl von Geschossen, den wir mit nichts Ähnlichem beantworten konnten, versetzte alle in Staunen. Woher haben die Deutschen so viel Munition? Haben sie sie vorher aufgespeichert, haben sie sie jetzt angefertigt — wo haben sie nur alle die Explosivstoffe und Metalle, die sie früher doch einführen mußten, hergenommen? Das Geheimnis wurde zwar aufgedeckt, aber zu spät!"

Das Geheimnis soll auch jetzt nicht gelüftet werden, das kann für später vorbehalten bleiben. Es ist aber klar, daß es auch bei uns nicht „von selbst" kam, sondern daß es einer großen schöpferischen und organisatorischen Arbeit bedurfte.

Hier war das Feld der Tätigkeit der Feldzeugmeisterei.

Die dem Feldzeugmeister unterstehende Feldzeugmeisterei gliedert sich in vier Inspektionen, denen ganz getrennte Gebiete zur Bearbeitung überwiesen sind: 1. Die Inspektion der technischen Institute der Infanterie, 2. die Inspektion der technischen Institute der Artillerie, 3. die Artillerieinspektion und 4. die Traindepotinspektion. Jede der Inspektionen untersteht einem Inspekteur im Generalsrang.

Schon aus dieser Gliederung kann auch der Nichtfachmann ersehen, ein wie umfangreiches Gebiet die Feldzeugmeisterei umfaßt.

Heute, wo wir mit berechtigtem Stolz das Lob unserer unermüdlichen Krieger auf allen Kampfschauplätzen singen, sollten auch jene nicht vergessen werden, die in ununterbrochener Arbeit daheim, in oft nervenzerrüttender Tätigkeit nicht nur die Waffen unseres Volkes neu schärfen, sondern auch die deutsche Industrie in jener machtvollen Organisation zusammengefaßt haben, die die ganze Welt uns neidet und keiner unserer Feinde uns bisher nachzumachen vermochte.

Die Grundlage zu dem, was wir auf diesem Gebiet erreichten, war in dem Bestehen unserer Staats-, Waffen- und Munitionsfabriken — den Königlich technischen Instituten der Infanterie und Artillerie — sodann aber in der mächtigen deutschen Privatindustrie gegeben; bei letzterer aber hätten sich ohne den leitenden Geist, ohne den führenden Gedanken Können und guter Wille zweifellos zersplittert, und wir ständen nicht so stolz und unbezwungen da, wie es jetzt der Fall ist.

Die gesamte Gewehr- und Gewehrmunitionsanfertigung aus staatlichen und privaten Betrieben, die Herstellung von blanken Waffen und Fahrrädern untersteht der Inspektion der technischen Institute der Infanterie. — Die Inspektion der technischen Institute der Artillerie dagegen leitet die Anfertigung, Instandhaltung und Beschaffung aller Geschütze, der Artilleriemunition, sämtlicher Fahrzeuge für Feld- und Fußartillerie. Auf die unzähligen, hiermit in engem Zusammenhang stehenden weiteren Dienstobliegenheiten kann gar nicht eingegangen werden. Der Raum gestattet nur, das eindrucksvolle Bild in großen Strichen zu skizzieren. Weiter: Der Artilleriedepotinspektion unterstehen die gesamten Artilleriedepots, ebenso wie der Traindepotinspektion die Traindepots, bei denen nicht

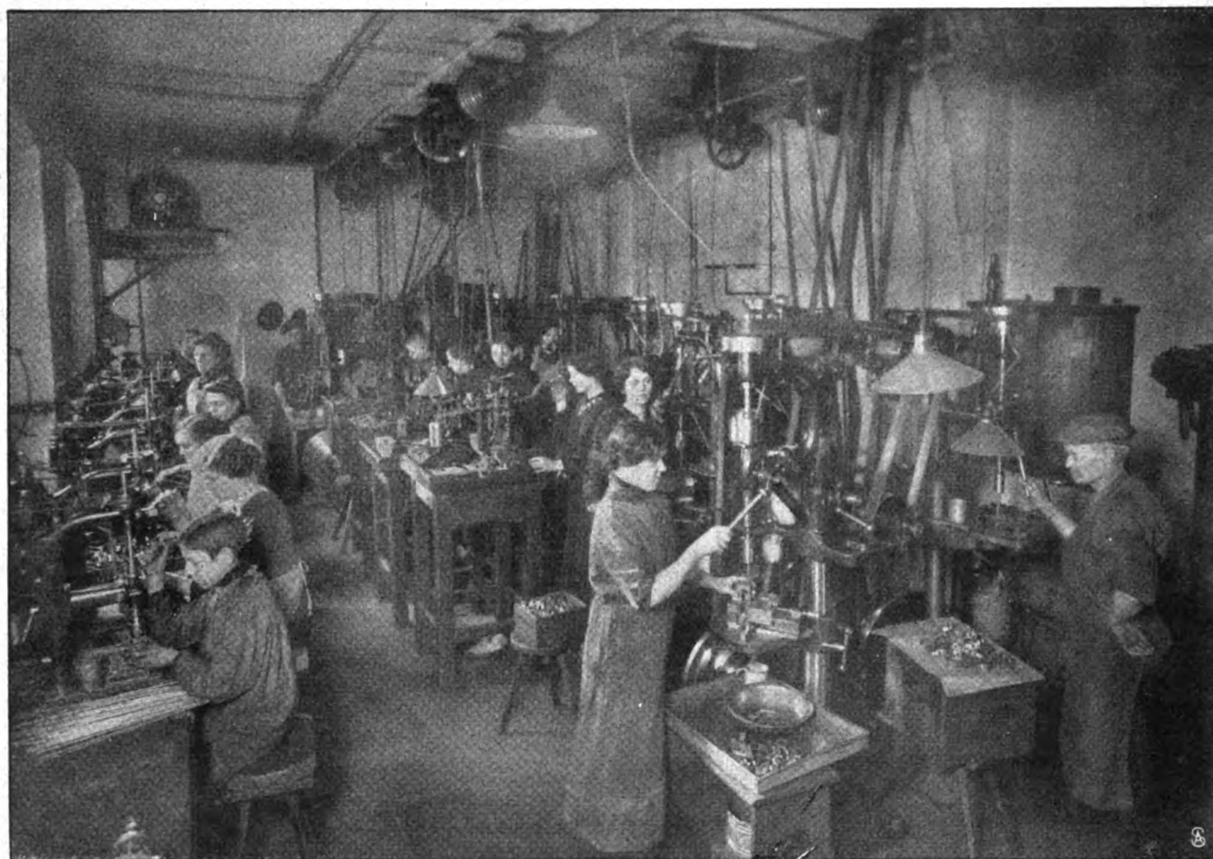
nur die Riesenvorräte für das stehende Heer, sondern auch für die ganzen Reserveformationen aufbewahrt, verausgabt, neu beschafft und den Truppen zugeführt werden. Auch die Beschaffung der Feldküchen half mit den Sieg erringen.

Um den festen Kern der staatlichen Institute, deren Leitung in den Händen des technischen Offizierkorps und eines Stabes sachkundiger Ingenieure und Beamten ruht, gruppiert sich die gesamte Organisation.

Man kann also sagen, daß in der Hand des Kriegsministeriums unsere Feldzeugmeisterei eine gewaltige Rüstkammer, die Kriegsschmiede Deutschlands verkörpert!

Es würde viel zu weit führen, auf Einzelheiten deutsche Flieger, knatterten deutsche Maschinengewehre. Alle diese Anforderungen zu erfüllen, war nur dadurch möglich, daß sich in Deutschland jeder Mann, jede Kraft willig an die Stelle stellte, wo sie am nötigsten gebraucht wurde. Das ganze Volk hat mitgeholfen.

Auch die deutsche Frau, die sich in diesem Kriege so hervorragend auf allen Gebieten bewährte, versagte nicht. Zu Tausenden strömten die weiblichen Arbeiter in die für das Heer tätigen Betriebe, fanden dort Beschäftigung und guten Verdienst, und wahrlich, unserer Feldzeugmeisterei waren diese trefflichen Hilfstruppen hochwillkommen. In edlem Wettbewerb mit den gelernten Arbeitern schufen die Frauen mit an der Wehr, die uns bis heute unbesiegbar machte.



Blick in die Bohrerei.

einzugehen; auch gebietet es die Rücksicht auf die notwendige Geheimhaltung, uns nicht in spezielle Schilderungen einzulassen.

Wenn aber einst chronologisch aneinandergereiht die Geschichte dieses Krieges geschrieben wird und dabei das Kapitel zur Sprache kommt, wie unsere leitenden Militärbehörden die Privatindustrie dem Vaterlande nutzbar zu machen verstanden, dann wird der Feldzeugmeisterei ein Blatt besonderer Ehrung vorbehalten bleiben.

Kriegsmonat reihte sich an Kriegsmonat. Fortgesetzt schwoll der Bedarf an, und es galt, stets neue Quellen zu erschließen, damit der Strom der Lieferungen nicht versiege. Schon kämpften wir nicht nur in Ost und West, nein, auch an den Dardanellen, auf dem Balkan donnerten deutsche Geschütze, betätigten sich Fremde, die Deutschland in der größten Prüfungszeit, die jemals einem Volk auferlegt wurde, besuchten, staunten über unsere öffentlichen Anlagen und Parks, die in wechselndem Blumenschmuck prangten!

„Dafür habt ihr noch Kräfte und Geld übrig, um eure Beete zu bepflanzen und eure Denkmäler zu schmücken?“ So hörte man vielerorts mit Bewunderung fragen.

Ja — wir hatten noch dafür Zeit und Geld und auch für Wohlfahrtseinrichtungen unserer Arbeiter und Arbeiterinnen, die dem Staate auf ihre Weise gleiche Dienste leisteten wie die Männer an der Front, wenn es auch unter anderen Verhältnissen geschah.

Nachdem wir so die große Organisationsarbeit in den hauptsächlichsten Punkten berührt haben, wollen wir noch auf etwas eingehen, das, wenn es auch


Phot. Dickopf.
Generalmajor Coupette, Inspekteur
der technischen Institute der Artillerie.


Phot. Penz.
Generalmajor Weise,
Traindepotinspekteur.


Atelier Victoria.
Oberst Kipping, Inspekteur
der Artilleriedepotinspektion.

zuletzt behandelt wird, an Wichtigkeit nicht hinter dem vorher angeführten zurücksteht.

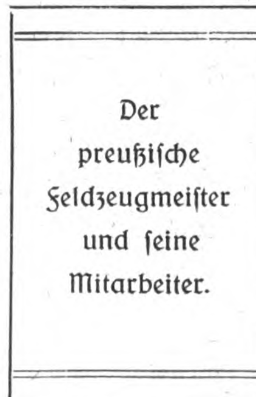
Es ist das die Tätigkeit des dem Feldzeugmeister unterstellten Zeug- und Feuerwerkskorps, von dessen Wirken man nur eine allgemeine Vorstellung hat.

Den meisten Mitgliedern ist es nicht vergönnt, vor dem Feinde den Lorbeer zu erringen; sie sitzen in den Schreibstuben, wandern durch die Laboratorien, gehören den Prüfungs- und Abnahmeausschüssen an, und kein „Heldenlied" preist ihr Tun, die oft unter der Last der Pflichten ebenso zusammenbrechen wie der Krieger, den das Geschoß des Feindes traf.

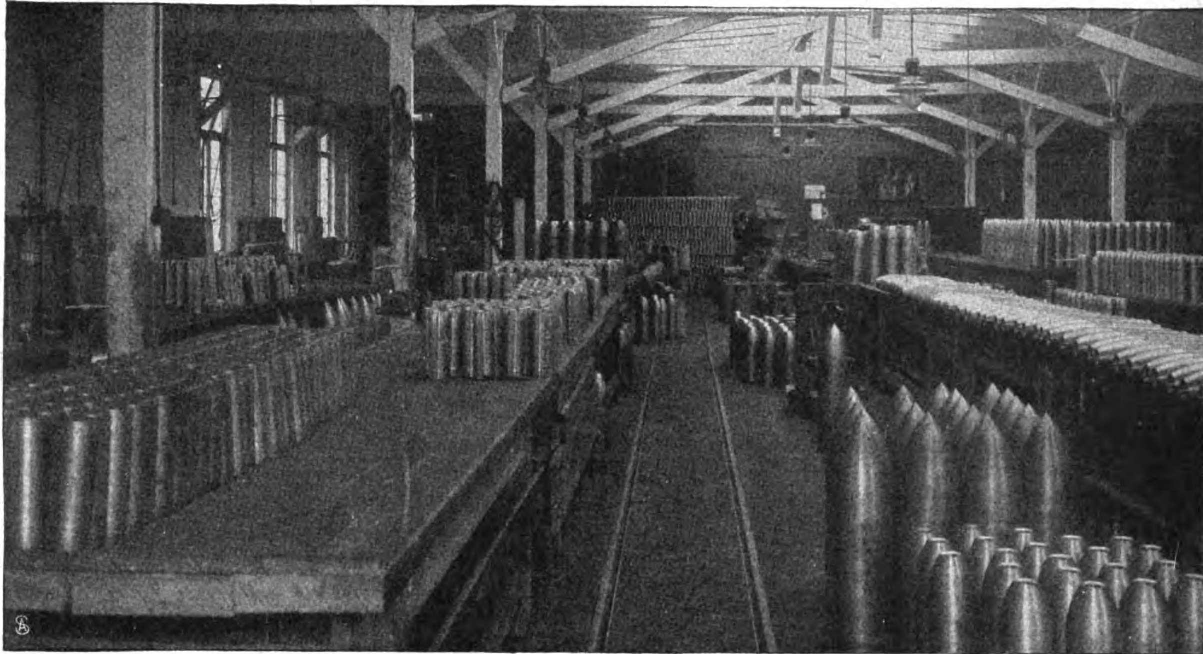
Alle Lieferungen für die Armeen, woher sie auch kommen mögen, um welches Gebiet es sich auch handelt, müssen gewissenhaft geprüft und begutachtet werden, ehe der amtliche Vermerk die Gegenstände zum Versand und Gebrauch freigibt. Um nur ein Gebiet herauszugreifen, das am meisten in die Augen springt, sei hier die Munition genannt. Wir wissen, daß in manchen Zeiten, wo mit Hochdruck gearbeitet wurde, soviel Granaten, Zünder und Ähnliches geschaffen wurden, daß die zur Abnahme kommandier-


Phot. Dührkoop.
Generalleutnant Franke, Feldzeugmeister.


Hofphot. Witte.
Oberst Skeyde, Inspekteur
der technischen Institute der Infanterie.




Phot. A. Meyer.
Generalmajor Siber †, Inspekteur
der technischen Institute der Infanterie.

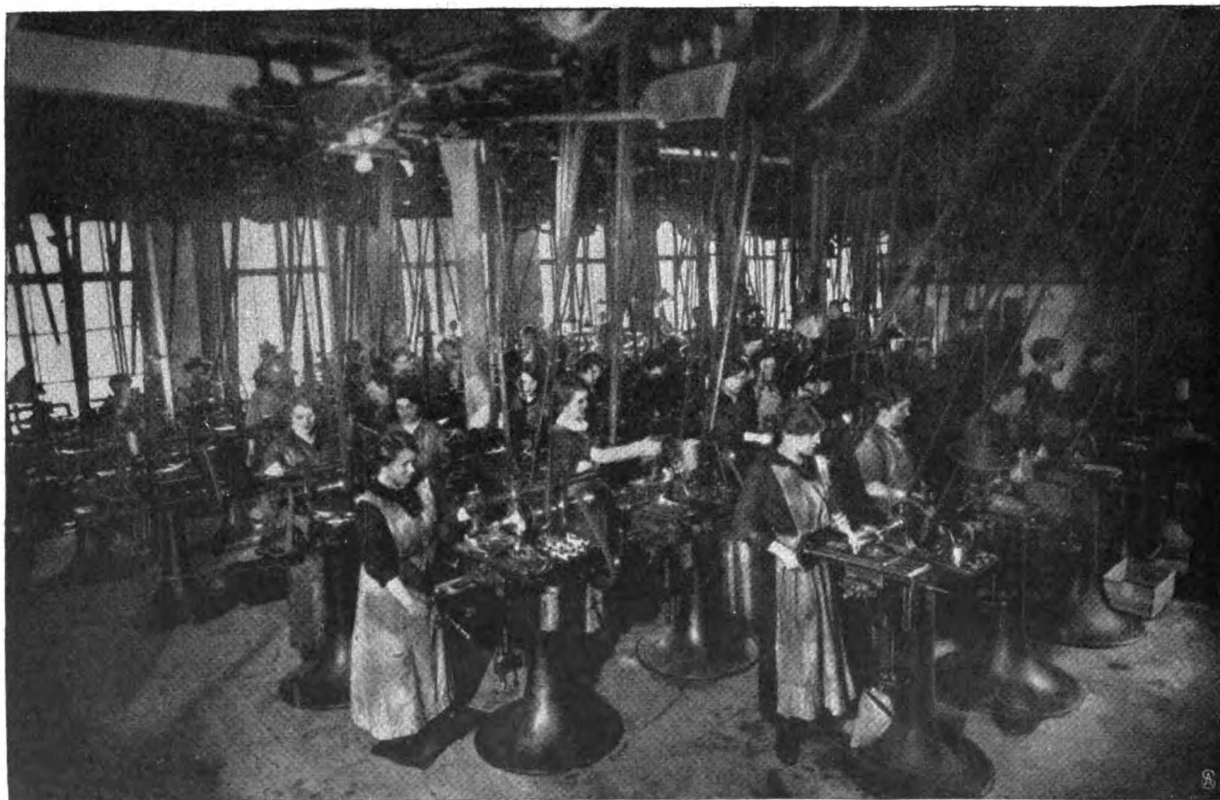


Geschoßrevision.

ten und die Versendung leitenden Männer Tag und Nacht, Nacht und Tag zu tun hatten, um nur das dringendste zu erledigen. Unsere Artillerie, unsere Infanterie, unsere Maschinengewehre warteten auf Munition; sollte man sie zur Untätigkeit verdammen, weil die Kräfte daheim nicht ausreichten oder erlahmten?

Das ist das Große, was uns aus unseren Tagen fast wie etwas Heiliges entgegenweht: das Gefühl der Zusammenarbeit auf allen Gebieten, die selbstlose Unterordnung unter den Allgemeingedanken und die selbstlose Aufopferung um der großen Sache willen.

Wenn einst die Stunde schlägt, da die Glocken in Deutschland den Frieden einläuten, und das nachdenkliche deutsche Volk zum vollen Bewußtsein kommt, was

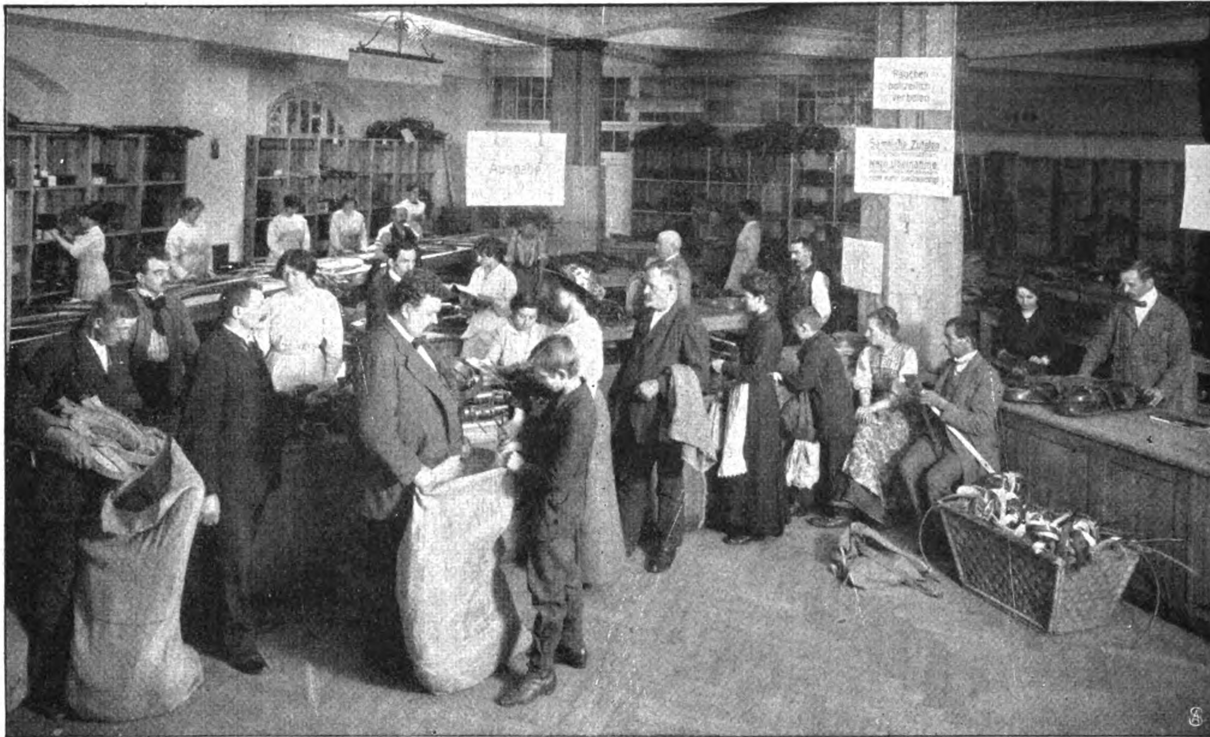


Die Fräserei.



Phot. Lizenthaler

Dreherei und Fräserei in einer Zünderfabrik.



Abnahme von Heimarbeiten.

eigentlich geleistet worden ist, dann wird man auch dankbar der Tausende gedenken, die unter der sachgemäßen Leitung der Feldzeugmeisterei unser scharfes „Gewaffen“ brauchbar erhielten und das Verlorene ergänzten, unermüdlich, pflichttreu und unverzagt bis zur letzten Stunde! —

Wie war das Leben schön!

Kriegsskizze von E. Albrecht-Doussin.

Alle drei Mädel hatten ihn lieb.

Alle drei träumten, hofften. Und von allen dreien wußte er es, Ökonomierats langer, blonder Volontär.

Es wunderte ihn nicht im geringsten, so gewöhnt war er daran, daß ihm alle Herzen zuflogen, Gott weiß, warum!

Wie war das Leben schön für Hans Tedemann! Von der Tine nahm er die guten Schinkenbrote mit aufs Feld, den besonders süßen Erfrischungstrunk.

Von der Gudela die schnippischen Worte, hinter denen sie ihre Liebe verstecken wollte und nicht konnte.

Von der Jüngsten, der mit den heißen Augen unter zusammengewachsenen Brauen in einem zartgeschnittenen bräunlich überhauchten Gesicht, die Blicke, nach denen man sich immer noch einmal wieder an der Gartenecke umsah.

Wenn die drei abends beim Auskleiden auf den braunen Stühlen vor den weiß aufgeschlagenen schmalen Mädchenbetten saßen, erzählten sich Tine und Gudela von ihm und nur von ihm.

Alles, was er zu ihnen sprach, wie er lachte, wie er sie ansah, was er tat oder unterließ.

Es war alles so schrecklich wichtig, jedes Wimperzucken eine Offenbarung.

Die Jüngste flocht stumm und langsam ihre dicken dunklen Zöpfe und träumte dabei zum Fenster hinaus.

Die Grillen zitterten in den warmen Abend ein Klingen viel zu hoch und hellgestimmter Silbergeigen, die Pferdeburschen spielten hinten im Wirtschaftshof immer noch die Ziehharmonika, und rauhe Kehlen sangen dazu: „Und du mein Schatz bleibst hier.“ Alle Rosen und der Phlox vor der Holzlaube dufteten herauf aus dem Gartendunkel.

Tine sagte: „Keine von uns darf ihn heiraten, keine, dann macht sie die beiden andern unglücklich, das bringt ihr keinen Segen.“

„Keinen Segen, sondern Unheil und Reue und Tränen“, bekräftigte Gudela. „Wir wollen uns versprechen, Hans Tedemann einen Korb zu geben. Gelobst du's, Tine?“

„Ja!“ sagte Tine.

„Gelobst du's, Eva?“

Die Jüngste drehte das Gesicht nicht. Ihre Augen hingen verloren in dem feinen, blassen Sternenschleier des Sommernachthimmels.

„Eva, hörst du denn nicht?“

„Was?“

„Gelobst du, Hans Tedemann einen Korb zu geben, falls er dich wählen sollte?“

Das „falls“ und „sollte“ waren zweiflerisch unterstrichen.

„Nein,“ sagte Eva, „ich nehme ihn!“

„Siehst du," zeterte Gudela los, „immer ist sie der quer, immer falsch! Sie hat keinen Korpsgeist und keine Schwesternliebe!"

„Nein, nie hält sie zu uns!" pflichtete ihr Tine ärgerlich bei.

Evas kleiner, üppiger, blühender Mund öffnete sich: „Hans Tedemann liebe ich mehr als euch."

Einen Moment blickten die Schwestern starr zu ihr hin, dann lachte Gudela: „Na, wollen hoffen, daß du nicht in die Verlegenheit kommst, schlecht an uns zu handeln."

„Nein, dich nimmt er bestimmt nicht, Eva! Wie nannte er dich doch?"

„Hexe!" sagte er.

„Na also, und eine Hexe . ."

Sie lachten lustig, stiegen in ihre Betten und zogen sich die roten Steppdecken bis an die Nase.

Evas Blick fiel in den Garten hinab auf ein im Phloxgang glimmendes Feuerpünktchen.

Leuchtkäfer? Nein.

Feiner, aromatischer Zigarettenduft zog plötzlich mit dem Rosenlocken herauf.

Klapp, fiel die Jalousie nieder.

Hatte Hans Tedemann gehört, was hier oben gesprochen wurde? Sie kreuzte die feinen, nackten Arme über der knospenden Brust.

Das würde man ihm morgen anmerken. Morgen war Sonntag, da war man immerfort mit ihm zusammen. . . .

Wie war das Leben schön für Hans Tedemann, besonders am Sonntag!

Langes Schlafen.

Schneidig angezogen.

Keine Arbeit.

Kirchgang.

Herrlich zu Mittag gespeist.

Dann die Zigarette zwischen die Lippen und mit den Mädels in den alten grünen Garten!

Während sie mit Stickerei oder Buch in die Holzlaube gingen, warf er sich lang ins Gras davor.

„Mädels, welche von euch heirat ich bloß mal! In alle drei bin ich egal verschossen, ratet mir doch bloß! Komm doch nur eine her! Falle mir um den Hals! Küsse mich! Das ist doch ganz einfach. Na, los! Welche?!"

Sie lachten. Sie wurden aber rot alle drei.

„Belauscht!" hauchte Tine zwischen den Händen am Mund.

„Ich warte!" sagte Hans Tedemann und zog sich den Strohhut gegen die Sonne und streckte sich behaglich auf dem Rücken aus. O wie die Blumendüfte in der Mittagsglut vor der Laube standen! Und die Bienen im Phlox summten.

„Ich würd mir erst das Monokel einklemmen, Hans!" ulkte ihn Gudela an.

Er tat's. Mit zwei Fingern langte er es aus der Westentasche, und schon saß es im Auge!

„Ich warte", wiederholte er seelenruhig.

Keine kam. Sie suchten sich mit den Blicken.

Das ging doch nicht.

Was sich Hans Tedemann dachte!

Hans Tedemann dachte sich nicht viel.

Eine Weile blinzelte er durch die tausend winzigen Löchelchen seines Strohhutes, gähnte er ungeniert. Dann fiel erst die Zigarette ins Gras, darauf sank willenlos die Hand nach. Er schlief. . .

Wie langweilig, dachten die drei enttäuscht und stichelten bunt und träg in den Kanevas und blätterten zerstreut im Eckehart. . .

„Ich bin auch müde von dem dummen Glas Wein heut", sagte Eva und legte den Kopf an die gegitterte Holzwand und machte die Augen zu.

Aber sie wollte bloß träumen, träumen von einem Glück, das irgendwo stand und auf sie wartete, von Brautküssen, die ihr Hans Tedemann einmal geben würde. Sie wußte das! Jetzt freilich noch nicht, noch lange nicht, noch Jahre nicht. Er war zwanzig und sie sechzehn, oh, sie hatten Zeit, auf das Aufblühen ihres Glückes zu warten. Nie würde sie einem andern als Hans Tedemann ihr Herz schenken! Nie einem andern ihre heißen Lippen, ihr Leben! Ihm oder keinem!

Wenn Gudela fand, daß Hans Tedemann nun gerade genug geschlafen hatte, stieß sie Tine heimlich in die Seite, winkte ihr mit den Augen, nahm einen Grashalm, schlich auf den Fußspitzen hin zu ihm und kitzelte ihn unter der Nase, fuhr ihm sacht in den hohen Kragen an den braunen Hals und sogar ins Ohr hinein und sprang kichernd zurück, wenn er blind nach ihrem hellen Sommerkleid griff.

„Du, wenn ich dich krieg, bist du dran", kam es schlaftrunken unter dem Hut hervor. Nach einem Weilchen war er wieder eingedrusselt.

„Soll ich noch mal, Tine?"

Tine nickte aufmunternd.

Aber Eva hielt sie schroff am Ärmel fest: „Laß den Unsinn, du!"

„Warum denn?"

„Du willst bloß von ihm gehascht sein."

„Bist du gescheit?" entrüstete sich Gudela. „Nu hör bloß, Tine." Sie stemmte die Arme in die rundlichen Hüften; kirschrot im Gesicht, fand sie gar keine weiteren Worte, sie schnappte nur die Luft ein.

„Die Eva will lieber selber gehascht sein", spottete Tine.

Der Vater der drei war mit Hans Tedemann weniger einverstanden.

Es setzte manchmal ein gehöriges Donnerwetter. Schickte man ihn mit den Leuten ins Heu, war man nie sicher, er flog mit seinem fixen Rad davon zur Oder, ein kühles Bad zu nehmen.

Arbeitete man auf den Chausseeäckern, flugs war mein Hans im Städtchen beim Glase Bier. Früh konnte sich der Wecker aus allen Fugen rasseln, Hans hörte ihn gar nicht erst.

Die größten Wichtigkeiten war er imstande zu verbummeln.

„Himmeldonnerwetter, Junge! Was haben Sie denn bloß im Kopfe! Doch nich etwa schon Weibsvolk!? Das lassen Sie man noch lange beiseite, Sie Dachs, Sie Grünschnabel, noch nichts nutz auf der Welt!"

„Oho, Herr Ökonomierat!" machte dann Hans Tedemann und reckte sich auf zu seiner ganzen, jungen, blondgescheitelten Höhe. „Oho!"

„Na was, oho? Bitte, sprechen Sie, ich höre gern, bin sogar brandneugierig!"

Hans Tedemann lachte aber nur sieghaft froh und mit blitzenden Augen und versprach, es Herrn Ökonomierat schon noch zu zeigen, zu was er nütz war auf der Welt.

Was sollte da der alte Herr dazu sagen?

„Junge," sagte er, „soll mich außerordentlich freuen, bloß machen Sie endlich mal Ernst damit."

Hans Tedemann machte Ernst. Machte bitteren, schweren Ernst

Und das kam so.

Und kam aus einer Richtung, an die niemand auch nur im entferntesten gedacht hatte.

Und kam mit einem Sturmwind, der ungeheuerlich heimtückisch an Deutschlands Grenzen zu blasen anhob und dem deutschen Aar die stolzen Schwingen zu rupfen gedachte.

Krieg. Irgendeiner hatte das Wort gesagt.

Krieg? Unmöglich!

Ein banges Lauschen auf das anschwellende Sturmbrausen. . . .

Ein dumpfes Warten. . . .

Ein Fäusterecken nun!

Deutschlands Männer griffen zu den Waffen. Deutschlands Knaben wurden Männer über Nacht.

Auch Hans Tedemann.

„Mobil!" schrie er und kam aus der Stadt gestürmt und die Treppe herauf an Eva vorbei, die er mit den Händen mit sich zog zum Vater.

„Herr Ökonomierat, ich geh natürlich mit, melde mich heut noch bei den Hirschberger Jägern."

„Ja, ja, Hans, du gehst natürlich mit!" Der alte Herr legte ihm fest die Hand auf die Schulter.

Wie war das Leben schön für Hans Tedemann! Drei Herzen zitterten um ihn stolz und bang beim Abschied. Dreier Mädel erste, süße Liebe und Obhut zogen mit ihm ins Feindesland. Dreier Mädel Gebete. Die eine, die schenkte ihm zuvor das Wunder des ersten Kusses in der Holzlaube, als der alte Garten mit all seinem taugeperlten Sommerblühen in Nachtdämmer wie unter Silber stand.

„Geh nicht!" schluchzte Eva wild in seinen Armen.

„Ja, ja, ich gehe!" jubelte er leise und bog ihren dunklen Kopf und sah ihr nah und selig in die heißen Augen: „Liebst du mich? Und könntest es wollen, daß ich allein nicht gehe, mitzutun am großen Werk? Ich mit meiner glühenden Vaterlandsliebe, ich mit meinem glühenden Haß gegen die Friedenstörer, könntest du es wollen?"

„Ja!" schrie sie auf, unbeherrscht, betäubt von Angst und Leid und einer dunklen, bösen Ahnung.

„Nein!" klang es hell und stolz zurück.

Was wußte Hans Tedemann von der schweren Zeit wartender Liebe? Von diesem einzigen, großen, immer erneuten erschöpfenden Warten?

Spärliche Nachrichten gab er.

Aber die Zeitungen kündeten die Siege, die er miterfocht. Wie ein goldener Freudenblitz zuckte es ins Haus. Hans hat das Eiserne Kreuz zweiter Klasse!

Hans Tedemann bekam das Eiserne Kreuz erster für hervorragende Tapferkeit vor Verdun!

Aber dann — zwei Tage darauf — aus dem Lazarett die dunkle Trauerkunde seines Heldentodes.

Wie war Hans Tedemanns Leben schön!

Drei Mädel weinten bitterlich, trauerten unendlich tief. In drei schmerzvereinten Mädchenherzen liegt sein Name wie gebettet auf dem weichen Samt eines köstlichen Erinnerungskästchens, das man nur in heiligen Feierstunden mit leisem Schlüssel öffnet, die tränenzuckenden Lippen darauf zu drücken.

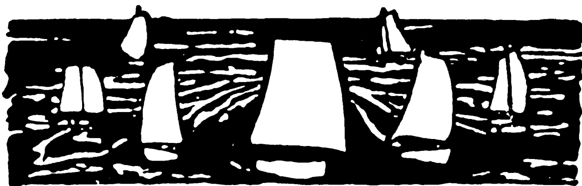
Hans Tedemann. . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 20. Berlin, den 13. Mai 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 20.



Die sieben Tage der Woche.

2. Mai.

Südlich der Feste Douaumont und im Caillette-Walde wird ein französischer Angriff in mehrstündigem Nahkampf abgeschlagen.

3. Mai.

Oberleutnant Frhr. von Althaus schießt über dem Caillette-Walde sein sechstes feindliches Flugzeug ab.

Chefsekretär für Irland, Augustine Birrell, ist zurückgetreten

4. Mai.

Staatssekretär v. Jagow überreicht dem amerikanischen Botschafter Gerard die deutsche Antwortnote auf die amerikanische Note.

Im Maasgebiet erreicht das beiderseitige Artilleriefeuer zeitweise große Heftigkeit.

Ein Marineluftschiffgeschwader hat in der Nacht vom 2. zum 3. Mai den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste angegriffen. Alle Luftschiffe sind zurückgekehrt bis auf „L 20", das infolge starken südlichen Windes nach Norden abtrieb, in Seenot geriet und bei Stavanger verloren ging.

Ein italienisches Luftschiff wurde auf der Rückfahrt von Laibach von österreichisch-ungarischen Fliegern angegriffen und in Brand geschossen, es stürzte als Wrack bei dem Görzer Exerzierplatz ab.

Oesterreichisch-ungarische Seeflugzeuge haben Valona und Brindisi bombardiert.

5. Mai.

Links der Maas dringen unsere Truppen in vorspringende französische Verteidigungsanlagen westlich von Avocourt ein. Der Feind hatte sie unter dem Eindruck unseres Feuers aufgegeben; sie wurden zerstört und planmäßig wieder geräumt. Südöstlich von Haucourt wurden mehrere französische Gräben genommen. Ein gegen den Westausläufer der Höhe „Toter Mann" wiederholter feindlicher Angriff brach völlig zusammen.

Im Verlauf der Kämpfe sind im Monat April auf der Westfront 26 feindliche Flugzeuge durch unsere Kampfflieger abgeschossen, davon 9 diesseit der Frontlinie in unseren Besitz gefallen. Außerdem erlagen 10 Flugzeuge dem Feuer unserer Abwehrkanonen. Unsere eigenen Verluste belaufen sich demgegenüber auf zusammen 22 Flugzeuge; von diesen gingen 14 im Luftkampf, 4 durch Nichtrückkehr, 4 durch Abschuß von der Erde aus verloren.

6. Mai.

Auf dem linken Maasufer spannen sich die Artillerie- und Infanteriekämpfe in Gegend südöstlich von Haucourt fort. Sie brachten uns wiederum einige Erfolge, ohne völlig zum Abschluß zu kommen.

Eine große Zahl französischer Fesselballons reißt sich infolge plötzlichen Sturmes los und trieb über unsere Linien; mehr als 15 sind bisher geborgen.

Eins unserer Luftschiffe ist von einer Fahrt nach Saloniki nicht zurückgekehrt. Es ist nach englischer Meldung abgeschossen und verbrannt.

7. Mai.

Westlich der Maas wurde die Gefechtshandlung auch gestern nicht zu Ende geführt. Besonders war die Artillerie auf beiden Seiten sehr tätig. Oestlich des Flusses ist in der Frühe ein französischer Angriff in Gegend des Gehöftes Thiaumont gescheitert.

Das Luftschiff „L 7" ist von einem Aufklärungsfluge nicht zurückgekehrt. Nach amtlicher Veröffentlichung der englischen Admiralität ist es am 4. Mai in der Nordsee durch englische Seestreitkräfte vernichtet worden.

In Berlin treffen fünfzehn bulgarische Abgeordnete ein.

8. Mai.

Die in den letzten Tagen auf dem linken Maasufer in der Hauptsache durch tapfere Pommern unter großen Schwierigkeiten, aber mit mäßigen Verlusten durchgeführten Operationen haben Erfolg gehabt. Trotz hartnäckiger Gegenwehr und wütender Gegenstöße des Feindes wurde das ganze Grabensystem am Nordhang der Höhe 304 genommen und unsere Linie bis auf die Höhe selbst vorgeschoben. Der Gegner hat außerordentlich schwere blutige Verluste erlitten, so daß an unverwundeten Gefangenen nur 40 Offiziere, 1280 Mann in unsere Hände fielen.

Die Einschränkung des Seifenverbrauchs im gegenwärtigen Kriege.

Von Geh. Reg.-Rat Professor Dr. phil. et med. Theodor Paul in München.

Wie viele Menschen machen täglich den ausgiebigsten Gebrauch von Seife, und wie wenige nur wissen, aus welchen Stoffen und wie sie hergestellt wird! Und doch ist die Sache sehr einfach, wie folgender Vorlesungsversuch zeigt. Man bereitet in einem Töpfchen durch Lösen von 6 Gramm Ätznatron, wie es im Handel vorkommt, in 60 Gramm Wasser eine schwache Natronlauge, fügt 60 Gramm Rindstalg hinzu und kocht eine halbe Stunde bei gelindem Feuer. Nun setzt man zu der schwach siedenden Flüssigkeit nach und nach eine aus 6 Gramm Ätznatron und 45 Gramm Wasser bereitete, stärkere Natronlauge. Fett und Lauge vereinigen sich allmählich zu einer gleichförmigen Masse (Seifenleim), die mit der Zeit dick und schaumig wird. Wenn ein Tropfen davon,

zwischen den Fingern gedrückt, feste weiße Blättchen gibt, setzt man 25 Gramm Kochsalz hinzu, kocht noch einige Minuten, läßt vollständig erkalten, und die Seife ist fertig.

Die Masse ist jetzt nicht mehr gleichmäßig, sondern sie bildet zwei Schichten. Die obere Schicht ist fest und besteht aus Seife; die darunter befindliche wässerige Flüssigkeit, die sogenannte Unterlauge, enthält das Kochsalz, noch etwas unverbundenes Ätznatron und das beim Verseifungsvorgang entstehende Glyzerin. Die auf diese Weise dargestellte Seife hat die gleiche Zusammensetzung wie die gewöhnliche Hausseife und heißt Talgseife. Wird bei vorstehendem Versuch statt Rindstalg Baumöl angewendet, so erhält man ebenfalls eine feste Seife, die Öl- oder Marseillerseife.

Alle pflanzlichen und tierischen Fette bestehen im wesentlichen aus Verbindungen (Glyzeriden) von zwei Hauptbestandteilen: dem Glyzerin einerseits und den Fettsäuren anderseits. Von letzteren gibt es eine große Anzahl. Die wichtigsten sind die Ölsäure, Stearinsäure und Palmitinsäure.

Die flüssigen Fette (Öle) bestehen zum größten Teil aus ölsaurem Glyzerin (Olein) neben wenig stearinsaurem Glyzerin (Stearin) und palmitinsaurem Glyzerin (Palmitin, wie z. B. Baumöl, Rüböl, Leinöl, Lebertran. Die festen Fette, wie z. B. Rindertalg und Schöpsentalg, enthalten Stearin und Palmitin neben wenig Olein. Zwischen beiden stehen die halbfesten Fette: Schweineschmalz, Butterfett, Kokosfett usw. Ganz anders zusammengesetzt sind die aus dem Mineralreich stammenden Fette und Öle: Paraffin, Vaselin und Petroleum. Sie bestehen zumeist aus Kohlenstoff-Wasserstoffverbindungen, und aus ihnen kann keine Seife hergestellt werden.

Kocht man die tierischen und pflanzlichen Fette und Öle mit Natronlauge, wie dies bei der oben beschriebenen Seifenbereitung geschieht, so werden sie in jene beiden Hauptbestandteile, Glyzerin und Fettsäuren, gespalten. Letztere verbinden sich sogleich mit der Lauge zu fettsaurem Natrium, d. h. zu Seife. Der Verseifungsvorgang beruht darauf, daß die Lauge das schwächere Glyzerin verdrängt und sich der Fettsäuren bemächtigt. Man kann diesen Vorgang durch folgendes Schema versinnbildlichen: Natronlauge + fettsaures Glyzerin (Fett oder Oel) = fettsaures Natrium (Natron- oder Kernseife) + freies Glyzerin.

Das Glyzerin wird nicht weiter verändert. Es geht in die Unterlauge über und kann durch Destillation mit Wasserdampf daraus gewonnen werden. Der Zusatz von Kochsalz nach Beendigung der Verseifung bezweckt die Abscheidung der gebildeten Seife von der Unterlauge, da sie in Salzwasser nur schwer löslich ist.

Die mit Natronlauge hergestellten Seifen, mögen sie aus Ölen oder festen Fetten bereitet sein, sind fest und führen den gemeinschaftlichen Namen Natronseifen. Alle festen Haushaltungs-, Toilette- und Rasierseifen sind Natronseifen. Nimmt man an Stelle der Natronlauge bei obigem Versuch Kalilauge, die durch Auflösen von Ätzkali hergestellt wird, so erhält man Kaliseife. In diesem Falle darf jedoch zum Schluß kein Kochsalz zugesetzt werden, weil sonst die Kaliseife in Natronseife übergeführt wird. Die so entstehende halbfeste, salbenartige Masse, welche neben der Kaliseife das freiwerdende Glyzerin, etwas unverbundenes Ätzkali und das gesamte Wasser enthält, heißt Schmierseife. Flüssige Seifen werden durch Auflösen der halbfesten Kaliseifen in Glyzerin erhalten.

Früher stellten sich die Hausfrauen und Seifensieder durch Auslaugen der Holzasche und Kochen der so erhaltenen Lösung unter Zusatz von gelöschtem Kalk die Kalilauge selbst her. Durch Kochen mit tierischen Abfallfetten erhielt man Schmierseife. Diese konnte durch nachträgliches Hinzufügen von Kochsalz (Chlornatrium) in die harte Natronseife (Kernseife) umgewandelt werden.

Gegenwärtig wird die Seife fast ausschließlich fabrikmäßig mit Hilfe von Natron- und Kalilauge aus den aus überseeischen Ländern eingeführten wohlfeilen Kokosnuß- und Palmölen unter Zusatz von einheimischen Fetten und Ölen dargestellt. Insbesondere werden dazu die Abfallstoffe der Margarinefabrikation benutzt. Die Palmöle haben außer der Billigkeit die Eigenschaft, daß sie sich sehr leicht und bei verhältnismäßig niedrigen Temperaturen verseifen lassen (sogen. kaltgerührte Seife), und daß die daraus hergestellten Seifen auch in Mischung mit anderen Seifen stark schäumen und sehr viel Wasser (bis 70 Prozent und darüber) zu binden vermögen. Dies wird von wenig gewissenhaften Fabrikanten zu Täuschungzwecken benutzt, indem sie nur mangelhaft ausgesalzene oder auf andere Weise hergestellte, stark wasserhaltige Seifen (sogen. glatte Kernseifen, geschliffene Seifen, Leimseifen) in den Handel bringen. Außerdem werden zur Streckung und Gewichtsvermehrung Kochsalz, Soda, Pottasche, Gips, Wasserglas, Kartoffelstärke, Kreide, Leim, d. h. Stoffe, der Seife beigemischt (gefüllte Seifen), die beim Waschen keine oder nur geringe Wirkung haben, oder dadurch schädlich wirken können, da sie die Haut oder die Wäsche angreifen. Anders zu beurteilen sind gewisse Zusätze, die mit Rücksicht auf bestimmte Verwendungsarten gemacht werden: Farbstoffe, um der Seife ein gefälliges Aussehen zu geben; ätherische Öle und andere Riechstoffe, um ihr einen angenehmen Geruch zu erteilen (Toiletteseifen).; Karbolsäure, Teer, Schwefel u. a., um damit medizinische Wirkungen zu erzielen (medizinische Seifen).

Auch bei der gegenwärtigen Fettknappheit können gute Seifen hergestellt werden. Leider werden dem Publikum oft außerordentlich minderwertige Seifen angeboten. Insbesondere wird jetzt Schmierseife in den Handel gebracht, die den Namen Seife gar nicht mehr verdient.

Eine gute Waschseife (Kernseife), die nur 10—15 Prozent Wasser enthalten soll, wird daran erkannt, daß sie beim Aufbewahren nur wenig an Gewicht verliert, beim Waschen nur spärlich von ihrer Masse an den zu reinigenden Gegenstand abgibt, nicht übermäßig schäumt und die Hände beim Waschen nicht angreift.

Damit kommen wir zur Wirkung der Seife beim Waschen. Der Vorgang der Reinigungswirkung ist ebenso augenfällig vom rein praktischen Standpunkt aus, wie schwierig zu deuten in wissenschaftlicher Hinsicht. Bis in die neueste Zeit hinein war man sich darüber vielfach noch im unklaren und ist es zum Teil noch heute. Erst die moderne physikalische Chemie (Kolloidchemie) hat einige Aufklärung gebracht. Die beim Waschen entstehende Seifenlösung vermag die meisten Stoffe schnell und vollständig zu benetzen und daher in die Poren der Haut und der zu reinigenden Stoffe einzudringen. Sie hat ferner die Eigenschaft, Fette und fettartige Stoffe und die darin eingebetteten Schmutzteilchen zu emulgieren, d. h. im Waschwasser fein zu verteilen. Diese Wirkung wird noch dadurch unterstützt, daß sich die Seife im Wasser teilweise in fein verteilte Fettsäure und Lauge spaltet. Durch wiederholtes Nachspülen mit dem Waschwasser wird schließlich aller Schmutz entfernt. Diese Vorgänge finden in der Wärme viel ausgiebiger statt als in der Kälte, und deshalb kann man in warmem Wasser viel besser waschen als mit kaltem.

Von großem Einfluß auf den Waschprozeß ist der Härtegrad des Wassers, d. h. sein Gehalt an Kalzium- und Magnesiumsalzen, weil sich die Natron- und Kaliseifen mit ihnen zu sehr schwerlöslichen und daher unwirksamen Kalzium- und Magnesiumseifen umsetzen. Erst wenn jene Salze vollständig ausgefällt sind, kann der eigentliche Waschprozeß beginnen. Die bis zu diesem Zeitpunkt aufgelöste Seife geht verloren. Man erkennt ein hartes Wasser daran, daß die Seife erst einige Zeit nach Beginn des Waschens zu schäumen anfängt, nachdem sich je nach dem Härtegrad mehr oder weniger reichlich weiße Flocken von Kalzium- und Magnesiumseife ausgeschieden haben. Brunnen- und Leitungswässer gehören meist zu den harten Wässern. Obwohl sie als Trinkwässer einwandfrei, ja sogar vorzüglich sein können, eignen sie sich wenig für technische Zwecke. In großen Städten, welche ein hartes Leitungswasser haben, wie z. B. in München, geht infolgedessen in den Haushaltungen jährlich für mehrere hunderttausend Mark Seife verloren. So wurden in einem großen Münchner Krankenhaus die Kosten für das Weichmachen, d. h. die Beseitigung der Kalzium- und Magnesiumsalze in 3600 Kubikmeter Wasser, die allein im Waschhause verbraucht werden, mit einer Lösung, die in 1 Liter je 125 Gramm kalzinierte Soda und Kernseife enthält, auf jährlich über 1500 Mark berechnet. Würde nur Seife zur Enthärtung benutzt werden, so stellten sich die Kosten wesentlich höher.

Bach- und Flußwässer führen meist weiches Wasser, da jene Salze bei der ständigen Berührung mit Luft ausgefällt werden. Vollkommen frei von diesen Stoffen ist das Regen- und Schneewasser. Schon seit alters her war es den Hausfrauen bekannt, daß sich diese Wässer zum Waschen viel besser eignen als die harten Brunnenwässer.

Im gegenwärtigen Krieg ist uns von unseren Feinden die Zufuhr von Fetten und Ölen und von Ölfrüchten größtenteils abgeschnitten worden. Was dies bedeutet, geht daraus hervor, daß Deutschland aus dem Ausland im Jahre 1913 eingeführt hat: ungefähr 17 Millionen Doppelzentner Ölfrüchte, 3,5 Millionen Doppelzentner Fette und Pflanzenöle sowie 8,25 Millionen Doppelzentner Ölkuchen. Da die verfügbaren Fettmengen in erster Linie zur Ernährung dienen müssen, so bleiben für die Herstellung der Seife im wesentlichen nur die Fette und Öle übrig, die zum menschlichen Genuß nicht geeignet sind. Infolgedessen hat der Bundesrat in richtiger Würdigung der Sachlage schon vor einiger Zeit über die Herstellung der Seifen besondere einschränkende Vorschriften erlassen. In letzter Zeit sind diese Vorschriften noch dahin ergänzt worden, daß die an eine Person in einem Monat abgegebene Menge Seife, Seifenpulver oder andere fetthaltige Waschmittel 100 Gramm Feinseife (Toilettenseife und Rasierseife) sowie 500 Gramm andere Seife nicht überschreiten darf. Bei einer Einwohnerzahl von rund 70 Millionen bedeutet dies für Deutschland immerhin einen jährlichen Verbrauch von 504 Millionen Kilogramm Seife. Diese Seifenmengen sind reichlich bemessen und bleiben nicht viel hinter dem durchschnittlichen Verbrauch im Frieden zurück*). Hierbei ist aber Voraussetzung, daß es sich um vollwertige und nicht um minderwertige Seifen handelt, wie sie besonders jetzt vielfach im Handel vorkommen. Da sich die Güte einer Seife nach ihrem Gehalt an Fettsäuren richtet, so ist es notwendig, daß die zuständigen Behörden unverzüglich für die in den Verkehr gebrachten Seifen einen Mindestgehalt an Fettsäuren amtlich festsetzen. Im Hinblick auf die noch nicht zu übersehende Kriegsdauer müssen wir mit der Seife möglichst sparsam umgehen. Es ist daher jedermanns Pflicht, folgende Regeln zu befolgen:

1. Alle Wäschestücke, besonders Taschentücher, Handtücher, Wischtücher, Servietten, sind nur zu den für sie bestimmten Zwecken zu benutzen. Grober und vor allen Dingen fetthaltiger Schmutz ist überhaupt nicht mit Wäschestücken, sondern mit Papier, Sägespänen oder Holzwolle aufzunehmen.

2. Stark beschmutzte Wäschestücke sind von den übrigen getrennt zu waschen. Auffallende Schmutzflecke sind beim Einweichen mit Seife einzureiben.

3. Zum Einweichen und Waschen der Wäsche ist nur weiches Wasser, am besten Regen- oder Schneewasser, dann auch Bach- oder Flußwasser zu benützen. Wenn weiches Wasser nicht vorhanden ist, ist das harte Wasser vorher weich zu machen.

4. Den Hausbesitzern ist es zur Pflicht zu machen, Vorrichtungen zum Auffangen des Regen- und Schneewassers an den Abfallrohren der Dachrinnen anzubringen. Verunreinigungen durch Staub und Ruß lassen sich durch Absitzenlassen oder Abseihen leicht entfernen. Das so gewonnene Wasser ist in großen, sauber zu haltenden Fässern im Waschhause vorrätig zu halten.

5. Zum Weichmachen wird das harte Wasser in einem großen Faß unter Umrühren mit soviel starker (konzentrierter) Sodalösung versetzt, bis es alkalisch reagiert, d. h. ein Stückchen sogen. rotes Lackmuspapier, welches in allen Apotheken und Drogenhandlungen zu kaufen ist, blau färbt. Den sich bildenden Niederschlag läßt man über Nacht absetzen und benutzt das darüberstehende, nunmehr weiche Wasser.

6. Vor dem Einweichen der Wäsche löst man im Wasser Soda bis zur alkalischen Reaktion auf und setzt je nach Größe der Gefäße einige Eßlöffel voll Salmiakgeist und die gleiche Menge folgender fettlösender Flüssigkeiten zu: Petroleum, Terpentinöl, Kienöl oder das in neuerer Zeit an Stelle des feuergefährlichen Benzins empfohlene Benzinoform (Tetrachlorkohlenstoff). Diese Zusätze lösen und lockern in ähnlicher Weise wie die Seife den fetthaltigen Schmutz und bereiten die Wäsche in sehr wirksamer Weise für das eigentliche Waschen mit Seife vor.

7. Der Gebrauch von Wasch- und Bleichpulvern ist zu empfehlen, sofern sie nicht zu teuer sind und keine für die Wäsche schädlichen Stoffe enthalten.

8. Die Rasenbleiche ist soviel wie möglich anzuwenden.

9. Beim Waschen von Hausgeräten und Fußböden ist überhaupt keine Seife, sondern Soda, Sägespäne oder Sand zu benutzen.

10. Seife soll nie auf nasser Unterlage lange liegen bleiben; alle Seifenstückchen, selbst die kleinsten, sind zu sammeln.

Wenn diese Regeln befolgt werden, so können wir in Deutschland nicht nur bequem mit der einem jeden zugeteilten Seifenmenge, sondern mit noch viel weniger auskommen. Auch in Friedenzeiten kann auf diese Weise viel Geld gespart werden, und der Krieg erweist sich wie auf vielen anderen Gebieten auch hier als ein guter Lehrmeister, der zur Sparsamkeit erzieht.

*) Der jährliche Seifenverbrauch betrug vor dem Kriege für den Kopf der Bevölkerung in Deutschland 10 kg, in England 9,5 kg, in Frankreich 8 kg. Nach dem Ausspruch von Justus von Liebig: „Die Seife ist ein Maßstab für den Wohlstand und die Kultur der Staaten" steht Deutschland auch in dieser Beziehung an der Spitze der Völker.

Frühling in der Mark.

Von Else von Boetticher.

Die schwarze Postkutsche rollt klappernd durch das Städtchen — ein vorsintflutliches Gebäude mit grauen Samtpolstern, klirrenden Glasfenstern und hohem Vordersitz hinter dem Bock. In den Straßen mit den holprigen Pflastersteinen herrscht tiefe Stille. Ab und zu lugt ein Frauenkopf aus dem Fenster eines einstöckigen Hauses — ein Winken und Huschen — ein verständnisvolles Halten. Und eiligen Schrittes nahen paketbeladene Gestalten, zu denen der Kutscher mit der schwarzen Ledermütze sich väterlich hinabbeugt, um Schachteln und Tüten aller Art in Empfang zu nehmen. Aus der Apotheke, dem Gewürzladen, der Schuhmacherwerkstatt und dem Gasthof — überall werden ihm Sendungen für die Dörfer mitgegeben. Er kennt jedes Kind der Stadt beim Namen und wird von jung und alt als Vertrauensperson angesehen, der man lächelnd und knicksend naht.

Auch die Post wird ihm anvertraut. Lange weilt er in der Poststube am Marktplatz, die mit Neuruppiner Bilderbogen geschmückt ist, um die Briefbeutel in Empfang zu nehmen.

Ich benutze die Zeit zu einem Rundgang durchs Städtchen. Es ist uraltes Ordensgebiet. Schon um 1200 ist die Stadtmauer aus schweren Feldsteinen mit den runden und viereckigen Wehrtürmen erbaut, die noch heute den größten Teil der Stadt umgibt. Kleine viereckige Türen und schmale Steintreppen führen ins Innere der Türme. Gotische Fensterblenden und Toröffnungen sind ihnen als Schmuck beigefügt.

Über dem Stadttor, das aus drei nebeneinanderliegenden gewölbten Toröffnungen besteht, ragt hoch und steil ein dreistöckiger, fialenbekrönter Giebelbau auf — ein Wunderwerk der Backsteingotik. Ebenmäßig und reich gegliedert, schlank und doch drohend und stolz. Weit konnte man von oben in das Land schauen und den nahenden Feinden wehren. In ungezählten Fehden mußten die märkischen Städte ihre Daseinsberechtigung erkämpfen. Darum tragen auch all ihre Bauten das Gepräge der Abwehr. Darum wuchs in der Mark ein kampflustiges Geschlecht heran, das sich bis heute seine herbe Kraft bewahrt hat.

Unten spielen die Knaben Soldaten. Reihenweise durchschreiten sie das Stadttor mit „Hindenburgmützen" und Holzgewehren. Kleine Mädchen mit steif gestärkten, weißen Schürzen und blank gebürsteten blonden Scheiteln schauen sie neugierig zu. Über ihnen lacht der blaue Frühlingshimmel. Vom Dom erschallen die Osterglocken, die das nahe Fest verkünden.

Auch der Dom hat den Charakter einer Trutzfeste wie so viele nordische Kirchen. Ohne Fundament scheinen die starken Feldsteinmauern unmittelbar aus der Erde hervorzuwachsen. Verwittert und bemoost sind die Wölbungen der kleinen gotischen Türöffnungen. Von den zwei mächtigen viereckigen Türmen trägt einer einen viereckigen, der andere einen sechseckigen Helm. Der hohe Giebel über der Apsis ist durch gotische Fensterblenden reich gegliedert. Über den bunten Glasfenstern zieht sich ein Backsteinfries hin, der ein fast anmutig wirkendes Blattmotiv in mannigfaltiger Zusammensetzung wiederholt.

Wie überragend wirkt der Dom neben den kleinen Fachwerkbauten am Lindenplatz, dem Gasthaus mit der grünen Glocke über der Tür und den bescheidenen Wohnhäusern! Wie ein Sinnbild der allbeherrschenden Kirche, in deren Namen das Land erobert wurde, und die seinen Zusammenhang mit der Kulturwelt herstellte, einer Macht, der sich Leben und Sein des einzelnen blindlings beugte. Verwitterte Grabsteine unter efeuumrankten Bäumen erhalten das Andenken an alte Geschlechter lebendig. Geister der Vergangenheit gehen um im alten Städtchen.

Auf einem stillen Platz zwischen geraden Baumreihen ist der Königin Luise, die auf ihren Fahrten nach Strelitz hier vorbeizukommen pflegte, ein Denkmal errichtet: Ein Sandsteinsarkophag unter gotischem Baldachin mit der Inschrift: „An dieser Stelle sahen wir jauchzend ihr entgegen — Wenn sie die Herrliche in milder Hoheit Glanz — Mit Engelsfreundlichkeit vorüberzog. — — An dieser Stelle flossen unsere Tränen — Als wir dem stummen Zug betrübt entgegensahn. — O Jammer, sie ist hin!"

An Potsdam und Rheinsberg wird man gemahnt; auch hier Hohenzollernerinnerungen zwischen altertümlichen Giebeln und stillen, baumgesäumten Straßen. Auch hier blühende Frühlingspracht unter verwitterten Mauern.

Eine Lindenallee umgibt die Stadt an Stelle des ehemaligen Wallgrabens. Vor den Toren sind moderne Landhäuser mit roten Dächern erbaut. In den Vorgärten blühen Primeln, Narzissen und Hyazinthen. Zwischen lichtgrün schimmernden, zu Bogengängen verschnittenen Buchenhecken geht es hinaus in die Mark, immer in einer Lindenallee, die in weitem Bogen viele Kilometer weit das Land durchzieht.

Draußen bebauen die Frauen ihr Gemüseland. Sie jäten, hacken, graben die Erde um, säen und pflanzen: Kohl, Bohnen, Erbsen und Mohrrüben. Jede ist bedacht, ihren Hausbedarf an Gemüse selbst zu ziehen. Weiterhin leuchtet das Frühgetreide hellgrün im Sonnenschein und verheißt eine gute Ernte. Die frisch gebrochenen Äcker schimmern weich und warm wie brauner Samt. Auf den Wiesen blühen gelbe Sumpfdotterblumen. Fliegende Wolkenschatten huschen über den lichten Himmel. Die Bäume werfen lange bläuliche Schatten auf den Weg.

Unsere Post rumpelt durch das Land, an Wegbiegungen und Haustüren von Dorfkindern erwartet, denen Pakete und Kasten zugeworfen werden, die Briefbeutel in den Dörfern zurücklassend. Zwischen den Bauernhöfen krähen die Hähne. Oben im Blau jubilieren die Lerchen. Konfirmanden in schwarzen Kleidern gehen gemessenen Schrittes spazieren. Der Frühlingswind weht würzige Herbheit über das Land, einen Duft von Kiefern, frischer Erde und Frühlingsblumen.

Mein Ziel ist das Forsthaus, das am Ende des Dorfes unter Linden und Kastanien inmitten blühender Frühlingsbeete liegt. Hier gibt es trauliche Stuben mit Urväterhausrat. Morgens ist bis zehn Uhr der Kaffeetisch gedeckt. Der Brotkorb ist stets gefüllt, und der Sonntagsbraten wiegt zwanzig Pfund. Am Ostermorgen klopfen die Dorfkinder an die Haustür, sagen ihr Sprüchlein her und werden mit bunten Eiern beschenkt, und am Abend des Ostersonntags wird alter Gepflogenheit gemäß der Osterspaziergang aus Goethes Faust vorgelesen.

„Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt."

Die Gehobenheit durch die Natur ist es, die die Tage in der Mark goldig durchleuchtet. Die Freude am Frühling, der selten so strahlend und siegesgewiß einzog wie in diesem blutigen Jahr. Über Nacht hat er alle Knospen geöffnet, hat die kleinen Flieder- und Kastaniendolden inmitten der Blattwinkel plötzlich aufschießen lassen. Die Buchen am See hinter dem Forsthaus werden von Stunde zu Stunde grüner, das goldige Blütengehänge der Birken hüllt sich in einen zarten Blätterkranz.

Fröhlich zirpend huschen die Schwalben am Seeufer hin. Im Wald rufen Amseln und Finken. Leise rauschen die Kiefern und Buchen. Schimmernd blau wie ein Türkis liegt der See zu meinen Füßen. Abends hingegen strahlt er wie Perlmutter in rötlichem Silberglanz, und an den scharf umrissenen Kiefernwaldungen des jenseitigen Ufers scheinen violette Schleier emporzuweben. Das Wasser der Seen mit seinem unendlichen Wechsel von Licht und Farbe bringt unerschöpfliches Leben in die ernste Waldlandschaft der Mark.

Birkenalleen durchziehen hell und gerade den düsteren Kiefernwald in allen Richtungen. Eine führt zum Stechlinsee, der tief und geheimnisvoll im Waldesschatten ruht. Eine andere leitet zwischen einer Kette von Waldseen hindurch nach Rheinsberg, wo sich am Gestade des blauen Sees das alte Schloß erhebt: Eine Schöpfung märkischen Geistes. Die Stätte, wo Deutschlands größter Kriegsheld sich auf sein Lebenswerk vorbereitete.

Heute wallfahren Scharen junger Wanderer dahin — mit Lauten und Rucksäcken. Einige sonnenverbrannt und zerzaust, augenscheinlich wilde Wandervögel. Andere den wohlgesetzten Ernst der Organisation mit der Freude an der Natur verbindend.

Der Wald hallt wider von Liedergesang und Mandolinengeklimper. In großen und kleinen Trupps durchstreifen ihn die Wanderlustigen: Eine Jugend, die Ermüdung und Strapazen nicht kennt, die Wind und Wetter nicht scheut. Sie stählt ihre Kraft in der herben Luft der Mark. Sie nimmt jenen Geist des Kampfes in sich auf, der von den alten Bauwerken ausgeht. So wächst sie trotzig und sicher hinein in die Zukunft — der Frühling und die Hoffnung unseres Vaterlandes.

Der Schuß.

So abendweit die Felder,
So nebelüberweht;
Es sprachen rings die Wälder
Ihr Frühlingsnachtgebet.
So feierlich die Stunde. .
Der Kampf war hart und schwer;
Wir beide noch auf Runde,
Im Arme das Gewehr.

Das Herz der Erde klopfte,
Jetzt still und ausgeruht,
Und an den Gräsern tropfte
Noch deutsches Heldenblut.
„O Deutschland hoch an Ehren . . ."
Wir summten's, du und ich,
Als sich von den Gewehren
Das letzte Leuchten schlich.

Du lächeltest so innig,
Dann kam es froh heraus:
„Zwei Wochen noch, dann bin ich
Bei Weib und Kind zu Haus.
Zehn Tage hat's gegeben,
Zehn Tage warm im Nest!
Herrgott, gibt das ein Leben,
Herrgott, gibt das ein Fest!

Dann drängt sich stolzgewachsen
Ans Herz sich meine Welt;
Mein Weib ist blond und flachsen,
Mein Bub ein Springinsfeld.
Zwei Wochen noch . . " da schwingt sich
Ein Wölkchen übern Fluß,
Und durch den Nebel ringt sich
Ein knochenharter Schuß.

Ein Klingen scharf und helle,
Wie Axthieb tief im Tann . . !
„Galt's dir, mein Trautgeselle . . . ?"
Er sieht mich lächelnd an.
Und was er sprach soeben,
Noch einmal klingt's gepreßt:
„Herrgott, wird das ein Leben,
Herrgott, wird das ein Fest!"

So abendweit die Felder,
Der letzte Schein verblich;
Es sprachen rings die Wälder,
Und leise sprach auch ich:
„Ich hatt' 'nen Kameraden . . ."
Mehr sagen konnt ich nicht,
Und auf verwehten Pfaden
Trug weiter mich die Pflicht.

Joseph von Lauff

Flieder.

Von Bodo Wildberg.

Ein märchenhaftes Geschenk dieses Kampfjahrs war der plötzliche starke Frühling — ein Pflanzenfrühling, wie er in solcher Wärme, Triebkraft und ungestörten Entwicklung wohl nur einmal in hundert Jahren wiederkehrt. Denn in ganz kurzer Zeit, um die Wende vom April bis zum Mai und in den ersten Tagen dieses Blütenmonats vollzog sich ohne Hemmung das Wunder, das fast in jedem andern Frühling die sprossende Natur allerhand Feindseligkeiten der Witterung erst mühsam abtrotzen muß. Von der Blüte der ersten Lenzsträucher, der gelben Johannisbeerstaude, unserer Kirsch-, Birnen- und Aepfelbäume sodann bis zur königlichen Herrlichkeit des voll entwickelten Flieders sind kaum mehr als acht Tage vergangen. Unter unsern Augen schien das Laub zu wachsen, zu leuchten in immer saftigerem Grün; gestern war es nur der zarte Schleier des Ulmenlaubs in Alleen und Hainen, heute brennt schon das feurigste Grün in allen Abstufungen, wie es der jeweiligen Art des Baumes eignet. Die Linde ließ nicht lange auf sich warten, die schlanke Pappel schießt in ihrem eigentümlichen Graugrün als mystischer Fackelbrand in das makellose Blau, und ein festliches Wogen erfüllt jed.

wedes Fleckchen Erde, dem die Baulust der Menschen noch Platz zur Entfaltung des Pflanzenwachstums gewährt hat.

Aber vor allem machte uns doch der Flieder glücklich, er war die größte Ueberraschung in dem Blütenfest des Frühlings 1916. In gewöhnlichen Jahren durfte man zufrieden sein, wenn er seine blauweißen und purpurnen Fahnen um die Mitte des Wonnemonats entfaltet hatte; das war in unseren Breiten der normale Zeitpunkt für sein Erscheinen. In rauheren Gegenden und unfreundlicheren Jahren kam er noch später, manchmal wohl erst Ende Mai. Und dieses Jahr! Von der Knospe zur Blüte mit ihrem süß und geheimnisvoll beglückenden Duft schien es nur eine Nacht gewährt zu haben. Die große Feuchtigkeit des Winters und die außerordentliche, in ihrer heißen Zärtlichkeit so beständige Sonnenglut des ausgehenden Aprils und des beginnenden Maien wirkte in seliger Stille diesen Zauber.

Da gibt es kaum ein Gärtlein, in dem wir nicht die untadelig entfalteten Blütentrauben mit den vierteiligen Blumentrichterchen bewundern könnten; wie oft möchte man stehenbleiben vor einem besonders üppigen und in seiner Schönheit vollendeten Busch. An den Trichtern hängen in tiefer Brunst die Zitronenfalter, die Weißlinge, meist mit geschlossenen Flügeln, regungslos, ohne Furcht vor Vögeln und Netzen.

Und dieser herrlichste deutsche Strauch ist eine Gabe des Ostens; er kommt bei uns zwar verwildert, aber nicht eigentlich wild vor. Man spricht zumeist von türkischem Flieder, und aus der Türkei wird er wohl den Weg zu uns gefunden haben. In Ungarn wächst die eine Art, die auch bei uns sehr leicht verwildert, in Wäldern und auf Bergabhängen. Es ist Syringa vulgaris, mit meist hellblauen oder matt lilafarbenen Blüten und herzförmigen Blättern. Auch bei uns, wie gesagt, strebt sie gern über die Gartenhecke hinaus;



Phot. Albrecht Meyer, Berlin.

Oberst Peter Gantschew,

Kgl. bulgarischer Militärbevollmächtigter im deutschen Großen Hauptquartier



Oberstleutnant Franke (1), Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, und sein Vorgänger Oberstleutnant v. Heydebreck † (×).

Unsere Schutztruppe im Weltkriege.

wohl entsinne ich mich noch eines Ruinenberges, dessen Kuppe im Mai von solchem Flieder blaute, überflattert und umtanzt von den schönsten Schwalbenschwänzen und Segelfaltern.

Diese mühelos gedeihende, bei uns heimisch gewordene Art wird auch spanischer Holunder, in Oesterreich vielfach „Holler" genannt. In unseren Anlagen sieht man sehr häufig auch den persischen Flieder, dessen Blüten kleiner, dessen Blätter spitzer sind. Der edel-keusche weiße Flieder kann sowohl der einen wie der anderen Art angehören. Die Farbentöne des Fliederblaus sind gar mannigfaltig. Die Farbe „Lila" hat ja von ihm, dem Lilak, ihren Namen, und der himmlische Strauch selbst dürfte ebenso wie sein Name in Persien die Urheimat besitzen.

Es ist wenig bekannt, daß auch das Holz des Flieders geschätzt wird, daß man es dem Oelbaum, dem Sandelholz vergleicht, und daß ein feines Oel aus ihm gezogen wird.

Doch wir möchten uns nur an der blühenden Schönheit des Lilaks erfreuen, der in unseren Anlagen die köstlichsten Zusammenklänge von kühlem Graublau, strahlendem Weiß, hartem Purpurblau mit der zarten Urfarbe „Lila" zu erzeugen vermag.

Aber das ist eine der lieblichsten Eigenheiten des Flieders, daß er in dankbarer Freigebigkeit die Kate des Aermsten ebenso verschwenderisch umwuchert wie die Wege und Terrassen städtischer und ländlicher Parkgebiete.

Was wäre unser deutscher Frühling ohne diesen Wunderbaum? Daß er in diesem Jahre so überreiche Pracht über Stadt und Land ausgeschüttet, als ein glückverheißendes Wahrzeichen wollen wir alle es begrüßen. Ja, dieser ganze starke, schnelle, in tausendfältiger Ueppigkeit entbrannte Fliederfrühling von 1916 sei uns mehr als nur eine schöne, eine tröstliche Naturerscheinung!

Und nicht nur Freude für die Sinne, für das Herz gebiert dieser heiße Frühling. Tiefe Fruchtbarkeit ist seine Verheißung. In Feldern und Gemüsegärten regt sich's ebenso mächtig, mit ebensoviel Drang und Lust wie in Blütenwäldern und Gartenauen.

Sei denn willkommen, holde Syringe! Ströme dein lindes und mannigfaltiges Blau durch Stadt und Land, ergieße es in unsere Seele, durchsättige Gassen und Straßen alle Winkel und Falten des Herzens mit deinem Duft!

▽▽▽

Am Ausguck.

Herr Birrell, der abgehalfterte Staatssekretär für Irland, heißt mit dem Vornamen Augustin — und kann heut, wenn er unsre Volkslieder kennt, auf melodische Weise feststellen, daß für ihn „alles hin" ist.

Er hat dem Parlament die vertrauliche Mitteilung gemacht, daß ihn lediglich seine geringen Verstandeskräfte hinderten, Irland intelligenter zu bewachen.

Das scharfsinnige Betonen dieses mildernden Umstandes fand bei den Mitgliedern des Parlaments, die selber am besten wissen, wie verbreitet das von ihm erwähnte menschliche Gebrechen innerhalb des hohen Hauses ist, eine achtungsvolle Anerkennung — Birrell wird aber trotzdem ausgeschifft, weil die gesetzgebende Körperschaft darauf besteht, der Schein müsse gewahrt werden.

* * *

Der mit Unrecht aus ihrer Mitte verstoßene Mann hat sich hinterher einer Lüge bezichtigt. Er äußerte mit staatsmännischer Begabung: „Ich habe mich um nichts in meinem Statthaltergebiet bekümmert, weil ich den Anschein vollster Harmonie Irlands vortäuschen wollte!"

Nachdem der Beamte diesen feinen Kunstgriff ganz leise vor Europa ausgeplauscht hat, scheint es, daß er etwas mit Grey Verwandtes in der Anlage des geistigen Wachstums besitzt — und der Gedanke regt sich, ihn zum Leiter der auswärtigen Politik von England zu ernennen.

* * *

Wir selber stiften indes Herrn Birrell eine Gedenktafel — als einem guten Deutschenfreund. Wir danken es ja seiner Tüchtigkeit, wenn ein paar englische Regimenter aus Flandern jetzt dauernd in der Nähe von Dublin verwendet werden. Wir konnten keinen größeren Oxfordschüler finden. O du lieber, lieber Augustin!

* * *

Das Oberkommando verbot in der letzten Woche mit Recht ein Eisbeinessen, das der Vorstand der Sterbekasse des Verbands Berliner Kegelklubs an der zum Genuße des Daseins lockenden Küste des Müggelsees geplant hatte.

Daß eine Sterbekasse ein Eisbeinessen veranstaltet, ist ein gewinnender Zug, weil sie nicht nur die dunklen Nachtseiten ins Auge faßt, sondern auch die mit Sauerkraut verbundenen heiteren Zerstreuungen. Aber man soll es nicht am fleischlosen Freitag tun wie es hier im Schilde geführt worden ist

Wo blieben wir andern Bewohner Deutschlands, wenn die durch das Kegeln angereizte Eßlust sich planvoll und unaufhaltsam auslebt? Wir würdigen voll den Wahlspruch der Niederdeutschen: „Platz bi Disch un denn lewern Gericht mehr!" — und gerade deshalb lassen wir uns nicht gern alle Acht um den König wegessen.

* * *

Eine gut geworfene Kugel soll „Bulljong im Leibe" haben — aber der Kegelnde nicht mehr Eisbein als wir. Gleiches Recht für alle! Oder sämtliche Neune sollen wie angeleimt stehn bleiben.

* * *

Nichts für ungut. Wenn der Vierverband erfährt, daß in einem „belagerten Reich" manche Bewohner keine andern Sorgen haben, als für eine Landpartie mehrere hundert Eisbeine zu beschaffen, und daß ihr ernstes Ziel beinah verwirklicht worden ist — dann werden die Feinde schwerlich behaupten, daß unser Gemützustand an den altrenommierten „Rand der Verzweiflung" geraten ist.

* * *

Für gewisse Kleidungstücke werden, was die Menge des dafür zu verbrauchenden Stoffs anlangt, Höchstmaße festgesetzt.

Dies beschloß in der Handelskammer Berlins eine Versammlung der Konfektionsindustriellen (das im Deutschen entsprechende Wort „Kleiderei-Gewerbler" hat sich trotz seiner schlichten Anmut noch nicht voll eingebürgert)

Wer bei Anfertigung eines Kleidungstücks das erlaubte Höchstmaß überschreitet, wird gründlich bestraft Es ist durchaus in der Ordnung, daß nur, wer es lang hat, es lang hängen läßt — und heute ist in allen Ländern (nicht bloß bei uns) Stoffmangel.

* * *

Das Maßhalten im Stoff hängt aber von den Herstellern ab — nicht von den Verbrauchern. Eine Leserin aus Hagen mit einer siebenzackigen Krone auf dem Briefpapier, die aber trotzdem einen ganz leutseligen Ton anschlägt, schrieb auf die unlängst hier veröffentlichte Gewändergrübelei den begründeten Seufzer: „Man wird in den Geschäften, wenn man Kleider mit engen Röcken fordert, mitleidig angesehn, sogar belächelt." Sie fügte mit Recht hinzu, dadurch lasse sich das vaterländische Gefühl aber nicht beirren.

Eine andre, deren Brief aus dem für die Heizung unseres Vaterlandes so wichtigen Königshütte kam, hatte gleichfalls nach einem schmuckloseren Kleid Verlangen — „Aber vergeblich suchte ich nach einem solchen, und zu meinem Leidwesen war ich gezwungen, eben ein modernes zu wählen."

Westfalen und Oberschlesien reichen einander also die Hände (gewiß schlanke, schlicht beringte Hände), wenn sie den Herstellern der Mode die Verantwortung zuschieben — darum war es ein so glücklicher Gedanke der Kleidereigewerbler im Handelskammer-Festsaal, sich nun zur Einschränkung und zum drakonischen Höchstmaß zu bekennen.

Und wenn der Bericht sagt: „Mit lautem Bravo quittierte die Versammlung über die Erklärung des Vortragenden, er

könne sich dafür verbürgen, daß die gesamte Konfektionsindustrie bereit ist, im Interesse des Durchhaltens jedes Opfer zu bringen" — so freut man sich im Ernst dieses wackeren und einsichtigen Standpunktes.

* * *

Wer also künftig einen Mantel, eine Bluse, ein Schneiderkleid, einen Frack machen läßt, wird, entsprechend seiner Körperlänge, eine bestimmte Meterzahl verbrauchen dürfen.

Selbstverständlich findet Rücksicht auf die Dicken statt. Wer nachweist, daß wiederholte Reisen nach Marienbad an der Hartnäckigkeit seiner Natur zerschellten, so daß er die Knie seit fünf Jahren (außer im Spiegel) nicht gesehn hat, erhält den behördlichen Nachlaß zum Mehrverbrauch.

(Damit ist aber nicht gesagt daß jemand, der an Umfang einer Telegraphenstange gleichkommt, hierfür das allgemeine Ehrenzeichen kriegt.)

* * *

Da ich von Zuschriften gesprochen habe, sei noch eine erwähnt.

Eine witzige Leserin und Beherrscherin des Pinsels (die sich nicht mehr „Paletteuse", sondern auf deutsch „Malküre" nennen will) ersucht unbekannterweise: „Schreiben Sie doch auch mal gegen die hohen Hacken!" Da hat sie recht — bei diesen Lederzeiten.

Auch hier folgt der Schmerzensruf, im Laden sei ihr erklärt worden: „Nur ganz alte Damen oder solche, die ein Fußleiden haben, kaufen niedrige Hacken."

Komische Welt! Sollten sich die Schuherzeuger einst im Festsaal der Handelskammer zueinandergesellen, so bietet sich ihnen ein gesundheitfördernder und vaterländischer Programmpunkt: das Höchstmaß für Absätze.

Und soll ich für diesen Rat von einem Teil der Weiblichkeit geteert, gefedert und angezündet werden, so wird mich die wuchtige Staffelei der Malküre wie ein Schild beschirmen.

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Mit ganz besonderer Heftigkeit hat sich in der letzten Zeit der Luftkampf betätigt. Es ist, als ob unsere mächtige Luftwaffe ein besonders gewichtiges Wort beim Austrage der allseitigen Kampftätigkeit gerade jetzt zu sprechen berufen sei.

Ganz abgesehen von dem moralischen Eindruck, den die unbestrittene Überlegenheit Deutschlands im Luftkampfe in sämtlichen Heerlagern ausübt, ist das tatsächliche Ergebnis in militärischer Hinsicht zu unsern Gunsten sehr groß.

Derart aus der Vogelperspektive betrachtet, zeigt sich unsere Überlegenheit allein schon aus der Berechnung der Verluste, die wir im Vergleich zu unsern Gegnern haben. Durchschnittlich haben unsere Feinde in den letzten acht Monaten dreimal so hohe Verluste im Luftkampfe als wir. Außerdem spielt sich die Tätigkeit der Flieger zum größten Teil jenseit des von uns besetzten Gebietes, also über feindlichen Stellungen, ab, nur zum kleinsten Teil gelingt es den feindlichen Flugzeugen, hinter unsere Linien zu gelangen. Welchen Vorteil für die Aufklärung und die Beobachtung dies bedeutet, leuchtet ohne weiteres ein. Und in jedem Gefecht hat der Angreifer den Vorteil über den, der sich seiner Angriffe nur mit Mühe erwehren kann.

Was von den Flugzeugen gilt, gilt in noch vergrößertem Maßstabe von den Luftschiffen. In einer Londoner Versammlung, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Zeppelin-Frage zu erörtern, ist unumwunden zugestanden worden, Deutschland sei weitaus die erste Luftmacht. Es sei nicht nur imstande, seine Feinde an der Front zu schlagen, sondern habe auch noch genügend Macht, den Luftkrieg in die verschiedenen feindlichen Länder hineinzutragen.

Die Berichte von den jüngsten Ereignissen vermehren die Einzelfälle, durch welche die Tatsache unserer Überlegenheit bestätigt wird, um verschiedene Erfolge. So griff ein Geschwader von Marineluftschiffen in der Nacht zum 3. Mai und im Laufe des nächsten Tages erneut die englische Ostküste an. Nach den knappen Meldungen ist der Erfolg auch diesmal wieder recht ergiebig gewesen.

Daß unsere Luftflotte bei dem kühnen Einsatz ihrer Machtmittel auch Einbuße an Streitkräften zu erleiden hat, ist Kriegsgeschick. Wir haben neuerdings den Verlust von Luftschiffen zu verzeichnen. „L 20" wurde durch widrigen Wind abgetrieben, geriet in Seenot und scheiterte an der norwegischen Küste. Ein zweites Luftschiff opferte sich bei einem Angriff auf Saloniki auf. Im Gesamtüberblick sind diese Verluste ganz außerordentlich gering und beeinträchtigen unsere Streitkräfte in ihrer Wirksamkeit gar nicht.

Gegen Ende der Woche haben dagegen an der Westfront die Feinde dadurch, daß sie es versäumten, sich gegen das überraschende Auftreten von Windströmungen zu sichern, reihenweise Fesselballons verloren, die zu uns hinüber abgetrieben wurden. Von 15 französischen Fesselballons, die auf diese Weise in unsere Hände geraten waren, berichten die knappen Meldungen des Hauptquartiers, vermutlich hat sich manch einer nachträglich dazugefunden. Es ist aber klar, daß, abgesehen von den starken Verlusten dieses feindlichen Kampfmittels, sich sofort für unsere kämpfenden Truppen in den vordersten Stellungen ein bedeutender Vorteil durch den Ausfall so vieler Beobachtungsposten ergab, der zweifellos auch mit aller Energie ausgenutzt sein dürfte.

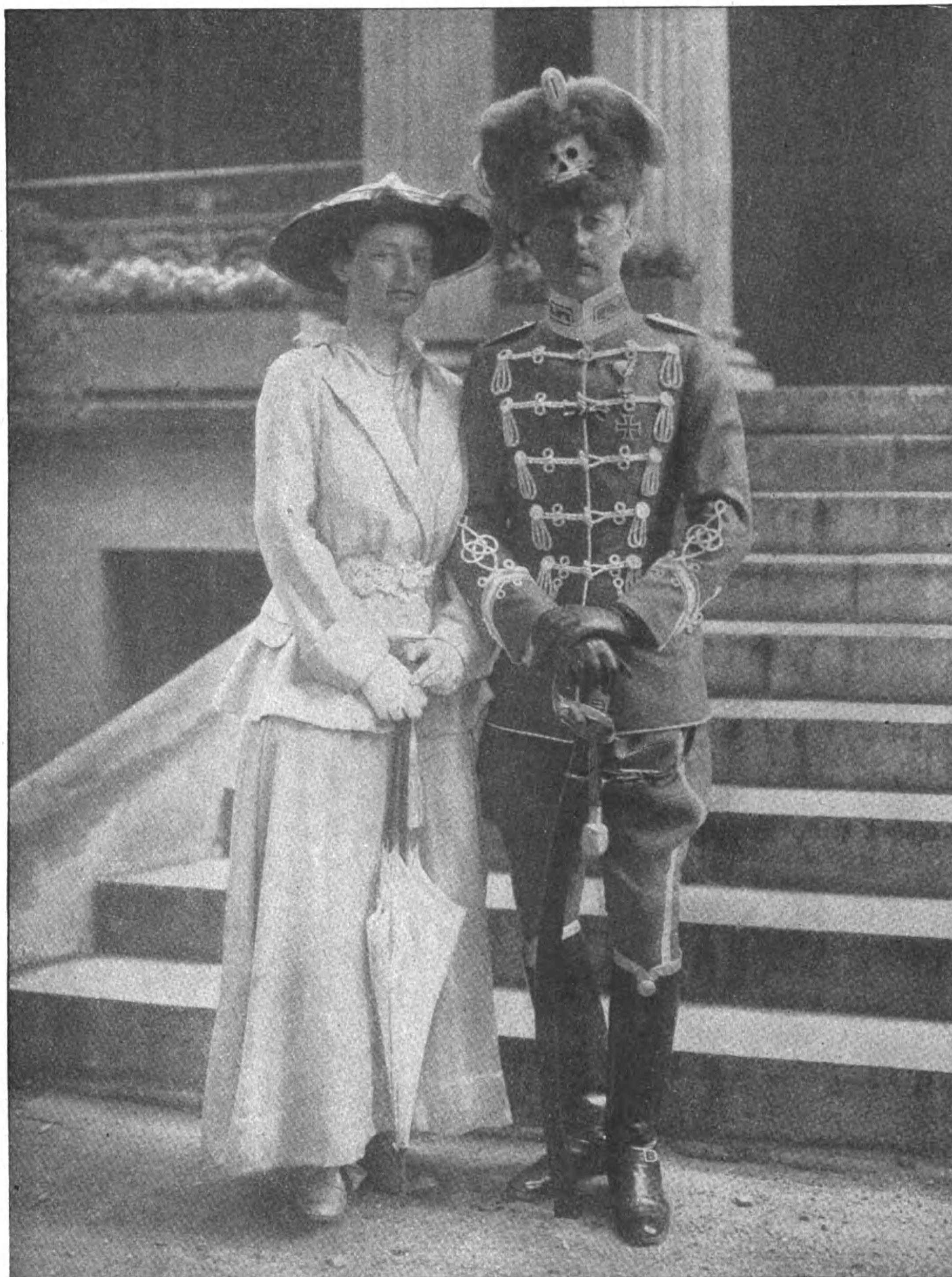
Vor Verdun ist der Stand der Dinge nach wie vor zu unsern Gunsten. Der Druck unseres Angriffs setzt sich stetig fort. Der französische Gegendruck ist nirgends imstande, Einhalt zu gebieten, verstärkt nur die Wirkung auf den Kraftverlust Frankreichs. Es wird von heftigen französischen Gegenangriffen berichtet, die ohne die geringste Einbuße unsererseits vollständig abgeschlagen worden sind.

Auf der Ostfront wird der Hindenburg-Vorstoß am Narocz-See weiter ausgenutzt. Auch dort war der Luftkampf zuletzt besonders lebhaft. Ein Geschwader unserer Seeflugzeuge unternahm einen energischen Angriff auf die Insel Ösel. Russische Luftstreitkräfte machten vergebliche Versuche, unsere Anlagen zu schädigen.

An der italienischen Front ist auf krampfhafte Anstrengungen, welche den Italienern beträchtlichen, aber wie immer erfolglosen Kraftaufwand verursachten, eine schnelle Erschlaffung eingetreten, die von den österreichisch-ungarischen Truppen mit bekannter Regsamkeit zum Schaden des Feindes ausgenutzt wurde. Auch an dieser Front spielte der Luftkampf eine große Rolle. Ein italienisches Luftschiff, das sich über Görz hinaus vorgewagt hatte, wurde abgeschossen. Dahingegen sind Valona und an der italienischen Küste Ravenna und Brindisi von österreichischen Flugzeugen bombardiert worden.

An der Kaukasusfront ist augenscheinlich die türkische Führung der russischen überlegen.

Die Folgen des großen englischen Mißerfolges in Mesopotamien lassen sich bereits in erhöhter Rührigkeit der mohammedanischen Streitkräfte spüren. Meldungen, die noch der Ergänzung bedürfen, lassen auf ein energisches Vorgehen gegen die Engländer im Sudan schließen. Der Iman von Dar Fur scheint im Verein mit den Senussi den Engländern stark zuzusetzen. X.



Spezialaufnahme

Prinz Friedrich Sigismund von Preußen
mit seiner Gemahlin Marie Luise, geb. Prinzessin zu Schaumburg-Lippe.



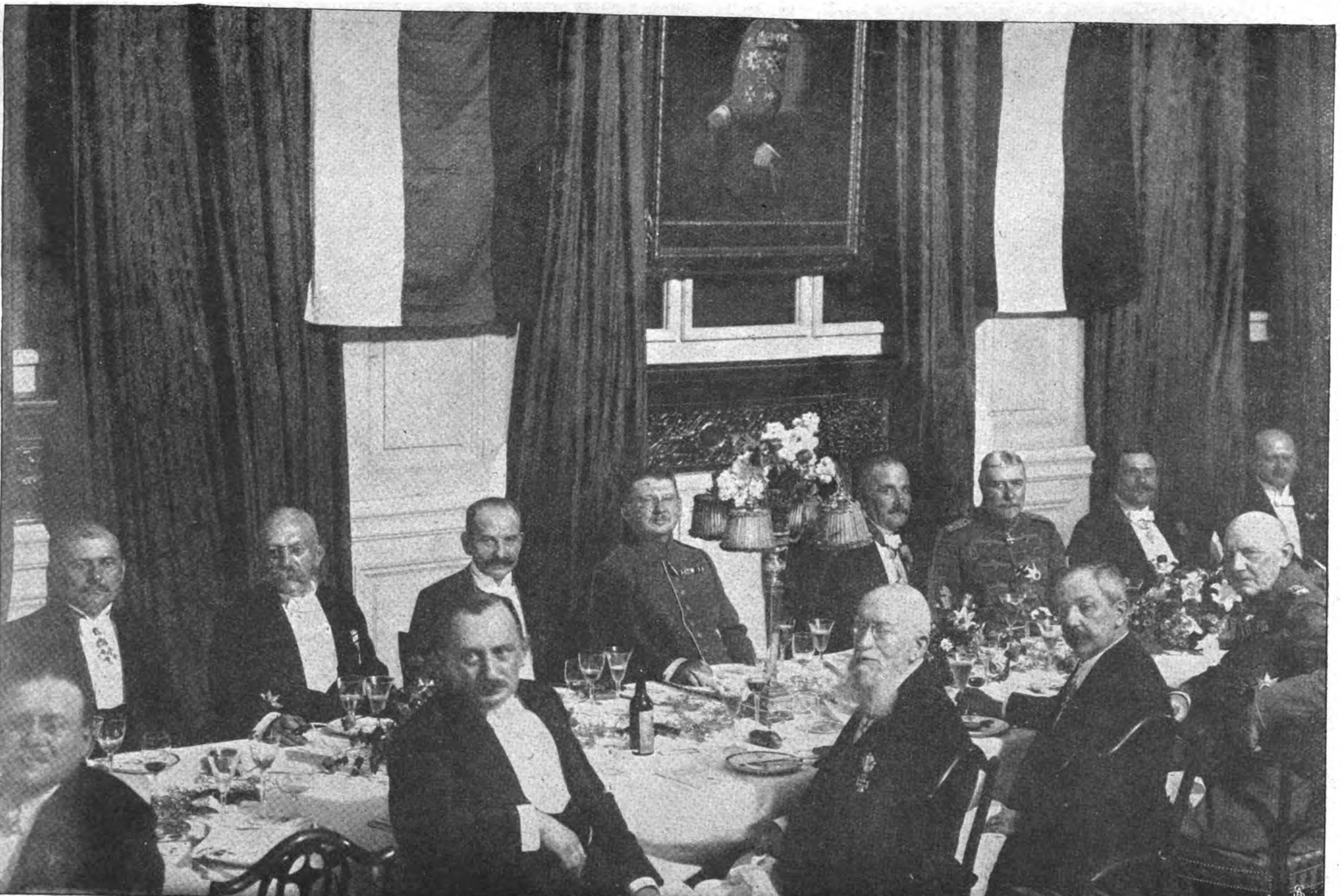
Eroberter französischer Maschinengewehrstand.



Eroberter französischer Schützengraben.

Phot. Knebel.

Von den Kämpfen um Verdun.



Phot. Gebr. Haeckel.

Von links, hintere Reihe: Abg. Kosnitschky, Exz. Wermuth, Dr. S. Nikyphoroff, Leg.-Rat, Hans Hermann Graf von Schweinitz, Dr. Iwan Momtschilow, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, Abg. Dr. Christo Georgiew, Dr. Stresemann, M. d. R.; vordere Reihe: Abg. Peter Daskalow, Konsul Kunstmann, Exz. Dr. Kaempff, Abg. Christo Ponasodow, Gen.-Oberst von Moltke.

Begrüßungsessen der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft zu Ehren der bulgarischen Abgeordneten im Hotel „Kaiserhof" zu Berlin am 7. Mai 1916.



Phot. Frankl

Von links: Hauptmann Ericsson, Oberst Bouveng, Gen.-Major Munck, Führer der Mission, Oberst Amméen, Oberst von Hammarskjöld, Rittmeister von der Lancken.

Die schwedische militärische Studienkommission in Berlin.



Wilhelm Poeck,

der Verfasser unseres neuen **Romans „Trina Groots Vermächtnis".**



Von links: Kammersänger Gura, Frau von Woikowsky-Biedau, Hauptmann von Seel, Helga **Petri, Leipzig,** Professor von Woikowsky-Biedau, Professor Waldemar Meyer, Hofschauspieler **Waldeck, Dresden,** Altistin Charlotte Wolter, Major von Behr, Professor Bachmann, **Dresden.**

Berliner und Dresdener Konzertgäste an der Ostfront.



Die südlich des Narocz-Sees gefangenen Russen in Wilna.



Phot. Vereenigde Fotobüro.

Die neueste Aufnahme der Königin der Niederlande während einer Truppenbesichtigung.


Hauptmann W. Richter.


Phot. Riecke.
Oberleutnant Hans Lwowski.


Phot. Foglar.
Leutnant Hans Radisch.


Phot. W. Bernhardt.
Oberleutnant A. Pariselle.


Ltn. Georg Frhr. Kreß v. Kressenstein.


Vizefeldwebel Otto Braun.


Phot. Fr. Bauer, Steinach.
Offizierstellvertreter Bätz.


Vizefeldwebel Fischer.


Sergeant Lorenz.


Unteroffizier Michael Mayer.


Unteroffizier Adam Treber.


Unteroffizier Konrad Arlt.


Vizefeldwebel Gotthilf Henzler.


Reservist Klein-Kathöfer.


Vizefeldwebel Hermann Müller.


Gefreiter Pratsch.

 **Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.** 



R. Raab als Alguazil,



Nikolaus Albrecht als Roldan,
in „Die beiden Plapperzungen“.



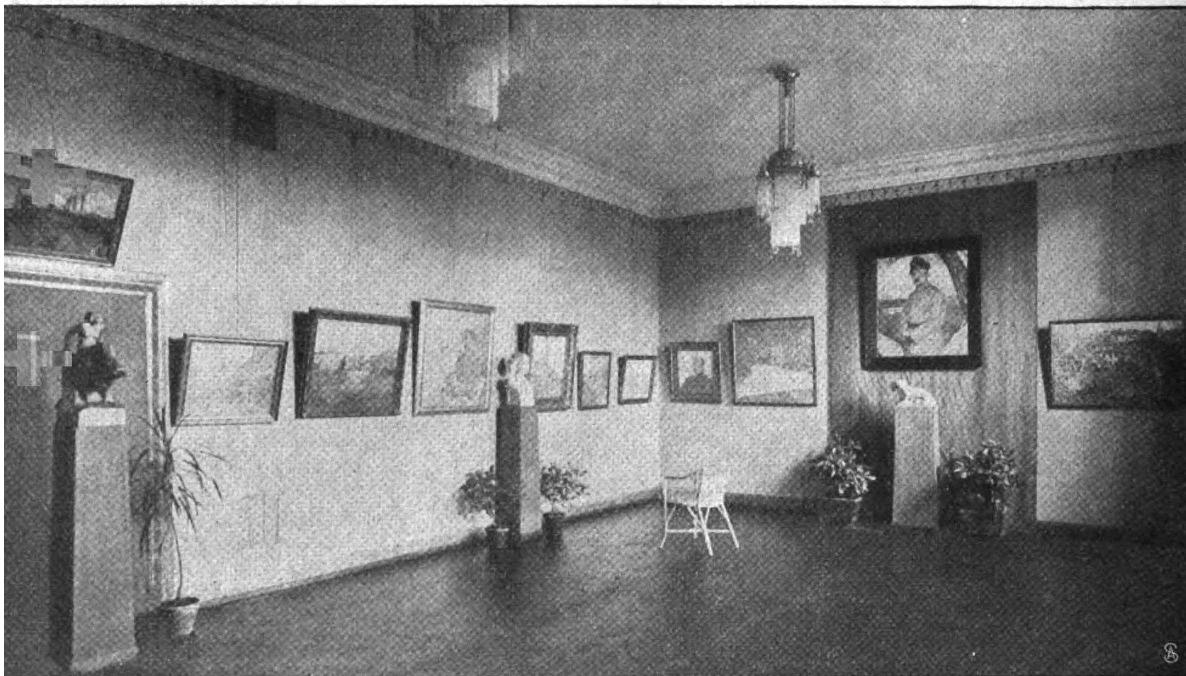
Frl. Berger als Beatriz,
Phot. Hoffmann.

Cervantes=Feier der deutsch=spanischen Vereinigung in München: Aufführung des Zwischenspiels „Die beiden Plapperzungen“ von Cervantes.



Von links: (sitzend) Architekt Dr. Fischer (Danzig), Maler Heinrich Schulz (München), Maler Stanke (Graudenz), Maler Wildhagen (Berlin), Geh. Baurat Maler Gurlitt (München), Maler Kömme (Kiel), Architekt Schmidtmann (Herne), Maler v. Rüden (Saarbrücken), Bildhauer Abt. — (stehend): Maler Strohbach (Dresden), Maler Mockwa (Konstantinopel), Maler Baer (Dresden), Maler Otto Hundt (Berlin), Bildhauer Schäfer (Hamburg), Maler Rietze (Hannover), Architekt Wibbelmann (Thorn), Architekt Krüger, Maler Böhm (Königsberg), Bildhauer Lühnsdorf, (Berlin).

Die feldgrauen Künstler.



Phot. Szymonowicz.

Blick in einen Ausstellungsaal.

Ausstellung von Werken feldgrauer Künstler im städtischen Museum in Graudenz.

Der außerordentliche Winter 1915/16.

Von Prof. Dr. W. Köppen (Hamburg).

Der nun glücklich überstandene zweite Kriegswinter war nicht nur in der armen Menschheit, sondern auch in der Natur voll des Außerordentlichen. Er brachte uns einen beispiellos milden Januar und an der Nordseeküste Sturmfluten, die lange in der Erinnerung bleiben werden. Anfangs hatte er sich anders angelassen, denn er trat mit unzeitig scharfem Frost im November ein; und im März, wo man den Frühling erwartet, holte er etwas von dem seit Weihnachten Versäumten nach.

Seit man regelmäßige Aufzeichnungen über die Lufttemperatur macht, ist ein so warmer, namentlich so gleichmäßig warmer Januar in Deutschland und Österreich nicht vorgekommen. In Wien, wo solche Beobachtungen 1775 begonnen haben, betrug das Januarmittel in diesem Jahre 4,8 Grad C, das nächstwärmste im J. 1834 4,2 Grad C; das vieljährige Mittel ist −1,7 Grad, also war dieser Januar in Wien um fast 7 Grad zu warm. In Hamburg war er es um 5 Grad, nämlich +4,4 Grad statt — 0,6 Grad, in London um 4 Grad, nämlich 7,6 Grad statt 3,6 Grad. In Berlin ist nur der Januar 1866 ebenso warm gewesen. An zahlreichen Tagen, besonders zwischen dem 3. und 8. Januar, erreichte die Lufttemperatur in vielen Gegenden Deutschlands um die Mittagzeit 10 bis 13 Grad C. Aber auffallend warme Tage sind auch in andern Jahren manchmal vorgekommen; was diesen Wintermond auszeichnete, war besonders die Andauer der Wärme, die Abwesenheit von Kälteeinbrüchen, wie sie sonst auch milde Winter bei uns gewöhnlich durchsetzen.

Die Bedingungen, unter denen solche Kälteeinbrüche bei uns stattfinden, kamen eben in diesem Januar wenig vor. Es sind das gewöhnlich: zunächst ziemlich kalte Winde, meist aus Nordwest und Nord, mit Schneefall bei steigendem Barometer, dann Aufklaren des Himmels, während die Schneedecke noch liegt. Durch die Ausstrahlung dieser Schneedecke in den Weltenraum sinkt dann das Thermometer oft in einer Nacht um 10 Grad und mehr, nicht selten auf ganz beschränktem Raume, so weit die Schneedecke reicht. Der vorhergehende kalte Wind hat dabei nur eine Temperatur nahe oder unter dem Gefrierpunkt zu schaffen, das weitere besorgt die Schneedecke und der klare Himmel.

Dieser Vorgang trat in einigem Umfang im Januar nur jenseit der Oder wenige Male auf, als bei den großen Stürmen in der Mitte des Monats der Nordosten mit Schnee überschüttet wurde. So gab es in Ortelsburg am 16. — 22 Grad, am 18. und 19. dort und in Königsberg — 18 Grad C, während die vorhergehende Nacht nur — 4 Grad und der Tag Tauwetter gebracht hatte. Auch in Danzig zeigten diese zwei Nächte noch die starke Abkühlung bis unter — 10 Grad, aber im übrigen Deutschland fehlte diese Abkühlung, es stellte sich erst in den letzten Tagen des Monats, gleichfalls bei hohem Luftdruck und schwachen Winden, etwas Frost ein.

Derselbe Vorgang war es aber auch, und zwar recht ausgeprägt und ausgebreitet, der uns den schon erwähnten Vorwinter Ende November brachte. Am 25. November zeigte die Wetterkarte ein „Tief" etwa in Livland, ein „Hoch" über England, nordwestliche, rasch abnehmende Winde mit in Schnee übergehendem Regen in ganz Deutschland, steigendes Barometer und aufklarenden Himmel und am 28. in ganz Deutschland Nachttemperaturen zwischen — 6 und — 18 Grad C bei einer Schneedecke, die im östlichen Ostseegebiete 20 bis 30 Zentimeter dick war, aber schon am 30. in Westdeutschland durch Südwind weggeschmolzen wurde.

Dagegen mißlang der Versuch des Kältegottes, uns die erwünschten weißen Weihnachten zu bringen, schon im Keime: am 20. trat zwar, wieder unter der Herrschaft eines „Hoch" in England, mit steigendem Barometer und Schneefall in ganz Deutschland Frost ein, der auch am 21., als dieses „Hoch" sich zu uns verlagert hatte, stärker wurde; aber das vom Ozean nachrückende „Tief" sandte zum 22. einen Ausläufer ins Rheingebiet, südliche Winde mit fallendem Barometer breiteten sich über ganz Deutschland aus, und zum 25. Dezember war das Frostgebiet bis nach Ostpreußen zurückgedrängt.

Die Kälterückfälle, die uns nach dem „Frühling im Januar" unsere geographische Breite und Jahreszeit wieder in Erinnerung riefen, spielten sich insofern etwas anders ab, als neben der einheimischen Kälteerzeugung durch Ausstrahlung auch deren Zufuhr aus Rußland oder Skandinavien bei ihnen erheblich mitspielte, sowohl bei dem zum 21.—22. Februar als auch bei dem einen Monat später, zum 23. März. Hoher Luftdruck in Skandinavien bedingte östliche und nordöstliche Winde in Norddeutschland, und diese verstärkten den Frost, der aber auch hier zum Teil durch Ausstrahlung, unter Mitwirkung einer frischen Schneedecke, entstanden war.

Aber trotz dieser Unterbrechungen war die hervorstechende Eigenschaft dieses Winters Wärme, Trübung, Nässe und Sturmreichtum.

Wie kommt ein solcher Witterungscharakter zustande? Unter sich hängen die genannten Züge eng zusammen. Die Wolkendecke verhindert im Winter ebenso den Wärmeverlust der Erdoberfläche durch Ausstrahlung nach dem Weltenraum, wie sie im Sommer die Wärmezufuhr durch die Sonnenstrahlung abdämpft. Regen und Schnee sind Verstärkungen derselben Vorgänge, durch die die Wolken entstehen — Vorgänge, die noch lange nicht genügend erkannt sind, die aber am kräftigsten in Stürmen vor sich gehen, wenn diese feuchte Luft vom Ozean bringen, der ihr mit dem Wasserdampf zugleich als gewaltiger Wärmespeicher seine Wärme mitgibt. Das eben ist es, was Europa vor allem im Winter eine seiner geographischen Breite gar nicht zukommende Milde gibt, daß es unter der Vorherrschaft westlicher und südwestlicher, vom Ozean kommender Winde steht, während an der gegenüberliegenden Küste von Nordamerika, wo ebenfalls westliche Winde vorherrschen, diese im Winter die Kälte des Binnenlandes an die Küste bringen. In gleicher Breite ist darum z. B. die mittlere Temperatur des Januars in Bordeaux + 5 Grad, in Halifax (Neu-Schottland) — 6 Grad C, weiter nördlich sogar, z. B. in Jersey, + 6 Grad, Anticosti im St. Lorenz-Golf — 11 Grad C.

Das Außerordentliche in diesem Winter bestand also in der starken Steigerung dieser normalen Bevorzugung Europas durch den feuchtwarmen Luftstrom vom Ozean. Im Januar hatten an der deutschen Küste West- und Südwestwinde diesmal so sehr die Vorherrschaft, daß Ostwinde so gut wie gar nicht vorkamen. Und nicht nur an Häufigkeit, sondern auch an Stärke übertrafen die Winde vom Ozean in diesem Winter das Gewohnte in

hohem Maß: eine Reihe großer Stürme brausten über uns hinweg, die gewaltige Massen ozeanischer Luft ins Land hineintrugen und durch Aufstau des Wassers Sturmfluten erzeugten, die als „historische“ fortleben werden. Besonders der Nordweststurm vom 13./14. Januar und der vom 16./17. Februar brachten in der südlichen Nordsee ein Hochwasser, wie es noch fast nie gemessen worden war.

Ein weiterer Zusammenhang neben den schon genannten zeigte sich selbstverständlich auch diesmal streng ausgeprägt, nämlich der zwischen dem Wind und der Verteilung des Luftdrucks. Da in unseren Breiten ein mit dem Winde gehender Beobachter zu seiner Rechten und hinter sich hohen, zu seiner Linken und vor sich niedrigen Luftdruck hat und dieser Druckabfall um so größer ist, je stärker der Wind ist, so entsprach dem verstärkten Übergewicht der Westwinde in diesem Januar auch eine Verstärkung des Luftdruckunterschieds zwischen Süd und Nord. Das Barometer stand im Südwesten von uns im Durchschnitt höher, im Nordosten niedriger, als normal ist. Die Mittelpunkte einer Reihe von großen Tiefdruckwirbeln zogen nördlich von uns nach Osten oder auch, wie am 14. Januar, mitten durch Deutschland nach Südosten. Sturm und Regen oder Schnee begleiteten diese Wirbel, besonders in der Nähe ihres Mittelpunktes, des barometrischen Minimums, das auf der Wetterkarte durch das Wort „Tief“ kenntlich gemacht wird. Im Dezember, der bei uns bereits ebenfalls recht warm und feucht, aber ruhiger war, sind sie mehr auf dem Ozean nordwärts gezogen.

Wenn wir so eine Reihe von Zusammenhängen unzweifelhaft erkennen, so bleibt doch die Frage noch offen: weshalb trat denn dieser in sich geschlossene Komplex von Erscheinungen eben jetzt ein? Die Antwort müssen wir leider schuldig bleiben. Wir dürfen wohl sagen: es war trübe, warm und feucht, weil die Winde vom warmen Ozean so vorherrschten. Etwas weniger berechtigt ist schon der Satz: diese Winde herrschten vor, weil der Luftdruck im Südwesten sich so viel höher hielt als im Nordosten, mehr als dies sonst zu sein pflegt. Denn Wind und Luftdruckverteilung beeinflussen einander gegenseitig.

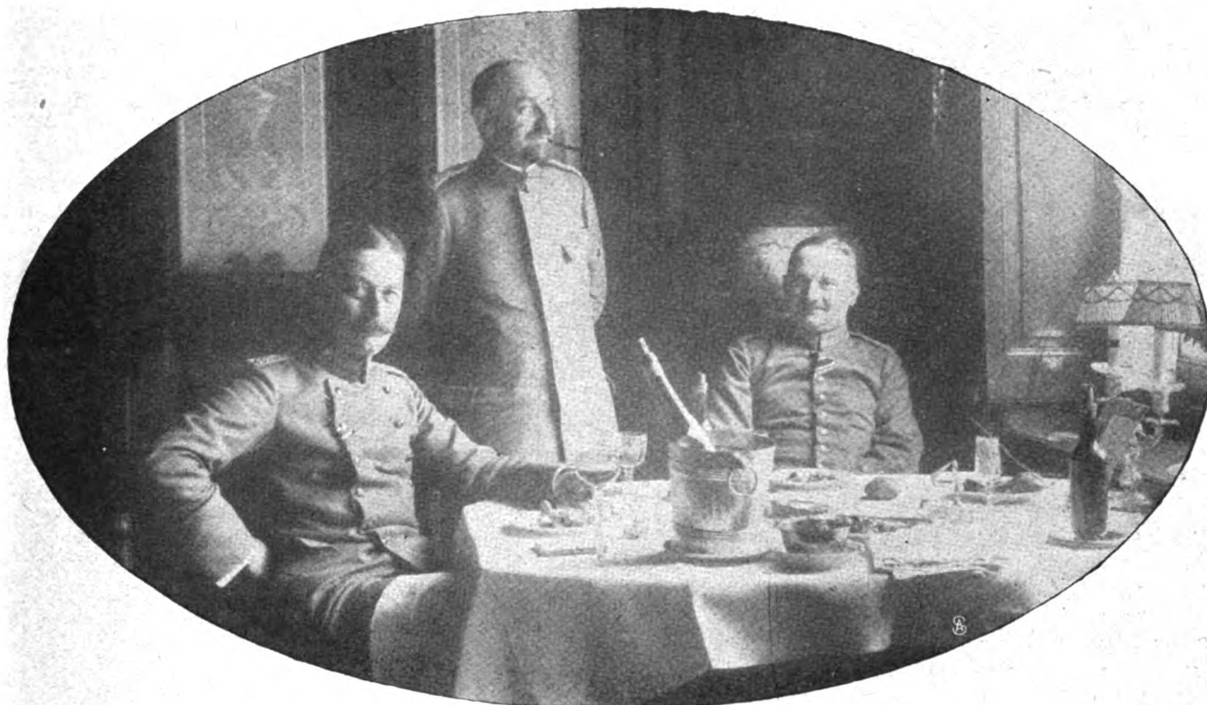
Warum aber die Druckverteilung in diesem Sinne vom Normalen abwich, können wir, trotz aller darauf verwandten Bemühungen, noch nicht sagen.

Laien haben es darin viel leichter; sie sind mit Erklärungen rasch bei der Hand. Am beliebtesten ist die Annahme, daß die Abweichungen vom Normalgang mit irgendwelchen periodischen Erscheinungen, also wohl mit dem Lauf der Himmelskörper, zusammenhänge. Das wäre sehr schön, denn dann könnte man sie vorausberechnen. Aber gerade für diesen Winter läßt sich eine solche Periode am wenigsten anführen. Es ist bewiesen, daß zwar in allen Jahren auf der Erde gleichzeitig auf manchen Strecken höhere, auf andern, entfernten, niedrigere Temperatur herrscht, als dem vieljährigen Durchschnitt entspricht, aber in Jahren, wo die Sonne wenig Flecken zeigt, die zu warmen, in fleckenreichen Jahren die zu kalten Gebiete überwiegen, wonach auch für den einzelnen Ort die Wahrscheinlichkeit, in das eine oder das andere zu geraten, wechselt. Die Menge der Sonnenflecke schwankt in einer etwa elfjährigen Periode. Aber deren letztes Minimum wurde vor drei Jahren überschritten, jetzt waren wir schon dem neuen Fleckenmaximum näher und hatten kühlere Jahre zu erwarten. Der heiße Sommer 1911 hatte sich dieser Periode besser angeschlossen.

Ebensowenig paßte die Wärme dieses Winters in die etwa 35jährige von Brückner aufgestellte Periode; denn nach dieser sollten um 1914 herum vorwiegend kühle Jahre auftreten. Alle Versuche, noch andere vieljährige Witterungsperioden aufzustellen, haben bis jetzt nirgends zu bewiesenen Tatsachen geführt. Sie würden einen Wahrscheinlichkeitsanspruch bekommen, wenn es gelänge, kürzere Perioden, für die mehr Beobachtungsmaterial vorliegt, etwa den so oft behaupteten Mondeinfluß, zu beweisen. Aber so nett dieser Einfluß häufig scheinbar hervortritt, wenn man ein oder wenige Jahre untersucht, so unheilbare Widersprüche findet man, wenn man die Untersuchung auf lange Zeiträume ausdehnt, wie wir es jetzt auf 100 und mehr Jahre können und müssen. Der Traum also, mit dem astronomischen Jahrbuch in der Hand das Wetter auf Jahre hinaus voraussagen zu können, wird — leider! — wohl ein schöner Traum bleiben.

Damit soll natürlich nicht behauptet sein, daß nicht unsere Nachkommen nach hundert Jahren neue, heute noch nicht geahnte Gesetze kennen werden, die auch wohl einen wesentlichen Fortschritt in der Vorauserkennung der Erscheinungen bedingen mögen. Es ist nur unwahrscheinlich, daß dieser Fortschritt in einer Richtung liegen werde, in der bis jetzt alles Positive nur Behauptung und alles wirklich Bewiesene nur negativ war.

Diesem oder jenem unter den Laien mag auch die Frage kommen, ob nicht der Krieg irgendeine Mitschuld an der sonderbaren Witterung habe. Ist doch die Beeinflussung des Wetters durch Schießen ein Lieblingsgedanke vieler Köpfe, die sich mehr durch Kühnheit als durch Kenntnisse auszeichnen. Bald soll das Schießen den Hagel vertreiben, bald soll es den Regen erzeugen — kurzum, es soll das Gewünschte herbeiführen. Aber wie winzig klein ist selbst die gewaltigste Kanonade den Naturvorgängen gegenüber! Nehmen wir die Höhe der regnenden Wolke nur zu 1000 Meter an und die Geschwindigkeit der Luft zwischen ihr und der Erde zu nur 10 Meter in der Sekunde, so gehen über einen Erdstrich, der quer zur Luftströmung 1 Kilometer lang ist, an einem Tage 1000 . 1000 . 10 . 3600 . 24 = 8640 Milliarden Kubikmeter Luft hinweg; in einem Sturm von 20 Meter in der Sekunde doppelt so viel, und da der Vorgang der Regen- oder Hagelbildung, besonders bei Gewittern, in fünf- bis zehnmal größere Höhen als 1 Kilometer reicht, zehn- bis zwanzigmal so viel. Glaubt man wirklich, so große Luftmassen irgend merklich durch menschliche Mittel beeinflussen zu können? Man mache sich den Unterschied klar: gegen Nachtfröste bei Windstille kann man ankämpfen, weil es hier nur verhältnismäßig wenige Kubikmeter Luft zu beeinflussen gilt, die ihren Ort kaum ändert. Vielleicht wird es dereinst auch gelingen, einen Nebel, der die Bewegung in einem Hafen oder dergleichen hindert, bei ruhender Luft aufzulösen. Aber ganz anders ist es, wenn die Wirkung auf so gewaltige Luftmassen sich erstrecken soll, wie wir oben berechneten. Und doch haben wir es erleben müssen, daß das Wetterschießen, das nach einem mit österreichischer Höflichkeit gefaßten Ausspruch „volkskundlichen Ursprungs“ ist, nicht nur 1896—1900 wie eine Epidemie um sich griff, sondern sogar, nachdem es 1901—1902 durch eine umfassende und kostspielige Untersuchung von seiten der italienischen Regierung als wirkungslos erwiesen war, kurz vor dem Kriege dennoch in Frankreich wieder auflebte. So was ist nicht totzumachen!



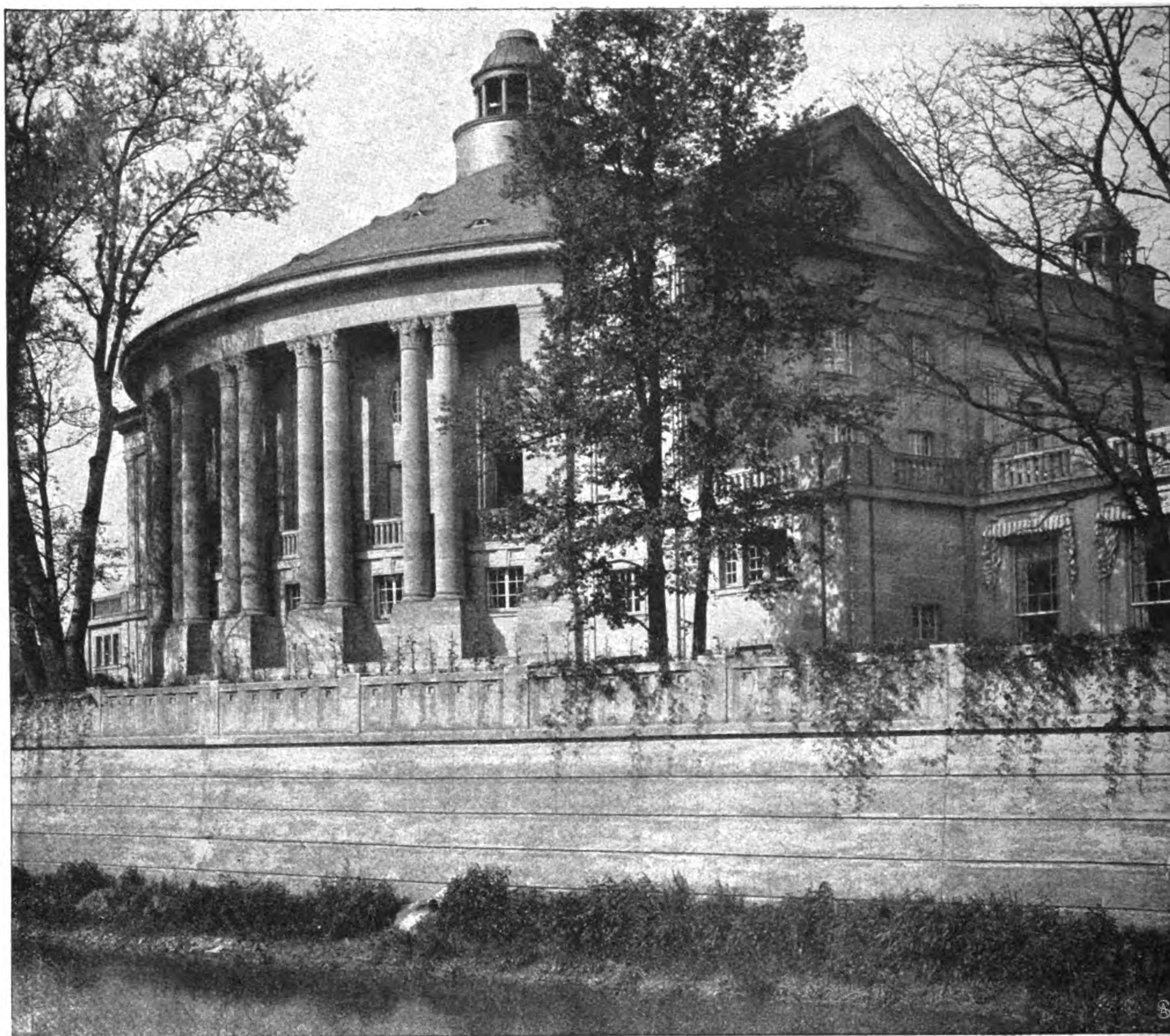
Von links: Oberstabsarzt Dr. Gerber, Oberstabsarzt Dr. Lechleuthner, Oberstabsarzt Dr. Noetel

Die drei medizinischen Leiter des Gouvernements Antwerpen.



Von links (vordere Reihe): Gräfin Franz Ceschi, Frau von Trotha-Scopau, Das Brautpaar, davor Wolf von Mitzlaff, Erbprinzessin Ferdinand Maximilian zu Ysenburg und Büdingen, Prinzessin Wilhelm von Sachsen-Weimar, geborene Prinzessin zu Ysenburg und Büdingen. Hintere Reihe: Exzellenz von Trotha-Scopau, z. Zt. kommandiert als Hofmarschall der Kaiserin, Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen, Frau von Mitzlaff, Fräulein Ada von Pagenhardt, Fräulein Limpert, Prinzessin Anita zu Ysenburg und Büdingen.

Vermählung der Prinzessin Ida zu Ysenburg und Büdingen mit Herrn Thilo von Trotha-Scopau.



Regentenbau in Bad Kissingen. Ansicht vom Fluß aus.

Aus Bad Kissingen.

Vor dem Ausbruch des großen Weltkrieges zählte Kissingen, die Perle des Frankenlandes, wie es mit Recht genannt wird, zu den internationalen Weltbädern. Amerikaner, Engländer, Franzosen, Russen gaben in der Hochsaison der Physiognomie dieser Bäderstadt das Gepräge, selbst der Turban eines Inders mischte sich zuweilen in die Flucht der Erscheinungen. Als mitten in das gesteigerte Badeleben der Alarmruf der Mobilisation drang, gab es eine panikartige Abreise. Siegesgewiß verließen die Ausländer das Weltbad, und namentlich die Russen, denen es dort immer ganz besonders gut gefallen hatte, ergingen sich in der Behauptung, Kissingen werde bald russisch werden. Manche schoben sogar die Begleichung ihrer Rechnung bis zu diesem Zeitpunkt auf. Diese Prophezeiung hat sich glücklicherweise nicht erfüllt. Kissingen ist deutscher denn je. Unser Reisepublikum, das durch den Krieg Gelegenheit fand, sich darauf zu besinnen, welch kostbare Schätze an landschaftlicher Schönheit, an heilspendenden Gesundbrunnen die eigene Heimat besitzt, hatte Kissingen in weit größerer Zahl als sonst besucht, der Süden und der Norden treffen hier zusammen, und wenn auch die Zahl der Besucher naturgemäß die des vorhergegangenen Friedensjahres nicht erreichen konnte, so ist sie doch stattlich genug, um all die Befürchtungen Lügen zu strafen, die manch ängstliche Gemüter bei Kriegsausbruch beschlichen hatten. Bad Kissingen, das seinerzeit schon dem Altreichskanzler, dem Schöpfer deutscher Macht und Größe, so gute Dienste getan, konnte nun aber auch denen seine Wunder weisen, die mit Gut und Blut unser Vaterland verteidigen halfen. Offiziere und Mannschaften haben in stets größerer Zahl in dem waldumschlossenen Saaletal Einkehr gehalten, auf der Kurpromenade begegnen sich der blutjunge Leutnant und die würdige Exzellenz, glattrasierte blaue Jungen und bärtige Landsturmmänner, die hier entweder von erhaltenen Wunden oder von einem gesundheitlichen „Klaps", den sie draußen im Felde sich geholt, Stärkung und Kräftigung suchen. Kissingen hat ja nicht nur Rakoczy und Pandur, dann den für Magen- und Darmleidende so wundertätigen neuerschlossenen Luitpoldsprudel, hat nicht nur die herrlichen prickelnden kohlensäurehaltigen Solbäder, bei deren Gebrauch der Badende in Champagner zu sitzen glaubt, es stehen ihm auch alle wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel zur Verfügung, die uns die moderne Therapie an die Hand gibt, Bestrahlungen, Heilgymnastik, Massage, und wie die Dinge alle heißen, durch die Menschengeist den Heilschatz der Natur zu unterstützen und bereichern wußte. Das Entgegenkommen, das die Badeverwaltung Offizieren und Kriegern zeigt, führt dazu, daß der Besuch von Kriegsteilnehmern sich von Monat zu Monat steigert. Der große Aufschwung Kissingens, die Gestaltung seiner Umgebung mit reizvollen Anlagen und Spaziergängen, seine neueren Bauten, darunter das vornehme und in seiner Innenausstattung doch überaus behagliche Kurhaus, Wandelhalle und Theater, haben dem Weltbad zu alten Freunden viele neue gewonnen, die ihm auch in Zukunft die Treue bewahren werden.

Hermann Roth, München.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

Von Wilhelm Poeck.

1

Bei Krüger Jan Steen am Ellernbrack ging es verteufelt aufgeregt her. Das hatte seinen Grund. Das Jahr achtundvierzig wollte kommen, und die Wehen rüttelten sogar an der kleiigen Sodenerde der Hamburger Elbdeiche.

Das Wort führte Blutegelhändler Niklas Witt. Die andern: Kätner, Hausleute, auch ein paar Bauern, saßen mit dicken, heißen Köpfen um den Trankküsel, aus dem die Binsendochtflamme mit mürrischem Knistern gegen die Gewitterwolken des blauen Petumtabaks um ihr Leben focht. Man trank Grog, Heidmärker, Lütt un Lütt (Braunbier mit Schnaps), scharrte mit den Stühlen, schlug mit den Fäusten auf den Tisch und grölte Beifall. Niklas Witt hatte recht. So konnte es nicht weiter gehen. Und wenn man in Paris und Berlin Revolution machte, so konnte man in Langendeich und Moorwisch auch eine machen.

In einer Ecke auf der Sitzkiste zwischen einem pensionierten Kater und einem betagten Spinnrad saß der alte Langendeicher und Moorwischer Arzt Doktor Gräfe, trank aus einem trüben, dicken Glas eine Flüssigkeit, die Jan Steen als Kognak verkaufte, und hörte zu. Ab und zu streichelte er den Kater vom Schwanzende bis zum Kopf, immer gegen den Strich. Dann gab es Funken. Und dann lachte Doktor Gräfe jedesmal ein sonderbares knurrendes Lachen in sich hinein.

Niklas Witt sagte: „Lüd, so geiht dat nich wieder. Wenn die verdammten Butenmenschen einem ehrlichen Vierdörfer das Brot wegnehmen, wo soll das Geld herkommen? Und die Bildung? Und die Gesundheit? Denkt euch das mal nach! Vor zehn Jahren, als es in den Bracks hinterm Elbdeich noch Blutegel gab, was war das fürn Geschäft! Als die ausgefischt waren, mußten wir sie aus Mecklenburg holen. Dann aus der Bukowina. Dann aus Rußland. Und nun haben die verdammten Russen die Grenze zugeschlossen. Kein Blutegel darf mehr nach Deutschland. Und keiner steht einem bei, wenn das Geschäft ruiniert wird. Die Hamburger nicht. Die Preußen nicht. Und die Österreicher nicht. Wozu haben wir das Hamburger Bürgermilitär? Wozu bezahlen wir unsere Steuern? Leute, ich frage euch, wozu bezahlen wir unsere Steuern? Wenn das so beibleibt, gehen wir alle zusammen bankrott."

Die Kätner, Hausleute und Bauern waren wie ihre Pferde Kaltblüter und vom schweren Schlag. Aber bei Niklas Witts Worten schlugen sie, unter dem Einfluß von Jan Steens Grog, Heidmärker und Lütt un Lütt wieder auf den Tisch und riefen: „Witt het recht. Woto betahlt wi unse Stüern!"

Jetzt sprang Zimmermann Maak, Niklas Witts Schwiegersohn, auf den Tisch: „Dann helfen wir Langendeicher und Moorwischer uns selbst. Wir drehen das Spitt um. — De Frömm' (Fremden) möt't ut 'n Lann!"

Die andern sprangen ebenfalls auf und stimmten wild in den Ruf ein: „De Frömm' möt't ut 'n Lann!"

Die Formel für die Langendeicher und Moorwischer Revolution war gefunden.

Der Kater sprühte wieder Funken, und Doktor Gräfe grunzte sein verhaltenes Lachen in sich hinein.

Man beruhigte sich, Jan Steen brachte neue Runden, und Niklas Witt redete weiter: „Also, Leute, so soll's sein. Morgen früh gehen wir mit Forken und Knüppeln nach Bergstädt und stellen beim Amtsverwalter unsere Forderungen. Wegen der Blutegel und der Fremden. Und Herr Doktor Gräfe muß unser Sprecher sein. Denn dessen Geschäft ist auch rungeniert. Wo soll er die Kranken mit heilen, wenn er keine Blutegel nicht hat?"

Doktor Gräfe strich den Kater und sagte über sein Kognakglas weg: „O ihr Vierdörfer Rundköpfe! O ihr dummes Bauernkorps! Ja, wenn ich Zeit hätte, ginge ich gewiß mit, bloß um zu sehen, wie der Bergstädter Amtsverwalter euch vierkant hinausschmeißt."

Da trat Trina Groot in die Tür. Sie war beinah sechs Fuß groß, viereckig wie eine gesägte Eichenbohle und sah eher wie ein Kerl aus als wie ein Frauenzimmer. Sie blickte unwillig auf die trinkende, erhitzte Gesellschaft und sagte: „Wübbe, du mußt gleich nach Haus kommen. Eben ist Nummer drei bei dir durch den Schornstein geflogen. Und wieder ein Junge."

Dann wandte sie sich an den Arzt: „Und Sie, Herr Doktor, müssen auch mitkommen. Bei Bernd Wiek seiner Frau geht es nicht klar."

„Bernd Wiek? Ist das nicht Ihr Knecht, Wübbe?" fragte der Doktor.

„Jawoll, Herr Doktor. Der beste, den ich seit zehn Jahren gehabt habe. Bloß auf seinen überklugen Kopp bildet er sich einen mächtigen Staken ein. — Die Kosten steh ich", fügte er mit großtuerischer Handbewegung hinzu.

Nun wollte Wübbe Trina Groot als Botenlohn schnell ein Glas Grog aufnötigen. Aber sie lehnte verdrießlich ab.

„Mich dünkt, hier ist heute abend schon genug Grog und Köm getrunken worden.“

„Der dritte Jung!“ riefen Niklas Witt und die übrigen. „Peter, dann hilft es nichts. Darauf mußt du erst einen ausgeben. Dann sollst du auch morgen von der Deputatschon bei dem Alten in Bergstädt dispensiert sein.“

„Glaubt ihr, ich habe Angst vor dem Bergstädter Amtsverwalter?“ rief Wübbe. „Was ist der mehr als ich. Er ist Herr auf dem Bergstädter Schloß, und ich bin Herr auf dem Wübbenshof. Nein, jetzt geh ich gerade mit.“

„Gut,“ rief Niklas Witt, „dann sollst du unser Sprecher sein, wenn Doktor Gräfe sich zu gut dafür hält. Wenn der erste Bauer von Langendeich unsere Forderungen stellt, dann soll der Alte wohl zu Kreuze kriechen.“

„Was ist das für 'n dummer Schnackkram, Witt“, sagte Trina Groot ärgerlich. „Wübbe gehört heute abend ins Haus und bei seiner Frau, und ihr Trinker und Schwierbrüder gehört ins Bett.“

„Die führt aber 'n scharfes Regiment“, lachte Maak. „Wübbe, mir scheint, die hat auf Wübbenshof die Büxen an und nicht du. Also geh nur nach Haus und laß sie an deiner Stelle hier. Sie kann mit uns trinken und uns morgen früh nach Bergstädt führen.“

„Euch Pichelbrüder und Landstreicher?“ sagte Trina Groot grimmig. „Lieber Affen und Kamele. — Kumm, Buer!“

„Ich werde wohl wissen, wenn es Zeit ist, zu kommen“, erwiderte Wübbe wütend. — „Jan, eine neue Runde, aber diesmal Portwein!“

Trina Groot schlug mit scharfem Schlag die Tür hinter sich zu.

„Wart sie doch, Trina,“ rief Doktor Gräfe hinter ihr her, „sie muß mir leuchten. — Viel Glück zur Revolution!“ Er schob sich gleichfalls aus der Tür hinaus.

„Ja, diese Wübbes!“ knurrte er vor sich hin. „Das will nun der erste Bauer von Langendeich sein und säuft mit Jan und Allemann. Bildet sich ein, er wäre Herr. Aber wenn Meß (Mist) sick föhren lett, et bliwt ümmer Meß. Wenn diese Trina Groot nicht wäre, wie's wohl um den Hof aussähe. Es ist doch eine wahre Regel: je bäter dat Land, je fuler de Buer.“

Peter Wübbe hatte das schönste Haus und den größten Hof in Langendeich. Wie ein trotziger Bulle, das Haupt zum Stoß gegen Wetter und Schicksal geneigt, ragte es mit dem vorspringenden Dachwalm über die Deichkappe. In den grünen Fachwerkrahmen aus Eichenbohlen saßen die buntgemusterten roten Ziegelquadrate wie riesige Bauernrosen zwischen grünen Laubblättern.

Das Haus konnte sich von außen sehen lassen, und wenn Maler von draußen nach den Vierdörfern hereinkamen, standen sie vor diesem am längsten still. Und die Vierdörfer Bauern wußten, daß es sich auch von inwendig sehen lassen konnte. Wenn an Wintersonntagen die „Freundschaft“ zu Besuch kam, führte Peter Wübbe sie zuerst vom Flett auf die Grootdel (große Diele). Dort kauten an der rechten Seite — wo bei Hochzeiten und Högen die Männer saßen — zehn schwere Pferde, ausgesuchte Mecklenburger Rasse, aus vollen Krippen ihren Hafer. Und auf der linken — der Frauenseite — schmausten vierundzwanzig Kühe vom besten Angler Stamm ihr Heu. Die bewunderte man. Dann ging man nach vorn in die Döns, die von oben bis unten mit prächtigen Intarsien getäfelt war. Die bewunderte man nicht, denn die waren in den meisten großen Bauernhäusern der Vierdörfer zu finden.

Die Besucher traten, einer nach dem andern, an die blasse, stille Frau heran, die, mit einem Nähzeug im Schoß, durchs Fenster auf die Bäume des Obsthofes und über den Deich weg nach den segelnden weißen Wolken blickte, als suche sie dort etwas, das auf dem Wübbenshof nicht zu finden sei, und sagten: „'dag, Beeke. Sittst wedder in den grooten Stoohl. Will't ümmer noch nich mit de Been?“

Beeke Wübbens war leidend. Kaum ein halbes Jahr, nachdem Mett Meiersch ihr um Mitternacht die Brautkrone abgenommen und Trina Groot ihr mit der Schere die beiden langen Mädchenzöpfe abgeschnitten hatte, hatte es angefangen. Die Beine waren steif und später lahm geworden. Aber es kam nicht vom Heiraten. Es kam vom Haus. Peter Wübbes Mutter war auch schon in jungen Jahren gelähmt gewesen. Und auch seine Großmutter war ihr ganzes Leben lang mit schweren, müden Beinen in dem großen Haus umhergeschlichen. Niemand wußte, woher es kam. Tanten und Wäschen meinten, das Haus sei in älterer Zeit gebannt oder verhext worden. Aber Doktor Gräfe, der den Dingen gern auf den Grund ging, behauptete: es komme vom Wasser. Das Haus läge zu tief, und wahrscheinlich flösse unten im Untergrund eine kalte Quelle. Wasser, pflegte er dann fortzufahren, wenn er auf diese Sache zu sprechen kam, Wasser sei überhaupt das tückischste Element der Welt, und der nasse Marschenboden im besondern zehre in den Leibern die Gesundheit und in den Köpfen die Intelligenz auf. Überhaupt war die Intelligenz der Vierdörfer eine Art wissenschaftliches Steckenpferd für ihn. Sie ließ nach seinem Dafürhalten viel zu wünschen übrig, und er schob es auf die Abstammung.

„Sehn Sie,“ sagte er gewöhnlich, wenn er mit seinem Freunde, dem Apotheker Riechelmann, zusammenkam, der sich gleichfalls für solche Dinge in-

teressierte, „die Urahnen der Vierdörfer Bauern, die ersten Ansiedler in diesem Mist- und Drecklande, die stammen nicht, wie sie selbst behaupten, von den alten Batavern der Nordseeküste, sondern von den Wenden der Ostseeküste ab. Wenn Sie's an den Schädeln nicht sehen könnten, so sähen Sie's an den Namen. Jeder dritte Mann heißt Puttfarcken, und die Urahnen der Puttfarcken sind im Lande der größten Dickköpfe, in Mecklenburg, zu Hause. Und Puttfarcken bedeutet nicht Topfferkel, wie Pastor Lühmann behauptet, sondern es hängt mit Putbus zusammen, es bedeutet Putbusleute oder Hintersassen der Putbusfürsten. Und die alten Fürsten von Putbus waren waschechte Wenden. Nun ist es aber notorisch, daß die Slawen, die Rundschädel, dümmer sind als die Germanen, die Langschädel, und daher sind auch die rundköpfigen Vierdörfer Bauern dümmer als meine überelbischen Landsleute, die langköpfigen hannöverschen Haidjer."

Dr. Gräfe suchte die für schwierige Fälle der vorliegenden Art erforderlichen Sachen in seiner Ordinationstube zusammen, während Trina Groot mit der Funzellaterne leuchtete und gleichzeitig auf Jan Steen und die liederlichen Bauern schimpfte. Dann ging der Marsch über den endlos langen knupprigen, mit halb gefrorenen Pfützen bedeckten Deich weiter. Trina schwieg jetzt. Sie war wegen des schlechten Wegs und der dunklen Nacht besorgt um Peter Wübbe. Er war schon einmal mit blutiger Nase und einem zerbrochenen Arm vom Wirtshaus nach Hause gekommen. Aber der Doktor schimpfte und knurrte in seiner selbstgesprächigen mürrischen Manier vor sich hin. Er war gewohnt, sich die einsamen, manchmal kilometerlangen Wege zu seinen Patienten durch menschenunfreundliche Betrachtungen abzukürzen. Es sei ein Skandal, daß diese dickköpfigen Vierdörfer Bauern, die von den Holländern abstammen wollten, nicht einmal so viel von der neuholländischen Wegkultur gelernt hätten, ihre Deiche zur Schonung von Menschen, Vieh und Fuhrwerk gleichfalls mit Klinkern zu pflastern. Endlich war das Wübbesche Haus erreicht. Doktor Gräfe schlurrte hinter Trina Groot über das Flett, trat in die Wöchnerinnenstube hinein, erkundigte sich mit einigen unliebenswürdigen Worten, wie's gegangen sei, besah sich kurz den jüngsten Wübbe, den Mett Meiersch, die Hebamme, gerade unterm Schwamm hatte, betastete seinen runden Schädel und knurrte: „Einer von der echten Putbussorte. — Meiersch, wenn Sie ihn abgeschruppt hat, geb Sie ihn eine Hand weiter, komm Sie nach der Wiekschen hinüber und tue mir da Handreichung."

Trina Groot langte wieder nach ihrer Funzel und führte Doktor Gräfe über die große Diele an den zehn Pferden und vierundzwanzig Kühen vorüber nach der Katenwohnung hinterm Hof. „Der Kerl hat eine Bauernstelle wie ein mecklenburgsches Rittergut und Geld wie ein Lübscher Senator", nahm Gräfe seine brummige Kritik wieder auf. „Und so was will Revolution spielen. O ihr Vierdörfer Rundköpfe!" —

„Revolutschon?" fragte Trina. „Wat is dat?" — „Wenn alle gleiches Recht haben und alles teilen wollen." — „De een Halwscheed versupen un de annere an Pracherlüd verdickdoon!" rief Trina Groot wütend und schwenkte die Funzel mit ihrem Eichenholzarm, als wäre es eine feurige Rute. „Du Swierjoochen, kumm du mi man ant Hus!" — „Dann ist es wohl richtig," sagte Gräfe, „was die Leute erzählen: Auf dem Wübbeschen Hof ist nicht der Bauer der Bauer und die Bäuerin die Bäuerin, sondern Sie, Trina, ist beides in einer Person . . ." — „Dummer Schnack", fuhr Trina Groot den Doktor an und stampfte mit ihren Kürassierfüßen den Boden, daß die Pfützen krachten. Sie stieß die Halbtür der Kate unwirsch auf, rief „Bernard Wiek, de Dokter!" in das Loch und rannte wieder zurück. Die Flamme der Funzel tanzte wie ein böses, rotes Irrwischauge neben ihr her.

Ein merkwürdiges Konzert empfing Doktor Gräfe bei seinem Eintritt. Eine Glocke hub mit tiefen, surrenden Tönen an zu schlagen, eine zweite hellere folgte, eine dritte, vierte, fünfte und sechste mischten sich ein. Dazwischen ein Schnarren, Pfeifen und Kukkuckrufen. Das seltsame Konzert verstummte, als er die Tür hinter sich schloß. Einen Augenblick stand er zwischen einem Tisch mit Werkzeug, einem Schraubstock, Abendbrotresten, einer Waschwanne und einem breiten Familienbett still und betrachtete kopfschüttelnd die Ursache dieser sonderbaren Musik. „Kuckuck, Dompap un Snartendart (Wachtelkönig)", sagte er mit einem brummigen Auflachen. „Wiek, das ist ja, als wenn man statt in eine Wochenstube in einen Wald kommt — in einen Uhr-Wald. Ich meine, Sie besorgen für ihren Bas Wübbe das Klutenpedden und Kleigraben. Sind sie denn auch Uhrenschuster?"

Damit stellte er die Perpendikel der Spektakelmacher ab. „Bei ihnen bereitet sich was Wichtiges vor, Wiek, und da muß die Zeit einen Augenblick Pause machen. Wo stammen Sie her, Wiek? Wie ich aus dem Hannöverschen? Ja, da sitzt 'ne Rasse mit 'ner sperrigen Schädelform — aber in den Köpfen steckt was drin. Drin steckt da was. — Na, Wieksch, laß Sie mal hören, was Sie bei der Geschichte anzumelden hat."

Stina Wiek stöhnte und fing an sich zu winden.

„Na ja, das Erste. Sehn Sie, warum heiraten Sie 'nen Butenminschen und keinen Vierdörfer Knecht. Aber sein Sie man ruhig; dat treckt sich nah'n Liw, as de Snider to den Köster sä, as he em de Jack verpaßt harr. — Sehn Sie, und da ist ja auch Meiersch

schon. — Wiek, langen Sie mir den Reep mal von der Wand. — So, Wieksch, da faß Sie man an. Und halt stramm. — Meiersch, den Küsel!"

Nach Dreiviertelstunden hielt Meiersch den ersten Wiek wie vorhin den dritten Wübbe auf dem Schoß und bearbeitete seine äußere Hülle mit dem Schwamm. Gräfe befühlte ihm, wie vorhin dem kleinen Wübbe, den Schädel und sagte: „Das ist ein richtiger Querkopp. Echt langobardische Rasse. Gute Nacht, Wiek. Und Ihre Uhren lassen Sie achtundvierzig Stunden Perpendikel lang machen. Es sind reichlich wenig. Hier haben Sie meine alte Taschenspindel noch dazu. Die hat auch mit Nöten zu kämpfen. Nehmen Sie sie mal in die Mache. Menschendoktor und Uhrendoktor sind ja im Grunde Kollegen. Gute Nacht, Wiek, gute Nacht, Wieksch."

2

Zwanzig Stunden später saß Doktor Gräfe wieder hinter seinem trüben Kognakglas in der Ellernbrackwirtschaft und unterhielt sich mit Jan Steen.

„Wie ist es denn mit der Revolution abgelaufen, Steen?"

„De Bargstädter hebbt Jan Maak un de annern rutsmeten, Herr Dokter." Nun wartete Jan Steen, ob Doktor Gräfe mehr wissen wolle. Er wollte es. Und Jan Steen berichtete.

Da waren Blutegelhändler Niklas Witt, sein Schwiegersohn Jan Maak und die andern unter Tagesgrauen, bewaffnet mit Knüppeln und einem tüchtigen Brand, über die gefrorenen Felder hinausgesegelt bis nach Bergstädt. Denn Blutegel verlangten ja einmal Blut. Das wäre ihre Natur. Und Blut gehörte zu jeder ordnungsmäßigen Revolution. Das wäre bei den Franzosen damals auch so gewesen. So wären sie denn mit dreizehn Mann bis vor Bergstädt gekommen. Eigentlich nur mit sieben; sechs wären unterwegs umgekehrt. Aber auch die andern wären von der Kälte unterwegs flau geworden. Da wären sie in den Bergstädter „Beichtstuhl" gegangen, um sich ihre gerechten Forderungen anzufrischen. Mit Luten Wermut seinem Köm. Na, der hätte gezogen. Aber das kalte Wetter hätte in der Morgenfrühe zugenommen. Fünf Mann hätten sich bis „Stadt Lübeck" weitergekröppelt. Da hätten sie einen großen Kriegsrat gehalten, und drei Mann, Niklas Witt, Jan Maak und noch einer, wären aufs Schloß geschickt als Deputatschon. Da hätten sie mit dem Amtsverwalter geredet. Nicht gerade mit dem. Der wäre noch nicht aufgestanden gewesen. Aber mit dem Amtsverwalter seinem Schreiber.

„Is et nich vel, so is et doch wat", brummte Doktor Gräfe. „Und dem haben sie natürlich kräftig die Wahrheit gesagt. Wegen der Blutegel. Aber daß Wübbe mitgegangen sein soll . . . ?"

„Is he ja gar nich, Herr Dokter," rief Steen, „de mutt ja all Klock veer bi sin Hus kommen sin. Klock drei hat er gesagt: bit nah de Landscheed gah'k mit ju un geew ju veer Mark Hamborger K'rant, dat Niklas Witt to sin Recht kummt — denn bün ick wedder min eegen Bur op min eegen Hoff."

„Wenn Trina Groot ihn darauf leidet?" hatte Gräfe erwidert. Steen erzählte weiter: Witt hätte Maak voraufgeschickt, und sie hätten sich mit dem Amtsverwalter unterhalten. Der hätte gesagt: „Wat wüllt jü?"

„We wulln den Amtsverwalter spreken."

„De het keen Tid. Maakt dat man mit mi af."

„Djä, wenn dat geiht. Denn wüllt wi dat man seggen. Wi wüllt freen Handel hebben. De Blootegels schöllt wedder drin. Und denn schöllt de Frömm' utn Lann."

„Bi jo sünd ja gar keen Frömm'!"

„Da sünd dree Stück — un denn noch de Froovens un Kinner. Und denn nach Hinnerk Wiek. De maakt uns dat Leben düer."

„Hinnerk Wiek?" fragte Gräfe. „Der macht ja nur die Uhren teuer."

Jan Steen erzählte weiter: der Schreiber habe gelacht und gesagt: Das wäre recht; damit müßten die Kerls nicht durch. Jeden Abend, hätte er gesagt, sollten sie von jetzt ab barfuß ins Bett. „Un wenn ji nu nich maakt, dat ji nah Hus kammt, kommt ji alltohoopen veeruntwitig Stünnen int Lock."

„So," sagte Gräfe, „das hat er gesagt? Und sind die Helden da nicht ausgerückt?"

„Ja, Herr Dokter, dat sünd se woll. De liggt nu all to Bedd."

„Das freut mich", sagte Gräfe.

Da tat sich die Tür auf. Bernhard Wiek steckte seinen langen Langobardenschädel mit den zielbewußten braunen Augen in die Wirtsdöns.

„Wiek," sagte Gräfe und langte in die Westentasche, „geiht et nich klar?"

„Herr Dokter," sagte Wiek, „Se möten foorts kommen. Wi hebbt unsen Buern in den Kleigraben funnen."

3

Jan Steen mußte seinen Wagen hergeben, weil es doch immer eine eilige Sache ist, wenn einer eine Viertelstunde im Kleigraben gelegen hat und im Gesicht grünlichgelb aussieht wie eine Quappe. Bernhard Wiek band seinen Braunen, der wie ein kochender Kessel dampfte, an den Wagen und kutschierte. Doktor Gräfe schimpfte sich diesmal im Sitzen den Deich entlang über diesen verrückten Blutegelhändler Niklas Witt, über seinen bramsigen Schwiegersohn Jan Maak, über die dummen Vierdörfer Bauern, weil sie die Intelligenz aus dem Lande werfen wollten,

und über den Bergstädter Amtschreiber, weil er die Bauern aus der Amtstube hinausgeworfen hatte. Im besondern schimpfte er auf den Wübbeschen Hof, der ihm Abend für Abend Malesche mache, so daß er nicht mal mehr in Frieden bei Jan Steen seinen Kognak, der übrigens kein Kognak, sondern Vitriol sei, trinken könne.

Schließlich fragte er Wiek, wie das geschehen sei, wie denn der Bauer eigentlich in den Graben gekommen sei.

Wiek meinte, er sei duhn gewesen und hineingefallen.

„Das will ein Marschenbauer sein," sagte Gräfe knurrig, „fällt in seinen eigenen Graben. Sie stammen wie ich aus dem Hannöverschen, Wiek, wo die Intelligenz sitzt — können Sie sich vorstellen, daß ein Marschenbauer von der andern Seite in seinen eigenen Graben fällt?"

Wiek schwieg eine Weile. Dann sagte er mit halblauter, stockender Stimme: „Herr Dokter, ein Dokter ist für den Leib dasselbe, was für den Geist der Pastor ist. Der muß alles wissen, sonst kann er nicht ordentlich kurieren. Peter Wübbe ist nicht in den Graben gefallen, he is rinsprungen."

„Wat, he het sick affupen wullt?" fragte Doktor Gräfe entsetzt.

Wiek nickte.

„Das war vor 'ner Stunde gegen Klock halb neun. Da kam er von hinten über die Felder gebiestert. Duhn! Ich konnte es beim Mondschein deutlich sehn. Der hat aber gründlich Revolutschon gemacht, dacht ich bei mir. Auf einmal gab es auf dem Hof einen großen Spektakel. Und da" — — Wiek schluckte augenscheinlich etwas hinunter und fuhr fort: „Und da sah ich Wübbe denselben Weg wieder zurücklaufen. Ich denke: wo will er denn nu bloß hin? Wieder nach Bergstädt zurück in den ‚Beichtstuhl' oder nach ‚Stadt Lübeck'? Het he noch nich noog? Na, denk ich, er ist der Bauer und kann tun, was er will. Aber unheimlich war es mir doch. Schließlich denk ich: du mußt doch sehen, wo er abbleibt. Er kann ja in seinem duhnen Zustand verunglücken. Aber ich konnte nicht so auf den Sturz von der Frau und dem Kind ab. Da hör ich auf einmal vom Graben her: Hölp! Hölp! rufen. Und das war Trina Groot ihre Stimme. Nu lauf ich hinaus, nach dahin, wo das Rufen herkömmt. Das kam ganz hinten von der Koppel her. Da stand Trina Groot im Mondschein am Graben, und vor ihr in der schmutzigen Kleierde lag der Bauer. Er lag da so dreckig und naß und schlatterig wie ein nasser Kartoffelsack. Die Haare hingen ihm übers Gesicht, und das Gesicht war ganz voll Schlick. Und Trina Groot schrie immer los: ‚Peter, Peter, dat harrst nich doon mußt'. Aber als sie mich sah, sagte sie: ‚He is in sinen duhnen Tostand in den Graben sailt'. Wir stellten ihn zusammen auf den Kopf, daß ihm das faule Wasser aus dem Leibe laufen sollte. Dann trugen wir ihn ins Haus, und ich setzte mich gleich auf den braunen Wallach, um Herr Dokter zu holen. Aber das, was ich Herr Dokter eben erzählt hab, das muß zwischen uns bleiben. Es kann ja auch sein, daß er bloß hineingedusselt ist. Beigewesen ist da ja keiner."

Doktor Gräfe sann vor sich hin und sagte nach einer Weile: „Sie haben recht, Wiek. Beigewesen ist da keiner. Wir wollen also lieber annehmen, er ist durch seine Duhnität oder durch einen andern Zufall reingesegelt. Aber in Ordnung ist nicht alles auf dem Wübbeschen Hof. Es fließen kalte Quellen unter seinem Grund, und das ist für die Gesundheit und das Glück nicht zuträglich."

Doktor Gräfe enthielt sich also im Wübbeschen Hause aller weiterer Bemerkungen, außer solcher, die sich auf Wärmflaschen, heiße Flanelltücher und scharfe Bürsten bezogen. In Marschendörfern, wo das Land von Gräben durchschnitten ist, müssen alle Augenblicke ins Wasser gefallene Menschen zum Leben zurückerweckt werden, wenn es meistens auch nur Kinder sind. Man weiß daher, was man zu tun hat, und auch Trina Groot wußte es. Peter Wübbe lag mit entblößtem Oberkörper in der Döns auf dem Eßtisch vor dem heißen Ofen. Mett Meiersch, die mit Handreichungen ab und zu ging, bemerkte: Ein Mensch, der eine Viertelstunde im Graben gelegen habe und so aussähe, mit dem sei es vorbei. Aber vielleicht wäre er schon vorher tot gewesen, und die, die es getan hätten, hätten ihn in den Graben geschmissen. Er habe ja natürlich auch Feinde gehabt — denn welcher Mensch habe die nicht. Die hätten ihn mit Knüppeln totgeschlagen und ihn dann ins Wasser geworfen, damit es so aussehen sollte, als ob er von selbst hineingegangen wäre. Doktor Gräfe möge sich nur einmal Wübbes Rücken ansehen. Gräfe sagte bloß: „Quatsch!" Trina Groot aber rief heftig: „Dummerhaftige Tüngreet! Maak, dat du wedder in de Wochenstuw kummst!"

Aber Wübbe wurde trotz des quabbenmäßigen Aussehens allmählich wieder lebendig. Doktor Gräfe trocknete sich nach einer halben Stunde den Schweiß vom Gesicht ab und sagte: „So, Trina Groot, nun können wir ihn allmählich ins Bett packen. Aber vorher wollen wir ihn noch einmal umdrehen und auch auf der anderen Seite besehen."

Die andere Seite sah allerdings merkwürdig aus. Sie wies eine Anzahl roter und blauer Striemen auf, die quer über den ganzen Rücken liefen. „Alle Wetter," brummte Gräfe, „der hat aber eine schöne Jacke voll gekriegt." Er untersuchte Wübbe genau und brummte: „Das linke Schlüsselbein ist ja gebrochen. Da hat Meiersch am Ende doch nicht so unrecht gehabt. Hinter dem Knüppel hat eine feste Hand gesessen."

Bei diesen Worten sah er Trina Groot prüfend an. Sie kriegte einen dicken, roten Kopf. Doktor Gräfe fuhr fort: „Na, Trina, es ist ja einerlei, von wem er die Prügel besehen hat. Gesund sind sie ihm aber gewesen, das kann ich Sie versichern. Revolution macht Peter Wübbe sobald nicht wieder."

Peter Wübbe kam durch. Und Stina Wiek kam auch durch. Dafür nahm der Tod, der den Wübbeschen Hof umlauert hatte, ein anderes Opfer.

Das war Beeke Wübbe.

Der Schreck hatte es gemacht. Am nächsten Morgen lag sie im Fieber. Das Fieber schlug in die Milch, und vier Tage später, nachdem Peter Wübbe in den Graben gefallen oder gesprungen war, verabschiedete sich Doktor Gräfe abermals auf dem Wübbeschen Bauernhof von Trina Groot. Nur mit einem Händedruck; sprechen taten sie beide nicht.

Trina Groot lag schwer wie ein Eichkloß vor Beeke Wübbes Bett.

„Trina," sagte Beeke — Trina wischte ihr, während sie sprach, den kalten Schweiß von der Stirn — „dat mußt mi toseggen, bliw bi den Hof un bi de Kinner."

Trina Groot wischte jetzt auch von ihrer Stirn den Schweiß ab.

„Du büst tru, Trina", sagte Beeke. „Du büst as din Mudder. Du büst as se mit Wübbes Hoff verwussen. Du warst dat nich liden, wenn ick nich mehr bün, dat sick een von Peter sin Fründschop mang em un min Kinner stickt."

„Beeke", sagte Trina Groot, aber die Worte wollten nicht über ihre Lippen; sie schaukelte Beekes kleinen Jungen, den sie in den Armen hielt, plötzlich so heftig und sang ihm ein so schrilles Sususu ins Ohr, daß er zu weinen anfing. „Beeke, wenn de leew Gott mi dat andoon schull, dat du von den Platz an Peter sin Siet afmußt — denn mutt ick ook von Wübbes Hof ab."

Beeke erwiderte nichts. Ein Krampf ging durch ihren Körper. Ihre Augen richteten sich mit einem letzten flehenden Blick in Trina Groots Augen. Dann verloren sie plötzlich den Glanz, und die Lider sanken halb herab.

„Denn mutt ick jawoll bi joo bliben", flüsterte Trina Groot dem kleinen Wübbe ins Ohr. Sie ging hinaus und rief die Grootdern: „De Froo is storben. Gah nach Mett Meiersch, se schull von Abend noch kommen, wenn se Tid harr."

Mett Meiersch kam. Es war nicht die jüngere Meiersch, die den neuen Menschen auf die Welt half, sondern ihre Mutter, die alte, die die ausgedienten fürs Grab vorbereitete. Es war bei den Meierschen so üblich, daß sie, wenn die Augen trübe und die Hände zitterig wurden, ihre Tätigkeit um eine Stufe erniedrigten. Und es stimmte auch mit der Weltordnung; denn wie Geburt und Grab zusammengehören, so gehören auch Hebamme und Totenfrau zusammen.

Mit einem Gesicht, so gleichgültig wie ein Stück Holz, und einem Herzen, in dem sich die Qual wand, hatte Trina Groot den großen kupfernen Kessel mit Bier über das Herdfeuer gehängt und Sirup und Ingwer hineingetan. Auf dem Flett standen und gingen die Verwandten. Aber Trina Groot sah sich nicht nach ihnen um, und wenn sie angesprochen wurde, antwortete sie nur: „Ja. — Ne. — Ick weet nich" — oder auch gar nichts. Als das Totenbier gar war, schöpfte sie es mit einer Kelle in die Steinkrüge, die in langer Reihe auf einer Bank standen. Die Großmagd reichte sie herum, und nun setzte sich Trina Groot auf die leere Bank. Die großen, knochigen, braunen Arbeitshände lagen wie tot in ihrem Schoß. Ihre Augen wendeten sich nach der großen Diele. Dort war die Leiche aufgebahrt. Auf dem schwarzen Deckel glänzte das eingelegte weiße Kreuz, und an der Kopfseite blinkte das versilberte Schild mit den Versen, die Tischler Puttfarcken zu Ehren der Toten gedichtet hatte; zu Häupten des Sarges leuchteten zwei dicke Wachskerzen, und zu seinen Füßen standen der kleine fünfjährige Harm und der vierjährige Niklas Wübbe und spielten mit den Troddeln des Bahrtuchs und fragten die bitterlich weinende Kleinmagd Anck, warum ihre Mutter in der alten schwarzen Kiste schlafen müßte. Trina Groots Augen schlossen sich, und in diesem Augenblick erneuerte sie das Gelübde, das sie der sterbenden Beeke Wübbe gegeben hatte.

Pastor Lühmann kam, und Schullehrer Meins mit den Schulkindern kamen. Der Pastor redete. Der Zug ging über den Deich. Die Schulkinder sangen. Das Grab öffnete sein Maul und schloß es. Trina Groot ging nicht mit hinter der Leiche. Sie saß in der Kammer, hatte den neugeborenen Wübbe auf dem Schoß, Harm und Niklas zu ihren Seiten, ließ den Kleinen trinken und gab den beiden anderen Auskunft — so wie sie's in der Schule und in der Kinderlehre gelernt hatte — wenn sie fragten, wohin die schwarzen Männer ihre Mutter gebracht hätten, ob ihr im Himmel Flügel wüchsen, und ob sie ihnen künftig auch Kandiszucker in den Mund stecken würde, wenn sie tagsüber artig gewesen wären. „Gewiß, gewiß, ji lütten Krupbutten," sagte Trina Groot, „gewiß kommt Mutter aus dem schönen Himmel heruntergeflogen und steckt euch Kandiszucker unter das Kopfkissen, wenn ihr artig gewesen seid." Dabei sah sie, obgleich sie nicht mit in der Frauenreihe ging, den Zug über den Deich dahinschreiten, hörte die Schulkinder singen, den Pastor sprechen, die Erdkluten auf den Sarg rollen. Sie preßte die Kinder an sich, die Tränen rollten ihr über die Backen, und sie sagte: „Ne, ne, ick verlat ju nich!"

4

„Friiwarber" ist ein nutzbringendes, aber auch ein eiliges Geschäft. Wer im Anfang seiner Laufbahn seine Nahrung von dem lebenbefördernden und am Ende von den lebenschließenden Dingen sucht, findet sie, wenn er die Menschen kennt, in der Zwischenzeit auch durch die lebenerhaltenden.

Mett Meiersch — die ältere — trat zu Trina Groot in die Kammer und sagte: „Amen — in Gottes Namen!" Diese Sprüche erwuchsen ihr aus dem Umgang mit der Geistlichkeit als Totenfrau. Sie krempelte sie allerdings etwas um, oder, wie man auf plattdeutsch sagte: sie machte sie „zupaß". Aber sie waren ja auch nur eine Art Einleitung für wichtigere Dinge, und es schadete nichts, wenn sie nicht genau stimmten. Wenn sie nur hübsch klangen, damit die, die die frommen Worte hörten, gleich wüßten, hier spräche ein in Ehren grau gewordenes Haupt.

„Sein heiliger Wille geschehe!" fuhr Mett Meiersch, die ältere, fort, indem sie an Trina Groot herantrat und die Tränenspuren auf ihren Backen musterte. „As 'ne Mudder süchst du aus, Trina, as 'ne leibhaftige Mudder. Der Herr bringe Segen über dies Haus, das er gezüchtiget hat. — Wonem is din Vas, Trina?" fragte Mett auf einmal, indem sie ein Bibelzitat verschluckte. Sie tat es aus Vorsicht. Männer waren manchmal so gottlos; aus einem so großen Bauerhof wollte man doch nicht gern hinausgeworfen werden. „Liggt he noch?"

Trina Groot hatte kaum auf Mett Meiersch hingehört.

„De Buer slöppt", antwortete sie einsilbig.

Aber der Bauer schlief nicht. Er lag wach mit seinem geschienten Schulterblatt nebenan im Alkovenbett und hörte genau, was in der Kammer gesprochen wurde.

„Er leihe dir deinen Beistand und deine Hilfe!" sagte Mett Meiersch. „Was für süße Kinner! Ja, Trina, da könntst du eigentlich ganz gut rechte Mutter bei sein. Aber was nich is, kann ja noch werden. — Frigen mutt de Buer ja wedder. Sonst verkommt so'n Hoff. Und ich weiß auch schon, wer hier hineinfreien will."

„So?" sagte Trina und legte den kleinen Wübbe in die Wiege. „So?" sagte sie. „Du weest dat all?"

„Trina," sagte Mett Meiersch, „der Herr behüte deinen Eingang und deinen Ausgang. Du weißt, ich bin bemüht von wegen all das Eheglück, was ich in die Vierdörfer schon zustande gebracht habe. Wie viele Schinken und Mettwürste und wie viele Eimer mit Beestmelk haben sie mir schon ins Haus geschickt, weil ich wußte, wo der wahre Jakob aushing. Bi di, Trina, hew ick foorts de Karten legt, as de Grootdeern von Wübbenshoff bi mi anköm un mell: de Froo wör dodbleben. Und in die Karten, da stand in: zwei Feindinnen trachten dir nach dein Glück. Ja—a—a, Feindinnen! Segnet, die euch fluchen. Bist du denn gar nicht neugierig, wer das woll sind, die dich von dem Hoff wegbeißen wollen?"

„Ick laat mi nich von den Hoff wegbiten."

„Oh — oh — denn bist du mit dem Bauern woll schon vorher im reinen gewesen?"

„Maak, dat du rutkummst, Froovensminsch, Sluder bütt!" rief Trina Groot und riß die Tür nach dem Flett auf.

Mett sagte: „Und vergebt euren Schuldigern! Bietet denen, die euch einen rechten Bax gegeben haben, auch den linken an. — Deern, wo kannst du di so iwern? Das sind doch Peter Wübb seine beiden Wäschen. Greetenwäsch und Marikenwäsch. Die haben mich vorhin, als das Totenbier herumgereicht wurde, an die Seite genommen, Greeten vor die Seitentür, Mariken vor die Kuhstalltür, und haben — nein, was sie gesagt haben, sag ich nicht. — Trina, 't is en warmen Platz in Wübbes Döns. Ich hab dich gewahrschaut vor denen, die ihn dir wegnehmen wollen."

„Ick lat mi von keenen hier rutbiten", sagte Trina Groot ruhig. „Wenn der Bauer sagt, ich soll gehn, dann geh ich. Aber vor Greeten- und vor Marikenwäschen mach ich noch nicht mal den kleinsten Leinenkoffer auf. Was die wollen, weiß ich. Aber ick bliw nich wegen den Buern un wegen den Hoff, Mett. Ich bliw wegen de Kinner. Und 'nen Kuppelpelz an mi kannst di nicht verdeenen."

Mett Meiersch war teils von Natur, teils von Berufs wegen eine gute Menschenkennerin. Sie überschlug: wie viele Guttaten hatte sie schon von Wübbes Hof genossen. Wie viele Schinken, Speckseiten und Würste, wie manche Mandel Eier und wie mancher Topf Vollmilch war schon in ihre Kate herübergewandert. Und so guten Kaffee, wie Trina Groot ihn kochte, gab es in den ganzen Vierdörfern nicht. Nun ja, sie hatte sich diese schönen Sachen allerdings redlich verdient — dadurch, daß sie der armen, in Gottes heiligen Himmel heimgerufenen Beeke, die mit ihren lahmen Beinen die langen Jahre hindurch in der langweiligen Döns hatte sitzen müssen, allmorgendlich auf ihren Gängen mit Brot oder Fischen die von der Kirche bis nach der Elbkrümme aufgesammelten Dorfnachrichten schön lang und breit erzählt hatte. Aber wer Schinken, Speck und Milch gegeben hatte, das war nicht Beeke gewesen, sondern Trina Groot. Denn die hatte, das wußte jeder Langendeicher, seit Anbeginn das eigentliche Regiment im Hause gehabt wie zur Zeit der alten Wübbschen Trinas Mutter. Nun kalkulierte Mett auf plattdeutsch so: Trina is butt (kurz angebunden), aber goodhattig (gutherzig). — Greetenwäschen is nehrig (geizig). — Und Marikenwäschen is 'ne beetsche Tew

(bissige Hündin). Damit stiegen die Schalen der beiden Wäschen hoch in die Luft, und Trina Groots Schale sank. Besser eine Kluckhenne in der Hand als zwei Feldflüchter auf dem Dache, dachte Mett und beschloß bei sich: Trina Groot solle auf dem Wübbeshof Herrin werden; das sei für den Hof, für Trina und für sie selbst am besten. Sie sagte also nach einem tiefen, künstlichen Atemholen und einem verstohlenen Blick auf Trinas ehernes Gesicht: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein. Darum will ich dir jetzt alles sagen. Greetenwäschen und Marikenwäschen haben mir jede hundert Mark Hamburger Kurant versprochen, wenn ich sie an Peter Wübbe vermakkeln könnte. Da hab ich ihnen was ins Gesicht gesagt. Trina, wenn ich dir so was ins Gesicht sagen wollte, du schmissest mich jawohl glatt vor die Tür, und ich bin weggegangen. So wie ich jetzt von dir weggeh. Ne, rutsmiten lat ick mi nich. Ich hab auch meine Ehr und Reputatschon. — 't jüs, Trina!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Walnußbaum.

Von G. S. Urff. — Hierzu 6 Aufnahmen des Verfassers für die „Woche"

Die Wissenschaft hat dem Walnußbaum den Beinamen „regia" gegeben. Und es gibt wohl keinen andern Baum, der diesen Namen besser verdiente. Denn er ist königlich in seiner äußeren Erscheinung, königlich auch an innerem Wert. Er überragt alle anderen Obstbäume durch den Nutzen, den er uns gewährt. Schon von weitem ist er kenntlich an seinem eigenartigen, kraftvollen Wuchs. Auf einem starken, festen Stamm, dessen weißliche Rinde weithin leuchtet, erhebt sich eine umfangreiche, kugelige Krone bis zu einer Höhe von 25 Meter. Der Durchmesser der Krone mißt bis zu 30 Meter.

Schon der ganze Wuchs des Baumes spricht dafür, daß er sich zur Straßeneinfassung vorzüglich eignen würde. Auf dem Felde beschattet er eine zu große Fläche, die dem Anbau anderer sonnebedürftiger Gewächse verloren geht. An der Straße stünde er niemand im Wege; im Gegenteil, sein schattenspendendes Laubdach, das wegen seiner Dichte auch gegen Regen vorzüglich schützt, wäre wohl jedem Wanderer willkommen. Dazu kommen noch andere Umstände, die den Walnußbaum gerade als Straßenbaum sehr empfehlen. Zunächst sein großer wirtschaftlicher Wert. Wie anders stünden wir jetzt da, wenn man vor Jahren statt der Ebereschen und Ulmen, statt der Kirsch- und Apfelbäume, die unter Krankheiten und Schädlingen nur ein kümmerliches Dasein fristen, Walnußbäume an die Straße gepflanzt hätte. Die zu dicht stehenden Bäume hätte man heraushauen können zur Verwertung des Holzes, die anderen würden uns durch ihre Früchte einen unschätzbaren Dienst geleistet haben, indem sie uns Öl lieferten.

Leider ist man in den letzten Jahrhunderten von der Anpflanzung der Nußbäume in Deutschland mehr und mehr abgekommen. Man machte der Pflanze die starke Beschattung ihres Standorts und die späte Ertragsfähigkeit zum Vorwurf und täuschte sich wohl selbst darüber hinweg, daß es schnöde Gewinnsucht war, die so manchen in der Vollkraft seines Lebens stehenden Nußbaum zu Fall brachte. Man wollte sich den hohen Nutzholzpreis sichern und überlieferte den Baum deshalb an den Schreiner. Von Neuanpflanzungen sah man meist ab. Da der Nußbaum erst vom 20. Lebensjahr ab tragfähig ist, so würde man ja doch meist keinen Nutzen mehr davon gehabt haben. Auch dies ist ein Grund dafür, daß sich die Gemeinden und Behörden der Anpflanzung des Walnußbaumes wieder mehr annehmen müßten.

Übrigens gibt es auch eine Buschform des Walnußbaumes, die schon wenige Jahre nach der Anpflanzung einen guten Ertrag liefert. In Belgien sind diese zu Hecken zusammengepflanzten Nußbüsche längst bekannt und weit verbreitet. Ein weiterer Vorteil für die Anpflanzung des Walnußbaumes an Straßen liegt auch darin, daß er von tierischen und pflanzlichen Schädlingen fast gar nicht befallen wird und deshalb bis ins hohe Alter hinein ein gesundes Aussehen zeigt. Berechnete man einmal den Aufwand an Zeit und Material, der allein zur Bekämpfung der Blutlaus bei den an der Straße stehenden Apfelbäumen erforderlich ist, ich glaube, die Summe würde den Wert so mancher Anpflanzung in Frage stellen. Dagegen bedürfte eine „Nußallee", wie sie heute fast nur noch als Erinnerung an frühere Zeiten in Form eines Straßennamens in manchen Städten besteht, kaum einer Pflege.

Es wird wohl jetzt allmählich infolge der Verhältnisse, wie sie der Krieg geschaffen hat, der Wert des Walnußbaumes erkannt werden und ein großes Pflanzen junger Nußbäume anheben. Da muß nun darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Bestand an guten, pflanzfähigen jungen Walnußbäumen in deutschen Baumschulen so ziemlich aufgebraucht sein dürfte. Es ist für die Käufer weit empfehlenswerter, Geduld zu üben und auf die Anzucht neuen Pflanzenmaterials zu warten, als sich an gewisse Händler zu wenden, denen der Vorrat nie ausgeht, denen es aber auch nicht darauf ankommt, eine für den Obstgarten ganz wertlose Abart, den schwarzen Walnußbaum (Juglans nigra), an Stelle eines edlen Nußbaums einzuschmuggeln. In der Jugend lassen sich die beiden Arten, namentlich in unbelaubtem Zustand, durchaus nicht unterscheiden. Erst mit dem Eintreten der Fruchtbarkeit erkennt der Käufer, daß er betrogen worden ist. Der Obsthandel ist eben zum größten Teil Vertrauensache, und unsere guten deutschen Baumschulen werden ihre Ehre darin suchen, das Vertrauen, das man in sie setzt, auch zu rechtfertigen.

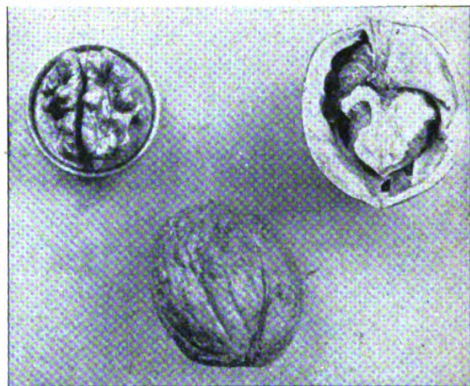
Etwas anderes ist es, wenn es sich nur um die Gewinnung von Nutzholz handelt, etwa zur Anpflanzung in Wäldern. Da ist die schwarze Walnuß sehr zu empfehlen, weil der Nutzwert des Holzes den der Edelnuß noch übertrifft. Tatsächlich ist die Anzucht der aus Nordamerika stammenden schwarzen Walnuß in unseren Wäldern schon vielfach versucht worden, aber meines Wissens nicht über Versuche hinaus gediehen. Die jungen Pflanzen sind sehr frostempfindlich und gehen leicht ein. Auch an den Boden macht die schwarze Walnuß große Ansprüche.



Die alte Kapelle.
(Links ein Walnußbaum.)



Die eigentliche Heimat unseres Walnußbaumes dürfte das Hochland von Iran sein. Von dort aus hat er sich nach Westen und Osten, bis nach China und Japan verbreitet. In Europa kommt er auf der Balkanhalbinsel noch wild vor. Schon den alten Griechen war er bekannt. Er galt ihnen als ein Sinnbild der Fruchtbarkeit.



Walnüsse (offen und geschlossen).



Aus dem Rheingau: Rechts ein Walnußbaum. Oberes Bild: **Winterzweig eines Walnußbaums.**

Wenn bei einer Hochzeit die Braut das Brautgemach betrat, dann wurden unter die anwesenden Gäste Walnüsse verteilt, um die Fruchtbarkeit über das junge Paar herabzuflehen. Mit gewissen Abänderungen hat sich dieser Brauch bis zum heutigen Tage erhalten. Selbst in gewissen Gegenden unseres Vaterlandes bringt man ein reiches Erntejahr an Walnüssen mit reichem Kindersegen in Zusammenhang.



Dorfeingang.

Am zahlreichsten sind die Walnußbäume gegenwärtig noch in Süddeutschland vertreten. Namentlich der Schwarzwald birgt noch eine stattliche Anzahl. Das prächtige alte Schwarzwaldhaus ist ohne den schattenspendenden Nußbaum vor seiner Tür oder am Backofen kaum denkbar. Ab und zu findet man auch im Schwarzwald noch einen wirklichen Walnußhain. Auch im Elsaß und in der Pfalz gibt es noch viele Walnußbäume. In den übrigen Gegenden unseres Vaterlandes wird der Nußbaum seltener angetroffen. Im weingesegneten Rheingau kommt er noch zahlreich vor und gereicht der Landschaft zu einer hervorragenden Zierde. Auch im nördlichen Deutschland dürfte er auf kalkhaltigem Boden noch ein gutes Fortkommen finden.

Unnötig, über den Wert des Nußbaumes viele Worte zu machen. Daß die Früchte ein gesundes, wohlschmeckendes Obst liefern, weiß jeder. Die Samen finden auch zur Ölbereitung Verwendung. Sie enthalten bis zur Hälfte ihres Gewichtes an fettem Öl. Das Nußöl ist ein feines und beliebtes Speiseöl, das namentlich in der gegenwärtigen Zeit sehr teuer bezahlt wird.

Von dem Nußbaum kann man fast alles verwerten, selbst die bittere Schale, die die Früchte umgibt. Sie liefert ein gutes Gerbematerial. In unreifem Zustand wird sie mit den Nüssen in viel Zucker eingemacht. Auch der aromatische Nußlikör hat seine Liebhaber. Das größte Interesse beansprucht jedoch in gegenwärtiger Zeit das Nußbaumholz, denn es liefert die besten Gewehrschäfte, ausgezeichnet durch ihre Widerstandsfähigkeit, wie sie von keiner anderen Holzart erreicht wird.



Der alte Walnußbaum an der Dorfstraße.

Das deutsche Wunder.

Roman von

Rudolph Stratz.

25. Fortsetzung und Schluß

Schjelting stand allein mit dem Panslawisten und dem bewaffneten, finsteren Muschik hart an dem Abgrund in dem dicken, totenstillen Nebel. Es schien ihm, als seien sie drei die letzten Menschen auf der vom Krieg in nichts verwandelten Welt. Seine Stimme war plötzlich heiser vor Schrecken.

„Wo ist Schiraj?“

„Geduld! Blicken Sie nach vorn, Euer Hochwohlgeboren! . . .“

„Er kann doch nicht vom Feind herkommen . . .“

„Er ist überall . . .“

Schjelting hob das verzerrte Gesicht.

„Ich höre seine Stimme ganz deutlich da hinten . . . im Schützengraben . . .“

„Sie täuschen sich, Nikolai Wassiljewitsch . . .“

„Und Morskois Baß! Wie kommt er hierher?“

„Er ist es nicht . . .“

„Er muß im Automobil an mir vorbeigefahren sein . . . laßt mich zurück . . .“

„Still . . . Erbarmen Sie sich . . . der Feind hört uns ja . . .“

„Zurück . . .“

„Beruhigen sich Euer Hochwohlgeboren . . .“

„Warum machst du dich schußfertig . . . um Gottes willen . . . ?“

„Um den General zu schützen! . . . Da kommt er ja auf uns zu . . .“

„Wo denn . . . wo?“

„Da vor uns . . . vom Feinde her . . . Er ist ein Falke . . . Ihm tun die Kugeln nichts . . .“

„Ich kann ihn nicht sehen . . .“

„Der Nebel ist zu dicht . . . Beugen sich Euer Hochwohlgeboren nur noch etwas mehr vor . . .“

„Das ist kein General . . . Ihr lügt . . .“

Nikolai von Schjelting wollte sich umwenden. Vor sich sah er Korsakoffs entschlossenes und beinahe leidendes Fanatikergesicht. Ein jäher, schlenkernder Handwink des Panslawisten zu dem Unteroffizier hin, als scheuche er eine Fliege: „Nun, Bruder: Mit Gott!“

In den Schützengräben hinten drehten sich einen Augenblick horchend bärtige Köpfe. Das kurze, scharfe „Peng“ vor dem Drahtverhau war der erste Schuß dieses Morgens. Die Posten auf dem Auftritt spähten durch den Spalt der Schutzschilder.

„Wer schießt denn da vorn?“

„Kommen die Deutschen?“

„Nein. Es ist nichts!“

„Es ist ja alles dick voll Nebel, Brüder . . .“

„Noch ist Nebel. Aber bald haben wir hellen Tag.“

Das Licht kam. Ein grauer Winterhimmel wölbte sich über der Welt. Nikolai von Schjelting schaute noch einmal zu ihm auf, allein am Fuß des Kieshangs, wo ihn niemand sah, einsam im leeren Todesland zwischen den beiden Linien, und das war seine letzte Erkenntnis: Der Krieg . . . mein Krieg . . . ich habe ihn gerufen . . . da ist er . . . geht über mich hinweg . . . und all das hinter mir . . .

Im russischen Schützengraben, vierzig, fünfzig Schritte entfernt, raunte es. Er glaubte, den Baß Schirajs zu unterscheiden, die Stimmen der anderen, während seine Augen sich in dem fahlen Nichts über ihm erlöschend verloren. Durch diese Leere senkte sich ein pfeilschnelles Heulen wie ein Raubvogel auf die Russenschanze dahinten, krallte sich ein, schleuderte mit einem Donnerschlag Schnee, Erde, Gasqualm, Bretter, Draht und Menschen kirchturmhoch in die Luft, spielte da oben mit dem Kopf des Generals Schiraj, dem Rumpf des Hofmeisters, den Gliedern des Unteroffiziers, den Fetzen des Panslawisten und hüllte vergrollend den Greuel in schmutzigen Rauch. Aber schon raste der nächste der stählernen Stoßvögel heran. Schwärme von ihnen schwirrten unsichtbar aus unbekannter deutscher Ferne. Es waren die Donner des jüngsten Gerichts, unter denen an diesem Februarmorgen Nikolai von Schjelting beim Beginn der Winterschlacht von Masuren in das Nichts hinüberging. Ungeheure Leiterwagen rasselten am Himmel, Walfische durchzischten das Luftmeer, Riesen gurgelten sich und wieherten in den Wolken, Schiffssirenen heulten, Gassenjungen pfiffen schrill durch die Finger, Teufel johlten, Zyklopen hämmerten in wildem Takt auf dröhnendem Amboß, und drüben, in den Russenlinien, verwandelte sich jäh das Toben des unsichtbaren wütenden Heers in aufspritzenden weißen Schnee und auffliegenden schwarzen Qualm, in aufschießende rote Feuerzungen und stille feldgraue Hügel von Menschen, in einstürzende Erdhöhlen, klaffende Krater, betrunken umkippende Mammutkanonen, sich langsam verneigende Kirchtürme, in der Luft tanzende Bäume.

Tagelang und tageweit, von Lasdehnen bis hinter Lyck, donnerte die Winterschlacht. Schjelting hörte es nicht mehr. Er hörte nicht mehr das Hurra, mit dem sie alle durch den Schnee herankamen, die er in Nord und Süd in Deutschland geschaut, grau, unermeßlich, unaufhaltsam anschwellend wie das graue Meer zur Stunde der Flut, und über ihn und den Schanzenbrei wegwogten gen Osten, den Russen nach.

Dann, viel später, sagte eine Stimme: „Die Kiesgrube da kommt uns gerade zugut! Da liegt ohnedies einer drin!"

Es waren deutsche Landsturmmänner. Sie hatten ihre Gewehre in Pyramiden gestellt und die Pfeifen im Bart. Sie trugen die steifgefrorenen toten Russen aus den Schützengräben und senkten sie auf den Grund des Abhangs, auf dem Schjelting lag. Die Muschiks kamen zu ihm herab und leisteten ihm, der sie in den Krieg geführt, im Tode Gesellschaft. Einer nach dem andern legte sich auf ihn, sie bedeckten ihn, türmten sich über ihm mit ihren feierlichen und starren, groben Gesichtern. Die menschgewordene und wieder erstorbene breite russische Erde wurde sein Grab! Die unzähligen machten auch ihn zur Zahl, die Namenlosen löschten seinen Namen, schieden ihn aus der Erinnerung aus als einen Verschollenen, von dem niemand wußte, wo und wie er sein Ende gefunden.

„. . . Morjen, Leute!"

„Guten Morgen, Exzellenz!"

Der weißhaarige, blitzäugige Preußengeneral, der, die Zigarre im Mund, die Autobrille über dem Mützenrand, die Hände in den Manteltaschen, von der Chaussee her mit seinem Stab über das Feld kam, war sehr guter Dinge. In seinem Abschnitt hatte die Geschichte geklappt. Überall. Fern, gegen Süden hin, tönten noch in langen Abständen die letzten Donnerschläge des verhallenden Wintergewitters.

„Ach, hören Sie mal, lieber Isebrink . . ."

„Exzellenz . . ."

Der Generalstabsmajor Isebrink trat, die Rechte an dem Helm, an den Kommandierenden heran.

„Haben Sie die Tagebücher bei sich, die man da oben in dem Mörsertrichter bei dem russischen General ohne Kopf gefunden hat?"

„Jawohl, Exzellenz!"

„Das Zeug scheint mir doch sehr wichtig. Namentlich auch in politischer Hinsicht. Am besten ist es, Sie fahren mal selbst rasch zurück und bringen es dem A. O. K. In ein paar Stunden sind Sie ja wieder da!"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

Der Major Isebrink jagte in offenem, feldgrauem Rennwagen gegen Westen. Leichtverwundete Offiziere fuhren, soviel Platz war, dichtgedrängt mit verbundenen Köpfen und Armen mit. Der Chauffeur vorn in seinem langen Mantel von chinesischem Ziegenhaar blies auf dem Horn unaufhörlich das Oberkommandosignal: Straße frei. Nur so kam man, rechts den nicht endenden Kolonnen entgegen, links an dem ebenso endlosen Strom der Gefangenen vorbei. Stunde um Stunde, über Hügel und Täler floß die fahlbraune, pelzmützige Flut. Sie wanderten auf allen Wegen, soweit nur rechts und links das Auge reichte . . . Fern am Horizont noch spann sich in unwahrscheinlicher Länge der entwaffnete russische Heerwurm. Die Wälder lebten und entsandten aus ihrem Dickicht tausendköpfige, hohläugige, von fern schon die Hände hochhaltende Herden brauner Hungerleider. Armeestäbe stiegen unvermutet aus den Sümpfen und kamen, die Säbel in der Hand, heran, die einen düster den Blick am Boden, die andern froh lachend und schwatzend. Batterienweise standen mit zerschmetterten Schutzschilden und verbeulten Lafetten die genommenen Geschütze am Weg. Nahe der Stadt wurde das Gewimmel der Gefangenen zu einem braunen Meer. Die Offiziere fuhren fast als die einzigen Deutschen durch diese Tausende von struppigen Köpfen und Kerlen, von denen keiner an Widerstand dachte. Nur ein stilles Gewinsel: „Bissele Brot . . . bissele Brot . . ."

„Maul halten! Pratzen weg . . ."

Am Weg stand eine von den Russen in die Luft gesprengte Kirche. Aufgebrochene Särge davor, deren sterblichen Inhalt sie in den Teich des sinnlos eingeäscherten Dorfs geworfen hatten. Ostpreußischer Landsturm zog vorbei, sah die Greuel der Kosaken. Frisch und grimmig klang sein Gesang:

„O Hindenburg, o Hindenburg,
wie schön sind Deine Hiebe . . ."

und fern noch, in der Eile des Marsches hinter dem Sieg her:

„Dein Lorbeer grünt zu jeder Zeit,
im Winter auch, wenn's friert und schneit . . ."

In der Stadt hingen zwischen zerschossenen Häusern und verkohltem Gebälk die schwarzweißroten und die schwarzweißen Fahnen. Von allen Türmen läuteten die Glocken die letzte Befreiung Ostpreußens ein. Der Quartiermeister mußte lauter als gewöhnlich sprechen, während er die russischen Schriftstücke in Empfang nahm.

„Danke sehr! Sonst noch etwas?"

„Nein, Herr General!"

„Fahren Sie gleich zurück?"

„In einer Viertelstunde. Ich möchte nur noch jemand guten Tag sagen!"

Der Major Isebrink ging in die Seitenstraße hinter dem Rathaus, in dem die Telegraphenapparate des Oberkommandos tackten und durch Dutzende von Telephonen alle die vielen Befehle und Meldungen schwirrten.

Gegenüber lag das Garnisonlazarett. Die Röntgenmaschinen knatterten und ließen ihre Regenbogenlichter zucken, die Röntgenfräulein hantierten wie im tiefsten Frieden, Assistenten in Laboratoriumskitteln und junge Medizinerinnen saßen im Raum nebenan über Mikroskopen und Serumpräparaten, wie es Isebrink aus Wiesbaden vom Nachbarhaus seiner Eltern her kannte, und eben, als er eintrat, sagte

Exzellenz Tillesen ruhig als beratender Hygieniker der Armee und rückte die Brille auf dem stillen, graubärtigen Gelehrtengesicht zurecht: „Es sind immer noch zwei Typhusfälle in dem Abschnitt. Notiere es doch einmal, Inge! . . . Man muß mit dem betreffenden Generaloberarzt sprechen, ob es sich nicht machen läßt, daß alle Leute ihre Stiefelsohlen vor dem Verlassen des Schützengrabens desinfizieren . . .“ Und wieder begriff der Major, der aus der Schlacht kam: Ganz Deutschland war in den Krieg gezogen . . . Hinter der Front stand ein zweites Heer, hinter der Kriegskunst die angewandte Wissenschaft, unbesiegbar war sie. Deutschlands Hirn so unüberwindlich wie seine Faust. Er begrüßte und küßte seine Frau.

„Na — da bin ich . . . aber nur auf 'nen Sprung . . . Wie mir's geht? . . . Das siehste ja: famos . . . Und draußen geht's auch famos! Und das ist die Hauptsache . . .“

„Gott sei Dank . . .“

„Aber es ist immer noch erst der Anfang, Kind! Wir haben noch viel vor uns!“

„Wir schaffen's!“

„Wir schaffen's! Sehr richtig! . . . Und nu Schluß . . Kuß . . nee . . nee . . nee . . hier Klebenbleiben ist nicht . . . Sonst wird mein Brotherr ungemütlich . . . Auf Wiedersehen, du Liebste du . . .“

Er sprang wieder in das Auto, sah nach der Uhr: „Na los, Kind Gottes! Warum nicht über den Marktplatz?“

Aber da sah er selbst: da war kein Durchkommen. Den füllte an den Häusern rechts und links ein brauner, stumpfer, stiller Sumpf von gefangenen Russen, in der Mitte ein grauer, brausender, jubelnder Wildbach von deutschen Kriegern. Sie umstrudelten etwas, sie hoben die Hände, sie sangen, jauchzten . . . Isebrink sprang im Wagen auf, und auch über sein feldgebräuntes Gesicht glitt plötzlich eine wilde, strahlende Freude. Die Autoreihe da vorn wies am Kühler nicht die vier schwarzweißen rotgerahmten Würfel des Oberkommandofähnchens, nicht einmal die Anfangsbuchstaben des Oberbefehlshaber Ost, sonst hier, bei der Wacht an der Weichsel, das Sinnbild höchster Befehlsgewalt. Eine Purpurstandarte flatterte über den grauen Helmen, dem tausendstimmigen Hurra. Kaiser Wilhelm stand inmitten der Seinen, der Kriegsherr inmitten des herrlichsten Heers aller Völker und Zeiten.

Lange schaute der Major Isebrink hinüber. Dann besann er sich, daß es für ihn höchste Zeit war, weiterzukommen. Er fuhr durch eine Nebengasse. Aber auch da standen die Menschen und schwenkten die Hüte und drängten sich, um von fern den Kaiser zu sehen. Er beugte sich stehend in dem Wagen vor, und da die Ostpreußen in ihrem Jubel der Befreiung nicht auf ihn achteten, sprach er, ohne es zu wissen, das Geheimnis seiner Zeit und seines Volks und seines Sieges: „Bitte, lassen Sie mich durch: Ich muß in den Dienst!“

Ende!

Das neue Sommerkleid

Hierzu 7 Aufnahmen von E. Schneider.

Alle Anfeindungen können den Lauf der Mode nicht hemmen. Trotzdem haben die eindringlichen Vorstellungen von berufener Seite den Erfolg, alle Übertreibungen auszumerzen. Und wenn jetzt noch erreicht wird, daß die Weite der Röcke gemäßigt wird, so dürfte gegen die einfachen hübschen Formen, die in diesem Sommer vorbildlich sein sollen, kein Einspruch mehr erhoben werden. Es gibt eine Unmenge Materialien im Lande, die mit bestem Willen keinen anderen Zwecken verwendbar gemacht werden können als der hübschen Kleidung unserer Frauen. Weit mehr, als in Laienkreisen angenommen wird, befleißigen sich die Schöpfer und Lenker der deutschen Mode, nur solche Stoffe zu verarbeiten, die nur diesem und keinem anderen Zwecke dienen können. Vor allen Dingen verwendet man sehr viel Seide als Ersatz für leichte wollene Gewirke, und man findet Formen, zu denen selbst dieses Material nur in sehr geringen Quantitäten verarbeitet zu werden braucht. Man kann, seitdem der weite Rock zum herrschenden Typ des Modenbildes 1916 geworden ist, nicht plötzlich abschwenken und einen engen Rock mit Gewalt durchzubringen suchen. Man kann nur, und das geschieht auch in verständnisvollen Kreisen, der nun einmal angenommenen Moderichtung folgen und sie in gemäßigter Weise nacharbeiten. Das Märchen von dem weiten Rock wird ja auch übertrieben, nur eine ganz kleine Schicht der Bevölkerung trägt den Rock fünf bis sechs Meter weit im Durchmesser, sonst begnügt man sich mit zweieinhalb bis drei Meter. Sind geschickte Hände am Werk, so sehen diese Röcke genau so modern aus wie die, in deren Falten sich die unnützen Stoffmengen bauschen.

Betrachten wir zum Beispiel das dunkelblaue Mantelkleid aus halbseidenem Rips (Abb. 3), so wird jede mit der Schneiderkunst einigermaßen vertraute Frau erkennen, daß dieses durchaus auf der Höhe modischer Ansprüche stehende Kleid keine enormen Anforderungen an das Material stellt. Das in einem Stück gearbeitete Kleid wird durch einen von schwarzen Litzen eingefaßten Gürtel lose zusammengehalten. Statt der Taschen sind schwarzseidene Einfügungen, von einfacher schwarzer Stickerei umgeben. Die gleiche Stickerei schmückt Vorder- und Rückenteile und die Armeinfassung. Das Ganze macht den Eindruck, als ob unter dem blauen Ueberkleid eine schwarze Bluse getragen würde.

Auch das hellfarbene Kleid (Abb. 2) — es besteht aus sandfarbenem Tuch — ist nicht zu anspruchsvoll in bezug auf Stoffverbrauch. Unter den Querfalten des

Leibchens schimmert weinrote Seide. Mit weinroter Seide sind auch die Knopflöcher am Rock eingefaßt. Sehr hübsch und graziös fällt die Pelerine, dieser reizvolle Zusatz des modernen Anzugs.

Die Pelerine tritt häufig an Stelle der Jacke und liefert eine höchst anmutige und zugleich praktische Ergänzung und einen Ersatz für die Jacke.

Aus blau in blau karierter Seide ist das flotte Straßenkleid gearbeitet (Abb.1). Die Streifen treten dadurch hervor, daß glänzend und stumpf wechselt. Der hohe Miedergürtel gehört zu den charakteristischen Merkmalen der Sommermode. Er ist auch sehr zweckmäßig, damit Rock und Kragen wie ein Ganzes wirken können. An der rund geschnittenen Pelerine ist der Saum nach unten umgelegt. Das Leibchen dieses Kleides besteht aus dunkelblauer, von Spitzen unterlegter Seidengaze, während die Aermel wiederum aus der gleichen Seide wie Rock und Pelerine gearbeitet sind.

Der Geschmack der Biedermeierzeit klingt in unendlichen Varianten in der heutigen Mode wieder. Einfache und geputzte Kleider wissen mit gutem Sinn und Verständnis dieser Mode aus vergangenen Zeiten ihr Bestes abzulauschen. Das graue Seidenkleid (Abb.5), das dieser Geschmacksrichtung entspricht, ist mehr für elegante Zwecke als für den schlichten Alltag. Die blusige Jacke hat ein krauses Schößchen, um das sich die charakteristischen Rüschen der Kleider unserer Großmütter ziehen. Statt eines Kragens oder der Pelerine finden wir hier ein leicht geschürztes Brusttuch, ebenfalls von Rüschen umsäumt, die auch in gleicher Weise dem Rock zur Verschönerung dienen. Im allgemeinen werden Kleider im Biedermeiergeschmack in dunkelbraunen, grünen oder veilchenfarbenen Schattierungen gearbeitet.

Es ist nicht erstaunlich, daß man in diesem Sommer eine ausgesprochene Vorliebe für zarte Farben an den Tag legt. Man kehrt bei Kleidern, Hüten und Mänteln zu den Pastellfarben zurück und wird sehr viel elfenbeinfarbene und weiße Kleider sehen. Ein besonders gelungenes Modell der weißen Richtung (Abb. 4), das durch die



2. Sandfarbenes Tuchkleid mit Pelerine und weinroter Seidenverzierung.

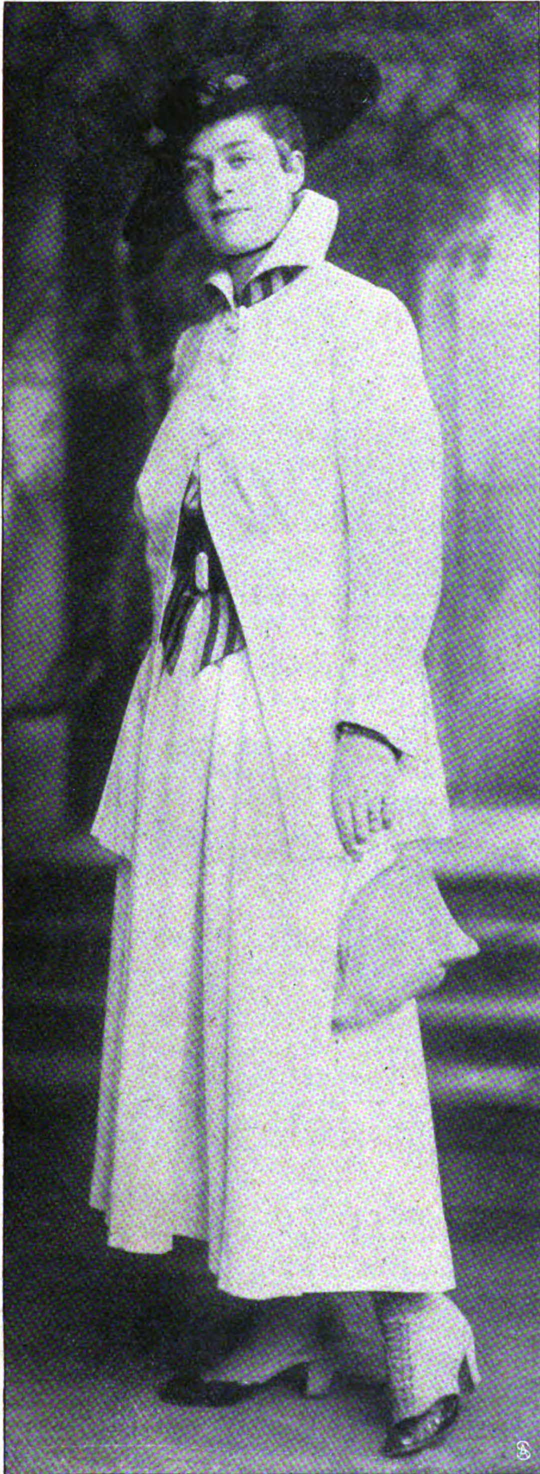


1. Straßenkleid mit Pelerine aus dunkelblau-karierter Seide.



3. Mantelkleid aus dunkelblauem **Seidenrips** mit Stickerei und seidenen Aermeln.

Einfügung einer gestreiften Seidenweste ein wenig pikant wirkt, hat eine gerade fallende Jacke, die an den Seiten geschnürt wird. Diese Schnurverzierung wird gern angewandt. Die gestreifte Seide wiederholt sich auch an dem Kragen, und zwar ist er außen damit belegt, so daß sie, wenn der Kragen zurückgeschlagen wird, nur wenig sichtbar ist. Die Jacke ist ganz mit gestreifter Seide abgefüttert,





4. Linkes Bild:
Kostüm aus weißem leichtem Wollstoff
mit seitlicher Verschnürung und farbig gestreiftem Ausputz.

5. Oberes Bild:
Grauseidenes Jackenkleid im Biedermeierstil.



6. **Die Streifenmode: Gestreiftes Kleid** mit blauem Miedergürtel.

insbesondere auch die Ärmel, die diesen Schmuck an jener Stelle sichtbar werden lassen, an der die Ärmel geschlitzt sind.

Man kann in diesem Sommer von einer großen Streifenmode sprechen. Überall begegnen uns schmale und breite Streifen, und zwar tritt diese Vorliebe in allen Stoffen deutlich zutage. Man beschränkt sich bei den Streifen jedoch nicht nur auf die üblichen Zusammenstellungen wie blau-weiß, schwarz-weiß, sondern erfreut sich der guten Kameradschaft von blau und dunkelrot, blau-grün, lila-schwarz und dergleichen mehr. Dem Sinn für praktische Erwägungen mögen auch die Zusammensetzungen der verschiedenen Gewebe entspringen, die jedoch den Kleidern selbst nur zum Vorteil gereichen.

Das beweist auch das Kleid aus grau-blau gestreiftem Schleierstoff mit dem blauen Miedergürtel (Abb. 6) und das weiß-lila gestreifte Kleid mit dem Etagenrock aus stumpfer lila Seide (Abb 7). Dieses Kleid zeichnet sich noch durch ziemliche Einfachheit aus.

Schluß des redaktionellen Teils.

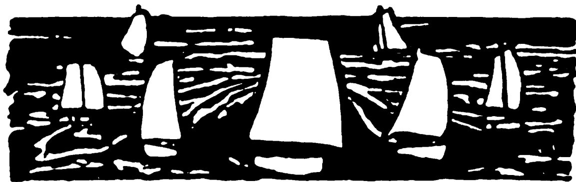


7. **Die Streifenmode: Lila-weiß-gestreiftes Kleid** mit Etagenrock.

DIE·WOCHE

Nummer 21. | Berlin, den 20. Mai 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 21.



Die sieben Tage der Woche.

9. Mai.

Im Anschluß an die Erfolge auf der Höhe 304 werden mehrere südlich des Termitenhügels (südlich von Haucourt) gelegene feindliche Gräben erstürmt. Ein Versuch des Gegners, das auf Höhe 304 verlorene Gelände unter Einsatz starker Kräfte zurückzuerobern, scheitert. Ebensowenig haben französische Angriffe auf dem Ostufer der Maas in der Gegend des Thiaumont-Gehöftes Erfolg.

10. Mai.

Südwestlich der Höhe 304 werden feindliche Vortruppen weiter zurückgedrückt und eine Feldwache aufgehoben. Unsere neuen Stellungen auf der Höhe werden weiter ausgebaut.

Südlich von Garbunowka (westlich Dünaburg) wird ein russischer Vorstoß auf schmaler Frontbreite unter schweren Verlusten für den Gegner abgewiesen.

11. Mai.

Auf dem westlichen Maasufer greifen die Franzosen beim „Toten Mann“, abends südöstlich Höhe 304 unsere Stellungen an. Beide Male brechen ihre Angriffe im Maschinengewehr- und Sperrfeuer der Artillerie unter beträchtlichen Verlusten für den Feind zusammen.

Auf dem östlichen Maasufer finden in der Gegend des Caillettewaldes Handgranatenkämpfe statt; ein französischer Angriff in diesem Walde wird abgeschlagen.

Der Vizekönig von Irland, Lord Wimborne, tritt zurück.

12. Mai.

Südlich des Hohenzollernwerks bei Hulluch stürmen pfälzische Bataillone mehrere Linien der englischen Stellung. Der Gegner erleidet erhebliche blutige Verluste, besonders bei einem erfolglosen Gegenangriff.

Der Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück hat wegen seines Gesundheitszustandes sein Abschiedsgesuch eingereicht.

13. Mai.

Ein feindlicher Nachtangriff südwestlich des „Toten Mannes“ erstirbt in unserem Infanteriefeuer. Auf dem östlichen Maasufer erleiden die Franzosen bei einem mißglückten Angriff am Steinbruch westlich des Albain-Waldes beträchtliche Verluste.

Am Nordabhang des Monte San Michele wiesen die österreichisch-ungarischen Truppen mehrere Angriffe ab. Die Italiener erleiden schwere Verluste.

14. Mai.

Auf dem westlichen Maasufer wird ein gegen die Höhe 304 unternommener französischer Handgranatenangriff abgewiesen. Die gegenseitige Artillerietätigkeit auf beiden Maasufern ist lebhaft.

Auf der Hochfläche von Doberdo wird ein heftiger Handgranatenangriff der Italiener westlich von San Martino nach hartnäckigem Kampf abgewiesen.

Im Monat April 1916 sind 96 feindliche Handelsschiffe mit rund 225 000 Brutto-Registertonnen durch deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote versenkt oder durch Minen verloren gegangen.

15. Mai.

Im Kampfgebiete der Maas werden Angriffe der Franzosen am Westhange des „Toten Mannes“ und beim Caillettewalde mühelos abgeschlagen.

Deutscher Fleiß.

Eindrücke vom medizinischen Kongreß in Warschau am 1. und 2. Mai 1916.

Von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Adolf Strümpell in Leipzig.

Am 1. und 2. Mai d. J. waren in Warschau über 1000 Ärzte versammelt, die Mehrzahl in feldgrauen Uniformen. Sie kamen von der deutschen Kampffront im Westen und Osten, aus den deutschen Reserve- und Vereinslazaretten, aus deutschen Krankenhäusern und Kliniken. Zahlreiche Ärzte aus Österreich-Ungarn waren ebenfalls erschienen, und endlich waren auch das türkische und das bulgarische Sanitätskorps durch einige hervorragende Persönlichkeiten vertreten. Der Zweck der Versammlung war ein allgemeiner Austausch und eine allseitige Besprechung der Erfahrungen, die von den Ärzten auf den verschiedenen Kriegschauplätzen in bezug auf die in diesem Kriege besonders wichtigen inneren Erkrankungen und deren Behandlung gemacht waren.

Die eigenartigen Verhältnisse des Krieges, das enge Zusammenleben so ungeheurer Menschenmassen unter zum Teil ganz außergewöhnlichen äußeren Bedingungen bringen es mit sich, daß vor allem gewisse Infektionskrankheiten zu allen Zeiten und in allen Kriegen unter den Heeresangehörigen eine große Ausbreitung erlangten und oft mehr Opfer forderten als die Verwundungen durch Waffen und Geschosse. Als die wichtigsten Kriegsseuchen sind zu nennen: die Pocken, der Typhus, das Fleckfieber, die Ruhr und die Cholera. Von diesen haben die Pocken, die noch während der Kriege 1866 und 1870 zahlreiche Erkrankungen und Todesfälle bedingten, jetzt bei uns in Deutschland alle Bedeutung verloren. Dank dem in der ganzen Bevölkerung eingeführten Impfzwange sind die Pocken aus dem deutschen Volke

und der deutschen Armee so gut wie ganz verschwunden. Gerade diese unbestreitbaren und nur von einem törichten Eigensinn zu leugnenden großen Erfolge der Schutzpockenimpfung haben den Ärzten den Weg gewiesen, entsprechende Schutzimpfungen auch für die anderen verheerenden Infektionskrankheiten zu suchen. Da wir Deutschen uns unser gerechtes und objektives Urteil über fremde wissenschaftliche Leistungen nicht durch blinden, blödsinnigen Haß trüben lassen — wie dies leider uns gegenüber jetzt so häufig zum Vorschein kommt — so wollen wir gern die Verdienste des großen französischen Bakteriologen Pasteur anerkennen, der die wissenschaftliche Grundlage schuf für alle weiteren Versuche in der Frage der Schutzimpfungen. Aber die Lösung dieser wichtigen Aufgabe wäre nicht gelungen, wenn wir die eigentlichen Krankheitserreger selbst nicht kennen gelernt hätten, wenn wir nicht imstande wären, diese Krankheitserreger isoliert zu züchten, mit ihnen und ihren giftigen Stoffwechselprodukten zu experimentieren und ihre Eigenschaften in bestimmter Weise abzuändern. Diese Kenntnisse verdanken wir dem großen deutschen Forscher Robert Koch, und es ist wunderlich, zu denken, daß die Völker, die sich jetzt gegenseitig bekriegen und mit Vernichtung bedrohen, gleichzeitig aus ihren beiderseitigen wissenschaftlichen Forschungen die Mittel entnehmen, all das Elend des Krieges hintanzuhalten und zu lindern. Für zwei Kriegsseuchen, Typhus und Cholera, sind in diesem Kriege zum erstenmal in ausgedehntestem Maße Schutzimpfungen vorgenommen worden. Der Erörterung über die Erfolge dieser Impfungen galt ein großer Teil der Kongreßverhandlungen in Warschau. Sind die Untersuchungen hierüber auch noch nicht völlig abgeschlossen, so lautete doch schon jetzt das allgemeine, durch ein umfangreiches statistisches Material gestützte Urteil dahin, daß wir jetzt auch bereits den beiden genannten Krankheiten, Typhus und Cholera, durch die Schutzimpfung mit Erfolg entgegentreten können. Schon die eine Tatsache, daß die Cholera in unseren Heeresteilen im Osten und Süden überhaupt keine wesentliche Ausbreitung gewinnen konnte, ist im Hinblick auf die Verhältnisse in früheren Kriegen ein erfreulicher Beweis für die Wirksamkeit unserer prophylaktischen Maßnahmen. Und auch die Typhuserkrankungen haben in unserem Heer sowohl an Zahl wie namentlich auch an Schwere so abgenommen, daß wir auch hierin den günstigen Einfluß der Impfung nicht verkennen können. Wer es sich überlegt, welch eine überwältigende Fülle von Arbeit die vollständige Durchführung der Schutzimpfung bei unserem Millionenheere gekostet hat, wird dem hingebenden Fleiß unserer Ärzte seine Bewunderung nicht versagen. Wohl ist die Impfung kein belangloser Eingriff. Aber gegenüber den Segnungen für die Allgemeinheit kommt die etwa auftretende geringe Schädigung des einzelnen nicht in Betracht.

Als eine neue, bei uns in Deutschland zu Friedenszeiten so gut wie unbekannte Kriegskrankheit trat diesmal im Osten das Fleckfieber auf. In Rußland und namentlich in Polen herrscht das Fleckfieber endemisch. Es war daher nicht auffallend, daß bald nach dem Eindringen der deutschen Heere in Polen auch unter den Truppen einzelne Fälle von Fleckfieber auftraten. In traurigem Andenken standen noch die großen Verluste, welche die Armee Napoleons im Jahre 1812 während des russischen Feldzuges durch den „Typhus bellicus“ (als Kriegstyphus bezeichnete man damals das Fleckfieber) erlitten hatte. Aber glücklicherweise haben gerade die Erfahrungen dieses Krieges den Weg und die Mittel gezeigt, wie man der Ausbreitung der gefährlichen Seuche erfolgreich entgegentreten konnte. Zwar ist der Krankheitserreger des Fleckfiebers trotz aller Bemühungen noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Aber die merkwürdige Tatsache hat sich als vollkommen sicher erwiesen, daß das Fleckfieber niemals unmittelbar von Mensch zu Mensch, sondern nur durch Vermittlung der Kleiderläuse übertragbar ist. Diese unter der unreinlichen, ärmeren polnischen Bevölkerung so enorm verbreiteten Parasiten nehmen mit dem Blute eines Fleckfieberkranken das Krankheitsgift in sich auf und können es nun durch Überwandern auf einen Gesunden und durch Bisse in dessen Haut auf diesen übertragen. Man begreift leicht, welche Ausbreitung das Fleckfieber auf diese Weise bei eng beieinander wohnenden Menschenmassen gewinnen kann. Mit der Kenntnis der Art der Ausbreitung war aber sofort auch das Mittel zu ihrer Einschränkung gegeben. Sobald ein Fleckfieberkranker von Läusen vollständig befreit ist, bietet er nicht mehr die geringste Ansteckungsgefahr für seine Umgebung dar. Ein Gesunder, der die Läuse von seinem Körper völlig fernhält, kann nicht an Fleckfieber erkranken. Mit größter Energie und mit viel technischem Geschick hat unsere Heeresverwaltung die nötigen praktischen Maßregeln ergriffen. Ihr Erfolg war ein vollständiger — ein sicherer Beweis für die Richtigkeit der Voraussetzungen. Auf dem Warschauer Kongreß bildeten die Erkennung und Verhütung des Fleckfiebers einen der wichtigsten Verhandlungsgegenstände.

Von großem Interesse waren endlich die Besprechungen über eine Krankheit, die in diesem Kriege, und zwar erst seit dem letzten Herbst zum erstenmal als eigentliche „Kriegskrankheit“ aufgetreten ist — die akute Nierenentzündung. Die genaue Untersuchung der Nierenkranken erfordert besondere wissenschaftliche Hilfsmittel. Es verdient daher die höchste Bewunderung und Anerkennung, daß eine ganze Anzahl junger Feldärzte sich unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen richtige kleine wissenschaftliche Laboratorien eingerichtet haben, um die genauesten mikroskopischen und chemischen Untersuchungen über die Ausscheidungen und das Blut der an akuter Nierenentzündung erkrankten Soldaten anzustellen. Ich weiß nicht, ob man Ähnliches auch von den Ärzten der feindlichen Armeen berichten könnte. Daß wir deutsche „Barbaren“ hierin aber wiederum einen Beweis für unseren Fleiß und unseren durch nichts zu unterdrückenden Arbeitstrieb geliefert haben, darf uns mit freudigem Stolz erfüllen.

Die wenigen Tage des Kongresses waren durch die Sitzungen so ausgefüllt, daß zu sonstigen Besichtigungen und Vergnügungen nicht viel Zeit übrigblieb. Warschau ist eine elegante, moderne Stadt, die wenig besonders Charakteristisches darbietet. Das äußere Gepräge des Straßenlebens zeigte sich durchaus in den gewöhnlichen Formen und ließ vom Kriege nicht viel merken. Die polnische Bevölkerung verhält sich den deutschen Eroberern gegenüber, soviel ich bemerken konnte, durchaus korrekt, aber sehr zurückhaltend. Auf allen Polen lastet die völlige Ungewißheit in bezug auf ihr künftiges Schicksal. Die Polen sympathisieren weder mit den Russen noch mit den Deutschen. Ihre stillen Hoffnungen richten sich natürlich auf ein selbständiges Königreich Polen. Ich fürchte, die Probleme der Politik werden noch schwerer zu lösen sein als die Probleme der Pathologie und Hygiene.

Frauen der Heimat.

Von Rudolf Herzog.

War keiner, dem die Zähre brannt'
Fernab von Hof und Herde.
Und jede Scholle Feindesland
Ward harte Männererde.
War keiner, der sich umgeblickt:
Wird's in der Heimat glücken?
Wir haben still uns zugenickt:
Die Frauen stehn im Rücken.

Und als im Staub der Letzte schwand
Fernhin zu Fuß, zu Pferde,
Da ward das ganze Heimatland
Zur deutschen Frauenerde.
Kein stumm Gewein, kein Klagelaut
Durchbebte die Gemeinde.
Sie haben still sich angeschaut:
Die Männer stehn am Feinde.

Das Schlachtfeld liegt vom Tod zerstampft
Und kann nur Blut gebären.
Der Acker in der Heimat dampft
Vom Schwaden neuer Aehren.
Es strömt der Schweiß wie roter Quell,
Wenn wir die Kolben packen.
Daheim, daheim strömt's silberhell
Von braunen Frauennacken.

Freiwill'ge vor! Und keiner säumt,
Und keiner scheut das Sterben.
Und ist das Leben ausgeträumt,
Euch setzen wir als Erben,
Euch Frauen, die der Himmel schuf,
All Elend auszusöhnen.
Für Weib und Kinder laßt den Ruf:
Freiwill'ge vor! ertönen.

Freiwill'ge vor! Und keine will
Dem Ehrenruf entgleiten.
Sie ziehn durch Haus und Hütte still
Und durch die Ackerspreiten,
Und wo ihr stilles Heer erscheint,
Muß Herz und Hof sich schmücken —
Ihr Männer, vorwärts an den Feind!
Die Frauen stehn im Rücken . . .

Die deutschen Hotelangestellten und der Weltkrieg.

Von Fritz Ebner.

Wohl kein Zweig des Wirtschaftslebens aller kriegführenden, teilweise aber auch neutraler Länder dürfte durch den Weltkrieg so in Mitleidenschaft gezogen worden sein als die mit dem internationalen Fremdenverkehr zusammenhängenden Industrien und Berufe — davon wiederum am meisten die vom internationalen Weltreiseverkehr lebenden Hotels und deren Angestellte.

Berlin dürfte jedoch hierin im Vergleich zu den meisten europäischen Großstädten fast eine glückliche Ausnahme bilden. Selbstverständlich hat auch der Berliner Fremdenverkehr stark gelitten — aber nach dem jähen Rückgang bei Kriegsausbruch Anfang August 1914 machte sich doch bald wieder eine Besserung bemerkbar, und die Friedenziffern dürften wohl noch vor Kriegsende wieder erreicht werden. Die Zusammensetzung der Fremden ist naturgemäß eine andere geworden. Durch die von den verschiedenen Fronten kommenden oder wieder hinausgehenden Feldgrauen aller Grade merkt man den fernen Krieg, durch die deutschen und aus befreundeten und verbündeten sowie auch neutralen Ländern stammenden Geschäftsleute — viele unter ihnen haben mit den verschiedenen amtlichen Einkaufzentralen zu tun — die rege Geschäftstätigkeit des deutschen Volkes auch während des Krieges, und selbst der nahe Orient beginnt sich vielfach auf Kosten der früheren Rivalin, Paris, stark bemerkbar zu machen.

Der Zusammenbruch des internationalen Weltreiseverkehrs wirkte auch für die Hotelangestellten geradezu katastrophal. Eine schwere Zeit, für viele Tausende unter ihnen geradezu eine Leidenzeit brach über sie herein. War doch gerade bei Ausbruch des Krieges die „Saison" in vollem Gange, alle Kurorte und Sommerfrischen im Lande, an der See und im Hochgebirge waren überfüllt, als diese ewig denkwürdigen Stunden und Tage alles zu einer überstürzten Abreise veranlaßten. Die Besitzer schlossen ihre Hotels und entließen ihre Angestellten. Was hätten sie auch anderes tun sollen? Waren doch trotz des herrlichen Wetters in Hotels, die Hunderte von Gästen beherbergen konnten, keine oder fast keine Gäste zurückgeblieben.

Wie alle anderen Berufe folgten auch die deutschen Hotelangestellten begeistert dem Rufe des Vaterlandes, viele meldeten sich freiwillig, auch aus dem Auslande, von wo es manchem nur unter Überwindung der größten Hindernisse und Erschwerungen aller Art möglich war, seine Dienste dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Trotzdem gelang es sogar einer größeren Anzahl von Übersee, aus Südamerika, viele Wochen nach Kriegsausbruch noch, die heiß ersehnte Heimat zu erreichen. Aus England waren es nur wenige — sie konnten dort bis zum letzten Augenblick nicht an einen Krieg mit Deutschland glauben — verhältnismäßig viele konnten noch

rechtzeitig Frankreich verlassen, ebenso Belgien, aber kaum einer Rußland.

Kein Beruf oder Stand in Deutschland wird von sich auch nur entfernt behaupten wollen, mehr wie ein anderer in dem großen Kriege für sein Vaterland geleistet zu haben — hat doch die treue Zusammenarbeit aller Stände und Klassen erst unsere herrlichen Erfolge möglich gemacht.

So haben auch die Hotelangestellten ihre Pflicht bis zum äußersten getan, und ihre besonderen Fähigkeiten in manchen Dingen kamen ihnen dabei oft sehr zustatten. Davon insbesondere die im betreffenden Lande selbst erlernte fremde Sprache — oft sehr wertvoll bei Patrouillengängen usw. — und ihre Kenntnisse im Kochen. Kam es doch nicht selten vor, wenn kein Koch vorhanden, daß Kellner mit den geringsten Hilfsmitteln ein schmackhaftes Mahl zuzubereiten wußten — ohne je selbst gekocht zu haben. Da jeder einigermaßen gut geschulte Kellner die Zusammensetzung und Zubereitung der Speisen mindestens theoretisch kennen muß, ist dies wohl begreiflich. Wenn die Liebe wirklich durch den Magen geht, dann wird schon aus diesem Grunde mancher Feldgraue den Hotelangestellten ins Herz geschlossen haben, ganz abgesehen davon, daß er ihn als Kamerad auch einmal von einer anderen Seite kennen lernte, und diese Liebe wird hoffentlich auch über den Krieg hinaus fortbestehen — im Interesse und zum Vorteil des ganzen Berufes!

Wie über fast alle Auslandsdeutschen, so brach auch über die deutschen Hotelangestellten im Auslande eine schwere Zeit herein, gar mancher wird während dieser Zeit des Elends und der Leiden Schaden an seinem Geiste und Körper gelitten haben, der zuweilen nicht mehr wieder gutzumachen ist. Ist es denn verwunderlich, daß eine jetzt schon fast zweijährige Gefangenschaft und die damit verbundene Untätigkeit sowie häufig ungenügende Beköstigung und Behandlung, wie sie bei uns „Barbaren“ unbekannt sind, ihre schädlichen Wirkungen äußern?

Unter diesem wenig beneidenswerten Los schmachten allein nach ziemlich sicheren Schätzungen mehr als 10 000 Hotelangestellte in England und Frankreich sowie auf der Insel Malta. Die Verhältnisse in den englischen Lagern haben sich mit der Zeit gebessert, vieles hängt natürlich auch von der mehr oder weniger großen Menschenfreundlichkeit des jeweiligen Lagerkommandanten ab. Die Zustände in den französischen Lagern sollen auch jetzt noch viel zu wünschen übriglassen, während die auf der Insel Malta internierten Gefangenen — sie stammen ausnahmslos aus Aegypten — hauptsächlich unter dem Klima leiden. Nicht unerwähnt möge die Tatsache bleiben, daß man in England einer Anzahl Deutscher gestattete, nach Amerika zu reisen. Von dieser Vergünstigung machten z. B. verschiedene deutsche Hoteldirektoren begreiflicherweise gern Gebrauch. Es dürfte sich dabei um wenige Bevorzugte handeln, die als Leiter der vornehmsten Hotels Gelegenheit hatten, mit den höchsten Kreisen der englischen Hauptstadt in Berührung zu kommen, und sich allerseits größter Wertschätzung erfreuten.

Der deutsche Hotelangestellte im Auslande wäre ein Kapitel für sich und soll hier in Verbindung mit dem Weltkriege notwendigerweise nur erwähnt werden. Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Stresemann hat unlängst in einem Vortrage u. a. auch den deutschen Kellner als Pionier des Deutschtums im Auslande bezeichnet, und das mit vollem Rechte. Da aber auch der deutsche Koch, Hotelbuchhalter und Hoteldirektor — die letzteren beiden haben fast immer die Kellnerlaufbahn durchgemacht — in Frage kommen, dürfte der Ausdruck „Hotelangestellte“ richtiger sein. Welcher weitgereiste Deutsche hat sich wohl vor dem Kriege noch gewundert, in sämtlichen europäischen Hauptstädten, ja selbst in Nord- und Südamerika, an der Riviera sowohl als auch in Kairo und Oberägypten deutsche Hotelangestellte anzutreffen? Es war für ihn eine Selbstverständlichkeit und gab zugleich ohne weiteres die Gewähr dafür, daß man gut aufgehoben ist.

Seit Jahrzehnten war es der junge deutsche Hotelangestellte gewohnt, möglichst sofort nach vollbrachter Lehrzeit nach England und Frankreich oder auch der französischen Schweiz zu gehen, um sich die Sprachen im fremden Lande selbst anzueignen, aber auch um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen. Dies wurde ihm durch die verschiedenen Berufsverbände sehr erleichtert, als deren bekanntester und auch im Auslande verbreitetster der „Genfer Verband der Hotel- und Restaurant-Angestellten“, Sitz Dresden-A., gilt. (So genannt, weil 1877 in Genf gegründet, der Sitz wurde jedoch bereits 1895 nach Dresden verlegt.) Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß sein großes Klubhaus in London gegen Zeppelingefahr versichert und bis jetzt unversehrt geblieben ist. Seine internierten Mitglieder — in England allein rund 3000 — werden sowohl von Dresden aus als auch von den amerikanischen Mitgliedern mit Liebesgaben und Geld von Zeit zu Zeit unterstützt, die in französischen Lagern und auf der Insel Malta ebenfalls von Dresden und durch ein bekanntes Mitglied in Spanien, zum Teil ebenfalls aus Amerika. Nebenbei sei auch erwähnt, daß der „Genfer Verband“ seit Kriegsausbruch auch die Frauen und Kinder seiner Krieger und internierten Mitglieder, teilweise sogar deren bedürftige Eltern unterstützt, um auch ihnen das Durchhalten zu erleichtern, und auf sonstige, noch mancherlei andere Art viele Tränen getrocknet hat.

Sobald der junge Hotelangestellte die Sprache erst einigermaßen beherrschte, wurde es ihm auch nicht schwer gemacht, im fremden Lande festen Fuß zu fassen. Trifft doch auch auf ihn durchaus das bekannte Wort mindestens teilweise zu: der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Desto mehr aber galt er im Auslande; denn nicht um seiner mehr oder weniger schönen Augen willen hat man ihn dort festgehalten, nein, im ureigensten, materiellen Interesse! Die dem Deutschen angeborenen und anerzogenen wertvollen moralischen guten Eigenschaften — nicht zuletzt durch den jetzt dort so viel geschmähten „Militarismus“ — wie Disziplin, Pflicht und Treue, waren es in der Hauptsache, die auch den deutschen Hotelangestellten im Auslande so gesucht machten, aber niemals seine Nationalität als Deutscher an sich. Hinzutraten ferner die guten allgemeinen Schul-, Sprach- und Fachkenntnisse, da man im Auslande fast überall eine eigentliche Lehrzeit in diesem Berufe nicht für notwendig hält; die einheimischen Angestellten sind dafür aber auch meist entsprechend ungeschult. Jedenfalls ist es bis jetzt nicht gelungen, den deutschen Hotelangestellten, abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen, in England oder Frankreich einigermaßen gut nachzumachen — wie so manches andere — und dies dürfte auch so schnell nicht

gelingen, obwohl es an Versuchen und sogar behördlicher Protektion selten gefehlt hat.

Gewiß hat gar mancher im Auslande eine schöne Existenz und meist bessere Verhältnisse als in seinem Vaterlande gehabt, und nicht wenige haben sich dort ein Heim und Familie gegründet. Noch viel mehr Vorteil hat jedoch die fremde Hotelindustrie aus den Fähigkeiten und guten Eigenschaften ihrer deutschen Angestellten gezogen — waren es doch diese, die einen geregelten Betrieb und die Blüte einer ausländischen Hotelindustrie häufig erst ermöglichten. Diese guten Kräfte, die wohl in der großen Mehrzahl den begreiflichen Wunsch hegen, nach den gemachten Erfahrungen, baldigst nach Friedenschluß, sich wieder in der Heimat niederzulassen, unserem eigenen Vaterlande nutzbar zu machen, hat auch der Staat und die Allgemeinheit ein Interesse daran. Sicherlich wird zum mindesten in den ersten Jahren nach dem Kriege der Haß und die Verblendung unserer jetzigen Feinde dafür sorgen — teilweise hat man dies aus Neid schon vor dem Kriege versucht, selbst wenn zum eigenen Schaden — daß der Hotelangestellte in jenen Ländern nicht gleich wieder Stellung findet. Selbst auf manche neutrale Länder dürfte dies zutreffen. Wie wäre es sonst möglich, daß jetzt während des Krieges in Lausanne eine Fachzeitung mit dem ausdrücklichen Programm gegründet werden konnte: Bekämpfung der deutschen Hotelangestellten. Und der Schweizer Hotelier-Verein stellt sich auf den Standpunkt: Schutz der einheimischen Arbeitskräfte, obwohl man dort bisher schon, genau wie in den feindlichen Ländern, einen deutschen Angestellten sicher nicht seiner Nationalität wegen, sondern im eigenen Interesse und seiner guten Eigenschaften halber beschäftigt hat. Es dürfte wohl fast allgemein bekannt sein, daß der größte Prozentsatz aller Besucher der Schweiz Deutsche sind, die Schweizer selbst bilden nur rund 20 Prozent der Schweizer Hotelgäste. Luzern hatte laut amtlicher Statistik im Jahre 1913 an deutschen Gästen verzeichnet: 65 542, das sind so viele, wie Engländer, Nordamerikaner, Franzosen, Belgier und Holländer zusammengenommen! (66 830).

Sollte demnach der geplante Wirtschaftskrieg nach dem jetzigen Kriege wirklich einsetzen — obschon dieser wohl kaum im Interesse irgendeiner Nation liegt, und besonders der Weltreiseverkehr würde darunter sehr leiden — so müßte auch dafür Sorge getragen werden seitens der Behörden und jedes einzelnen Deutschen, daß auch der deutsche Reiseverkehr in neue Bahnen gelenkt wird. Dafür kämen in Frage die herrlichen Gegenden Deutschlands selbst in erster Linie, ist es doch Tatsache, daß mancher Deutsche das Ausland zum Vergnügen aufsuchte, ohne die gleichen Schönheiten seines eigenen Vaterlandes zu kennen. Wieviel Geld wanderte nicht allein nach Monte Carlo, Nizza und Italien! Die gleichen Sehenswürdigkeiten, gesundheitlichen Vorteile und landschaftlichen Schönheiten hat jedoch in nicht viel geringerem Maße die österreichisch-ungarische Riviera, Griechenland und der sonstige Orient aufzuweisen. Besonders dürfte Konstantinopel und die Türkei überhaupt fast als Neuland für den deutschen Reiseverkehr in Frage kommen.

Unter solchen Umständen dürfte es dann auch dem deutschen Hotelangestellten nicht schwer fallen, anstatt des verlorenen Auslandes in seiner eigenen Heimat und den Ländern der uns verbündeten Staaten eine erträgliche Existenz zu finden und auch in den letzteren als deutscher Pionier sich wieder zu betätigen.

Eine andere Sorge aber ist es, die zugleich unsere deutschen Hotelangestellten, sowohl in Schützengraben als auch die im Ausland zurückgehaltenen, bedrückt, wie aus zahlreichen Zuschriften an die Fachpresse hervorgeht. Es ist dies die Frauenfrage! Auch hier hat die Frau wie fast in allen Berufen es verstanden, „Eroberungen" zu machen, allerdings anderer, friedlicherer Art wie unsere Krieger in Feindesland. Sie dürfte vielleicht nicht immer gewillt sein, sie beim Friedenschluß ohne weiteres wieder gutwillig herauszugeben. Da sie billiger arbeitet wie der Mann und auch sonst das „Ewig-Weibliche" viele Gäste hinan- oder wenigstens anzieht, so sind die oft bangen Fragen vieler feldgrauer Hotelangestellten nicht immer ganz unbegründet. Auf der anderen Seite aber wollen sie es einfach nicht glauben — und dürfen es auch nicht, wenn ihre Kampffreudigkeit nicht leiden soll — daß sie als Dank für die ungeheuren Opfer verschlechterte Arbeitsverhältnisse oder gar Stellenlosigkeit ernten würden. Sicherlich muß diese wichtige Frauenfrage, die ja alle Berufe fast ausnahmslos ernstlich angeht, mit Hilfe des Staates und der berufenen Standesorganisationen eine für alle Teile zufriedenstellende Lösung finden.

Dann wird es vielleicht auch möglich gemacht werden, daß ein anderes Problem — die leidige Trinkgeldfrage — endlich einmal gelöst wird im Interesse aller daran Beteiligten und des Ansehens eines ganzen Standes. Man sollte doch glauben, daß ein Staat, der sich gegen eine Welt von Feinden siegreich zu behaupten gewußt, und ein Stand, der gleich allen anderen die größten Opfer gebracht hat — er bleibt weder an Auszeichnungen, einschließlich „Eiserne Kreuze 1. Klasse" und Beförderungen, noch auch an gefallenen Helden, prozentual gerechnet, hinter seinen anderen deutschen Brüdern zurück — in gemeinsamer Arbeit auch diesen gemeinsamen Feind besiegen könnten!

Ein billiger und feiner Kriegsbraten.

Von Dr. Grothe, praktischer Arzt, Bargteheide.

Eigentlich ist die Überschrift nicht bezeichnend genug. Richtiger, wenn auch umständlicher müßte es heißen: Ein billiger, feiner, sehr wohlschmeckender, leicht zu beschaffender Braten, der jetzt in der Kriegzeit besonderes Interesse beansprucht.

Es handelt sich um die junge Saatkrähe. Sie ist in ganz Deutschland verbreitet und lebt in Siedelungen, im Gegensatz zu den gewöhnlichen oder Aaskrähen und den Nebelkrähen, die alle mehr zu einzelnen Paaren, so aber fast überall, anzutreffen sind. Wo Waldungen sich finden, sind aber auch die Siedelungen der Saatkrähen, wenn auch räumlich einige Kilometer bis einige Meilen voneinander getrennt, fast überall vorzufinden. Das Gefieder der Saatkrähe, besonders des älteren Vogels, ist durchweg stahlblau, die Schnabelwurzel des letzteren ist unbehaart, glatt; bei den jungen Tieren und bei den

übrigen Krähen ist sie behaart. Die Saatkrähen sind in Deutschland Zug- oder auch Strichvögel, suchen zum größten Teil im Winter gemäßigtere Gegenden auf. Die Nahrung besteht zum Teil aus Korn, besonders der jungen Aussaat, weswegen die Tiere auch schädlich sind, jedoch vorwiegend aus Larven, Käfern, Engerlingen, Maikäfern usw., so daß wahrscheinlich der Nutzen den Schaden erheblich überwiegt. Wenigstens wünschten in einer mir bekannten Gegend die Landleute, die anfangs die Vernichtung einer ihnen sehr schädlich dünkenden Krähenkolonie mit Freuden begrüßt hatten, nach gänzlichem Abzug der Krähen letztere sehnsüchtig zurück wegen der nun plötzlich gewaltig überhandnehmenden Schädlinge der genannten Art. Es dürfte daher meistens verkehrt sein, die gesamte Krähenkolonie mit Gewalt zu vertreiben, was übrigens schwierig ist und am leichtesten noch während der Brutzeit durch permanentes Verscheuchen der alten Tiere zu erreichen wäre, da dann die Eier faulen und der Kolonie der alte Platz vergrämt wird.

Anders ist es mit dem Abschuß. In der Zeit, in der die jungen Krähen anfangen, flügge zu werden, und so recht dumm und schwerfällig und recht wohlgenährt in der Nähe des Nestes umhersitzen, sind sie zunächst sehr leicht zu schießen. In dieser Zeit werden sie von den Alten besonders kräftig gefüttert, wozu jetzt in erheblichem Maße wohl die junge Aussaat der Umgebung herhalten muß. Es bleiben aber auch nach kräftigem Abschuß noch viel zuviel Exemplare am Leben, als daß der Bestand der Kolonie dadurch gefährdet werden könnte. Irgendwelche Skrupel, die dem Jäger bei der im allgemeinen vorwiegenden Nützlichkeit der Krähen doch noch auftauchen könnten, werden aber beseitigt durch den Umstand, daß ein regelmäßiger, rechtzeitiger jährlicher Abschuß den Bestand der Kolonie geradezu zu gewährleisten scheint, da man die Erfahrung gemacht hat, daß stets ganz in Ruhe gelassene Kolonien allmählich von selbst eingehen. Wenn auch noch andere Gründe hierfür mitsprechen mögen, so scheint in erster Linie der verschärfte Kampf ums Dasein den Erhaltungstrieb der Tiere zu steigern und sie mit besonderer Widerstandskraft auszustatten, nach dem großen Gesetze, das für die gesamte lebende Welt gilt.

Es kommt aber nun noch eins hinzu, was den Abschuß rechtfertigt, und dies scheint mir noch viel zu wenig bekannt zu sein. Das ist die Tatsache, daß wir in der jungen Saatkrähe ein außerordentlich nahrhaftes und wohlschmeckendes Tier vor uns haben. Das ist jetzt in der Kriegszeit zweifellos sehr wichtig, da wir selbstverständlich den feinen Braten tadellos konservieren und so den eventuell plötzlich angehäuften großen Vorrat über das ganze Jahr verteilen können. Der Abschuß wird von den Jägern aus jagdlichen und Nützlichkeitsgründen in den meisten Kolonien vorgenommen werden, allein ich fürchte, daß auch wohl meistens, von einigen Gegenden abgesehen, in denen man die Saatkrähe auch von der schmackhaften Seite seit langem kennt, die geschossenen Tiere als Kadaver behandelt und einfach eingegraben werden. Und das ist, wie mir jeder Kenner bestätigen wird, jetzt geradezu Sünde und Jammer.

Der Abschuß selbst gestaltet sich folgendermaßen. Was zunächst die Zeit des Abschusses betrifft, so beginnt sie in Norddeutschland durchschnittlich um den 20. Mai und währt 3—4 Wochen. Die Kolonie befindet sich meistens in kleinen Waldungen, verteilt sich über einen bis mehrere Hektare. Die Nester finden sich vorzugsweise in Buchen, in denen sie oft zu 20—30 und mehr, dichtgedrängt, oft sehr hoch, anzutreffen sind; aber auch hohe Kiefern beherbergen die Nester in der gleichen Menge. Einige Jäger begeben sich mit gewöhnlichen Vogelflinten auf den Schlachtplan, als Munition verwenden sie fast nur die gewöhnlichen 6-Millimeter-Kugelpatronen und für die besonders hohen Nester 6-Millimeter-Short-Schrotpatronen. Jeder pirscht ein kleines Revier ab und schießt fast senkrecht die in einer Entfernung von einem oder besser mehreren Metern vom Nest sitzenden jungen Tiere ab. Letztere Angabe ist wichtig; die in unmittelbarer Nähe des Nestes sitzenden Tiere sollten nicht geschossen werden, da sie, wenn nur angeschossen, sich oft mühselig zum Nest schleppen, hier verenden und so für den Jäger verloren sind. Bei der Schwerfälligkeit der feisten Tiere werden dagegen die etwas weiter entfernt sitzenden eventuell durch eine zweite oder dritte Kugel doch noch heruntergeholt. Sie fallen wie ein Klumpen Unglück plump zu Boden, ein Schlag mit der Gerte in den Nacken tötet sie dann vollends und erspart ihnen weitere Qualen. Die alten Krähen überfliegen in großer Höhe laut krächzend ängstlich ihren Heimatsitz; wenn wir daran denken, daß wir nach oben gesagtem durch den Abschuß indirekt für ihre Art sorgen, verlieren wir wohl eine etwa in uns aufsteigende Sentimentalität. Nur selten wird ein alter Vogel mit abgeschossen; man kann ihn leicht als solchen erkennen, und er wird ausgemerzt, da seine Verwendung sich nicht lohnt. Übrigens sind die jungen Tiere in der Zeit des Abschusses am dicksten; die völlig flügge gewordenen Tiere verlieren in den nächsten Wochen einen Teil ihres Gewichts, da sie die mütterlichen Fleischtöpfe entbehren müssen und auf sich selbst angewiesen sind, auch ihre Muskeln jetzt zu Anstrengungen betätigen müssen. Nach größerem Abschuß muß ein „Sammelwagen" zur Stelle sein, die Füße der Krähen werden abgeschnitten, da die Jäger das Schußgeld nicht einbüßen wollen; jeder Vogel bekommt eine Schlinge um den Hals, zu je 10 bekommen sie eine weitere Schlinge, und so werden sie in Bündeln auf starken Gerten aneinandergereiht quer über den Wagen gelegt und auf den Stapelplatz gefahren. Einer starken Kolonie kann man zu 3—4 Jägern während der ganzen Zeit des Abschusses ruhig täglich zusetzen; hat man aber einen großen Abschuß veranstaltet, so läßt man besser die Tiere vorerst einige Tage in Ruhe.

Nun geht es an das Präparieren des Bratens. Es werden im allgemeinen nur die Brüste und Schenkel, beides ohne Haut, verwertet, doch kann man, was besonders jetzt in der Kriegzeit in Betracht kommt, ebenso auch den Rücken verwenden. Die Brüste werden herausgelöst; vorn am Brustbein wird mit dem Taschenmesser ein kleiner Hautschnitt gemacht, nachdem die Federn dort ein wenig gerupft sind. Die Haut wird leicht nach allen Seiten abgelöst, dann die Brust leicht mit stumpfer Gewalt herausgetrennt. Eventuell hilft man mit dem Taschenmesser etwas nach. Ebenso werden die Schenkel herausgelöst, alles gut von Federn gesäubert, gewaschen, und der Braten ist zur Zubereitung fertig.

Man kann jetzt Brüste und Schenkel, eventuell auch den Rücken, einige Stunden wässern, auch eine Nacht in Buttermilch legen, wodurch sie besonders mürbe werden; doch nötig ist das nicht. Nun wird im gewöhnlichen Brattiegel das Fleisch, wenn möglich mit Speck umwickelt, in dem zur Verfügung stehenden Fett — am feinsten ist natürlich Butter und Rahm — bei mäßigem Feuer eine knappe Stunde lang

wie ein junges Hähnchen gebraten. Für einen tüchtigen Esser rechnet man drei (höchstens vier) Krähen, d. h. also drei Brüste und sechs Schenkel. Man wird sich wundern über die Größe der Stücke, die man mit dem Messer von den Brüsten abschneiden kann. Übrigens ist die junge Krähe so groß wie eine Dohle, dabei, wie schon oben erwähnt, besonders feist. Hierzulande bezahlt man die Krähen mit 0,20 M. für das Stück, man hat also zweifellos ein billiges Fleischessen vor sich; in vielen Gegenden wird man bis jetzt die Krähen gewiß leicht umsonst haben bekommen können. Das Fleisch ist fest, sehr wohlschmeckend, sättigt außerordentlich; es ist vielleicht als ein Mittelding zwischen Enten- und Gansfleisch einerseits und Hühnerfleisch anderseits zu bezeichnen. Viele Kenner finden einen Schnepfengeschmack heraus. Man konserviert das Fleisch in der üblichen Art in den gewöhnlichen Einkochapparaten.

Weswegen man bis heute im allgemeinen die Saatkrähe noch so wenig verwendet hat, ist mir nicht ganz klar; in einigen Städten wird sie seit Jahrzehnten als Leckerbissen angesehen, in anderen, ersteren womöglich sogar direkt benachbarten Städten so gut wie gar nicht gegessen. Vielleicht stößt man sich wegen einer damit verbundenen vagen Vorstellung an dem manchem verächtlich klingenden Namen „Krähe", vielleicht hat man bei einem Versuch mit ihr oft die Zubereitung nicht gekannt und die Haut mitgebraten, wodurch der sonst so feine Geschmack, wohl wegen der Fettdrüsen der Haut, sofort widerwärtig wird.

Sollten diese Zeilen, die, um dem Leser die Sache sofort ganz mundgerecht zu machen, absichtlich etwas ausführlich gehalten sind, ein Scherflein zur Linderung der jetzt in der Kriegzeit herrschenden Fleischnot beitragen, so würde der Hauptzweck derselben erfüllt sein. Doch bin ich überzeugt, daß die Kriegsliebhaber der Krähe auch Friedensliebhaber derselben bleiben werden.

◇ ◇ ◇

Am Ausguck.

Wie gern hätten die Russen sich 1914 der Person Hindenburgs bemächtigt — das ging nicht. Jetzt haben sie zur Entschädigung ihren eigenen Kriegsminister gefangengenommen; immerhin ein kleiner Erfolg. Väterchen Suchomlinow ist verhaftet.

Seine grammatischen Fehler (er verwechselte immer das Fürwort „mein" mit dem Fürwort „dein") ergaben den Schritt als wünschenswert.

Als Kriegsminister kannte Suchomlinow das Wort „Stahl" bloß kleingeschrieben und als Imperfektum.

Er betrieb vorwiegend die Aufstapelung von Draht (man spricht von hundert Millionen Rubel) — ein Drahthindernis gab es für ihn nie.

* * *

In der „Minna von Barnhelm" erklärt ein Schwindler, dem das Geld ausgeht er werde „Rekruten" holen — in diesem Sinne kümmerte sich Suchomlinow um Rekruten; und von Ausrüstungsangelegenheiten beschäftigte ihn bloß die Frage der blanken Knöpfe.

Schließlich nahm er, der nie ein Fort eingenommen hatte, wenigstens einen Flügel der Peter-Pauls-Festung ein.

Die vereinigten Moskauer Bulljongkeller übersandten ihm dorthin ein Ehrenschriftstück, erhoben ihn zum Meister vom Stuhl und legten einen kunstvoll gearbeiteten goldenen Dietrich mit Rechnung bei.

Bei diesem Anblick erschien in Suchomlinows Augenwinkel eine Träne. Er weinte sie, was bei ihm selbstverständlich ist, verstohlen.

Aber der „Russe" Karl Lehmann aus Dorpat, zurzeit in der mecklenburgischen Landwirtschaft als Kriegsgefangener beschäftigt, äußerte zu dem Fall: „Seit er sitzt, wissen wir, daß Rußland einen großen Brummer hat."

* * *

Nachdem Serbien allgemein im Stich gelassen worden ist, wird ihm eine Flotte versprochen.

Die Leiter des Vierverbandes, die Serbiens Untergang zuließen, die Hände in den Taschen, wollen ihm je zwei gebrauchte Kriegskähne stiften, wenn sich Serbien bis an die See ausgedehnt hat.

Da nun Serbien überhaupt nicht mehr besteht, wird es nicht leicht sein, die zwei Schiffseinheiten anzubringen — und sie den Alteisenhändlern ungebührlich vorzuenthalten.

Eine Flotte für Serbien! Der ganze Vorgang wirkt so, als ob man jemand nach seinem Tod eine Villa anbietet.

Bei den Japanern werden manche Kämpfer nach ihrer Beerdigung um einen Dienstgrad erhöht — macht sich hier schon gelber Einfluß fühlbar?

* * *

Wenn man von diesem Totenkultus der Entente absieht, ist der Fall auch folgendermaßen zu denken:

Ein Vormund läßt sein Mündel splitterfasernackt in der kalten Winternacht stehen — und ruft von seinem Platz hinter dem Fenster: „Ich werde dir später mal ein Ballkleid schenken." Das Mündel antwortet: „Vorläufig Strümpfe! und ein Badelaken! oder eine alte Zeitung zum Zudecken!"

* * *

Oder jemand sieht ruhig zu, wie einem anderen die Beine abgehackt werden, und schlägt ihm dann vor, er solle gratis Tanzunterricht kriegen.

* * *

Da nach dem Tode Serbiens diesem ehemaligen Staat eine Flotte zufällt, wird vielleicht zum Admiral der verstorbene König Milan mit rückwirkender Kraft ernannt.

Die Flottenstation liegt in den berühmten Marskanälen, wo die junge serbische Marine vor Ueberraschungen durch Ueberfälle gesichert sein wird. Stellvertretender Flottenchef ist der Mann im Monde.

* * *

Indes erfolgt der britische Vorschlag, den Rest der Serbenarmee am Wardar zu opfern.

Dieser ehrende Ruf Großbritanniens: „Serbeans to the front — Serben an die Front!" findet nicht alle Dankbarkeit, die sich erwarten ließe. Man fürchtet, daß die Flotte dann keine Mannschaft mehr haben könnte...

Dennoch sorgt England weiter dafür, daß die kleinen Völker (namentlich bei Sturmangriffen) nicht zu kurz kommen, sondern voll berücksichtigt werden.

* * *

Denken wir an die Frage des Essens, so pocht an mein Gedächtnis der Einwand eines Lesers gegen das neulich hier besprochene Verbot, in Speisehäusern die Gänge auf Platten zu reichen.

Dieser Leser, der offenbar ein Mann vom Fach ist, beklagt sich, daß durch die neue Verordnung alle Ueberbleibsel zum Hundefutter gemacht werden — wohingegen bisher das Nichtgegessene, das auf der Platte blieb, für die Angestellten Verwendung fand.

Ich halte den Erlaß für gut, um so mehr, wenn diese Verwendungsart wirklich bis jetzt Brauch war. Es soll auch gesagt werden warum.

Der manierliche Gast benutzt zwar zum Vorlegen das hierfür bestimmte Besteck, das auf der Platte liegt Es gibt aber viele nicht manierliche Gäste, die mitten in der stürmischen Begeisterung des Kauens mal einen raschen Griff mit ihrer Gabel, womit sie essen, in die Platte tun. Sollen diese Reste den Angestellten „zugute kommen"?

Nein; die Verordnung empfindet sozialer. Sie bedeutet nicht nur eine Kriegsmaßregel, sondern im Interesse der Reinlichkeit etwas Förderliches — auch für die Zeit, wo der Friede, der liebliche Knabe, wie Schiller singt, am Bache gelagert ist.

Asmus Stehfest.

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Wieder sind im Laufe der letzten Woche mehrere kritische Punkte erledigt worden. Ganz besonders war die Einnahme der Höhe 304 mit den französischen Gräben am Nordhange ein neuer Ruck vorwärts. Ebenso unser Einbrechen in den südlichen Bereich des Termitenhügels. Damit ist eine der wichtigsten und schwierigsten Kampfhandlungen im Norden von Verdun als abgeschlossen zu bezeichnen Unsere Heeresleitung hebt rühmend hervor, mit welcher Haltung unsere stürmenden Truppen sich besonders beim Endkampfe dieser Aktion ausgezeichnet haben. Mit allen Kraft- und Machtmitteln waren von den Franzosen die verteidigten Stellungen eingerichtet und ausgebaut. Ein schier unüberwindlich schwieriges Gelände mit eingestreuten Waldstücken war zu überwinden. Trotzdem wurde die Leistung in der beabsichtigten Form fertiggebracht. Die Verluste der Franzosen bei diesem Endkampfe werden als mindestens ebenso schwer bezeichnet wie die durch die Artillerievorbereitung verursachten. Es ist wieder ein großes Stück französischen Widerstandes verblutet. Die verzweifelten Versuche, durch Gegenangriffe unserm stetigen Druck Einhalt zu gebieten, die durch drakonische Befehle der französischen Heeresleitung vorwärts getrieben wurden, waren ebenso blutige und vollkommen nutzlose Opfer. Man darf wohl schätzen, daß die Massen, die der Feind bei Verdun zusammengeballt hat, doppelt so zahlreich sind wie unsere Kräfte, obgleich sich das natürlich nicht mit Sicherheit übersehen läßt. Bezeichnend jedoch ist es, daß in Frankreich ausdrücklich erwähnt wird, daß an einer Stelle doch noch einige Wege frei geblieben seien, auf denen Verstärkungen von der zweiten Linie herangezogen werden könnten. Das ist ein Zugeständnis zu der unsererseits seit langen Wochen festgestellten Tatsache, daß das französische Verteidigungsystem zu einer starren Bewegungslosigkeit durch unseren umklammernden Druck verurteilt ist.

Etwas naiv sind die Versuche französischer Blätter, unsere Oberste Heeresleitung zu einer Äußerung zu reizen, aus welcher der Feind Schlüsse auf unsere Pläne machen könnte. Es werden Äußerungen verbreitet, die so klingen, als ob die französische Heeresleitung das ganze Verdun mit allen seinen schweren Kämpfen nicht als den eigentlichen bedrohten Punkt ansieht. Das gallische Temperament setzt in schlechter Kenntnis deutschen Charakters die eigene Ruhmredigkeit bei uns voraus. Der Feind hat immer noch nicht gelernt, daß wir nicht mit Redensarten, sondern nur mit Tatsachen rechnen.

Ein Gegenstück zu der theatralischen Begrüßung der sogenannten russischen Truppenlandungen wurde in der letzten Woche geliefert durch eine Truppenschau in Marseille. Englische Kolonialsoldaten, und zwar Freiwillige aus Neuseeland und Südafrika, veranstalteten Umzüge durch die Stadt. Durch nichts können diese Szenen besser gekennzeichnet werden als durch die französische Berichterstattung selbst. Diese spricht von einem unvergleichlichen Schauspiel und schildert, wie diese englischen Söldner von der begeisterten Bevölkerung mit Blumen überschüttet wurden.

Uns kann es recht sein, daß augenscheinlich die Leitung bei unsern verbündeten Feinden von England auf Frankreich übergegangen ist. Formell natürlich nicht, aber in Wirklichkeit ist es doch wohl so. England ist eben zu beschäftigt mit Rechenexempeln, und seine wahren Eigenschaften überwiegen immerhin so stark, daß das Militärische dabei für sie leicht in den Hintergrund treten kann. Inzwischen verzeichnen wir die erfolgreiche Stürmung einer Reihe von Linien der englischen Stellung bei Hulluch.

An der Ostfront wurde ein starker Vorstoß der Hindenburger bei Selburg gemeldet, der immerhin bedeutungsvoll genug erachtet werden muß, besonders erwähnt zu werden. Russische Gegenangriffe, natürlich wieder mit rücksichtsloser Aufopferung von Menschenmaterial, blieben ohne jede Einwirkung auf unser Vordringen, erhöhten vielmehr unseren Erfolg. Ebenso erging es russischen Anstrengungen, die sich gegen unsere Stellungen bei Garbunowka richteten.

Wenn auch die Meldungen von der übrigen Front im allgemeinen so lauteten, daß größere Kampfhandlungen nicht zu verzeichnen waren, so sind doch unsere Truppen ringsum stets lebendig, und gerade der Umstand, daß nichts gemeldet wird, spricht für die ruhige Sicherheit, mit der unsere Heeresleitung die Ereignisse in der Hand hat.

Im Anschluß an die letzten Meldungen vom ägyptischen Kriegschauplatz sind noch einige sehr interessante Einzelheiten berichtet worden. Die Stellung Englands an dieser Stelle wird sichtlich schwieriger. Das indische Blut regt sich stärker, als für die englischen Machthaber gut ist. Der Zusammenhang alles dessen, was zum Orient gehört, wird immer starrer zu Englands Ungunsten.

Aus den türkischen Berichten ist ersichtlich, daß an den asiatischen Fronten die Lage für die Türken in jeder Beziehung günstig ist. Gegen die Russen haben die Türken Gelände gewonnen. Sie sind im Tschoruk-Gebiet auf eine Tiefe von 8 Kilometer vorgestoßen und haben auch an anderen Teilen der russischen Front das Übergewicht.

Italiens Betätigung, die mit großen Fanfaren kürzlich als bedeutungsvoll verkündet wurde, war schon in voriger Woche verstummt. Es erweist sich des weiteren, daß die Italiener in der Tat erschöpft sind. An ihrer Südwestfront haben sie alle Infanterietätigkeit nach schweren Verlusten aufgegeben, nur das Artilleriefeuer wird noch genährt.

Es war dieser krampfhafte Versuch nur unternommen, um sich wichtig zu machen und den Verbündeten gegenüber einen Eifer zu markieren, der in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Nach eigener Erklärung sind die Italiener jetzt für anderweitige Unternehmungen unabkömmlich. In Valona machen ihnen die Österreicher das Leben sauer. Schließlich wird von ihnen auch noch verlangt, daß sie Korfu besetzen sollen, um bei dem Vergewaltigungsversuch gegen Griechenland auch eine Rolle zu spielen.

▽ ▽ ▽

Künstler-Bildnisse österreichisch-ungarischer Heerführer. Das an der Spitze unserer Zeitbilder stehende Bildnis des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich ist die Wiedergabe eines Künstlerbildes von Oskar Brück, das zu einer Reihenfolge von Bildnissen österreichisch-ungarischer Persönlichkeiten gehört. Sie umfaßt noch die Bildnisse von Kaiser Franz Joseph und von dem Erzherzogthronfolger Karl Franz Josef sowie von dem Generalobersten von Hötzendorf; diese sind in vorzüglicher Ausführung als Einzelkunstblätter zum Preise von M. 1. durch den Kunstverlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin S. W. 68, zu beziehen.



Feldmarschall Erzherzog Friedrich.

Oberkommandierender der österreichisch-ungarischen Armee.

Nach einem Kunstblatt von Oskar Brüch aus dem Verlage August Scherl G. m. b. H.



Englische Posten vor einer zusammengeschossenen Barrikade in der Liffey-Straße.

Phot. Leipziger Pressebüro.

Eine von den Aufständischen errichtete Barrikade aus Automobilen, Körben und sonstigen Hausgeräten.

Im Hintergrund zerschossene und verbrannte Gebäude der Sackville-Straße.

Die ersten offiziellen Aufnahmen von der Revolution in Dublin.



Die rauchenden Trümmerhaufen eines zerstörten Gebäudes in der Liffey-Straße in Dublin.



Phot. Leipziger Pressebüro.

Aufräumungsarbeiten in den Ruinen der Sackville-Straße.

Besonders an diesem Bilde sieht man, daß der in Dublin angerichtete Schaden viel größer sein muß, als die englischen Berichte zugeben

Die ersten offiziellen Aufnahmen von der Revolution in Dublin.



Phot. Roesigab.

Die bulgarischen Abgeordneten in Deutschland: Besichtigung des „Imperator" in Hamburg.



Prof. Schlichting. Spezialaufnahme.

Eröffnung der Großen Berliner Kunstausstellung 1916: Prof. Schlichting, Präsident der Ausstellung, hält die Eröffnungsrede.



Major Müller.



Oberleutnant Fritz van Delden.



Phot. Noack.

Leutnant Otto Poganski.



Leutnant Georg Backhaus.



Leutnant Georg Liupka.



Leutnant Graf Otto v. Bredow.



Hofphot. A. Schmidt.

Unteroffizier Walter Hermanny.



Unteroffizier Wilhelm Ritter.



Phot. Fr. Gilbert.

Vizefeldwebel Hafer.



Vizefeldwebel Kollmeier.



Phot. W. Klauske.

Unteroffizier Nitzsche.



Phot. H. Teich.

Vizefeldwebel Wienprecht.



Unteroffizier Emil Kirbs.



Unteroffizier Karl Mayer.



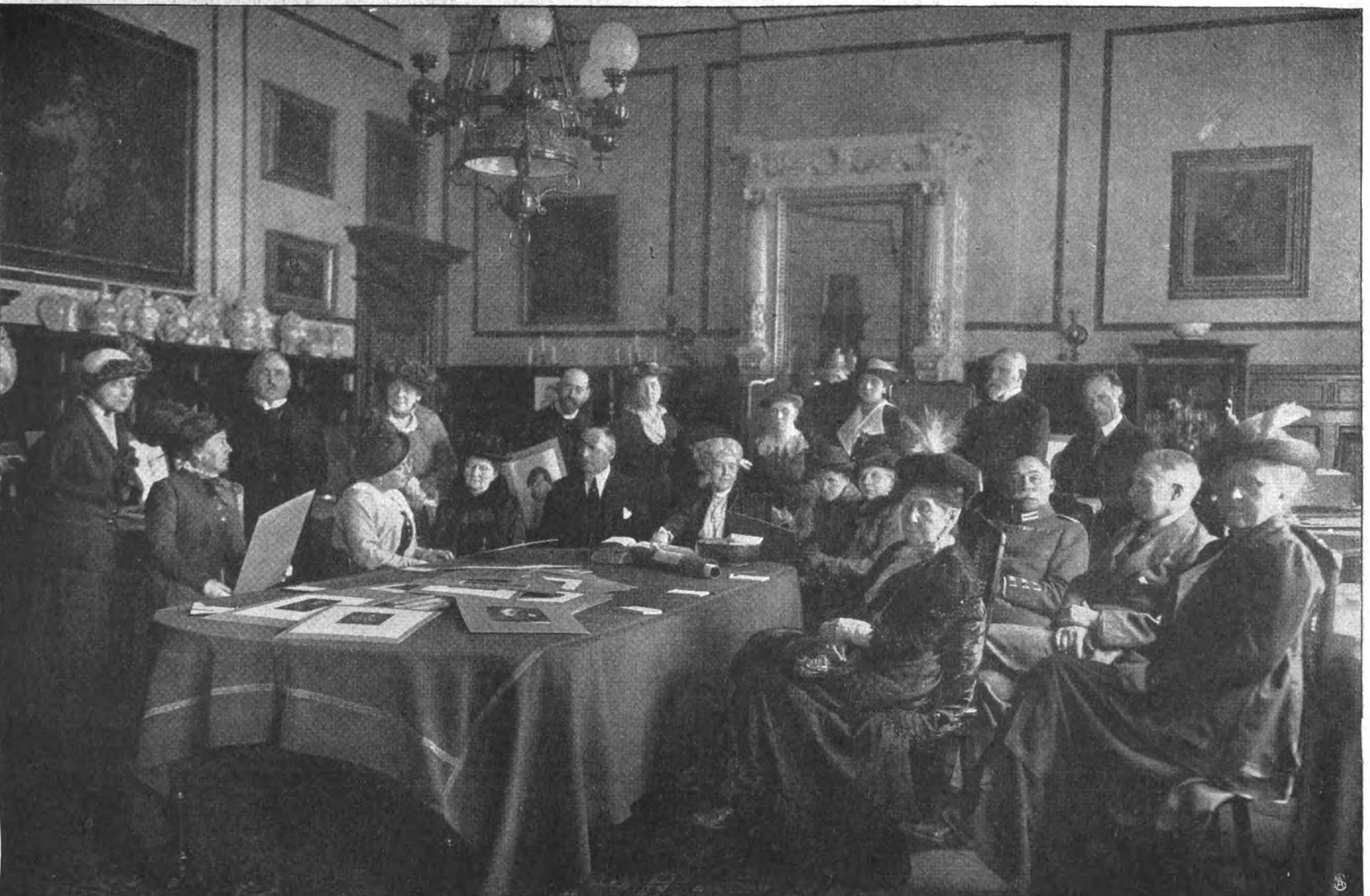
Phot. Postkey.

Gefreiter Thul.



Oberjäger A. Geitfuß.

 Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse. 



Spezialaufnahme.

Von links: Frau Dr. Goldmann, Marie von Bunsen, Kommerzienrat Selberg, Gräfin Bethusy, Gräfin Schlippenbach, Gräfin Kanitz, Herr Rothberger, Herr von Bayer, Gräfin Botho Wedel, Frl. von Pfuel, Gräfin Günther v. d. Groeben, Gräfin Radolin, Frl. Marelle, Gräfin Töreck, Frau Dr. Lehr, Frau vom Rath, Konsul Bohsen, Major Jaffée, Professor Alfred Schwarz, Baron Schlippenbach, Prinzessin Heinrich Carolath.

Vorstandsitzung bei Gräfin v. d. Groeben, der Vorsitzenden des Verbandes Groß-Berlin des Roten Kreuzes für die Kolonien,

für die Ausstellung von Bildnissen bekannter Persönlichkeiten, die am 20. Mai in der Königlichen Akademie der Künste am Pariser Platz eröffnet wird.



B. J. G.

Frau Oekonomierat Marie Mackensen †
Mutter des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.



Phot. Atelier Neuhaus, Dortmund.

Generalmusikdirektor Prof. Max Reger †
in Leipzig.



Phot. Heinrich Lichte & Co.

Unsere Truppen in Flandern: Blick durch das Kanaltor in Brügge.

Gebet.

Von Joseph von Lauff.

Ringsum verschwelende Brände
Im abendstillen Land . . .
Da falten sich meine Hände,
Das Herz zu Gott gewandt.

So feierlich die Stunde,
Die Nacht so sternenschwer!
Den Weg nur macht die Runde
Vom nächsten Graben her.

Des Himmels selige Boten
Durchwandeln nun Feld und Fließ
Und führen die Seelen der Toten
Zur Pforte am Paradies.

Die schreiten auf goldenen Stiegen
Hinauf in die schweigsame Nacht
Und künden von herrlichen Siegen,
Die Deutschlands Söhne vollbracht.

Hunderte, Tausende heben
Sich aus der blutigen Ruh,
Hunderte, Tausende schweben
Der ewigen Gottheit zu.

Da knattert's! — In bläulichen Schwaden
Zieht es um Baum und Strauch . . .
Möglich, auch ich bin geladen
Und sehe die Gottheit auch.

Polnische Flüchtlinge.

Von F. C. von Kuczynska.

Unter allen Völkern der Erde, die für ihr Vaterland geblutet haben, steht das polnische Volk in erster Reihe. Mit der Erinnerung feuchtglänzendem Auge blickt die Menschheit ihm nach. Die Hand am Schwert, mit erhobenem Schild, zerhauen den Helm, so sehen wir es durch die Jahrhunderte stürmen — es strauchelt — es rafft sich wieder empor — in seinem blühenden Ehrenkranz glänzende Siege: wie bei Tannenberg, Orsza und Wiszniowec — Lemberg und der Entsatz von Wien — und noch in den Tagen seines Unglücks ein Dubienka und Raclawice. — Dann, von der Übermacht niedergerungen, irren landflüchtig seine besten Söhne umher — und müssen den teuren Boden der Heimat meiden.

Die Liebe zum Vaterland war der Polen Martyrium. Selbst der Feind gesteht es ihnen zu. — Alle brennenden, züngelnden Leidenschaften des unruhigen Volkes — Zorn und Glut, Haß und Stolz, Neid und Habersucht — alle Farben der widerstreitenden Parteien sind in seinem Vaterlandsgefühl zu einer reinen, starken Flamme emporgelodert! In der Liebe zu Polen blieben sich stets alle Polen gleich, waren bereit zu jedem Opfer, selbst bereit, das eigene Land aufzugeben, in die Fremde zu wandern, mit Welt und Geschick zu ringen, im Elend, verlassen . . . „solange ihnen noch im Sturm und in des Glückes Ruinen die eine Hoffnung leuchtete, dem Vaterland zu dienen". — Jede nationale Begeisterung ist einseitig. Sie darf nur sich, ihre Rechte, ihre Eigeninteressen und Wünsche im Weltall anerkennen. Kein Zweifel darf den Glauben trüben, kein Vergleichen den Zweifel entstehen lassen, sollen Kraft und Schwung erhalten bleiben. An seinem Land, an seinem Volk sieht der Pole keinen Fehler. Er sieht nur sein Unglück und seine langen Heldenkämpfe. Das unglückliche Vaterland wird heißer geliebt, mit mehr Trauer und Entsagung, mit glühenden Schwüren der Empörung, mit innigeren Tränen der Hoffnung. Viel edler und heroischer ist es, das Unglück seines Volkes teilen, als bloß zu ihm stehen im Glück und sich im Licht seines Erfolges sonnen. Der feingeistige Fürst Adam Czartoryski bekennt in seinen Memoiren: „Seit meiner Jugendzeit hatte ich die Gewohnheit, nur die Dinge zu schätzen und zu lieben, die in irgendeiner Beziehung zu meinem Vaterland standen", und diese patriotische Einseitigkeit ist wohl allen Polen gemeinsam. Als im Jahre 1831 nach der furchtbaren Niederlage von Ostrolenka und der Kapitulation von Warschau polnische Flüchtlinge, über die Grenzen ihres Landes getrieben, nach Österreich und Preußen kamen, wurden sie voll Herzlichkeit aufgenommen und in ganz Deutschland von der Bevölkerung mit Bewunderung und Liebe begrüßt. Was unsere kleinen Kinder in der Schule sangen, das Lied vom „tapferen Lagienka" und die ergreifenden Klänge des „Noch ist Polen nicht verloren!", das Andenken an Madalinski, Dombrowski und Kosciuszko, die Schauder des Blutbades von Praga und des barbarischen Suvarow, der rührende Anblick der langen, traurigen Züge zersprengter tapferer Polen, dieser Kämpfer in Elend und Not, sind Bilder, unseren Herzen unvergeßlich eingeprägt. Wir sehen im Geist das Heldenmädchen Antonine Tomaszewska, die wie eine Heilige im Lager verehrt und wie ein Mann in den vordersten Reihen kämpfend die zerfetzte Fahne mit Polens weißem Adler aus dem brennenden Warschau rettet — und die zarte, junge Gräfin Emilie Plater, die ihrem Korps in der polnischen Ulanenuniform voranstürmt, um die Festung Dünaburg zu erobern, aber von den Russen verfolgt in Felshöhlen sich birgt, bis sie endlich in einer Waldschutzhütte todesmüde Obdach findet und, einer weißen, gebrochenen Lilie gleich, verscheidet, als sie den Fall Warschaus erfährt. Auch im Weltkrieg verdienen die Polen wieder als Kämpfer und Leidgenossen unser Mitgefühl. Wieder haben sie gelitten und geblutet. Diesmal war es Galizien, ein Stück von dem Herzen Österreichs, das der russische Wolf angefallen hatte und davontragen wollte. Galizien sah seine Landeskinder vom heimatlichen Boden zu uns fliehen, sich in die mütterlichen Arme der Monarchie werfen, und es sah sich plötzlich auch eng mit dem deutschen Bundesgenossen vereinigt. Jeder Atemzug, jedes Gebet der polnischen Flüchtlinge galt von nun an nicht nur der Heimat, sondern auch den verbündeten Heeren und ihren Siegen. Einer homerischen Heldenepopöe gleicht das gigantische Ringen der beiden vereinigten Länder Deutschland und Österreich-Ungarn mit ihren

Feinden, die wunderbar schnelle Rückeroberung Galiziens und das eherne Sichvorwärtsschieben unserer Heere, dieser Mauer von Stahl und Eisen, in die Eingeweide Rußlands. Eine Epopöe auch das Heranbrausen des flüchtigen Menschenstroms in die Monarchie, das monatelange atemlose Harren der Tausende und aber Tausende, ihre zitternden Hoffnungen, ihre zerstörten, zersprengten Schicksale, ihre angstvoll auf die entrissene Heimat gerichteten Blicke — und dann ihr Freudentaumel, ihr ausbrechender Jubel, als sie „ihr Lemberg" wieder hatten. Tiefe Rührung überkam selbst die im Krieg gehärteten Seelen der österreichischen und deutschen Heerführer, als die jauchzende Ekstase der Befreiten die Sieger bei ihrem Einzug in die galizische Hauptstadt begrüßte. Aus allen Fenstern regnete es Blumen herab. Entblößten Hauptes kamen die Stadtältesten und vornehmsten Bürger den einrückenden Truppen entgegen, deren Führer von der begeisterten Menge im Triumph auf den Schultern durch die Stadt getragen wurde. Auch unter den polnischen Flüchtlingen war der Jubel unbeschreiblich. Bei der Freudennachricht von der Wiedereinnahme Lembergs, die abends vor dem Kriegsministerium in Wien verkündet wurde, sah man Greise laut schluchzen, junge Mädchen einander in die Arme sinken, Frauen, Männer, Kinder einander umschlingen und Heimatlieder singend durch die Straßen ziehen und wieder und immer wieder die österreichische und deutsche Nationalhymne verlangen. Es wehte über Gärten und Ringstraßen der warme Juniwind — heißer hauchte der Jasmin, und zwischen perlenden Tränen und jauchzenden Tönen rauschten freud- und leidvolle Lieder sehnsüchtig durch die Sommernacht: das liebliche „Nedowelied" neben dem übermütigen Krakowiak und der sanften Melodie vom sterbenden, im Wald umherirrenden, tapferen Krieger, dessen treues Roß ihn mit den Hufen ein Grab gräbt.

Die Aufnahme der vielen Tausende von Flüchtlingen, ihre Versorgung, Verpflegung und Einquartierung in Österreich-Ungarn in allen ihren Einzelheiten ist eher einer dramatischen Begebenheit vergleichbar als dem geschichtlichen Ereignis einer volkswirtschaftlichen Katastrophe. Schon die nüchternen Zahlen allein haben etwas Phantastisches, Wunderbares. 800 000 Polen und Ruthenen waren bei uns, alle verteilt in die verschiedenen Provinzen. 200 000 waren davon in Wien. Der großartige Wohltätigkeitsinn der Hauptstadt, die imposanten Opfer, die Gemeinde und Volk gebracht, sind ein Ehrenkapitel in der Geschichte dieser Stadt. Alle die Schwächen Wiens, des verwöhnten Kindes, das mit der unzerstörbaren Lebenslust seines Wiener Walzerherzens manchmal ein Schmollen der Selbstsucht bei ihm auferlegten kleinen Opfern nicht unterdrücken kann und nicht gern aus seinem gewöhnlichen Trabe der Bequemlichkeit und des Alltags aufgescheucht wird — und das doch vom leicht aufschäumenden Zorn gleich wieder zu tiefer Rührung übergeht, wenn man es recht zu nehmen weiß — alle seine kleinen Fehler verschwinden vor dem Glanze seiner nie versagenden Freigebigkeit. — An einem schönen Frühlingstag war es — die ersten Aprikosenblüten färbten sich schon rötlich und waren rosig anzusehen wie die Wangen einer jungen Wienerin, die in einer der schönen Parkanlagen saß, eifrig mit einer blütenweißen Näharbeit beschäftigt, und sich bei ihrer Gefährtin heftig über die galizischen Flüchtlinge beschwerte. „Dieses Durcheinander! — Die lauten Reden und üppigen Toiletten — in allen Speise- und Kaffeehäusern — in der Elektrischen, im Theater! Müssen die daherkommen und den schönen Frieden der Stadt stören!" „Friede? 's ist doch Krieg!" meinte die andere Wienerin vorwurfsvoll. „Und dann, sind das vielleicht arme Leute? Die brillantenstrotzenden, parfümierten Damen und die sorglosen Männer mit den dicken Uhrketten?" Ich dachte bei mir: Mein junges Fräulein, wie Sie unvernünftig reden! — „Ja wären's in Ihrem Polen blieben!" meinte eine derbe Volksfrau, die mit Behagen der Wienerin zugehört hatte. „Mir haben's auch zwei Stühl' 'brochen, meine zwei polnischen Zimmerherren — und dann — sind's schuld an der Teurung!" — „Ja, und meiner Großmutter hat einer einen Gulden g'stohl'n!" schrie ein kleines Straßenmädel dazwischen. Da erhob sich leise, wie ein Schatten von der Bank unter dem grünen Hollergebüsch, eine in tiefe Trauer gekleidete Dame. Ihre feinen, weißen Hände, die in schwarzen Halbhandschuhen steckten, bekundeten ihre vornehme Abkunft. Neben ihr ein Legionär mit blassem Knabengesicht. Wie schützend hatte sie den Arm um ihn gelegt, als er sich mühsam an seiner Krücke erhob. Nun erst sah man, es fehlte ihm ein Fuß. Wie mit einem Zauberschlage waren die Wiener Unzufriedenen verstummt. Aus dem Herzen heraus sagte die Frau aus dem Volke: „Armes Hascherl!" und ging ihres Weges. Die Dame in Trauer wankte. Die Wienerin mit der rosigen Haut und den Kornblumenaugen errötete tief, ihre Gefährtin aber war aufgesprungen und zu der Dame hingeeilt: „Kann ich Ihnen behilflich sein, gnädige Frau?" Die Dame in Trauer dankte in jenem schleppenden Deutsch, das die Polin verriet, und sich fast entschuldigend, erzählte sie in wenigen Worten ihr Schicksal. Sie war vor den Russen mit ihrer Tochter aus Galizien geflohen. Ihr Vater war bei der Verteidigung seines Gutes gefallen, der Mann in russische Gefangenschaft geraten, die Söhne waren unter die Legionäre gegangen, der jüngste wurde ihr verwundet nach Wien gebracht. „Wir sind alle zersprengt — unser Besitz ist zerstört, der Sohn ein Krüppel!" Doch mit einem unsagbar gütigen Ausdruck in ihren Madonnenaugen blickte sie zum Himmel auf: „Gott allein weiß, warum es so ist! Wir leiden alle gern für unser armes Polen!"

Neben der Dame in Trauerflor taucht in meiner Erinnerung ein Bild polnischer Flüchtlinge auf, ein kleines Ensemble, das wie ein schönes, buntes Mosaik war. Die Schwestern Aglaja, Eufemia, Ludmilla und ihr schneeweißer Papagei. Alle drei, immer in Rosa, Blau und Grün gekleidet, wohnten in einer der vielen Flüchtlingsheime, das eine von den mildtätigen Damen Wiens geschaffen hatte. Zu Hause besaßen die Schwestern Güter, Pferde, Jagdhunde, gaben ihren Nachbarn Bankette und hielten sich eine Schar Diener. Hierher hatten sie nur ihren reichen Schmuck, fast kein Geld und ihre eleganten Kleider mitnehmen können. Das kleine Kind der verheirateten Schwester, die ihrem Mann als Legionär verkleidet, ins Feld gefolgt war, begleitete sie. Der Kleine, eine Konföderatka auf dem blonden Lockenhaupt und eine Trommel im Arm, sang fortwährend: „Mutter ist ins Feld gezogen, die Russen hat sie erschlagen, die Russen sind wieder aufgestanden, da hat Mutter das Kreuz geschlagen, bis sie wieder alle am Boden lagen." . . . Das Leben der drei hoch aufgeschossenen, schönen Töchter Galiziens war eine sieghafte Glücksbejahung. Nichts scheuten sie mehr als Ärger oder Anstrengung. Der Papagei, der bald auf dem goldenen Haupte der einen

oder auf den goldenen Ringen der anderen saß, die Musik von Paderewski und Karol Szymanowski, Kleiderproben, der Spiegel und liebliche Tändeleien waren ihr Lebensinhalt. Der Anblick eines Edelsteins konnte sie minutenlang entzücken. . . . Den ganzen Tag kamen sie aus dem Spitzenschaum ihrer Negligéroben nicht heraus; erst in der Dämmerstunde kleideten sie sich zur Promenade an. Mit Takt und unsagbarer Grazie nahmen sie dankbar die Wohltaten der alten Wiener Dame mit den weißen Stirnlöckchen an, der sie bald ans Herz gewachsen waren, die oft Gemüse, Obst und Bäckereien schickte, womit dann die Schwestern abwechselnd den kleinen Neffen und ihren weißen Papagei fütterten. Vergebens bemühte sich die alte Frau, ihre Schützlinge zu einer Zeit- und Stundeneinteilung zu bewegen; die jungen Mädchen sahen niemals auf die Uhr — ohne die Mikuska, das brave, haarstruppige, mürrische Arbeitstier, das an ihnen und dem blonden Knabenidol mit fanatischer Zärtlichkeit hing, und die alles haßte, was nicht „zu uns", das heißt nicht „zu Polen", gehörte, wären sie vielleicht verhungert, denn niemand hätte an eine Speisestunde gedacht. Auch ihre Herzen mit ernsteren Zukunftsbedenken oder gar schmerzlichen Gefühlen zu erfüllen, gelang der alten, würdigen Wiener Dame nicht. Wenn sie die Schwestern zur Arbeit, Sorgsamkeit oder Ordnung antrieb, so hüllte sich Aglaja nur fester, wie abwehrend, in ihren rosenroten Schal, Eufemia schlang trällernd ein neues blaues Band durch die schwarzen Haare, und Ludmilla klapperte mit den feinen, grüngestickten Schuhen unbekümmert einen Mazurkatakt. . . . Auch als es Winter wurde und die drei Schwestern kein Geld mehr hatten, um Holz zu kaufen, hörte die Freude nicht auf, bei ihnen zu blühen. Sie tranken jetzt noch heißeren Tee und blickten noch zufriedener auf den blauen Rauch ihrer Zigaretten. Manchmal luden sie den einen oder anderen jungen Legionär bei sich zu Gaste, der dann regelmäßig für die schönen Mädchen zu schwärmen anfing und dennoch nur wagte, ihnen Verse von Mickiewicz vorzutragen. Alle Polen in diesem kleinen Kreise kannten Mickiewicz, Slowazki und die Konopnizka beinahe auswendig; auch zeichneten sie mit Leichtigkeit reizende, kleine Bilder mit der Feder, spielten alle mehrere Instrumente und schwelgten in der Erinnerung an die Musiker und Maler ihres Landes. Die jungen Leute brachten wohl manchmal, sorgfältig in Papier eingehüllt, eine Blume mit oder ein neues polnisches Buch, ein Lied, einen Farbendruck, etwa eine Kopie Matejkos oder Grottners; sie trugen alles herbei, was Freude bereiten und die Schwestern angenehm an die Heimat erinnern konnte. Da war ein Bild von martialischer Kraft — ein feiner Stahlstich, den eines Tages ein rekonvaleszenter Legionär aus den Taschen seines abgetragenen Uniformrockes hervorholte. Es stellte Stefan Bathory dar, diesen temperamentvollen Rassenmenschen, dem ganze elektrische Ströme von Energien zu entquellen schienen. In den Händen die stets bereite Damaszener Klinge, wie eine Reitgerte schmiegsam über das Knie gebogen, sitzt er, umgeben von den Schlachtschizen, auf einem in Eile aufgerichteten Thronsessel aus Eichenhölzern im Zeltlager zu Pleskow. Die Zornader schwillt auf seiner Stirn — ist doch die Festung unbesiegbar! Das deutsche Blut seiner Ahnen wallt in ihm auf. Die gedrungene Gestalt in der viel zu schweren Rüstung hat nichts Königliches, aber etwas bezwingend Eisernes. Der Mann, dem die wildeste Soldateska gehorchte, war der rechte Mann für die schwächliche, kriegsdurchtobte Zeit und das wechselvolle Polen.

Ein anderes Bild hing da noch in der Flüchtlingstube an den kahlen Wänden, von dunkelroten Rosen geschmückt, ein Bild von bestrickender Romantik: das rührende Poem einer königlichen Liebe, der Mannesleidenschaft und Frauenzärtlichkeit, und selbst die grauen, nüchternen Mauern begannen zu strahlen in seinem Glanz und Purpurschein. Es zeigte den Polenkönig Sigismund und seine Gemahlin Barbara Radziwill, die er — ihr in unwandelbarer Treue zugetan — gegen den Willen des Adels und der Geistlichkeit zur Königin krönte und unablässig betrauerte, als die geheime Giftschlange sich dennoch an die schöne Blume heranstahl und ihr ein jähes Ende bereitete. . . . Wenn es dann in der Flüchtlingstube kalt geworden war und die mageren Speisereste auf den zerbrochenen Tellern Schmalhansküchenmeister ankündigten — da gab es immer nur wieder einen Ausweg: den alten Efraim, einen galizischen Flüchtling, der in Wien seine überflüssige Zeit mit kleinen Geschäften ausfüllte. Nach langen Debatten in polnischer Sprache einigten sich dann die Schwestern gewöhnlich mit ihm über einen Schmuckgegenstand, den sie ihm ebenso lachend überließen, als er ihn befriedigt davontrug. Nur einmal, als Efraim ihnen den Papagei abschachern wollte, weil er mit ihm wegen eines unartigen Zurufes auf Kriegsfuß stand, hätten ihm die Schwestern fast die gute Freundschaft gekündigt . . . der Papagei sei ihnen um alle Schätze der Bundeslade nicht feil, erklärten sie mit ungewohnter Festigkeit. . . . Als nach der Wiedereinnahme von Lemberg die drei jungen Mädchen und der kleine Tambourschläger Wien verlassen hatten, erweckte das leere Flüchtlingsheim in uns ein Gefühl der Wehmut. Es schien ein verödeter Garten, in dem Rosen geblüht, Vögel gezwitschert und der Sommer gejubelt hatte. Aglaja! Eufemia! Ludmilla! Ihr Lilien am Felde! Eure liebliche Schönheit, euer Tand und Prunk! Euer Scherz und kindliches Geplauder — euer Lächeln über allen Dingen — waren sie nicht wie Tau, der in der Sonne funkelt? — Waret ihr nicht selber ein Kelch der Anmut und Weiblichkeit, in dem noch die Lethetropfen blinken, den ewigen Durst der Menschheit nach Glück zu stillen?! . . . .

Die Polen sind nicht nach einer oder der anderen Gruppe von Flüchtlingen zu beurteilen, die sich bei uns aufgehalten haben und sich mehr oder minder angenehm gemacht und gute oder schlechte Eigenschaften gezeigt haben. Wer würde nach einer Handvoll Menschen ein Volk abschätzen können? Nicht einmal ausgesprochene Rassentypen geben eines Volkes Gesamtbild. Wer würde in Spanien nur wilde Goyas- oder todtraurige Murillogestalten, in England bloß korrekte Sargents, stilvolle Westend-Menschen, in Holland die Ghettoleute Israels oder die prachtstolzen Rubens-Patrizier suchen? Das Leben ist eine zu reiche Ausstellung von Gemälden, Gemälden in Fleisch und Blut, Tat und Wirklichkeit, die des größten Künstlers Hand, die Natur, in großartiger Mannigfaltigkeit zur Schau stellt. Da, wo kein häufiger Wechsel durch Rassenmischung stattfindet, also bei Völkern, die in dichten Massen gleichen Stammes zusammenwohnen, mögen sich, durch Klima, Religion, geschichtliche Entwicklung und durch Vererbung verschärft, geistige und körperliche, charakteristische Züge in einem Volke wiederholen. Bei den Polen, scheint es, kommt kein so haarscharf begrenzter Typus zustande. Sind sie doch in

fortwährender Berührung mit Tataren, Litauern, Letten, mit Ruthenen, Russen und anderen slawischen Stämmen, mit Ungarn und Germanen geblieben. Bei der Kriegsausstellung polnischer Künstler in Wien z. B. staunten wir über das Polen, das sich uns hier darbot. Einmal in der reichen Verschiedenheit seiner Typen, den vielen Gegensätzen, dann in der wundervollen Kunstentfaltung und in der Reichheit des Stoffes. So übersichtlich geordnet, war es ein anderes Polen, ein anderes Volk, als wir es gewohnt waren zu sehen. Orientalischer und weizenblonder, kornblumenäugiger Typus, eckig scharfe — runde weiche Züge, scharfe Adler- und stumpfe Puppennasen, kleiner, zarter Bau und ungeschlachte Riesenformen. Abgezehrte Mütter, wachsbleiche Säuglinge an der dürren Brust, an der Straße zusammengesunkene Kinder, kleine blaue Glockenblumensträuße anbietend, mit angststarrenden Mienen, Männer mit langen, weißen Bärten und scheinbar ausgeronnenen, rotblinzelnden Augen — eine Tragödie des Elends! — und heitere, lachende Emigrantinnen in viel zu reichen Straßentoiletten . . . selbstbewußte Gutsherren in asiatischem Zobelpelz — das Großstadtpublikum der abendlichen Vergnügungslokale. . . . Breite, behäbige Edelleute in der ritterlichen Tracht des achtzehnten Jahrhunderts. . . . Belinaulanen, die Konföderatka übermütig in den Nacken geschoben . . . schwerfällige arme Bauern mit verständnislosem Lächeln und neben ihnen der adelige Denkerkopf eines Sienkiewicz . . . Bild um Bild, das vorüberzieht! Zarte, friedliche Landschaften: der wilde Birnbaum, die goldene Birke, im Geisblattbusch die Bienen bei sinkender Abendzeit, der weiße Sand, die Grille am großen, breiten Wandofen, das alte Holzkreuz am Friedhofsrain, das armselige Strohdach, die Hütte, die Schenke, und in überschäumender Lebenslust schwingt da im Mazurtanze bei den Klängen einer wilden Steppenmusik, bei dem Rasseln des Tamburins, dem Klingen der Schelle, dem Tönen der Zimbel und dem Brummbaß der Bratsche, den Tschako über die Ohren gestreift, der Korporal Peter seine Soschka, die so gute Osterkuchen zu backen versteht. Und wieder wechseln die Eindrücke! Gemälde von packender künstlerischer Kraft entfalten vor uns ihren polnischen Heimatzauber! Ein verwüstetes, schneeverwehtes Dorf taucht auf . . . ein nachtdunkles Bahngleis . . . frosterstarrte Posten, die in Meilenabstand voneinander Gewehr bei Fuß Wache stehen und den Zug erwarten, der den Zaren vorüberführen soll, der ihnen wie ein dunkles Schicksal erscheint, das unabwendbar ist. Düstere Ergebenheit, zähneknirschender Trotz, das Elend des bezwungenen Polen! . . . Zieht nicht ein Adler vorüber, dem der blasse Mund eines Sterbenden, des fahnentreuen Polenkämpfers, zuruft: „Sag der Mutter, ihr Sohn in Kriegsdienst stand. — Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid. Eine Totengrube auf kühler Heid!" . . Wir gehen weiter. Unser Blick fällt auf ein Bild von flammender Farbenpracht und Leidenschaft! Ein Axientowicz! . . . Trübe, müde sinkt ein Wintertag auf die Landschaft herab. . . . Berge und Fluß verschneit. . . . Die Feier der Wasserweihe, das große, allen Slawen gemeinsame Jordansfest beginnt. Die scharlachroten Mäntel der Priester flattern . . . es heult der Wind, der über die flackernden Kerzen und die roten Hände der Bäuerinnen bläst und ihre bunten Röcke bläht; er peitscht die Prozessionsfahnen mit dem Muttergottesbild, die sich wie goldrote und blaue Flammen winden und laut rauschend ihr bebendes Hosianna in den tobenden Schneewirbel hineinrufen. . . . Endlich sind Dorf, Stadt, Steppe, die sausende Schar der jungen Legionäre, das alte Sobieskischloß, die friedlich klappernden Störche auf dem Scheunendach, die kleine Dorfkirche, das rote Nelkenbeet der schönen Gutstochter, Bauern und Edelleute verschwunden. . . . Einmal noch, von weither erklingt ein Huzulenlied: „In der Ukraine mein Haupt soll ruhen auf einem Schneeball, Vögel werden kommen und mir Grüße bringen von meiner Liebsten." . . . Das Tiefland versinkt. . . . Ringsum Einsamkeit und Menschenferne! Die hohe Tatra erscheint in ihrem blendenden Feenmantel mit der zackigen Eiskrone! . . . Wie in ewigem Schlafe ruht sie! . . . Still ist es hier . . . kein Laut! . . . kein Vogel singt! . . . keine Blume blüht! . . . nur die Kiefer ist geblieben. Da! eine Bärengruppe . . . eine harmlose Familienszene der Brauntatzigen! . . . Die Mutter und die Jungen, die wie zahme Hunde sind, spielen im Sonnenlicht auf umgestürzten, vom Sturm entwurzelten Fichtenstämmen. . . . Adler! . . . Gemsen! . . . Edelweiß! Und die hohe, unbezwungene Felsenbraut, die granitne Svinica! . . . Hier ist es, wo Polens großer Dichter singt:

„In üppig helles Gras geschichtet,
Weiß schimmert, hie und da gelichtet,
Ein Steinblock, leblos, kalt!
Mit nackten, grauen, schroffen Rücken
Schlafen, getürmt auf Felsenstücken,
Felsen, vom Nebelkleid umwallt!"

Hier auch steht er vor uns, plötzlich hinter einem Felsenvorsprung, blitzenden Auges, der tapfere Gorale, der Sohn der Berge mit Hirtenstab, Brotsack und großrandigem Kalabreserhut, wie einer der Unseren, dieser Tatratiroler, der für die Freiheit seiner Berge zu sterben weiß. . . . Eingebettet viel tausend Meter hoch im wilden Gebirge still und dunkel, sanft und träumend, die kalten Seen der Tatra. „Melodien vom Gasiencia-Teiche" steigen empor. Die Nachtnebel, die Erlkönigstöchter, die immer wieder die slawische Volksphantasie beschäftigen, sie summen:

„Still! Wecket nicht die Wasser, die entschliefen,
Wehn wir leicht im Winde an abgründigen Tiefen!
Einen fallenden Stern dort eilen wir aufzufangen,
Ihn zu umarmen, eh er sinkt und vergangen;
Wie Blütenflaum streichen wir, wie mit Nachtfalters Flügeln.
Wo Eulen kreisen über den Seen und Hügeln!
Von Gipfel zu Gipfel baun wir hängende Brücken,
Die wir mit Mondstrahlen an Felsen anstücken.
Grau und still wie Fledermäuse wir schweben,
Bis der Wind uns zerreißt wie Spinnenweben. . . . .

Wenn die Schreckensposaunen des Weltkrieges schweigen und wir auf das, was wir durchlebt, zurückblicken werden, wird die Zeit der großen Flüchtlingsdrangsal klar vor unserem Auge stehen. Fragmente eines Volkes haben wir kennen gelernt, das edel, tapfer, phantasievoll und reichbegabt ist. Polens politisches Schicksal gleicht einem Ikarusflug. Seine Bestrebungen sind an dem Mißverhältnis von Wollen und Können gescheitert und die Flügel seiner Schwungkraft geschmolzen an dem zu glühenden Ideal seiner nationalen Hoffnungen. . . . Möge Polen, das auf Vorposten steht, im Kampfe gegen Rußland, festverbunden mit Österreich-Ungarn und Deutschland, einen Völkerblock bilden, an dessen eherner Wand sich der russische Größenwahn und die Millionenheere des Zaren auch in aller Zukunft die Köpfe einrennen werden.

Im „Häuslein auf der Höh".

Erinnerungen an eine Stätte deutscher Gelehrsamkeit in dänischen Landen.

Von Carl A. Kellermann. — Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Zu meinen schönsten Reiseerinnerungen gehören jene goldenen Herbsttage, als mich der stattliche Dampfer „Aarhus" von Kopenhagen nach dem Paradiese gleichen Namens führte. Und in diesem reizvollen Erdenwinkel des von der Natur so reich bedachten Dänenlandes habe ich damals noch Georg Krüger, dem inzwischen verstorbenen deutschen Astrophysiker, die Hand reichen und ihn an seiner Arbeitstätte, die ihm so lieb und vertraut war, begrüßen dürfen.

Selbst Italiens Schönheit hat nicht solche Erinnerungen bleibenden Wertes in mir hervorzuzaubern gewußt wie die Marselisborghöhe, von der einst der heimgegangene Astronom, von Altenburg kommend, sagte: „Hier will ich mir mein Hüttlein bauen!" — —

Ich habe schon manche Sternwarte besucht und dabei die interessante Beobachtung gemacht, daß Kopenhagens Sternwarte einen Schweden zum Direktor, Lunds Warte einen Dänen, übrigens den bedeutendsten seines Faches, und Edinburgs Sternwarte wiederum einen Dänen zu Direktoren haben.

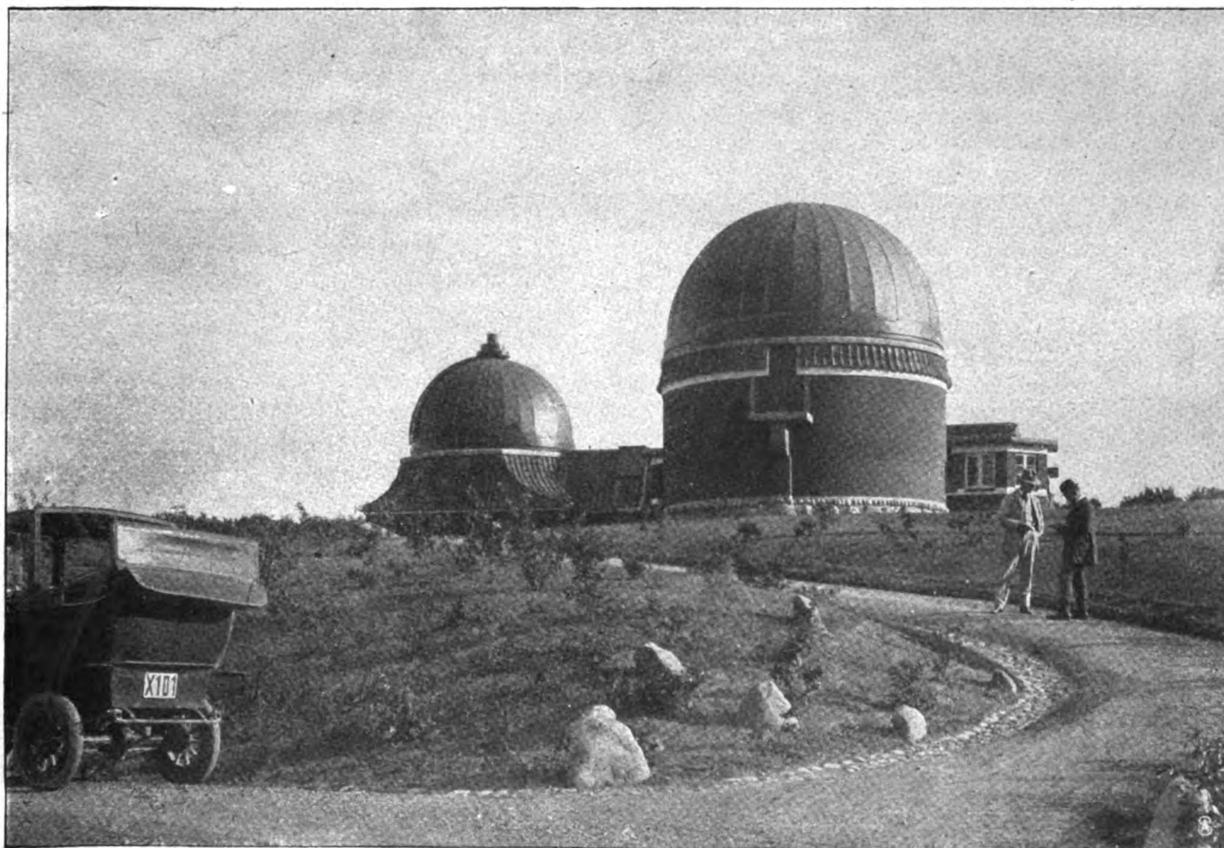
Ich machte mich also auf den Weg und traf bald den Hüter des Hauses, in Studien vertieft, an seinem Arbeitstische. In echt deutscher Herzlichkeit war ich hier zu Gast, in „Jyllands schönstem Privatgebäude", wie das Krügerhaus in der Fachpresse benannt wird.

Unter des Direktors Führung zeigte mir ein Rundgang durch die Hallen, die durchweg Apparate deutscher Herkunft, echte deutsche Präzisionsarbeit in sich bergen, wahre Schätze und manches Wertvolle und Wissenswerte. Alle die Schätze, die einst Krügers Privatobservatorium in Altenburg zierten, hat der Gelehrte nach dänischen Landen getragen und im Aarhuser Observatorium, das dem dänischen Wissenschaftsmann Ole Römer, der einst die Geschwindigkeit des Lichts entdeckte, zu Ehren seinen Namen trägt, der Wissenschaft nutzbar gemacht.

Unbeschadet mancher Angriffe hat Krüger, der Träger der Goldmedaille der Kieler Universität war, in echter, zäher deutscher Ausdauer an der Erstellung des Ole Römer-Observatoriums gearbeitet, das am 16. Oktober des Jahres 1911 enthüllt werden konnte in Anwesenheit der bedeutendsten Astronomen Europas.

Was der tiefe Gelehrte, der die Arbeiten des Jesuitenpaters Angelo Secchi, des Astrophysikers, mit großem Eifer fortgesetzt, dort oben auf stiller Höhe geschaffen, das kann nur der beurteilen, der die Stätte besucht hat, und der mit dem großen Gelehrten plaudernd im Familienkreis einige Stunden verbringen durfte.

Auf Gettorfs altem Friedhofe, unter dem Schatten altehrwürdiger Eichen, ruht seit kurzem Georg Krüger, der Astronom, von dem Kampfe des Lebens aus, der



Das Ole Römer-Observatorium in Aarhus.



Das „Häuslein auf der Höh".

warmherzige Förderer deutscher Kunst und Wissenschaft in fremden Landen, der im Berufe wie am Herde des häuslichen Glücks dem gesunden Kerne der deutschen Eichen glich. Seinem Andenken soll an der Stätte seines letzten Wirkens in Anerkennung seiner verdienstvollen Forschungen ein Denkmal errichtet werden.



Ein bulgarischer Fuhrpark auf einem Felde vor einer Stadt am Wardar. Phot. Gennecke

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

1. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Ein paar Tage später kam Greetenwäschen, um sich nach Peter Wübbe umzusehen. Der sagte, als Trina ihm von dem Besuch Bescheid meldete: „Trina, was die will, weiß ich. — Seit ein paar Tagen weiß ich ja überhaupt erst, was Menschen sind, und was sie von einem wollen. — Zeig ihr alles, was in den Schränken und in den Koffern ist. Zeig ihr auch die Pferde, die Kühe und die Schweine. Und dann kann sie wieder nach Haus gehn. Aber sie soll g e h n, Trina; daß du nicht anspannen läßt. Sag ihr nur: Pferdefleisch wäre teuer."

Fünf Tage nach Greetenwäschen kam Marikenwäschen. Da war der Bauer schon außer Bett. Marikenwäschen wollte sich in der Döns gleich auf den Brautstuhl setzen. Das ist ein Stuhl, den die Frau mit in die Ehe bringt, und auf dem nur der sitzen darf, der dazu eingeladen wird. Trina Groot sagte: „Niemand habe Marikenwäschen zum Sitzen in den Stuhl genötigt." Mariken erwiderte: „Du glaubst wohl, das ist schon dein Stuhl. Du glaubst wohl, weil du hier auf Wübbes Hof für die Frau bei ihren Lebzeiten in der Döns, in der Küche und auf dem Flett und im Keller regiert hast und das Gut aus dem Hause an alte Schluderweiber vertan hast, daß du nach ihrem Tode auch d a ihren Platz einnehmen wirst." Dabei zeigte Marikenwäschen auf das Schott des Alkovenbettes. „Aber davor passen die Wübbes auf, daß auf d e n Stuhl" — Marikenwäschen wies auf den Brautstuhl — „keine zu sitzen kommt, die hinterm Schweineeimer und der Mistforke groß geworden ist. Halb verdreht ist Peter ja schon, sonst wäre er nicht mit Spökern und Landstreichern nach Bergstädt gelaufen, um Revolution zu machen, und wäre nicht auf seinem eigenen Hof zu Wasser angegangen. Wenn er überhaupt von selbst hineingegangen ist. Wenn die ein Kerl oder ein Frauenzimmer, das die Kräfte dazu hat, nicht erst so zugerichtet haben, daß er für tot hingefallen ist, und ihn dann in den Graben g e s c h m i s s e n haben. Vielleicht so eine wie du, die dann an seiner Stelle hier den Herrn spielen wollte. Dich kennen wir lange. Was du willst, wissen wir lange. Aber wenn Peter sich von so einer wie du den Kopf ganz verrückt machen läßt, gehn wir an den Landherrn und lassen ihn unter Kuratel stellen. Pracherkinder sollen hier auf Wübbes Hof nicht jung werden."

Trina Groot wurde weiß wie das Zifferblatt an der Wanduhr. Sie packte Marikenwäschen, so wie sie einen Sack Kartoffeln packte, wenn der Lüttknecht ihn nicht heben konnte, und sagte: „Leuten, die sich um anderer Leute Sachen kümmern, statt um ihre eigenen, ist zur rechten Zeit eine Tracht Prügel vonnöten, und wenn sie Wübbe heißen. Wenn Peter Wübbe hier wäre, würde er dir das wohl mit einem guten Bohnenschacht auseinandersetzen. Ich bin nicht so, ich setze dich bloß vor die Tür, obgleich ich auch wohl das Recht dazu hätte. Wo wäre Wübbes Hof, was wäre Wübbes Hof jetzt, wenn meine Mutter und ich nicht auf den Schweineeimer und die Mistforke gepaßt hätten. Komm nur wieder, du schludermäuliges, mannsverrücktes Frauenzimmer, meinethalben mit deiner ganzen Sippe und sieben Landherren dazu." Damit setzte Trina Groot Marikenwäschen verhältnismäßig sanft vor die Haustür, riegelte diese zu und ging in ihre Kammer. Sie nahm die Kleidungstücke, die im Wandschapp hingen, legte sie in ihren Koffer und schloß ihn zu. Dann rief sie den Großknecht: „Janhinnerk, ein Gespann kann für heute nachmittag beim Pflügen wohl abkommen. Spanne an, ich fahre heute nachmittag nach Bergstädt. Meinen Koffer helfe ich nachher mit anfassen."

Der Knecht ging verdutzt, aber ohne Widerrede nach dem Wagenschauer.

Auf dem Hof traf er den Bauern. Der fragte ihn, wo er hin wolle. Janhinnerk sagte: „Ich glaube, Trina Groot will weg. Vorhin war Marikenwäschen da, sie hat geschimpft, daß man es hinten im Pferdestall hören konnte. Sie will nach Bergstädt, ich glaube nicht, daß sie wiederkommt. Denn sie will ihren Koffer mitnehmen."

„Wat's dat?" brummte Peter Wübbe und ging nach vorn.

Auf dem Flett kamen ihm weinend die Kinder entgegen. Sie erzählten, Marikenwäschen wäre dagewesen und hätte Trina schrecklich ausgescholten. Marikenwäschen wolle ihre Mutter werden, habe Trina gesagt, aber eine solche Mutter wollten sie nicht, sie sei böse. Sie wollten überhaupt keine andere Mutter, denn ihre tote Mutter komme ja des Nachts mit Flügeln vom Himmel geflogen, wenn sie schliefen, und legte ihnen Zuckerkandis auf die Bettdecke. Aber wenn sie tagsüber eine neue Mutter haben müßten, solle Trina es sein.

„Trina soll hier bleiben," tröstete Wübbe die beiden Kleinen, „und ihr sollt von jetzt an Trina-Mudder zu ihr sagen."

In der Döns fand er Trina Groot. Sie legte den kleinen Gerd trocken.

„Trina, was ist passiert?“

„Das werden dir deine Leute schon erzählen. Marikenwäschen hat ja geschrien, daß man's auf dem Deich hören konnte. Und die Leute werden dir noch was anderes erzählen. Nun, darüber käme ich hin. Das Unrecht, was ich dir getan habe, wenn es ein Unrecht war, kann ich tragen. Denn ich habe es um dich, um deine Frau, deine Kinder und den Hof getan. Aber ein Schatten geht hier auf Wübbes Hof um. Du weißt, Peter, welcher das ist. Ich glaubte, wenn ich die Zähne fest zusammenbisse, könnte ich es aushalten. Aber ich kann es doch nicht. Als Marikenwäschen mir das, was dir in Langendeich bald jeder erzählen wird — und wenn er es nicht tut, wirst du es ihm in den Augen lesen können, daß er es weiß — ins Gesicht schrie, war es mir, als säße der Schatten da, wo ich Marikenwäschen hinausgefeiert hatte: auf dem Brautstuhl. Und der Schatten hörte zu. Und zu allem, was Mariken sagte, nickte er mit dem Kopf. Er sagte: Ja, Trina Groot, du hast es getan. Du bist schuld daran, daß Peter in den Graben gesprungen ist. Du bist schuld daran, daß ich von meinen Kindern weg und unter die Erde gemußt habe. Doktor Gräfe sagt, es käme von einer kalten Quelle unter der Erde, daß die Frauen auf Wübbes Hof unglücklich werden. Aber in dieser kalten Quellenader fließt kein Wasser, Blut fließt darin. Du bist die kalte Quelle, Trina Groot. Geh weg von Peter, er muß sonst durch dich umkommen. Geh weg vom Hof, er muß durch dich zugrunde gehn. Geh weg von meinen Kindern, sonst hole ich sie nach. Das, was du getan hast um uns und um den Hof, hast du nicht aus reinem Herzen getan. Du hast mir den Brautstuhl, als ich ins Haus kam, nicht gegönnt. Du hattest statt meiner drauf sitzen wollen. Und Peter hat es später wohl auch gedacht, eine Frau wie du wäre besser für den Hof und als Mutter für gesunde Wübbesche Kinder als eine kranke Kröppelfrau. Ich schrie, während Mariken und der Schatten mir das alles sagten, inwendig laut: Nein, nein, nein. Wenn sie in Wirklichkeit nicht auf dem Stuhl gesessen hat, hat sie's sechs Fuß tief unter der Erde gehört. Aber ich schrie darum so laut, Peter, weil ich wußte: ich log. Und der Schatten wußte es auch. Er hob den Finger und sagte: Warum hast du ihm die Knochen im Leibe kaputt geschlagen? Weil du ihn liebhattest. Und warum ist er in den Graben gesprungen? Weil er dich auch gern hatte und sich vor dir schämte. Leg deine Hand auf den Kopf des kleinen Gerd und sage noch einmal nein, wenn es nicht so ist. — Und darum muß ich jetzt von dir und den Kindern weggehn, Peter!“

Peter Wübbe saß vor seiner Magd, die Arme auf den Tisch gestützt, die Hände vors Gesicht geschlagen. Sein Atem ging schwer. Endlich richtete er sich auf, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte mit gepreßter Stimme: „Trina, daß ich dich immer gern gehabt habe, ist die Wahrheit. Und daß du mich auch gern gehabt hast, das muß ich dir jetzt wohl glauben. Gewußt habe ich's bisher nicht. Denn mir gabst du, solange ich dich kenne, schon als kleine Deern immer härtere Worte als allen andern. Aber den Schatten, den du auf dem Stuhl gesehen hast, den gibt es nicht. Tote kommen nicht wieder. Das hast du aus Gespensterbüchern. Und schuld daran, daß Beeke so früh unter die Erde gemußt hat, hast du auch nicht. Wenn Schuld da ist, dann hab ich sie. Aber ich gehe nicht zum zweitenmal ins Wasser, ich will sie wegen meiner Kinder tragen. Und wegen der Kinder bitte ich dich: geh nicht weg von uns. Du hat es Beeke versprochen.“

„Dat hevv ick,“ schluchzte Trina, „dat hevv ick!“

Peter Wübbe faßte ihre Hand und streichelte sie. „Bliev bi uns, Trina, bliev bi uns!“

„Op den Hoff? Mit de koole Quell ünner den Grund? — Ne, Peter, dat kann ick nich. Wenn ick, wenn ich den — den — Schatten noch eenmal in düsse Döns wedder to sehen krieg — denn mutt ick mi optardeln.“

Der Bauer stand auf, ging einigemal in der Döns auf und ab und sagte schließlich mit leiser Stimme: „Wenn nicht beim Hof, so bleibe bei den Kindern. — Beim Hof bleib ich auch nicht. — Ich kann nicht mehr auf diesem Hof wirtschaften. — Ich glaube nicht an Gespenster — aber der Hof ist — er ist mir leid geworden. Ganz Langendeich ist mir leid geworden. Die Schluderei. Die Verwandtschaft. Ich verkaufe oder vertausche den Hof und ziehe anderswo hin. Die Vierdörfer sind groß genug. Ich will mich wieder in die Achtung vor mir selbst und bei den Menschen hineinarbeiten. Aber hier in Langendeich wird's mir zu schwer. Ich weiß, mein Vetter Jürgen Wübbe, der Moorwischer an der Elbkrümme, würde den Hof gern nehmen. Und das wäre gut, dann bleibt der Name bei ihm. Vielleicht kann ich mit dem tauschen. Aber, Trina, du mußt mit mir gehn und mit den Kindern. Du hast es versprochen.“

„Nein,“ sagte Trina Groot hart, „mir ist schon so viel aufgepackt, ich will nicht auch noch bei den Leuten ins Geschrei kommen. Hier könnte ich bleiben — wenn das andere nicht wäre; ich gehöre ja zum Hof. Aber auf eine fremde Stelle gehn — als deine Haushälterin oder sonst was — nein, nein, Wübbe, wahrhaftig, das kann ich nicht. Deine Marikenwäschen hat ja recht: Ich bin ein Prachermensch und hinterm Schweineeimer und der Mistforke groß geworden. Das einzige, was ich habe, ist mein guter Name. Und den kann ich nicht hergeben. Selbst nicht um Beekes Kinder.“

„So meinte ich es auch nicht, Trina“, sagte Wübbe. „Ein Bauer muß eine Frau haben, er verlangt es

vielleicht nicht, aber sein Hof verlangt es. — Ich habe den Kindern gesagt, sie sollten dich von jetzt ab nur Trina-Mutter nennen. Willst du ihnen das, wenn das Jahr herum ist, nicht auch von Rechts wegen werden?"

Trina Groot überlegte lange. Endlich sagte sie mit einem schweren Seufzer: „Dat mutt ick denn jawoll. Dat hee: minen Slaapplatz behool ick in de Kamer bi de Deensten op de Achterdel."

Janhinnerk kam herein und meldete, es sei angespannt.

„Spann wedder ut, Janhinnerk," sagte der Bauer, „Trina Groot blivwt hier."

5

Acht Jahre waren durchs Land gelaufen. Auf dem Wübbeschen Stammhof saß Jürgen Wübbe von der Moorwischer Elbkrümme, und neben ihm auf der Stelle, wo der Alt-Wübbesche Brautstuhl gestanden hatte, und an der Stelle seiner unlängst verstorbenen Frau saß Marikenwäschen, regierte, und wenn die Rede auf ihren Vetter Peter Wübbe und dessen Frau kam, rümpfte sie die Nase. Die saßen jetzt auf dem Elbkrümmhof. Der war nicht so stattlich wie der Stammhof in Langendeich, und auch der Pferdebestand war kleiner.

Trina Groot hütete und sorgte für die drei Jungen; die Leute nannten sie nach wir vor bei ihrem Mädchennamen. Das ist in der Marsch üblich, besonders wenn eine sich spät verheiratet; dann bleibt der alte Name in den Ohren kleben. Und den Namen Trina Groot kannten die Leute in den ganzen Vierdörfern.

Mitgebracht hatten Peter Wübbe und Trina Groot nur die Wandbetäfelungen aus der Langendeicher Döns, den großen Eßtisch mit den Kugelbeinen und was sonst von der alten Zeit und der Blütezeit des alten Wübbehofs Zeugnis gab. Auch die Stühle mit den schönen Intarsiarücken. Nur den Brautstuhl hatten sie dagelassen. Den hatte Tischler Puttfarcken geschenkt bekommen, derselbe, der die schönen Grabverse machte und die alte Vierdörfer Intarsiakunst wieder hoch bringen wollte. Zum Elbkrümmhof gehörte auch eine Kate. Sie lag einen Steinwurf vom Hof am Deich, und darin wohnte Bernd Wiek. Der war vom Langendeich mit nach Moorwisch gezogen. Aber er war nicht mehr Knecht wie früher, sondern hatte sich ganz auf die Uhrmacherei gelegt und wohnte bei seinem früheren Herrn nur noch als Mietmann.

Knecht und Bauer nannten sich in der Elbmarsch damals „du". „Bernd," sagte Peter Wübbe zu seinem ehemaligen Knecht, „dein Junge spielt sich auf den Bramsigen. So'n Krabat von acht Jahren. Ich will ihn auf meinen Kartoffelwagen heben, da flutscht er mir unter den Händen weg, stellt sich vor mich hin und sagt: ‚Du! Ich will wohl auf dem Wagen fahren. Aber Bauer will ich nicht werden.' — ‚Ne,' sagte ich, ‚das wollt ich dir auch verdenken. Werde du nur Knecht, wie's dein Vater früher war. Kannst später bei meinem Harm oder Niklas unterkriechen, ist 'ne fette Klütjenstelle.'"

„Mein Hinnik", sagte Bernd Wiek, „kriecht nicht auf einem Wübbeshof unter. Der hat mehr Grütze als deine drei Jungen zusammen."

Peter Wübbe warf den Kopf in den Nacken. Er trank nicht mehr mit den kleinen Leuten in den Wirtschaften — wo er trank, und was er trank, wußte nur Trina Groot. Er sagte: „Das hätte mir auch kein andrer sagen dürfen als du, Bernd. En Buerjung is en Buerjung, un en Katenjung is un blivt en Katenjung."

„Es ist wie mit den Uhren, Peter," erwiderte Bernd Wiek, „die alten Vierdörfer Großvateruhren haben ihre Zeit gehabt. Bist du mal in Hamburg in Stubbenhuck gewesen? Da machen sie Chronometer. Weil die Schiffahrt immer mehr wird. Sind man kleine Dinger. Gehn aber verdammt genau. Und so ist es auch mit dem menschlichen Verstand. Weißt du, was ich glaube? Mein Hinnik hat einen Chronometerverstand. Frag mal den Schoolmester."

Am Abend bei der Bratkartoffelpfanne erzählte Peter Wübbe ärgerlich seiner Frau, was Bernd Wiek von seinem Jungen geprahlt hätte. Trina Groot sah ihm unwillig in die sonderbar glänzenden Augen und sagte: „Hör mal dein Harm und Niklas lachen. Ja, lachen können sie. Aber rechnen und in der Schule still sitzen, das können sie nicht. Deine Jungens sind Treiber, alle drei, und haben den Hochmutesel im Nacken. Sind faul und klopfen im Schulhof auf den Beutel: ‚Min Vadder het dat vele Geld!' Die beiden großen kucken schon nach den Deerns, ärgern den Schullehrer und spielen Negenlock um 'nen Hamburger Schilling."

Trina Groots scharfer Blick wurde traurig. Er sagte: Das haben sie von den Wübbes. Von dir, Peter. Denkst du nicht mehr daran, was du mir damals zugelobt hast, als du mit mir und wegen der Kinder einen neuen Wübbehof gründen wolltest? — Aber es steckt wohl nicht in euch Wübbes.

Der kleine Hinnik Wiek guckte in die Tür, ob bei Wübbes schon abgegessen sei. Denn am Abend beim brennenden Herdfeuer auf dem Flett zu spielen oder zu sitzen, bis man ins Bett mußte, das war zu schön.

„Raus mit euch Gesellschaft!" rief Wübbe seinen Jungen zu.

Sie liefen mit Hinnik Wiek aufs Flett hinaus, und Trina Groot folgte ihnen.

Der Bauer hatte wie damals bei der Aussprache mit Trina auf dem alten Hof die Arme auf den Tisch

gestützt und die Hände vor die Augen gelegt. Er war ärgerlich wegen der Strafpredigt, die Trina ihm gehalten hatte. Wie konnte sie sich das herausnehmen. Was auch vorgegangen war — und wie weit lag das zurück! — mußte sie nicht stolz sein, die Frau von dem ersten Bauern in Moorwisch zu sein. Sie, die frühere Dienstdeern. Und nun sprach sie von den Wübbes so!

Hatte er sich nicht von Grund auf geändert? Ging er noch ins Wirtshaus? Saß er noch mit Leuten, die tranken, groß sprachen, die Welt umstürzen wollten und selbst nichts hatten, an einem Tisch? Konnte jemand daran zweifeln, daß er der erste Mann im Orte war, wenn er in der schwarzblauen Jacke mit der dicken doppelten Silberknopfreihe, der karmesinfarbigen Weste und der staatschen weiten Schöttelbüz als Deichvogt mit den beiden Deichherren und seinen Mitbauern beim Deichschauessen saß? Im Mund die lange Kalkpfeife und die gewichtigen Worte, wenn die Senatsherren etwas über Sodengraben, über Böschungsbefestigung oder über Pferdezucht wissen wollten. Hatte er nicht einmal gehört, wie der eine Landherr heimlich zum andern sagte: Der Wübbe spricht mit uns, als ob er ein Herr, und mit den Bauern, als ob sie seine Knechte wären? Aber er konnte auch stolz sein, vor allem auf seine Pferde. Er hatte sich auf den Pferdehandel gelegt, weil die Landarbeit ihm nicht zusagte.

Sein Harm und Niklas hatten reiten können, ehe sie lesen konnten. Und der kleine Gerd saß besser auf dem Pferd als auf der Fibel zu Sattel. Schullehrer sollten sie ja auch nicht werden oder Uhrenflicker, wie der kleine Wiek, sondern Bauern. Richtige Herrenbauern, wie er selbst einer war.

Peter Wübbe wärmte seinen Stolz eine Weile an diesen Gedanken. Aber dann kamen andere. War er denn ein richtiger Herr? Ein Herr war in sich gefestigt und stark. Brauchte nichts anderes als sich selbst. Als seinen Willen. Warum mußte denn er, Peter Wübbe, wenn andere es nicht sahen, zur Flasche greifen? Nur Trina wußte es. Aber wie lange würde es dauern, dann mußten es auch andere merken. Zuerst die Knechte. Am Morgen, wenn die Arbeit verteilt wurde und Kopf und Finger nicht recht wußten, wohin sie zeigen sollten.

Woher kam das? Von dem „Schatten", den Trina auf dem Brautstuhl gesehen hatte? Dummes Zeug! — Trinken mußte man etwas Kräftiges. Die harte Arbeit verlangte das. — Aber hatte er jemals richtig gearbeitet? Die Arbeit auf dem Hof hatten die Knechte, die Mägde, Trina Groot und vordem Trina Groots Mutter getan. Sein Vater hatte einmal zu den andern Bauern gesagt: „Ihr rackert und schuftet viel zuviel. Geht einmal dahin, wo die Fettochsen wachsen, nach Land Hadeln und Dithmarschen. Da sind die Bauern Herren — hier sind's die Landherren. Reiten und pflügen könnnen muß ein rechter Bauer, Pferde- und Küheverstand muß er haben — Kleigraben und Schmierarbeit ist für die Diensten." Und das hatte er sich gemerkt. Sollten nun seine Jungen sich wieder mit den Wasserstiefeln in die Kleigräben stellen, um Rheumatismus zu kriegen, oder selbst den Pferdestall ausmisten? Die würden ihn schön schief angucken, wenn er das von ihnen verlangte. Sie mochten später tun, was sie wollten — wenn sie nur nicht das Trinken anfingen.

Darin hatte aber Trina recht, man mußte sich beizeiten um sie kümmern.

Er ging leise hinaus aufs Flett, um zu sehen, was sie jetzt trieben.

Sein Gerd und Bernd Wieks Hinnik saßen am Tisch und spielten auf der Schiefertafel „Stripp Strapp Strull". Gerd warf Hinnik gerade den Schwamm ins Gesicht und sagte verdrießlich: „Nu heft du all wedder wunnen."

Trina Groot wischte die Tafel ab, deutete auf das Zifferblatt der Dielenuhr und fragte: „Niklas, wieviel ist die Uhr?"

Niklas studierte an Ziffern und Zeigern herum und sagte: „Sieben."

„Hinnik?"

„Sieben und ein Viertel. Ein Viertel auf acht."

Trina winkte Harm wieder heran und sagte: „Sieben und ein Viertel mal drei, wieviel sind das?"

„Das wissen in der Schule nicht einmal die ganz Großen", brummte Harm.

„Ja, Trina," sagte Wübbe, an den Tisch tretend, „wenn du so fragst, das weiß ich wahrhaftig auf den Sturz selbst nicht. Da müssen die Jungens ja Biester werden."

„Hinnik, weißt du es?" fragte Trina.

„Sieben und ein Viertel mal drei, das sind einundzwanzig drei Viertel", antwortete Hinnik Wiek.

Wübbe war erstaunt.

„Junge, wenn du kein Knecht werden willst, dann mußt du Schulmeister werden."

„Nein, Schulmeister will ich auch nicht werden. Unser Schulmeister setzt die Kinder, die ihm Schinken und Würste bringen, oben an, und die andern haut er. Mich auch."

„Das gehört sich so, daß die Bauernkinder über den Katenkindern sitzen", sagte Peter Wübbe streng.

„Nein, Peter, das gehört sich nicht so", sagte seine Frau.

„Was willst du denn werden, du Pluck? Hamburger Senator? Oder Kaiser?"

Hinnik dachte einen Augenblick nach. Die Dampfschiffe, die das Gemüse und die Kälber und die Landleute nach Hamburg brachten und die großen Oberländer Kähne die Elbe hinaufzogen bis nach Berlin und noch viel weiter, stiegen vor ihm auf, Dampf-

schiffe, die mit Dampf und mit Maschinen Räder drehten, so groß wie Mühlräder. Und er sagte entschlossen: „Maschinenbauer."

„Junge," sagte der Bauer, halb ärgerlich, halb lustig, „dann sollst du mir später mal eine Dreschmaschine bauen. Aber hier in Deutschland können sie die nicht machen, denn mußt du nach England."

„Kann ich ja", erwiderte Hinnik Wiek lakonisch.

„Nu slah doch Gott den Dübel dood!" rief Wübbe, aus vollem Halse lachend.

Hinnik Wieks Augen füllten sich mit Tränen. Er war ein kluger und nachdenklicher Junge, aber Spott konnte er nicht vertragen.

Trina Groot sagte: „Hinnik, hier hast du einen Apfel. Und nun geh nach Haus, die Puuch (Bett) wartet auf dich. Und ihr großen Schlüngel solltet auch lieber zu Puuch gehn, statt euch mit Schwarz und Rot die Köpfe von den Büxen zu bütjern. Oder bütjert ihr wie bei Negenlock wohl schon gar um Schillinge?"

„Wiek hat ja mit seinem Hinnik mächtige Rosinen im Sack," sagte Wübbe zu seiner Frau, als die Jungen abgezogen waren, „aber das muß man ihm lassen: Drift (Trieb) steckt in dem Bengel."

Trina Groot seufzte: „Und in unseren leider nicht. Maschinen werden die nicht bauen, und nach England kommen die auch nicht (wenn nicht als Viehtreiber, setzte sie in trüben Gedanken hinzu). Aber Gott gibt die Gaben ja verschieden. Wenn es nur gute Menschen und fixe Bauern werden. Darum will ich ihn bitten."

* * *

„Wiek," sagte Doktor Gräfe in seiner knurrigen Weise und sah sich dabei in dem Wohnzimmer der kleinen Wiekschen Mietkate um, in der Uhren, Werkzeuge, Geschirr und allerlei Kleinmaschinen an den Wänden und auf den Tischen durcheinander hingen und lagen, „wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo dieser langobardische Langschädel sich mit Ach und Krach in die Welt quälte, von der Artur Schopenhauer sagt — na, von dem werden Sie wohl nichts gehört haben. Ja, was wollte ich sagen? Man wird alt, Wiek. Die Maschine will nicht mehr. Doktorn Sie einmal fünfundzwanzig Jahre lang in diesem verwünschten Mudde- und Moorland jeden Tag kilometerlang deichauf, deichab, dann wissen Sie, was Rheumatismus ist. Wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo dieser lüttje Peter Klotsnut Mensch wurde — er deutete auf den kleinen Hinnik, der an einem Rad bastelte — und denke an heute, dann haben Sie's in den Vierdorflanden am weitesten gebracht."

„Nanu, Herr Dokter", sagte Bernd Wiek.

„Was sind das für Maschinen?" fragte der Arzt.

„Um englische Achttageuhren zu flicken und selbst zu machen", sagte Wiek.

„Na also. Glauben Sie, daß in den ganzen Vierdörfern ein Bauer, geschweige denn ein Knecht, und das waren Sie früher doch, jemals auf den Gedanken gekommen wäre, ein Rundkopf aus den Vierdörfern könne englische Uhren machen? Die bleiben in ihrem Klei stecken, und wenn die Welt sich hunderttausend Jahre weiter dreht."

„Mit einem reichen Vierdörfer Bauern, z. B. meinem Nachbar Wübbe, kann ein armer Uhrenschuster wie ich sich nicht vergleichen", lachte Wiek.

„Nicht?" knurrte Gräfe. „Dann lassen Sie sich sagen, Ihr Junge steckt die drei Wübbes siebenmal in die Tasche. Der bringt's noch mal so weit, daß er den ganzen Wübbeschen Hof kaufen kann, wenn er dann noch so heißt."

Hinnik Wiek horchte auf, und der alte Wiek schmunzelte. Ja, darin hatte der Doktor recht, Grütze hatte sein Hinnik, aber —

„Dazu ist vorläufig wenig Aussicht", sagte er. „Ich will mich freuen, wenn Wübbe mir die Kate nicht kündigt. Er ist fühnsch auf mich, weil Hinnik gesagt hat, er wollte kein Bauer werden, sondern Maschinenbauer. Sein Harm ist Bankältester in der Schule, und weil der Lütte besser rechnen kann als er, haut er ihm jeden Tag die Jacke voll. Das müßte der Schulmeister nicht leiden. Er leidet's aber doch. Und was an der Jacke voll fehlt, legt er aus dem eignen Handgelenk zu. Mit den Schulen hierzulande ist es ein Elend. Aber schlecht ist Schullehrer Drews sonst nicht. Hinnik lernt was bei ihm. Der Mann hat zweihundertfünfzig Kinder in der Klasse."

„Das ist es ja, Wiek", schimpfte Gräfe. „Zweihundertfünfzig Kinder. Ist das nicht 'ne Schande für einen Ort, der von Wohlhabenheit förmlich stinkt. Der so reich ist, daß er halb Hamburg kaufen könnte. Und nicht einmal ihre Deiche pflastern sie, daß die fremdländische Intelligenz, die ihnen die Köpfe und Beine zusammenflickt, wenn sie sich im Wirtshaus dick und duhn getrunken haben, sich in ihrem Schiet und Dreck Hals und Beine bricht."

Wiek mußte lachen. Er wußte, der alte Doktor dachte im Herzen über die Vierdörfer ganz anders, obgleich er mit ihren eigenen derben Ausdrücken so über sie schimpfte.

„Lachen Sie nicht, Wiek. Da ist Wübbe. Der hat — Sie und ich wissen das ganz gut — mal 'nen inwendigen Knacks weggekriegt, und darum hält er sich an die Buddel, wenn es niemand sieht. Ein Doktor sieht es aber doch. Was tu ich mit einem Bauern, der säuft. Zu seinen Lebzeiten hält der Hof es wohl aus. Aber wenn die folgende Generation in seine Kerbe schlägt, und das ist häufig so, Wiek, dann kann ein Mann von Intelligenz den ganzen Krempel einmal billig kaufen. Hier wird ja niemand was andres, als was der Alte gewesen ist. Wessen Vater Schneider war, der wird wieder Schneider. Und wer Knecht ist,

dem sein Junge wird wieder Knecht. Und die jüngeren Bauernkinder, die den Hof nicht kriegen, werden auch Tagelöhner und Knechte, wenn sie nicht in einen andern Hof einheiraten können. Das nennt man ländliche Degeneration, Wiek."

„Da haben Sie wohl recht, Herr Dokter", sagte Wiek. „Viele fühlen es aber doch, daß hier manches überständig ist. Da ist z. B. Tischler Puttfarcken. Der will die alte Intarsia wieder hochbringen. Das ist doch auch Intelligenz."

„So ein alter verrückter Leimsieder, der auf Leute, die schon tot sind, Verse macht, der bringt sein Geschäft nie wieder hoch", brummte Gräfe ingrimmig vor sich hin.

„Und dann sind die da, die als Aufkäufer und Höker nach Hamburg gehen und da wohnen bleiben, seit wir die Dampfschiffe haben. Die verdienen in Hamburg einen schönen Groschen Geld mit den Vierdörfer Kirschen und Erdbeern. Das ist doch auch Intelligenz."

„Wohnen bleiben", schalt Gräfe. „Backen bleiben, wollen Sie sagen. Nee, Wiek, wer vom Lande nach der Stadt zieht, der hat bei einem Mann wie mir ein für allemal ausgebuttert. Die Vierdörfer — was machen sie in Hamburg? Was macht so'n Windbeutel, so'n achtundvierziger Revolutionär wie Niklas Witt in Hamburg, weil der Hamburger Senat wegen seiner Blutegel das Bürgermilitär nicht gegen Rußland marschieren lassen will? Einen Wirtshauskeller hat er aufgemacht und in den oberen Etagen ein Logierhaus; unten nimmt er seinen Landsleuten ihr Geld und ihre Gesundheit ab für das scheußlichste Gesöff, das es gibt, Köm und Bier, und oben für die Flöhe, die er in seinen muffigen Seegrasmatratzen extra züchtet."

„Niklas Witt is nich op den Kopp fullen", pflichtete Wiek bei.

„Nein, aber auf den Hund gekommen. Wer vom Blutegel auf den Floh kommt, der gehört nicht mehr in die menschliche Gesellschaft. Das ist ein wirklicher Blutsauger. Und Niklas Witt ist ein doppelter. Er erlaubt Glückspiel in seiner Köminsel. In seinem Keller wird Dreikart gekloppt und Napoleon und gefipst. Der Deubel soll die neue Zeit holen. Ne, Wiek, ich wiederhole es Ihnen nochmals, mit den Vierdörferleuten ist gar nichts mehr los."

„Gute Gemüsebauern und Obstzüchter und Gärtner sind es aber doch", wandte Wiek ein. „Und auf den Handel verstehen sie sich auch. Auf ihre Familien halten sie was, und wenn einer in Not kommt, stehn sie ihm bei. Und arme Leute gibt es hierzulande gar nicht. Wir haben deswegen ja auch keine Armenhäuser in den Vierdörfern."

(Fortsetzung folgt.)

Telephonie und Telegraphie im Kriege.

Von Hans Dominik. Hierzu 10 Aufnahmen von der österreichisch-ungarischen Front von W. Müller, Bozen.

Die elektrische Telephonie und Telegraphie sind in diesem Weltkrieg vollkommen unentbehrlich geworden. So sehr, daß man behaupten kann, ohne diese Hilfsmittel könnte der Krieg in der heutigen Form überhaupt nicht geführt werden, wäre dieses präzise Zusammenarbeiten von Millionen von Streitern ganz unmöglich. Eine besondere Armee von Meldereitern und Kraftfahrern wäre notwendig, wenn wir diese beiden elektrischen Methoden der Nachrichtenübermittlung nicht hätten. Und auch dann wäre die Lösung der Aufgabe mangelhaft, erstens des Zeitverlustes wegen, und zweitens, weil der elektrische Draht und die elektrische Raumwelle noch an hundert Stellen durchkommt, wo kein Meldereiter mehr durchzukommen vermag.

Die Reichweite der menschlichen Stimme ist beschränkt, und eben deshalb wählt man für größere Entfernungen die elektrische Kraftübertragung für die Schallwellen. Immerhin kann der Schall unter günstigen Bedingungen recht weit tragen, besonders dann, wenn man die Schallwellen am Entstehungsort zusammenhält, so daß sie gewissermaßen in Form eines akkustischen Strahles durch den Raum eilen. Das technische Mittel dazu ist das Megaphon, dessen Anwendung Abb. 2 veranschaulicht. Es ist in der Hauptsache ein etwa meterlanger Blechtrichter, durch den die Befehle gerufen werden. Dieser Trichter hält die Schallwellen zusammen, und wenn dann auch noch das Gelände günstig ist, sind die Befehle über mehrere hundert Meter zu verstehen. Für größere Entfernungen sind dagegen die elektrischen Anlagen unentbehrlich.

Jede elektrische Telephon- oder Telegraphenanlage besteht nun aus drei Hauptteilen, nämlich aus der Sprech- bzw. Schreibstelle, aus der Leitung und aus der Vermittlungstelle oder Zentrale. Die Leitung ist stets ein gut leitender, mit einer zuverlässigen Isolation bezogener Kupferdraht. Dies sogenannte Sprechkabel ist in größeren Längen auf handlichen Rollen aufgewickelt und muß zur Herstellung einer Leitung abgewickelt und ausgelegt werden. Dies Auslegen spielt sich natürlich unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden ab. Eine ziemlich einfache Verlegung zeigt Abb. 1. Es geht dabei in der Ebene auf einer glatten, mit Bäumen umgrenzten Straße voran. Zwei Mann ziehen den Kabelwagen, von dessen hinterster Rolle sich das Kabel abrollt. Dahinter sind mehrere Leute mit langen Gabelstangen bei der Arbeit, ergreifen das Kabel mit der Gabel und werfen es in wenigstens vier bis fünf Meter Höhe auf die Baumäste. Da oben ist es gegen alle Beschädigungen durch Menschen oder Fuhrwerk geschützt, und man kann in der Weise in der Stunde bequem fünf Kilometer auslegen. Daß die Dinge aber auch schwieriger sein können, zeigt Abb. 8. Hier geht es über die steilen Hänge des Hochgebirges, und nur die leichte Leitungstrommel kann mitgenommen werden. Gar oft muß man auf Umwegen

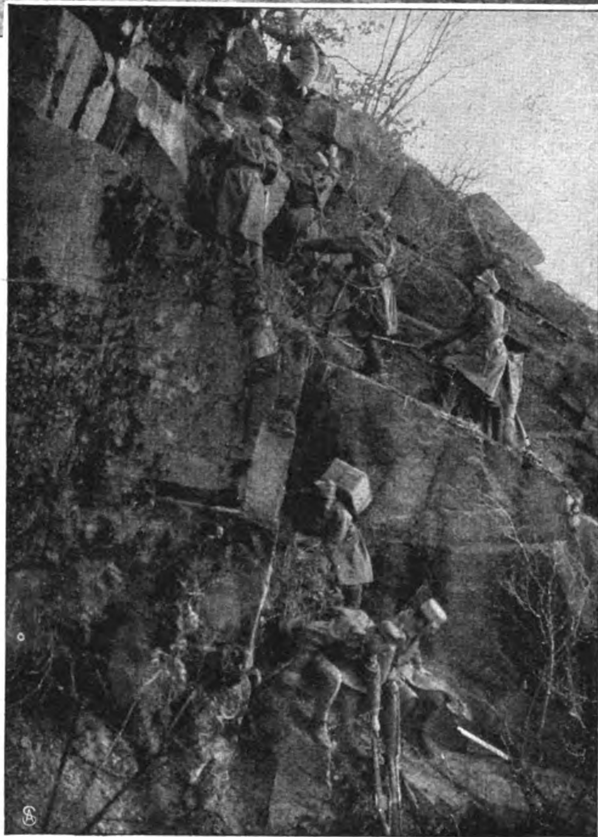


1. Oesterreichisch-ungarische Telegraphenabteilung beim Bau.

die Höhe erreichen, von der man das Kabel einfach nach unten auslaufen lassen wird. Das Hochgebirge stellt der Errichtung solcher Anlagen überhaupt gewaltige Schwierigkeiten entgegen. Einen Begriff davon gibt Abb. 3, die den Transport einer Funkenstation zur Höhe



2. Verwendung des Megaphonsprachrohrs im Hochgebirge.

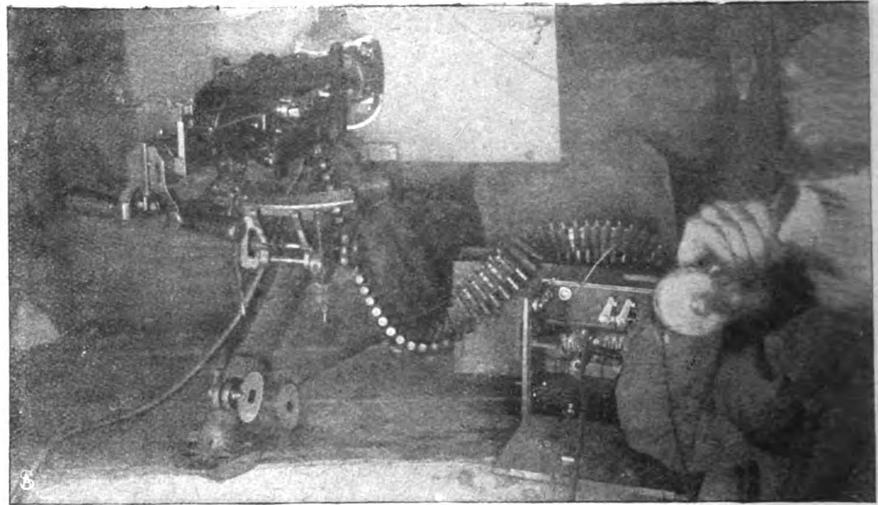


3. Radiostation auf dem Marsch.

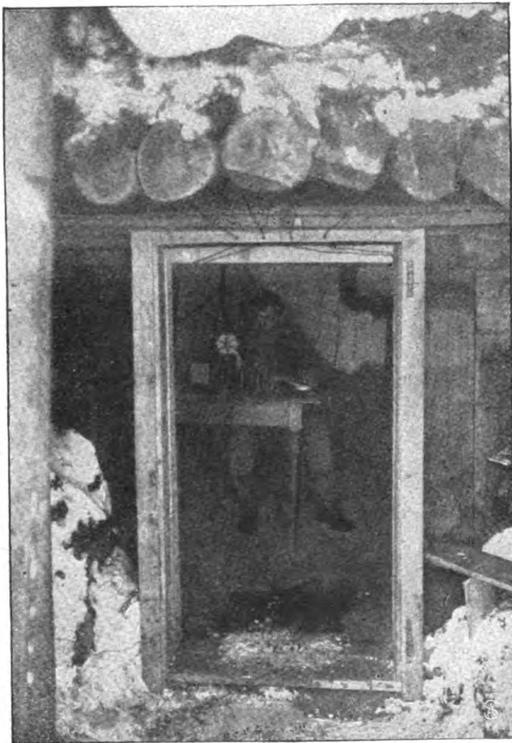
darstellt. In Form einzelner Kisten muß hier eine Gesamtlast von vielen Zentnern zur Höhe geschafft werden. Aber der Erfolg lohnt die Mühe. Ist die Station, sei es mit oder ohne Draht, auf der Höhe erst einmal im Gange, so besteht nun dauernde und augenblickliche Verbindung zwischen Punkten, die sonst nur im Laufe von Stunden oder gar Tagen erreicht werden konnten, ein Umstand, der namentlich beim Artilleriekampf von große

Wichtigkeit, ja ausschlaggebender Bedeutung sein kann.

An die Leitung schließen sich Sprechstationen und Vermittelungstationen. Die große Vermittelungstation, beispielsweise die Zentrale, bei der alle Drähte eines Korpskommandos zusammenlaufen, pflegt im allgemeinen im ruhigen granatenfreien Gelände zu liegen und auch sonst ein sehr annehmbarer Raum zu sein. Den Beweis dafür gibt Abb. 9. Wir sehen einen sauberen, gut gebauten Saal, links die Morsetelegraphen und rechts die Telephonzentrale. Während die beiden



5. **Fernsprecher im Schützengraben.**



4. **Telegraphenstation** in einem Unterstand.

Leute rechts ständig Anrufe empfangen und durch Stöpselung ständig neue Verbindungen herstellen, läuft auf den Telegraphenapparaten ein Papierstreifen ab und kündet in der Morseschrift, in Strichen und Punkten, was anderswo in weiter Ferne in den Draht gegeben wurde.

Nicht immer aber ist die Zentrale so wohnlich und beinahe elegant. Etwas anders sieht schon die auf Abb. 6 improvisierte Gefechtstelephonzentrale aus. Irgendein offener Scheunenraum, zu dem mehr praktisch als schön einige Dutzend Drähte geleitet worden sind. Die leere Kabelrolle vor dem Schaltbrett zeugt von dieser Verlegungsarbeit. Die Hauptsache ist, daß die Anlage funktioniert, und das tut sie erfreulicherweise. Aber erschöpft ist die Anspruchslosigkeit und Naturwüchsigkeit der Kriegstelephonie in der Zentrale noch nicht. Um die kennen zu lernen, muß man sich schon an das andere Ende der Leitung zur Einzelstation hinbemühen. Zu einigen jener hundert und aber hundert Stationen, die ihre Drähte in die Zentrale der Divisionen und Korps entsenden.

Freilich gibt es auch hier Bevorzugte und Glückliche, die sauber, wohnlich und granatensicher hausen. Das zeigt zum Beispiel Abb. 4, die einen bombensicheren Telegraphistenunterstand veranschaulicht. Die erdbedeckte Balkenlage dürfte gegen mäßige Granaten schützen. Unter ihr aber tickt und arbeitet der Morseapparat genau so sicher wie in der Korpszentrale. Vielleicht liest der Mann im Unterstande gerade im Augenblick das auf dem Papierstreifen ab,



6. **Improvisierte Gefechtstelephonzentrale.**



7. Am Fernsprecher im Schützengraben.

Seiteneinrichtung des Gewehres verbessern und die Wirkung des Feuers den Umständen anpassen. Ganz ähnliche Verhältnisse werden durch Abb. 7 veranschaulicht. Hier ist es das Feuer der wackeren Standschützen. Im einzelnen stehen sie wohl ihren Mann und liefern mehr Kopfschüsse, als den Italienern lieb ist. Aber die große Übersicht und der Schutz gegen irgendwelches starke seitliche Vorbrechen feindlicher Massen wird durch das Telephon besorgt. Viele Meter oberhalb des Schützengrabens liegt der Beobachter, und was er den beiden Telephonisten meldet, kommt im Feuer der Standschützen zu praktischem Ausdruck.

was der Mann auf Abb. 9 durch die Betätigung der Drucktaste in die Leitung schickt.

Hier haben es die Telephonisten im allgemeinen nicht so gut wie die Telegraphisten. Ganz abgesehen von vielen hundert anderen Notwendigkeiten muß ja stets eine telephonische Verbindung zwischen der Batterie und dem Artilleriebeobachterstand vorhanden sein. Aber auch zwischen Maschinengewehren sowie Schützengräben einerseits und bestimmten Beobachterposten anderseits sind solche telephonischen Verbindungen erwünscht, da sie die Zielsicherheit und Feuerwirkung sehr wesentlich erhöhen. Aber es leuchtet wohl ein, daß weder der Posten neben dem Geschütz oder Gewehr noch der beim Beobachterstand besonders kugelsicher und behaglich ist. So zeigt Abb. 5 den Telephonstand unmittelbar neben einem Maschinengewehr. Der Patronenstreifen läuft über den Telephonapparat ab, und der Beobachter meldet fortwährend zum Gewehr hin die Wirkung des Feuers. Mit dem Hörer am Ohr kann der Telephonist somit jederzeit Erhöhung und



8. Untersuchungspatrouille beim Beheben eines Fehlers.



9. **Fernsprechtelegraphenzentrale eines Kommandos.**

Nur einige wenige der vielen Anwendungen von Telephonie und Telegraphie im Kriege konnten diese Abbildungen und Zeilen zeigen. Vieles in diesem Kriege zum erstenmal Ausgeführte, insbesondere das vernichtende Präzisionsfeuer aus verdeckter Stellung auf ein verdecktes Ziel, beruht auf ihnen. **Darüber hinaus aber tun Telephonie und Telegraphie auch für die ganze große Heeresbewegung gute Arbeit und bringen jene Zuverlässigkeit in die Bewegung der Massen, die für alle großen kriegerischen Entscheidungen unentbehrlich ist.**



10. **Lichtpauseanstalt eines höheren Kommandos.**

Der Lotse.

Skizze von Rudolf Michael.

Gedankenvoll ließ Dore den Holzlöffel sinken und starrte in das fauchende Feuer, über dem in dem schwarzen eisernen Topf die Schellfische kochen. In ihren offenen Augen zuckte seltsam der rote Widerschein des Feuers. Ihre Lippen waren halb geöffnet wie zum Kuß.

Plötzlich stieß sie mit Erbitterung den langen hölzernen Löffel zwischen die erstaunten Schellfische, die erschreckt auseinanderstoben, als fahre der beutegierige Hai dazwischen. An dem Fenster vorbei über den sauberen Klinkerstieg trugen Lise und Greten und Hanne und Tieken die breiten, nassen, leeren Körbe. Vielleicht warfen sie einen kurzen Blick durch das helle Fenster und sahen Dore Jonas am Herd stehen. Aber ihre Schwermut sahen und fühlten sie gewiß nicht.

Vom Wasser her, über den Deich hinweg stolperte der Wind wie ein ungestümer Bursche. Er zerrte übermütig an Gretens blaugeblümter Bluse wie ein stürmischer Liebhaber und drängte sich hinter Hannes nasse Schürze.

In demselben Augenblick stieß jemand hart und laut die Tür zur Diele auf, und zwei ölige Wasserstiefel knarrten über die Steinfliesen.

Gleich darauf steckte der alte Jonas den bartumrahmten Kopf durch die Spalte der Küchentür.

„Wat makt de Fisch?" fragte er gutmütig.

„Sind gleich so weit", antwortete die Tochter tonlos und hob den Deckel von dem dampfenden Topf, aus dem ihr eine weißlich nasse Wolke entgegenquoll.

Der Alte verzog sich in die vordere Kammer, steckte noch einmal den Kopf zwischen die goldgelben Gardinen, um irgendwie nach dem Wetter zu lugen, und brummte zwischen den bärtigen Lippen etwas von der Bummeligkeit des Weibervolks, das noch nicht einmal eine Schüssel Kochfisch zur rechten Minute auf den Tisch bringen könnte.

Da stieß auch schon Dore mit dem Fuß gegen die Tür. Und als der Alte ihr sie öffnete, grinste er spöttisch: „Man nich so eilig, Deern." Als hätte seinetwegen die Geschichte noch eine Stunde dauern können.

Die beiden saßen sich am Tisch gegenüber und zogen den dampfenden Fischen die grausilberne Schuppenhaut vom Leibe, so daß das schneeweiße Fleisch in klaren Flocken auseinanderfiel.

„Hast gut gemacht," lächelte der Alte, legte dabei Messer und Gabel auf den Tellerrand und klopfte seiner Tochter sanft auf die erhitzte Backe.

„Wird Jürgen sich freuen über solche kleine fleißige Frau", fügte er hinzu, indem er weiter aß.

Dore sah jäh von ihrem Teller hoch, starrte den kauenden Vater an und wühlte mit der Gabel gedankenlos den Fischen in den Eingeweiden herum.

Aber sie brachte kein Wort hervor.

Der Alte achtete nicht darauf.

Nach einer Weile sagte er kauend: „Hab doch lange reden müssen. Man sollt's gar nicht denken."

Dore brachte keinen Bissen mehr hinunter.

"Iß doch, Deern", schalt er.

Aber in demselben Augenblick fühlte er wohl, was ihr den Hals zuschnürte.

Seine Stimme wurde stahlhart. „Hast einen alten Vater, hast keinen Bruder und nichts! Und willst nich mal Jürgen gehen lassen? Sei nich feig, Deern!"

Da sprang auch dem Mädchen die Sprache vom Munde. „Er ist doch draußen, Vater", antwortete sie heftig. „Braucht sich nicht vorzudrängen." Plötzlich liefen ihr die Tränen aus den Augen. „Ich seh ihn doch nicht wieder."

„Das verstehst du nich, Deern", knurrte der Alte, denn er konnte das Weinen nicht vertragen. Das machte ihn entweder wasserweich oder eishart.

„Er gehört dir doch nich, Vater", rief Dore, stand hastig auf und räumte trotzig die Teller und Schüsseln zuhauf.

„Hab lange mit ihm gered't, Kind. Er weiß schon, was er will," antwortete der Alte heftig und erhob sich auch.

„Und wenn die ‚Möwe' fährt, is er dabei. Hörst du?"

Aber Dore rannte schon durch die Tür und trug ihr stilles Weinen hinaus in die Küche.

Der alte Lotse langte sich den halblangen Bröſel von der Spindecke, stopfte nervös den knisternden holländischen Tabak hinein und sog bedächtig die ersten grauen Wolken heraus.

Die Pfeife schmeckte nicht so recht, und ärgerlich paffte der Alte wie ein Schornstein.

Lange genug hatte er heute vormittag mit Jürgen drüber reden müssen. Und dabei hatte er doch selbst davon angefangen. Aber dies Schwanken mochte der Alte nicht, dies Ächzen wie solch gebrochener Mast. Zum Donnerwetter noch mal! Wasser ist Wasser. Und wenn's das Schicksal will, kommst du nicht heil über die Elbe. Aber wen das Geschick lieb hat, den schickt es vom Nordpol wieder nach Haus. Na, kurz und gut, Jürgen würde mitfahren. Na, da würde die Welt aber staunen!

Der Alte lachte ingrimmig in sich hinein.

Stiller und stiller trug Dore Jonas die nächsten Tage ihr Geschick. Jürgen kam und lachte wie immer. Dann schien sie ihr federleicht, die Last. Aber des Abends in der Kammer weinte sie sich die Augen trübe. Und am Morgen schämte sie sich dessen wieder. Denn die Liebe ist bewegt wie die Wellen der See. — —

Zwei Wochen später stampfte die „Möwe" gen See. Die Dämmerung schlich noch über den Fluß und suchte Schutz vor dem andringenden Tag.

Das eiskalte, winterliche Wasser schäumte trübe und grau. Die Ufer schliefen noch. Keine Seele rief „Leb wohl!" Nur Dore weinte in ihre bunten Kissen. —

Der Lotse Jonas stand auf der Kommandobrücke der „Möwe" und führte das treue, graue Schiff durch die Gefahrzone der Elbmündung. Unverwandt ging sein Blick über das lichtgraue Wasser und über die kleine, bunte Karte, die den Weg genau vorschrieb.

Einmal sprang Jürgen wie ein Wiesel die Treppe hinauf und packte den Alten jäh am Arm.

„Du, Vater, sprich! Was hat Dore dir noch gesagt?"

Aber der alte Lotse schüttelte unwillig den harten Griff des Jungen von sich ab und sah voraus über die See, über die der junge Tag geflossen kam.

Eine Stunde später ging Lotse Jonas von Bord.

Jürgen stand an der Reling. Und seine Fäuste krampften sich um das nebelkalte Eisen.

Viel lag ihm auf der Seele, das er noch sagen wollte. Aber als der Alte ging, gab er ihm nur stumm die kalte Hand und brachte keinen Ton hervor.

Der Alte stieg auf den Kutter hinüber, die letzte Post flog noch wie ein Schwarm weißer Tauben über Bord und fiel zu Boden, dann lösten sich die Taue von dem großen Schiff, und die „Möwe" zog seewärts. Heimlich und trotzig. Kein Auge sah ihr nach. Kein Herz folgte sehnsüchtig dem schäumenden Kielwasser. Auch Dore Jonas war eingeschlafen um diese Stunde, denn ihre Seele war vom Kummer satt. —

Müde trat der alte Lotse über die Diele seines Hauses, ging in die Kammer und drückte sich in den knarrenden Rohrsessel, der neben dem Fenster stand.

Dore stand in der Stube und hatte Augen wie wirr blinkende Tropfen. Der Alte streckte die Hand nach ihr.

„Komm, Deern, wollen zusammenhalten, bis er wiederkommt", bat er trocken.

Dore zögerte, zu ihm zu gehen.

„Er hat's nicht leicht, du", sagte der Alte bebend und schaute starr vor sich hin. „Is doch eine schlimme Sache."

Da stürzte ihm Dore laut weinend zu Füßen. Der Alte legte ihr die rissige Hand aufs Haar und schwieg bang. An dem Fenster vorbei über den sauberen Klinkerstieg trugen Lise und Grete und Hanne und Tieken die breiten, nassen, leeren Körbe und lachten geschwätzig.

Da hob Dore langsam den verweinten Kopf und suchte den Blick des Vaters.

„Und es war doch nicht recht, daß du ihn weggeschickt hat, Vater", sagte sie langsam und tränenvoll.

Dem Alten fuhr's durch die Glieder. Er warf den Kopf in den Nacken.

„Red nich, Deern. Er hat keine Zeit, dich liebzuhaben. Is zu ernst die Zeit. Und ihr Weibervolk wollt immer schäkern."

Grausam war er in diesem Augenblick, aber groß und fest war der alte Lotse doch trotz allem. — —

Monate später. Da rauschte die See hart und hell. Splitternd wie Eis sprangen die vielen Wellen am Deich und um die Molen. Der Wind stand steif und voll von Südwest. Lotse Jonas lag mit seinem Kutter draußen gegen den Wind und sah, wie ein graues, großes Schiff über dem Wasser wuchs und größer wurde.

Die Sirene heulte und schrie. Der Kutter drängte sich an Backbord heran im Schutze vor dem Wind. Und ehe noch die Trossen an der „Möwe" fest waren, sprang der Alte schon die Stufen zur Reling hinauf.

Tausend Hände hätte er haben mögen. Denn ebenso viele streckten sich ihm entgegen. Und vor Freude zitternd wehrte er ab: „Kinners, lat doch! Ich bün doch man'n alten Mann."

Jürgen drängte sich durch die andern. Die beiden drückten sich die Fäuste und schwiegen.

Dann war des Jungen erstes Wort: „Du, hat Dore viel geweint?"

Der Alte schüttelte heftig und lachend den bärtigen Kopf. „Nee, mein Jung!"

Bilder aus Holland.

6 Aufnahmen vom Leipziger Pressebüro.



Kinder auf der Insel Marken.



Vater und Tochter.



Vor einem holländischen Bauernhaus.



Junge Holländerin von der Insel Walcheren.



Mutter und Tochter.

Bilder aus Holland.



Fischerknaben aus Scheveningen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 22. — Berlin, den 27. Mai 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 22.



Die sieben Tage der Woche.

16. Mai.

In Südtirol nehmen österreichisch-ungarische Truppen, unterstützt durch überwältigende Artilleriewirkung, die ersten feindlichen Stellungen auf dem Armenterra-Rücken (südlich des Suganer Tales), auf der Hochfläche von Vielgereuth nördlich des Terragnola-Tales und südlich von Rovreit (Rovereto).

Sir Arthur Nicolson, ständiger Unterſekretär im britischen Auswärtigen Amt, wird durch Lord Hardinge ersetzt.

17. Mai.

Die österreichisch-ungarischen Truppen in Südtirol breiten sich auf dem Armenterra-Rücken aus, nehmen auf der Hochfläche von Vielgereuth die feindliche Stellung Soglio—d'Aspio—Coston—Costa d' Agra—Maronia, dringen in Terragnola-Abschnitt, in Piazza und Valduga ein, vertreiben die Italiener aus Moscheri und erstürmen nachts die Zugna Torta.

18. Mai.

Die österreichisch-ungarischen Truppen in Südtirol nehmen den Grenzrücken des Maggio in Besitz, bemächtigen sich nach Ueberschreiten des Lain-Tales südöstlich Platzer (Piazza) der Costa Bella.

19. Mai.

Auf dem westlichen Maasufer werden die französischen Gräben beiderseits der Straße Haucourt—Esnes bis in die Höhe der Südspitze des Camard-Waldes genommen.

Die österreichisch-ungarischen Kräfte unter Führung des Feldmarschalleutnants Erzherzogs Karl Franz Joseph treiben den Feind an der ganzen Front weiter zurück und bemächtigen sich der italienischen Werke Campomolon und Toraro. Zwischen Lain- und Brandtal (auf Vallarsa) erreichen die Truppen den Nordrand des Col Santo. Im Etsch-Tale mußten die Italiener die Orte Marco und Mori räumen.

20. Mai.

Im Suganatal dringen die österreichisch-ungarischen Truppen in Rundschein (Roncegno) ein. Auf dem Armenterra-Rücken bemächtigen sie sich des Sasso Alto.

21. Mai.

Der Gipfel des Armenterra-Rückens ist im Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen. Auf der Hochfläche von Lafraun dringen die Truppen in die erste, hartnäckig verteidigte feindliche Stellung ein.

Das Ergebnis der vierten österreichisch-ungarischen Kriegsanleihe beträgt nahezu sechs Milliarden.

22. Mai.

Staatsminister und Staatssekretär des Reichsschatzamts Dr. Helfferich wird zum Staatssekretär des Innern ernannt und mit der allgemeinen Sellvertretung des Reichskanzlers beauftragt, Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, Graf von Roedern, wird zum Staatssekretär des Reichsschatzamts ernannt. Der Bundesrat hat den Reichskanzler ermächtigt, eine eigene, neue, ihm unmittelbar unterstellte Behörde, das „Kriegsernährungsamt", zu errichten. Der Präsident dieser Behörde erhält das Verfügungsrecht über alle im Deutschen Reiche vorhandenen Lebensmittel, Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung notwendig sind, ferner über die Futtermittel und die zur Viehversorgung nötigen Rohstoffe und Gegenstände.

Zum Präsidenten des Kriegsernährungsamtes ist der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen von Batocki berufen. —

Minister Dr. von Breitenbach wird zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannt.

Die Niederlage der Italiener an der Südtiroler Front wird immer größer. Der Angriff des Grazer Korps auf der Hochfläche von Lafraun hatte vollen Erfolg. Der Feind wurde aus seiner ganzen Stellung geworfen. Die Kampfgruppe des Feldmarschalleutnants Erzherzog Karl Franz Joseph hat die Linie Monte Tormeno—Monte Majo gewonnen. Seit Beginn des Angriffes wurden 23883 Gefangene, darunter 482 Offiziere, gezählt. Die Beute ist auf 172 Geschütze gestiegen.



Der Jugendparagraph im Vereinsgesetz.

Von Oberstudienrat Dr. Georg Kerschensteiner, M. d. R.

Unter den Gesetzen, die gegenwärtig dem Reichstage zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt sind, ist neben den Steuergesetzen vielleicht keines von so weittragender Bedeutung für die Wege der staatsbürgerlichen Entwicklung der Gesellschaft als die Novelle zum Vereinsgesetz vom 19. April 1908. Diese Novelle besteht in einem einzigen Paragraphen, dem § 17a, der da lautet: „Die Vorschriften über politische Vereine und deren Versammlungen sind auf Vereine von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen nicht aus dem Grunde anzuwenden, weil diese Vereine auf solche Angelegenheiten der Sozialpolitik oder Wirtschaftspolitik einzuwirken bezwecken, die mit der Erlangung oder Erhaltung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen oder mit der Wahrung oder mit der Förderung wirtschaftlicher oder gewerblicher Zwecke zugunsten ihrer Mitglieder mit allgemein beruflichen Fragen im Zusammenhange stehen."

Damit scheiden alle Berufsvereine, vor allem die Gewerkvereine und Gewerkschaften aus der Reihe der poli-

tischen Vereine aus und unterliegen nicht mehr den Bestimmungen des Vereinsgesetzes, so weit es sich auf politische Vereine bezieht. Das ist an sich nur zu begrüßen. Denn der Umstand, daß die Rechtsprechung eine Gewerkschaft auch dann als politischen Verein angesehen hat, wenn sie lediglich die Förderung der an sich nicht politischen Berufsinteressen ihrer Mitglieder durch Einwirkung auf die Gesetzgebung und Verwaltung bezweckte, hat die Gewerkschaften und ähnliche Vereine in ihrer Bewegungsfreiheit und vielfach sozial wie pädagogisch äußerst segensreichen Tätigkeit nicht unwesentlich beeinträchtigt.

Aber die Gewinnung der Bewegungsfreiheit, wie sie allen sonstigen unpolitischen Vereinen längst gewährt war, bildet nicht das einzige Moment, welches dieser Novelle die weitgehende Beachtung zugewendet hat. Wichtiger ist, daß damit der unmittelbar voranstehende § 17 des Vereinsgesetzes für die Gewerkschaften und Gewerkvereine keine Gültigkeit mehr hat. Dieser § 17, der sogenannte Jugendparagraph, besagt, daß Personen, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, nicht Mitglieder von politischen Vereinen sein dürfen, daß sie weiter weder in den geschlossenen Versammlungen solcher Vereine, sofern es sich nicht um Veranstaltungen zu geselligen Zwecken handelt, noch in den öffentlichen politischen Versammlungen anwesend sein dürfen.

Wird nun aber der § 17a in das Vereinsgesetz aufgenommen, so kann nicht nur jeder unter 18 Jahren Mitglied eines Gewerkvereins oder einer Gewerkschaft werden, sondern auch jeder Knabe und jedes Mädchen darf vom 13. oder 14. Lebensjahr ab, sobald es in einem gelernten oder ungelernten Berufe tätig ist, als Mitglied dieser Vereine an deren geschlossenen und öffentlichen Versammlungen teilnehmen, gegebenenfalls in ihnen das Wort ergreifen, über die Anträge und Resolutionen der Erwachsenen auf all den schwer zu überblickenden wirtschaftlichen und sozialen Gebieten, deren Diskussion in den Zeiten harter Lohn- und Arbeitskämpfe die leidenschaftlichsten Formen annehmen kann, mitberaten und mitbeschließen.

In diesem Recht der aktiven und passiven Teilnahme der unreifen Jugendlichen an den politischen Versammlungen liegt das Monströse des an sich durchaus begrüßenswerten § 17a. Denn wie man es auch drehen und wenden mag, alle Versammlungen zwecks Regelung von Lohn- und Arbeitsfragen, von wirtschaftlichen und sozialen Fragen, nehmen ganz ungewollt noch viel öfter, aber absichtlich den Charakter von politischen Versammlungen an. Es gibt auch keine Frage der reinen Staatspolitik, die sich nicht zwanglos in den Rahmen der Besprechung wirtschaftlicher oder sozialer Fragen bringen ließe, die Kommandogewalt des Kaisers, die parlamentarische Verantwortlichkeit der Staatssekretäre, das Dreiklassenwahlrecht, das Einjährig-Freiwilligen-System, die Soldatenmißhandlung, die Besetzung der Botschafterposten, die Einheitsschule, das Reformgymnasium, die Gemeinde-, Staats- und Reichsverfassung, die Enzykliken des Papstes usw. usw., kurz, was immer das Herz des Politikers bewegen mag, kann ohne Künsteleien in das Licht rein wirtschaftlicher oder sozialer Beleuchtung gerückt werden. Wie der geschickte Orgelspieler durch alle Tonarten hindurch modulieren und doch immer beim Thema bleiben kann, so kann der geschickte Redner jedes Gebiet der inneren und äußeren Politik betreten und doch dabei nicht aus dem Rahmen eines wirtschaftlichen oder sozialen Themas fallen.

Nun läge gar nichts daran, wenn die wichtigsten Fragen und Aufgaben des Staatswesens vor der heranwachsenden Jugend erörtert werden. Im Gegenteil, wir können nur wünschen, daß es geschieht. Staatsbürgerliche Belehrung ist zwar noch lange keine staatsbürgerliche Erziehung — der feinste Kenner des Staatsrechtes kann ein sehr schlechter Staatsbürger sein — aber eine Stellungnahme des Staatsbürgers zu den Staatsaufgaben und zu seinen eigenen Pflichten und Rechten im Staate ist ohne elementare staatsbürgerliche Kenntnisse und Einsichten gar nicht denkbar. Jede solche Belehrung aber, die an die Jugend herangebracht wird, muß so weit wie möglich objektiv gehalten sein, soll sie nicht mehr schaden als nützen. Das wäre selbst im Rahmen der Jugendorganisationen denkbar, die von den verschiedenen Parteien in den letzten 20 Jahren geschaffen worden sind. Gewiß wird in solchen parteipolitischen Organisationen die Stellung zu den Aufgaben des Staates bewußt wie unbewußt vom Standpunkt der Partei aus gewählt und besprochen werden. Aber wenn das ohne Leidenschaftlichkeit und mit gerechter Würdigung der Auffassung anderer Parteien, oder doch ohne Gehässigkeit und Herabsetzung geschieht, so braucht damit die von den Parteien organisierte staatsbürgerliche Erziehung sich noch nicht selbst ad absurdum zu führen. Sie kann auch im Rahmen der Parteibelehrung zur Staatsgesinnung führen, die sich in allen ihren Handlungen bewußt ist, daß alles gesunde Staatsleben ein beständiger, ununterbrochener, in harten Kämpfen sich vollziehender Ausgleich von Interessengegensätzen ist, daß die rücksichtslose Verfolgung der eigenen Interessen nicht bloß dem Ganzen schaden kann, sondern schließlich auch immer zum Nachteil des Rücksichtslosen selbst ausschlagen muß.

Aber die öffentlichen oder geschlossenen Versammlungen auch der Berufsvereine sind nicht Versammlungen zum Zwecke objektiver, systematischer staatsbürgerlicher Belehrung, sondern sie sind in der Regel Veranstaltungen zum Zwecke des politischen Kampfes. Ihre Redner haben nicht die Aufgabe, in kühler Objektivität auch dem Gegner gerecht zu werden, sondern ihn so weit als möglich ins Unrecht zu setzen, und diejenigen, die noch nicht im eigenen Lager stehen, mit allen Mitteln der Redekunst und der Dialektik zu gewinnen. Gerade die wirtschaftlichen und sozialen Fragen sind in gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen in allererster Linie geeignet, durch Entfesselung der subjektivsten Interessen und der mit ihnen naturgemäß verbundenen Leidenschaften die Menge einzufangen und nicht etwa durch nüchterne logische Deduktionen. Dabei sind diese Fragen oft von einer Kompliziertheit, die selbst einem recht Sachverständigen die Stellungnahme sehr erschweren, falls er nicht von ihrer Lösung selbst betroffen wird. Leicht und klar und einfach erscheinen diese Fragen nur den Leidtragenden.

Und nun denke man sich unsere Knaben und Mädchen vom 13. oder 14. Lebensjahre ab als stimmberechtigte Mitglieder solcher Versammlungen, und zwar nicht etwa diejenigen, die als Zöglinge höherer Schulen wenigstens gegen das 17. oder 18. Lebensjahr hin eine gewisse Schärfe des Geistes sich erwarben, die eine Menge historischer und wirtschaftlicher Kenntnisse sich angeeignet und komplizierte Aufgaben untersuchen gelernt haben, nicht diejenigen, deren ganze Erziehung darauf eingestellt ist, ihren Verstand kritisch zu gebrauchen, d. h. zu gebrauchen unter möglichster Ausschaltung eigener Affekte, Vorurteile, ungeprüften Begriffen usw. O nein, diesen jungen Leuten bleibt nach wie vor durch die disziplinaren

Satzungen der höheren Schulen der Besuch solcher Versammlungen verschlossen. Geöffnet sind sie in Zukunft der geistig ungeschulten, ja vielfach geistig armen Jugend. Die Macht der politischen Leidenschaft, soweit sie in Worten sich äußern kann, darf ungehindert auf diese Jugendlichen wirken. Regierung und Parlament öffnen ihr selbst die Tore. Kann man sich eine größere pädagogische Verkehrtheit vorstellen?

Jeder, der die geistige und moralische Entwicklung unserer Jugend aus eigener Erfahrung heraus kennt, weiß, daß gerade die Zeit der Pubertät, das Alter vom 13. bis 18. Lebensjahre, in den meisten Jugendlichen die Zeit innerer Revolutionen ist. In den vorausgehenden Jahren nimmt die Jugend ohne nennenswerten Widerstand die Werte an, welche die Erziehung als Werte darbietet. Durch die Autorität der Erzieher wächst sie zunächst in die moralischen, religiösen, gesellschaftlichen, ästhetischen, politischen Werte und Wertschätzungen hinein. Mit dem 14. oder 15. Lebensjahre aber beobachten wir bei einer großen Zahl der Jugendlichen eine Auflehnung gegen die überkommenen Werte. Die Spontaneität erwacht nun auch auf dem Gebiete der höheren Werte. Der Knabe und das Mädchen will selbst Stellung nehmen zu den Dingen der Welt. In dieser Zeit der inneren Gärung ist es doppelt und dreifach wichtig, die Entwicklung des Werturteiles sachlich und vorsichtig zu leiten. Der Zögling erträgt es nicht mehr so leicht, daß ihm eine Meinung aufgenötigt oder suggeriert wird. Am ehesten zwingt ihn noch das Beispiel eines geliebten Führers. Dann tritt mit dem 18. bis 20. Lebensjahre die Läuterung ein. Der schäumende Most beginnt sich zu klären, und es zeigen sich die Wirkungen der auf Autonomie bedachten Führung oder des planlosen Preisgegebenseins.

Und in dieser Zeit der inneren Gärung überläßt die Gesetzgebung ohne jede Gewissensnot 90 Prozent der deutschen Jugend in einer wichtigen Wertfragenreihe den stürmischen und leidenschaftlichen Wogen politischer Versammlungen. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern muß: über die naive Stellungnahme der Regierung in Fragen der moralischen und geistigen Entwicklung der heranwachsenden Jugend oder über die Sorglosigkeit der Parteien, die sozialdemokratische mit eingerechnet, der gewiß ebensoviel an der sittlichen und intellektuellen Erziehung der Jugend liegt und liegen muß, wie allen anderen Parteien, ja noch mehr als diesen, da ihre einzige wirkliche Macht und Stärke in einem sittlich starken und geistig regsamen Arbeiterstande liegt.

Nun hat die Reichsregierung durch ihren Vertreter wiederholt erklären lassen, daß der neue § 17a eigentlich gar nichts Neues bringt, daß er gar keine neue Regelung der tatsächlichen Verhältnisse trifft. Schon bisher sei nach dem Vereinsgesetz die Teilnahme der Jugendlichen an den Versammlungen der Berufsvereine nicht ausgeschlossen gewesen. Was der § 17a bezwecke, sei nur eine Kodifizierung des tatsächlich bestehenden Rechtes. Ich will dem nur entgegenhalten, daß von einem allgemein ausgeübten Rechte in dieser Hinsicht schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil ja alle die Versammlungen der Berufsvereine und insbesondere die gesamte Jugendorganisation der Gewerkschaften gerade durch die Art der Auslegung des bestehenden Gesetzes unter erheblichen Einschränkungen standen. Warum begrüßen denn der weitaus größte Teil der Sozialdemokratie und ein erheblicher Teil des Zentrums den neuen Paragraphen, wenn er nicht eine ganz andere Freiheit in der Beeinflussung und Erziehung der Jugend gibt, als das bisher der Fall war? Bloß weil die Rechtsprechung alsdann ihre schikanösen Einseitigkeiten nicht mehr entfalten kann?

Aber selbst wenn der § 17a tatsächlich an den bestehenden Verhältnissen nichts ändert, wenn infolge dieses Paragraphen die öffentlichen und geschlossenen politischen Versammlungen der Berufsvereine nicht um einen einzigen Jugendlichen mehr besucht werden könnten als bisher, dann bleibt gleichwohl der Widersinn solcher Tatsächlichkeiten bestehen. Der einzige Unterschied ist nur der, daß der Fehler nicht jetzt, sondern schon vor acht Jahren begangen wurde, als das Reich ein einheitliches und gewiß sonst sehr wohltätiges Vereinsgesetz erhielt.

Daß diese Tatsächlichkeiten aber widersinnig sind, das haben schon die demokratischen Kulturvölker des Altertums klar eingesehen, und nur unsere so vieles überstürzende Zeit hat völlig vergessen, was einst eiserner Grundsatz in der Erziehung der griechischen und römischen Staatsbürger gewesen ist. Wenn irgendein Volk der Erde die Erziehung zum Staatsbürger als das oberste Ziel hingestellt hat, so war es das Volk der Griechen. Aber kein Sohn eines freien Bürgers, wie sorgfältig er auch sonst erzogen sein mochte, hatte Zutritt zu den Versammlungen der Erwachsenen, ehe er nicht in das Ephebenalter eingetreten war, also das 18. Lebensjahr vollendet hatte. Bis in die Zeit der Peloponnesischen Kriege hinein galt es sogar als unziemlich, die Augen der Jugend auf öffentliche Angelegenheiten zu richten. Erst wenn der Knabe 18 Jahre alt war, entließen Haus und Schule den Jüngling, damit er sich nun ganz und unmittelbar unter die Leitung der Staatsbehörden stellen konnte, um im Laufe zweier Jahre die entsprechende Vorbereitung für das Leben in der Bürgergemeinde zu erhalten. Bei den Römern aber hatte kein Jüngling Zutritt zu den Bürgerversammlungen, der nicht auf dem Kapitol von seinem Vater in die Bürgerlisten eingetragen war. Das aber konnte erst geschehen, wenn er alt genug war, die weiße, mit rotem Bande eingefaßte Toga praetexta mit der Toga virilis zu vertauschen, etwa um das 17. Lebensjahr. Die alten Republikaner wußten genau, daß der politische Streit der Männer der Erziehung der unreifen Jugend weit mehr Gefahren als Nutzen bringt. Sie hat bei weitem nicht Erfahrung genug, um in diesem Streite nicht zugleich jene Achtung und Ehrfurcht vor Personen- und Sachwerten zu verlieren, in der aufzuziehen nun einmal eine Grundforderung aller gesunden Erziehung liegt. Wir können kaum etwas Besseres tun, als hierin dem Beispiel der alten Republikaner zu folgen. Als die Kaiserzeit die Toga virilis schon dem Fünfzehnjährigen gab, begann die absteigende Linie des römischen Reiches. Ich glaube, O. Willmann sagt einmal in einem Artikel über römische Erziehung: Es ist alle Zeit ein Beweis von Verfall der natürlichen Lebensordnung gewesen, wenn die Jugend, noch ehe sie innere Reife gewonnen hat, in das verwirrende Gewühl der öffentlichen Verhandlungen sich gedrängt hat. Wird der Artikel 17a Gesetz, dann wollen wir hoffen, daß die bitteren Erfahrungen, die nicht ausbleiben werden, von selbst die Parteien dazu drängen, die Lehre Juvenals, des Satirikers der ersten Kaiserzeit, zu beherzigen: Maxima debetur puero reverentia, und daß sie dann selbst der Jugend die Tore zu den Versammlungen schließen, die ihr heute so unbegreiflicherweise weit geöffnet werden sollen.

Die Reichsbuchwoche.

„Im ganzen Reiche sollen Bücher gesammelt werden für unsere Feldgrauen." Das ist, kurz gesagt, der Gedanke der „Reichsbuchwoche", die also ein System bringen soll, was im einzelnen, von privater Hand, schon an vielen Orten geschehen ist, während dieser Krieg dauert. Darum ist der Gedanke nicht minder förderungswert. Es handelt sich auch weniger darum, daß Bücher gesammelt werden, wobei man doch zunächst an bereits Gelesenes, Gebrauchtes denkt, sondern daß Bücher gekauft werden, die dann ins Feld befördert werden sollen. Nicht Ausgemustertes aus dieser oder jener Bücherei, sondern eigens für die Feldgrauen Angeschafftes, mit bedachtsamer Auswahl und liebevoller Überlegung Zusammengestelltes. Was nun unsere Helden besondere Freude machen dürfte, darüber sind die Meinungen natürlich ebenso geteilt, wie der Geschmack der feldgrauen Leser in unendlichen Verschiedenheiten und Abstufungen sich geltend machen muß.

Von vielen Seiten hört man warnende Stimmen: Nur nichts Kriegerisches ins Feld senden, die Soldaten wollen etwas anderes, wollen in ganz andere Sphären getragen, von den harten Notwendigkeiten ihres Kriegerlebens durch die Macht der Einbildungskraft auf Stunden, auf Minuten vollkommen losgelöst sein. Das läßt sich wohl hören: ja, es ist psychologisch tief begründet und menschlich äußerst verständlich; mit einem Wort, diese Stimmen geben einer wirklich vorhandenen Empfindung Ausdruck. Indessen möchte man doch den Begriff des „Kriegerischen", der Kriegsliteratur etwas näher untersuchen und umschreiben. Da wird man wohl finden, daß es nur eine besondere Art von Kriegsliteratur ist, die unseren Helden oder wenigstens einer großen Mehrheit unter ihnen nicht willkommen sein dürfte. Das sind hauptsächlich Schilderungen von Dingen und Vorgängen, die sie selbst aus eigener Anschauung und Erfahrung besser als der Verfasser kennen. Unwahrscheinliche Kriegserzählungen oder auch ausführliche Darstellungen der Furchtbarkeiten des Krieges, von denen man sich in den Pausen des Kampfes doch wahrlich losmachen und erholen möchte, sind keine passende Soldatenlektüre. Aber es läßt sich schwerlich glauben, daß unsere Feldgrauen nicht gern ein Heldenleben an sich vorüberziehen lassen, daß sie zu müde oder zu gleichgültig wären, um sich an den Taten eines Hindenburg, Mackensen, Emmich, eines Mücke oder Weddigen zu erbauen. Das Kräftigende, Stählende, das im Beispiel heldischer Menschen liegt, wirkt jederzeit mit elementarer Gewalt wie anfeuernde Musik, wie salziger Anhauch des Meeres.

Es ist ein eigen Ding um den Kulturdrang der Menschheit in großen Kampfestagen. Da sollte man glauben, daß unter dem Kanonendonner alle geistigen Interessen hinwelken und absterben müßten, daß nur das Leichteste, nur die flüchtigste oder spielerischste Unterhaltungschreiberei, der Wortwitz oder Scherz allein ein Publikum finden könnten. Aber im Gegenteil werden wir sehen, daß mancher im Schützengraben erst Zeit oder Stimmung gefunden hat, sich mit ernsten Werken, ja mit den Dichtungen unserer Größten zu beschäftigen. Vorher ließ ihm das Geschäft, der Drang des Tages, Verdienens Fron keine Muße dazu. Jetzt, im Kriege, hat mancher erst die unvergeßlichen Begegnungen seines Geisteslebens, versenkt sich staunend und beglückt in die ungeheuren Schätze alter und neuerer Klassik.

Auch der gesteigerten Empfänglichkeit, die das Kriegsgetriebe hervorruft, muß mit besonderem Nachdruck gedacht werden. Wer „gefährlich lebt", wer in keiner Stunde weiß, wie bald er wieder dem Todfeind gegenüber seinen Mann stehen muß, der lebt stärker, genießt auch stärker in den kargen Augenblicken des Ausruhens, der Sammlung. Mit ganz anderen Nerven wird er lesen als der friedenumhegte und doch so leicht unzufriedene Leser. Die Wahrheit, die Schönheit müssen mit ganz anderer Gewalt sprechen, wo man kostbare, vielleicht letzte Minuten an sie wendet. Darum ist es geradezu eine Gewissenlosigkeit, wertlose Bücher ins Feld zu schicken. Natürlich brauchen es nicht immer Werke der hohen Literatur zu sein. Aber Wert müssen sie besitzen, ein Etwas muß in ihnen atmen, das die Rast des Kriegers verschönt, das seine kampfumrahmte Ruhezeit nicht mit Verdrießlichkeit, mit künstlicher Leere füllt; will man dem Tapferen etwa noch Ärger bereiten durch ein Buch, das er wegwirft, weil es ihm gar nichts, aber auch gar nichts zu geben vermochte? Es braucht ja, wie gesagt, nicht gerade immer Klassisches zu sein, und namentlich werden sich nur wenige finden, die ihr schlachtenmüdes Hirn abmühen wollen, um irgendwelchen verwickelten Gedankengängen zu folgen. Ein guter, lebensvoll geschriebener Unterhaltungsroman ist in gewissen Stunden der Abspannung auch dem Anspruchsvollsten willkommen.

Bestimmte Vorschriften lassen sich da freilich nicht machen, und im großen und ganzen wird eben der Zufall seines Amtes walten müssen. Es ist wahrlich eine eigene Vorstellung: dies Hinausfluten von Büchern in den Krieg. Es wird ein großes Tauschen sein da draußen; deutsche Kameradschaftlichkeit, die den letzten Bissen mit dem Kampfgenossen teilt, wird ihm auch das Buch aus dem Tornister reichen. Für den Bewegungskrieg wird, wie eine beachtenswerte Stimme von der Front zu bedenken gibt, doch wohl nur das physisch leichtere Buchgepäck in Frage kommen. Anders freilich verhält es sich im Stellungskriege. Da können Büchereien angelegt werden, aus denen sich ein jeder das herbeiholen darf, was seinem Geschmack, seinem Befinden, seiner Seelenstimmung am meisten entgegenkommt. Wir aber sind geneigt, mit Rührung ein jedes Bändchen zu betrachten, das seinen Weg dorthinaus nimmt, wo die unermüdlichen Schützer ihrer Heimat in zähem Heldenkampfe Jahr und Tag verbringen. Wg.

◇ ◇ ◇

Eine Nacht auf dem Meeresgrunde.

Aus „U 202" von Kommandant Frhr. Spiegel von und zu Peckelsheim, Kapitänleutnant

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Die Nacht legten wir uns bei X.... auf den Grund. Wir wollten endlich einmal wieder eine Nacht Ruhe haben, um versäumten Schlaf nachzuholen und Vorrat für die folgenden Tage zu schlafen.

Es liegt sich herrlich auf dem weichen Sandboden der Nordsee. Es ist direkt, als brächte man das ganze Boot zu Bett. Nur muß es oben ruhig sein, denn der Seegang macht sich bis in große Tiefen hinab fühlbar und wirft und stößt das Boot hin und her. Dann ist es die Hölle!

Langsam glitt das Boot tiefer und tiefer. Wir hatten vorher die ungefähre Tiefe mit dem Handlot ausgemessen. Je mehr wir uns dem Meeresgrunde näherten, um so langsamer ließ ich die Dynamomaschinen laufen und stoppte sie schließlich ganz, als wir uns noch wenige Meter über dem Grund befinden mußten. Sobald das Boot sich ausgelaufen hatte, was daran erkenntlich war, daß die Tiefenruder nicht mehr wirkten, wurden wenige hundert Liter Wasser in einen hierfür bestimmten Ballasttank hinzugeflutet, wodurch das Boot schwerer wurde, so daß es ganz allmählich sank.

„Gleich bumst er", rief ich in die Zentrale hinunter mit dem Blick auf das Tiefenmanometer.

Kaum hatte ich es gesagt, da gab es einen ganz sanften Stoß — viel sanfter, als wenn die Eisenbahn hält — und wir lagen unten. Schnell wurde noch etwas Wasser in die Ballasttanks genommen, um dem Boot die nötige Bettschwere zu geben, und dann revidierte jeder auf seinem Platz sorgfältig alle Ventile und Luken ab, ob auch nirgends ein Tröpfchen Wasser zu uns hereingelangte.

Von vorn und achtern kam die Meldung: „Alles dicht!"

Nachdem die notwendigen Wachen und Ronden befohlen waren, ließ ich die Leute wegtreten: „Alle Mann Feierabend!"

Von den achteren Räumen, dem Heckraum und Maschinenraum gingen die Leute an uns vorbei nach vorn. Bleiche, öl- und schmutzbedeckte Gesichter, aber mit Augen, so stolz, fröhlich und strahlend im Vorbeigehen zu mir hinblickend, daß mir das ganze Herz im Leibe lachte.

In den Mannschaftsräumen herrschte reges Leben. Das planschte und wusch sich, schwatzte und lachte durcheinander, daß man es allen ordentlich ansah, wie sorglos und fröhlich sie sich fühlten.

„Na, was gibt's heute zu essen?" fragte ich den Koch, der breitspurig und selbstbewußt — denn er war ein Künstler in seinem Fach — vor seiner kleinen Kombüse stand und in einem dampfenden Nickeltopf herumrührte. „Das riecht ja wundervoll lecker!" — „Rindsgulasch mit Salzkartoffeln", meldete der Koch und rührte mit doppeltem Eifer in seinem Topf herum. „Is gleich fertig," fuhr er fort, „es dauert höchstens noch fünf Minuten."

„Ach herrje, da muß ich mich ja beeilen" — damit ging ich nach vorn in meinen Raum, den ich seit fünf Uhr morgens nicht mehr betreten hatte.

Ich hängte die Mütze, Schal und Lederjoppe an einen Haken, reckte mich in müdem Wohlbehagen in meinem Sweater und leistete mir gründlich den auf Fernfahrt seltenen Genuß, Gesicht und Hände mit heißem Wasser energisch abzuseifen. Von nebenan drang das muntere Getriebe und Geplauder der Offiziere zu mir herüber.

Bald saßen wir zu viert um den sauber gedeckten kleinen Tisch, hauten mit kräftigem Appetit in den Inhalt der dampfenden Schüsseln ein und tranken aus kleinen Kelchen köstlichen, perlenden Sekt. Die Ereignisse des vergangenen Tages mußten begossen werden mit wenig, aber dem besten Stoff, den wir mithatten. So hatten wir es von jeher gehalten, wenn uns das Kriegsglück hold gewesen war.

Die elektrischen Heizkörper verbreiteten eine mollige Wärme, die allerdings den Fehler hatte, daß sie in der völlig stillstehenden Luft nach oben stieg, so daß es am Fußboden um mehrere Grad kälter war als oben unter der Decke. Doch in unseren dicken Seestiefeln fühlten wir uns trotzdem sehr wohl. Unentwegt spielte das Grammophon. Die Unteroffizire hatten sich seiner bemächtigt und ließen ein patriotisches Lied nach dem anderen erklingen. Wie das Stimmung machte! — Es wurde auf einmal ganz still im Boot. Deutsche vaterländische Lieder, gesungen auf tiefem Meeresgrund, dicht unter Englands Küste! Deutsche Herzen, von Begeisterung entflammt, von den Tönen der Musik erhoben zu dem stillen Gelöbnis, das Beste für das Vaterland hinzugeben. Dann lösten allerlei lustige Tänze, Operetten und Tingeltangelstücke eine weniger feierliche, aber nichtsdestoweniger fröhliche Stimmung aus. Besonders bei den Heizern und Matrosen im Mannschaftsraum ging es hoch her. Lustiger Gesang ertönte von dort, und alte, schmutzige Kartenspiele wurden hervorgeholt und munter ein echter deutscher Skat gedroschen.

Derweilen hoben wir vorn im Offiziersraum unsere Gläser und stießen mit dem schönen U-Bootstrinkspruch an: „Reiche Beute und glückliche Heimkehr — U-Heil!"

Das Boot lag wundervoll ruhig. Es rührte sich nicht um einen Grad.

„Das wäre ein originelles Motiv für einen Maler", sagte der poetisch veranlagte Ingenieur und lehnte sich, nachdenklich an die Decke blickend, in seinen Stuhl zurück. „Man stelle sich vor — das Boot im Querschnitt hier durch unseren Raum, außen die gelblichen Sanddünen des Nordsee-Meeresbodens, belebt von Algen und allerlei kriechendem, schwimmendem Getier — innen vier tafelnde, lachende Offiziere um einen kleinen Tisch, bestrahlt von warmem elektrischem Licht, die Sektflasche in der Mitte, die Gläser zu feierlichem Trinkspruch erhebend. Darüber in Kirchturmhöhe Wasser — Wasser — Wasser und darüber der glitzernde Sternenhimmel und ein schmaler silberner Mond. . ."

Kurz darauf legten wir uns in unseren schmalen Betten zur Ruhe nieder, und fanden schnell den Anschluß an die Wohltat eines traumlosen Schlafes.

Im Kirschenland.

Von E. Grüttel, Hamburg.

Beim Abendschoppen saßen wir. Mitten unter schwatzenden, schmatzenden Leuten in einem riesigen Berliner Bierlokal. Und sprachen, wovon man spricht heutzutage. Es dreht sich ja doch alles immer nur um das eine. Da plötzlich geschah etwas: in der Hand eines jungen Mädchens schwebte es heran, die Treppe herauf, durch den Wirrwarr von Tischen und Tischchen, es blühte, nickte und duftete: ein Kirschblütenzweig. Der war wie ein Wunder.

„Das sind noch Blüten aus Werder", sagte die blonde Frau, und ihre Augen leuchteten voller Frühling. Der Dichter lächelte und meinte: „Ob es bei Ihnen in Hamburg immer noch die Lühe gibt?" Aber gewiß. „Und ganz ebenso wie damals, als wir jung waren?" Ganz

ebenso. „Ach bitte, erzählen Sie: stehen noch immer die geschnitzten Stühle vor den alten Bauernhäusern, die so verschlafen daliegen in der warmen Mittagsonne . . . und gibt es immer noch Lämmer unter den Kirschenbäumen und Vergißmeinnicht an den grünen Gräben und Deiche und Böte und Starensang . . . und dann war da mitten in diesem Märchenland doch der kleine Friedhof mit dem schwarzen Turm zur Seite des Kirchleins, und gleich daneben wohnte die alte, feine Frau, die etliche Lenze an der Lühe hat werden und vergehen sehen. . . Sagen Sie, gibt es so etwas überhaupt noch, so etwas Versunkenes, Unberührtes, Frühlingsechtes? Ich entsinne mich dieser Wanderung durch Ihr Kirschenland an der Unterelbe noch so deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, und wie weit mag 's doch schon zurückliegen, jenes traumgleiche Erlebnis, zwanzig, fünfundzwanzig Jahre weit. . . . "

Ja, wir haben dieses Kirschenland noch, und wer zur Blütenzeit nicht „an der Lühe" war, hat den rechten Hamburger Frühling versäumt. Diese zehn Kirchdörfer, die sich das Alteland nennen und sich an der Unterelbe von Stade bis nach Moorburg drei deutsche Meilen lang dahinerstrecken, gehören zwar nicht zum hamburgischen Staatsgebiet, sondern sind hannoveranisch. Aber ihre Obstblüte gehört doch wohl in erster Linie den Hamburgern, die ihr in jedem neuen Mai begeistert zujubeln. Man fährt zu Schiff ins Alteland, vorüber an dem Qualm der Werften, an Riesendampfern und Riesenkranen, an Petroleumhäfen, Fischmärkten und Roggenmühlen; an duftig grünen Elbufern mit Wohnhäusern vornehmen Stiles, an Blankenese, an immer flacher werdenden Böschungen zwischen den Bauten der Elbregulierung, zwischen den malerischen Fischerbooten der Finkenwärder. Und dann sind da zwei lange, weiße Brücken, grün überwachsene Deiche schützen das Land, Obstbäume lugen dahinter hervor, wir verlassen das Schiff mit der gewiß sehr gutgemeinten, aber ebenso kläglichen Blechmusik und dann — „schick deine Blicke aus, die ganze Erde blüht dir ans Herz, was schön ist, das ist dein. . . " Wir befinden uns im Märchenland, im Paradiese.

Das ist durchaus keine Übertreibung. Die Verwundeten, die man in diesen Wochen wiederum zu vielen Hunderten über die grünen Deiche geführt hat, und von denen die wenigsten Hamburger sind, und alle, die die Blüte in Werder und daneben das Alteland kennen, werden es völlig unsentimental zugeben müssen: „Frau Kirschblüte, ihr seid die Schönste hier, aber die Blüte im Altenlande ist tausendmal schöner als ihr. . . ."

Des Wunders Erklärung ist einfach: wir wandeln im Altelande nicht unter den blühenden Baumkronen, sondern zwischen ihnen. Und wir begegnen auf Schritt und Tritt einer Jahrhunderte alten, holländischen Siedlungen entsprungenen Bauernkultur, die auch heute noch echt und ungefälscht blieb. Wir wandern auf Deichen, die das Land vor Sturmfluten schützen sollen, und die in Windungen, dem Laufe von Fluß und Landstraße folgend, um die niedersächsischen Backsteinhäuser, um die langgestreckten, von Gräben durchzogenen Obsthöfe herum angelegt wurden. Man könnte meinen, daß solche Deiche infolge der Begradigungen der Elbe durch Deiche und Dämme überflüssig geworden seien. Diese Ansicht wäre irrig, und noch bei den Wassersnöten des letzten Winters, die alle ungeschützten Gegenden um Hamburg hart heimsuchten, haben sich von neuem die geschickten Eindeichungen, die noch aus jenen holländischen Siedlungsjahren stammen, als unentbehrlich und segensreich erwiesen. Ohne sie hätte das Wasser dieses fruchtbare Marschenland arg zerrissen, und die Umgebung wäre in diesem Sommer ohne Kirschen geblieben, Berlin hätte auf Äpfel und Birnen des Altelandes verzichten müssen.

Also sind die grasbedeckten Deiche Früchte- und Frühlingsbringer zugleich. Wer auf ihnen am Ufer der schmalen Lühe, die bunte Obstkähne trägt, landeinwärts wandert, dem blüht der lachende Lenz ins Herz. Er kann sich dessen nicht erwehren, auch nicht in Zeiten des furchtbarsten aller Kriege. Hier, zwischen den schneeweißen Kronen der Kirschen- und der seltener gepflanzten, aber ebenso lieblich blühenden Apfel- und Pflaumenbäume, gibt es noch Gemächlichkeit und Harmlosigkeit. Hinter den Geranientöpfen der weiß gemalten Fensterchen hetzt man noch nicht durch die Tage und ist nicht nervös wie in den Städten der überfüllten, verräucherten Bierlokale. Und wenn es glückt, daß man bei dem geruhsamen Hofbesitzer Einlaß erhält, dann darf man in der guten Stube auf dem geschweiften Roßhaarsofa sitzen, und er erzählt von seinen Obstbäumen, die in diesem Jahr besonders gut angesetzt haben sollen, und denen der Maiwettergott bis jetzt nur gnädig gewesen ist, so daß man auf eine reiche Ernte hoffen kann. Krieg freilich gibt es auch hier unter der Blütenwelt, die in aller Samenpracht selber nichts von Blut und Todesschatten weiß. Und der Hofbesitzer spricht von seinem Sohn, der vor Verdun steht, und von seines Nachbars Sohn, den sie heimgeholt haben auf den Steinkirchener Friedhof mit dem schwarzen Kirchturm, und dem sie das schöne schmiedeeiserne Kreuz auf dem blumenbekränzten Hügel setzten. Draußen aber hüpft jauchzend der Lenz über die Gräben, und eine gütige Sonne bringt alles zum Treiben, Kirschen, Pflaumen, Zwetschen, Äpfel und Birnen.

Die Hauptернte bilden die Kirschen. Es gibt sechs Hauptsorten im Altenland, Frühkirschen und Spätkirschen. Etwa drei Viertel davon geht an den Hamburger Markt, wo 250 Stände allein von Altenländern besetzt sind, die jeder täglich in der Hauptsaison etwa 50 Zentner Frucht verkaufen. Den Rest erhalten die Provinzialstädte von Hannover und Schleswig-Holstein. Wenn es in Werder eine Mißernte gibt, kauft auch Berlin in Hamburg Kirschen. Zwischen Kirschen- und Zwetschenernte fällt dann im August die Gewinnung der süßen Pflaume, bis später die Zwetschen reifen und im Herbst an der Lühe der saure Kochapfel gepflückt wird, der als einer der besten in ganz Deutschland gilt. Große Mengen hiervon gelangen zum Versand ins Inland, insbesondere nach Berlin; zunächst auf dem Wasserwege, im Winter mit der Bahn. Noch vor drei Wochen hat man sich in Berlin Äpfel aus dem Märchenland an der Lühe kommen lassen, aus dem Kirschblütenland. . . .

Und nicht wahr, meine liebe, gnädige Frau, dieses Kirschenblütenland lassen wir uns nicht nehmen, das muß in uns weiter weben, und wenn wir hundert Jahre alt werden. Wir kommen in der Großstadt nun einmal ohne Lenz nicht aus, auch im Kriegslärmen nicht. Jungen berauschenden Frühling brauchen wir in jedem neuen Mai. Schauen Sie doch um sich, wie wunderschön die Welt wieder geworden ist allenthalben. . . .

„Sie lächelt unter Tränen", sagt der Dichter. Seine blonde Frau aber blickte sehnsüchtig nach den Kirschblüten am Nebentisch. Die dufteten.

Am Ausguck.

Der Spiritus ist wieder freigegeben — wenigstens dürfen 25 Prozent des früheren Flaschenverbrauchs jetzt in den Verkehr kommen. Darüber gibt es in manchen vorwiegend weiblichen Schichten großen Jubel.

Warum? Wollen sie durchaus beim linden Schimmer einer Spiritusglühlampe lesen? Allerhand Anzeichen — und Äußerungen — sprechen dafür, daß vielmehr der Aberglaube herrscht, Löckchen ließen sich besser mit Spiritus brennen als auf Gas.

Eine schwere Bekümmernis scheint also bis jetzt mit Zentnerwucht manches Gemüt belastet zu haben, das bisweilen flüsterte: „Ja, der Krieg bringt schreckliche Entbehrungen mit sich."

* * *

Uns andere beschäftigt eher die Frage, wann wohl zuerst und warum Körperbestandteile mit glühendem Eisen bearbeitet worden sind. Tätowieren ist gewiß etwas Radikaleres als brennen — aber beidemal wird mit einem gefährlichen Werkzeug die Natur verbessert.

Die Brennschere will eine natürlich wogende Haarlinie vortäuschen, weil dies nicht das Alltägliche ist.

Wären alle Haare von Hause aus gewellt, so würde die Blüte der Weiblichkeit das Äußerste dransetzen, sie glattziehen zu lassen.

Nun, wir wünschen keineswegs den Rousseauschen Menschen einer bedürfnislosen Urzeit. Nein, das liebreiche Behandeln des Frauenhaars zählt zu den holden Erfindungen, die niemand was schaden — und die ins Erdenleben eine fast kostenlose Abwechslung bringen.

Aber wenn mal Goethes Wort Geltung bekommt: „Zum Teufel ist der Spiritus!", so darf man darüber nicht gleich verzweifeln — und soll bei der Wiederkehr von 25% dieses Glücks die hohe Wonne mit Fassung ertragen.

* * *

Im übrigen haben wir Mannsbilder durchschnittlich keinen Grund, die Lippe zu rümpfen — denn wir lassen uns den sie beschattenden Schnurrbart durch die Brennschere „ausziehen". Also frommt uns Nachsicht. Und wenn die lieblichere Sorte der Menschen wieder beselig̈t neben dem brennenden Haarkünstler sitzt, behaupten wir auch nicht, daß es böse Buben sind, die sie „locken".

* * *

Wendet man von diesem tieferschütternden Privatvorgang den Blick auf die auswärtigen Angelegenheiten, so springt einem die italienische Festfeier zur Jahreswiederkehr des Kriegsbeginns machtvoll ins Auge.

Da die italienischen „Errungenschaften" dieses Jahres in den Schulen aller Städte links und rechts vom Apennin gefeiert werden, fragt man sich, ob nicht die anderen gegnerischen Völker was Aehnliches tun sollten — beispielshalber könnte Rußland genau so die Erinnerung an die Masurenschlacht durch einen glänzenden Ball begehen — und für die Schulen, soweit sie vorhanden sind, einen Jubelaktus verordnen.

Mit demselben Recht, wie Italien dieses Kriegsjahr feiert, könnte Belgien zur Erinnerung an Lüttich ein Gartenfest mit Freibier veranstalten.

England würde die Erinnerung an Kut el Amara und die Versenkung seiner zweimillionsten Registertonne durch ein erhebendes Fußballturnier mit Feuerwerk und Whiskyschank fröhlich weihen.

Alle mit der gleichen Logik wie Italien seine festlichen Veranstaltungen trifft.

Peter von Serbien dürfte den Gedenktag der Eroberung Nischs durch einen Kommers mit spaßigen Aufführungen begehen.

Und Montenegro feierte den Verlust des Lowcen durch heiteres Anlegen frischer Wäsche.

Auch beabsichtigt, wie wir hören, der bekannte Quartaner Karlchen Mießnick seine viermalige Nichtversetzung durch eine Lampion-Dampferfahrt nach Wannsee zu verewigen.

* * *

An unsere Gegner ist neuerdings die Frage gestellt worden, ob sie nach Friedenschluß den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland



Die auf Einladung des Reichstags in Berlin eingetroffenen türkischen Parlamentarier. Spezialaufnahme.

fortsetzen wollen — und ob sie die Vernichtung unseres Handels wünschen. Darauf haben jetzt fast alle erwidern müssen: „Lieber doch nicht — wir würden uns damit selber schädigen.“

Hier zeigt sich ein spätes Dämmern der Vernunft. Das Ganze kommt einem vor wie eine seltsame Dorfgeschichte in einer fernen Gegend.

Es ist, als wünschten Ansiedler einen aus ihrer Mitte weg, der ihnen bedrohlich vorkam. Da sie nun aber den Versuch zu seiner Austreibung machen, kommt ihnen mittendrin die schreckhafte Erkenntnis: „Wir wissen nicht, was wir anfangen sollen, wenn er nicht mehr da ist; wir brauchen ihn ja!“

* * *

Allerdings konnten sie nicht gut mit ihm leben — aber ohne ihn schon gar nicht!

Wenn sie ihn fortgraulen (erst können!), wer liefert ihnen dann Geräte, die keiner so gut und so billig verfertigt wie er? Wer legt ihnen für ihre eigenen Früchte gutes, schieres Silbergeld, das sie brauchen, aufs Brett?

Soll jemand seinen Kunden ermorden? Oder soll man seinen Lieferanten umbringen? Wer es tut — wäre der nicht ein Esel?

* * *

Ja, dieser tragische, furchtbare Weltkrieg ist ein Schildbürgerstreich im großen — nichts anderes!

Der Bedrohliche, den sie ausmerzen wollen, ist nicht bloß ein Lieferant und ein Kunde — sondern ein Schrittmacher für alle Nachbarn, ein Vorbild an Regsamkeit, ohne den die Entwickelung aller im Dorf sinken müßte.

Die Schildbürger ahnen zu spät, was sie im Schild bargen.

* * *

Zusammenfassend müßte man ihnen heut folgendes zurufen:

Warum erschienen wir euch bedrohlich? Weil wir nicht genug hatten! Weil ihr uns nicht genug zugestanden habt für eine so zahlreiche Familie. Weil ihr stets wieder neues Ackerland unter euch verteiltet — und einem zwölfköpfigen Haushalte das Nachsehen ließet.

Ihr merkt nun selber, daß es ohne uns nicht geht — ihr habt es ausgesprochen.

Der Plan, uns zu vertilgen, war blöde. Aber der Plan, uns bei der Verteilung auszuschalten, war schon ebenso blöde.

Wollt ihr das letzte Wort über den Ansiedler Michel hören? Gebt ihm, was er braucht — und ihr habt ihn nicht zu fürchten. Darin liegt das ganze Geheimnis.

Asmus Stehfest.

▽▽▽

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Einen Wendepunkt brachte uns diese letzte Woche an der italienischen Front. Für Österreich ist die Zeit gekommen, über die Grenze vorzustoßen; es darf stolz sein auf dieses Ereignis und auf das Verdienst seines Thronfolgers Karl Franz Josef, unter dessen Oberbefehl der wichtigste Teil der Aktion sich vollzog.

Nachdem die Italiener schon Mitte der Woche auf der Hochebene von Vielgereuth über die Grenze zurückgedrängt waren, wurde der Zusammenhang ihrer Sperrwerke durchbrochen. Die österreichische Offensive gewann mehr und mehr italienischen Boden. Die beiden permanenten Befestigungswerke Campomolon und Toraro wurden gestürmt, und mit einer Schnelligkeit, gegen die es keinen Widerstand gab, nutzten die vordringenden Österreicher den Vorteil aus.

Ebenso konnte die Einnahme von Mori und Marco und der sehr starken italienischen Stellungen auf dem Col Santo gemeldet werden.

Die Kämpfe waren bei Wochenschluß in vollem Fluß, so daß der ganze Umfang des Erfolges sich bis dahin nicht übersehen ließ.

Vor Verdun hat sich mit jedem Tage auch in dieser Woche der Ring um die französischen Stellungen enger zusammengepreßt. Wiederum sind alle Versuche des Gegners, sich Luft zu schaffen, entkräftet. Die unerbittliche Beharrlichkeit, die ihn andauernd schwächt, läßt nicht nach. Verzweifelte Anstrengungen sind gemacht worden um noch so kleiner Bedingungen willen, deren Behauptung eine Erleichterung oder einen Aufenthalt für die Belagerten mit sich gebracht hätte. Ob dem Verteidiger das Gelände Schritt für Schritt vertraut, ob ihm jede Entfernung auf den Meter genau bekannt, ob jeder natürliche Vorteil mit allen Künsten ausgenützt ist, es hilft ihm nichts.

Der letzte Erfolg wird im feindlichen Heerlager schwer empfunden und verdient unter allen bisherigen besonders hoch bewertet zu werden.

Eine wesentliche Rolle spielt im Abschnitt westlich der Maas die Einnahme französischer Stellungen an der Straße Haucourt—Esnes. Abgesehen von dem großen Raumgewinn, ist der von uns erreichte Vorteil strategisch außerordentlich wichtig. Aus den früheren Berichten ist bekannt, welch eine Rolle die Höhe 304 für die Franzosen und gegen uns gespielt hat. Dieser überragende Punkt bietet weiten Einblick in das Vorgelände beider Gegner. Es ist eine schwere Niederlage für die Franzosen, daß wir dort oben angelangt sind.

Auch östlich der Maas und ebenso weiterhin in den Argonnen sind für uns Erfolge, für die Franzosen Mißerfolge zu verzeichnen gewesen.

Diese Kämpfe im gegenwärtigen Zeitpunkt stehen unter dem Zeichen einer emsigen und ununterbrochenen, aufs äußerste angespannten Kampftätigkeit. Die Vorbereitung auch des kleinsten Schrittes ist mühsam und muß sorgfältig durchgeführt werden. Allein schon die Unterhaltung des ununterbrochen genährten Artilleriefeuers ist eine große Aufgabe. Bis ins kleinste muß die Ausnutzung der Zufuhrstraßen vorausberechnet und das Heranschaffen der Munition ohne Stockung durchgeführt werden, ohne Beeinträchtigung durch die häufige außergewöhnliche Inanspruchnahme der Zufuhrstraßen und Transportmittel für besondere Kampfhandlungen. Haben die von den Fliegern emsig zusammengetragenen Erkundungen ein genaues Einschießen auf bestimmt festgelegte Punkte ermöglicht, so handelt es sich oft in überraschender Schnelligkeit um geschickte Ausnutzung eines günstigen Moments. Da müssen gewichtige Massen zur geeigneten Stelle im geeigneten Zeitpunkte eintreffen. Und selbst wenn es sich um solche Ausführung schneller Entschlüsse nicht handelt, so muß doch die stete Bereitschaft abschnittweiser Verstärkung des Feuers und ferner die Möglichkeit, durch schweres Geschütz bestimmte Stellen im Befestigungsystem zu zertrümmern, zuverlässig bedient werden. Nimmt man dazu, daß die Spatenarbeit des Angreifers ebenso groß ist wie die des Verteidigers, so ergibt sich aus diesen kurzen Betrachtungen allein schon die Erkenntnis, daß die ungeheure Belagerungsarbeit nur mit Zähigkeit und Ausdauer durchzuführen ist. Bis jetzt hat es ja am Erfolg auf unserer Seite nicht gefehlt.

Vom russischen Kriegschauplatz ist Besonderes nicht gemeldet worden. Im Bericht von Dünaburg bei Garbunowka sind feindliche Vorstöße abgeschlagen. Ebenso wurde aus dem Kampfbereich des Erzherzogs Josef Ferdinand am südlichen Teil der russischen Front die diesseitige Überlegenheit über russische Angriffsversuche gemeldet.

Auf dem türkischen Kriegschauplatz haben die Russen an der Kaukasusfront Mißerfolge erlitten, ebenso im Tscharok-Abschnitt.



Phot. Seebald

Der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph im Felde.

Zu seinem siegreichen Vorgehen in Südtirol.



Phot. Zander & Labisch.

Dr. Helfferich,

bisher Staatssekretär des Reichsschatzamtes, wurde zum Staatssekretär des Innern ernannt und mit der allgemeinen Stellvertretung des Reichskanzlers beauftragt.

Der Wechsel in den Reichsämtern.



Phot. Gotthelf & Sohn.

v. Batocki,

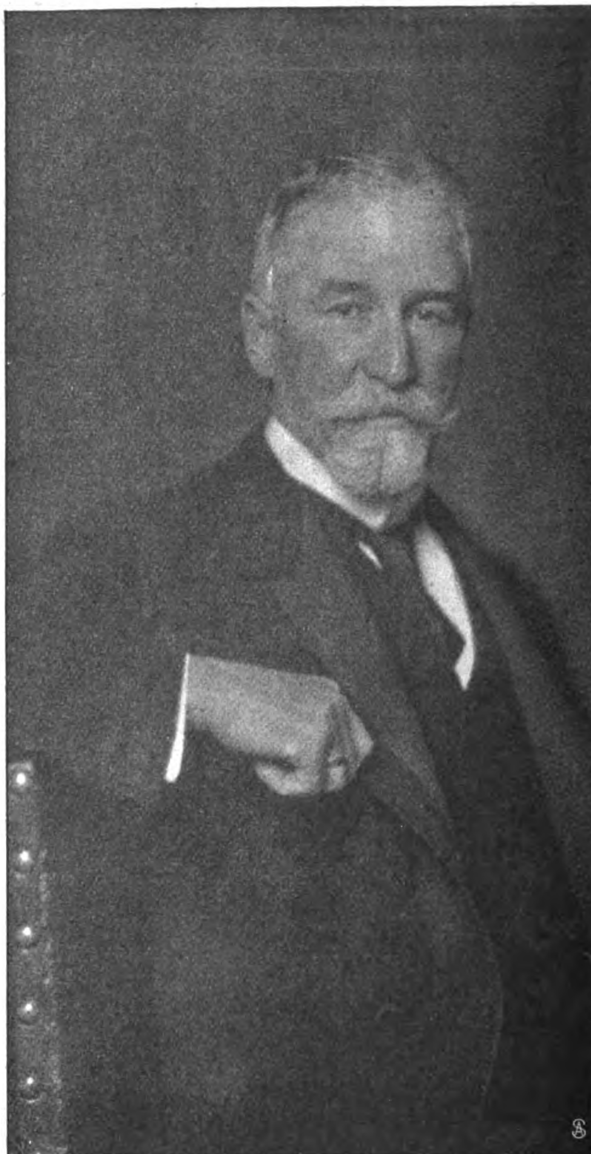
bisher Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, wurde zum Präsidenten des „Kriegsernährungsamtes“ ernannt.

Der Leiter des Kriegsernährungsamtes.



Graf v. Roedern,
bisher Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, wurde zum Staatssekretär des Reichsschatzamts ernannt.

Der Wechsel in den Reichsämtern.



Dr. v. Breitenbach, Hofphot. Perscheid.
wurde zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums ernannt.

Der neue Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums.



Artur Görgey †
Jugendbildnis des Oberkommand. des ungar. Freiheitskampfes von 1848/49.



Prof. Georg Schumann,
Direktor der Berliner Singakademie.
Zum 125 jähr. Jubiläum des Instituts.



Dr. Peter Spahn,
Reichstagsabgeordneter,
feierte den 70. Geburtstag.



Karl H. von Wiegand,
der bekannte Vertreter
der New York World.



1. Württembergischer Finanzminister von Pistorius, 2. Preuß. Finanzminister Lentze, 3. Schatzsekretär Helfferich, 4. Bayr. Finanzminister von Breunig, 5. Senator Dr. Schäfer, Bundesratsbevollmächtigter f. Hamburg, 6. Hessischer Gesandter Freiherr von Biegeleben, 7. Hanseatischer Gesandter Dr. Sieveking, 8 Sächsischer Finanzminister Exz. von Seydewitz, 9. Geheimrat Just vom sächsischen Finanzministerium, 10. Freiherr von der Recke, Bevollmächtigter zum Bundesrat für Schwarzburg-Rudolstadt und Schwarzburg-Sondershausen, 11. Badischer Finanzminister Dr. Rheinboldt, 12. Großherzoglich sächsischer Minister Dr. Rothe, 13. Senator Dr. Fehling, Lübeck, 14. Staatsminister von Bassewitz, Sachsen Coburg-Gotha, 15 Geh. Regierungsrat Moesle, 16. Bad. Gesandter Exz. Dr. Nieser, 17. Senator Dr. Donandt, Bremen, 18. Ministerialrat Dr. Nobis, Elsaß-Lothringen, 19. Württembergischer Ministerialdirektor von Schleehauf, 20. Württemb. Ministerpräsident von Weizsäcker, 21. Thüringischer Bevollmächtigter zum Bundesrat Exz. Paulsen, 22. Unterstaatssekretär Jahn, 23. Frhr. von Varnbüler von u. zu Hemmingen, württemb. Bevollmächtigter zum Bundesrat, 24. Ministerialrat Wolf, bay. Bevollmächtigter zum Bundesrat, 25. Geh. Oberfinanzrat Kempff, bad. Bevollmächtigter zum Bundesrat, 26. Mecklenburgischer Gesandter Exz. Freih. von Brandenstein, 27. Staatsrat von Blücher, Bundesratsbevollmächtigter von Mecklenburg-Schwerin, 28. Exz. Minister Radkau, Braunschw., 29. Exz. Boden, Braunschw. Gesandter, 30. Exz. Laue, Staatsminister von Anhalt, 31. Staatsminister Freih. von Feilitzsch, Bückeburg, 32. Staatsminister Exz. Biedenweg, Lippe-Detmold.

Sitzung der Finanzminister der deutschen Bundesstaaten im Bundesratsaal des Reichstagsgebäudes.

Von links: untere Reihe (sitzend: General der Reserve Iwan Popoff, August Thyssen, Exzellenz Freiherr von Gayl, Dr. Iwan Montchiloff, Erster Vizepräsident der Kammer, Regierungspräsident Dr. Kruse. Obere Reihe: Generaldirektor Bergas essor Jacob, Major Menz, Christo Panajodoff, ehem. Justizminister, Assessor Dr. Roediger vom Auswärtigen Amt, Nikola Altimierski, Alexander Stancieff, Dr. Christo Georgiew, Berghauptmann Liebrecht, Iwan Kostow, Michael Avramoff, Major Dr. Kechlibarow, Himo Kiortcheff, Nikola Kaitchoff, Peter Daskalow, Dr. Kyriak Prowadalieff, Wasil Koznitchky, ehem. Vizepräsident der Kammer, Oberstleutnant Giffenig, Reichstagsabgeordneter Erzberger. Justitiar Dr. Späing, Oberbürgermeister Schrecker.

Besuch der bulgarischen Abgeordneten bei August Thyssen auf Schloß Landsberg.

Hofphot. Zinsel.

Von links erste Reihe: Fähnrich Josef von Miller zu Aichholz, Werner-Alvo von Alvensleben, Frau Stephanie von Chrismar, Exzellenz Graf von Zeppelin. Zweite Reihe: Prinzessin Alix von Isenburg-Birstein, Lt. Ludolf von Alvensleben, Lt. Albrecht Digeon Baron von Monteton, Frl. Irmgard von Hutier, Fürstin von Isenburg-Birstein, Günther Meyer, Maria von Miller zu Aichholz, Frl. Marion von Hutier, (sitzend) Frau von Alvensleben, Prinzessin Alexandra von Schaumburg-Lippe, Albrecht Graf von Alvensleben-Schönborn, Oberjägermeister Baron von der Hoop. Dritte Reihe: Gräfin Brandenstein-Zeppelin, Frau von Bothmer, Frl. Julie von Chrismar, Frau Gräfin Marietta von Zeppelin, geb. von Alvensleben, Graf Ferdinand von Zeppelin, Rittm. d. R., Frau Gisela von Alvensleben-Bothmer, Frl. Mathilde von Chrismar, Frl. Adele von der Hoop, Frl. Armgard von Alvensleben, Walter von Gulatt, Prinzessin Marie-Luise von Isenburg-Birstein, Pfarrer Rückert, Frl. Gutta von Müller, Oberleutnant Wittich. Vierte Reihe: Frau Paula von Miller zu Aichholz, Frau von Gulatt, Frau Fromberg, Frl. Anni Wiegand, Baronin von der Hoop, Frau von Luschka.

Vermählung des Grafen Ferdinand von Zeppelin mit Frl. Marietta von Alvensleben.



Hans Fritz von Zwehl, Verfasser des „Opal“



Hofphot. Elvira.

Maler Prof. Ed. Grützner.
feiert seinen 70. Geburtstag.



Hofschauspieler Rich. Kahle †, Berlin.



Von links: Gasale: Mia Verden, Harun al Raschid: Hans Wahlberg, Saidi: Willi Kleinoschegg. Phot. H. Erfurth.

Uraufführung des Märchenstückes „Opal“ von Hans Fritz von Zwehl im Kgl. Schauspielhaus in Dresden.

Granaten.

Tief in den Tälern im bergischen Land,
Wo schwer nur furchet der Spaten,
Warfen die Bauern ihn aus der Hand,
Sie gingen und gossen Granaten.
Und kommst du durch dunkelnde Wälder heuer
Hinab in ein liebliches Tal,
So stehen dort Riesen am sprühenden Feuer
Und schmieden tödlichen Stahl.

Tief aus den Tälern im bergischen Land
Tönt auf ein gewaltiges Brausen,
Dort gießen Männer in Form von Sand
Hinein weißglühendes Grausen.

Und sie gießen hinein ihren männlichen Haß,
Den heiligen, hohen frommen,
Bis die Sonne geht und der Tag wird blaß,
Und die Berge sind verschwommen.

Hoch auf den Höhen im bergischen Land
Sucht jetzt der Bauer den Spaten,
Er packt sein Weib mit der schwieligen Hand
Heut machte ich 100 Granaten.
Sie schauen in einen schwarzen Grund,
Rings wachsen die neuen Saaten.
Und in dem glühenden, roten Schlund
Gießen die Bauern Granaten.

Clär Pfeiffer.

Erinnerung an Adrianopel.

Von Thea von Puttkamer. — Hierzu 7 Abbildungen.

Adrianopel, du ehemalige Favoritin der Eroberersultane, die du einst Ringe um die Fußknöchel trugst und Brussaseide um dein Haupt, die du mit zierlichen Damaszenerklingen spieltest und dir die Wimpern und Brauen mit rabenschwarzem Kohol färbtest — heute bist du entthront und verstoßen. Seit Jahrhunderten schon blickst du düster und neidisch zu der glücklicheren Schwester am Goldhorn hinüber, seit Jahrhunderten bist du nur noch heimlich geliebt und verehrt vom Osmanentum und äußerlich von ihm vergessen. Und die unerbittlich harte Notwendigkeit schlang erst in jüngster Stunde um deine der Arbeit ungewohnten Handgelenke, die sich sehnsüchtig nach einem neuen Anteil am Leben der Welt ausstrecken wollten, eine eiserne Kette. . . .

Wenn ich an Adrianopel denke, höre ich sie immer klirren, diese Kette. Und bin nur froh, daß ich die einst so mächtige Stadt an einem Tage sehen durfte, da sie etwas voraushatte vor Stambul, da sie als erste sich festlich schmücken durfte, um einen der Großen aus diesem Krieg, einen Helden aus Bundesgenossenland zu grüßen. Von dem Augenblick an, als er türkischen Boden betrat, zwölf Stunden lang, war sie von neuem in ihre alten Rechte eingesetzt, konnte sich zurückträumen in vergangene Herrlichkeit.

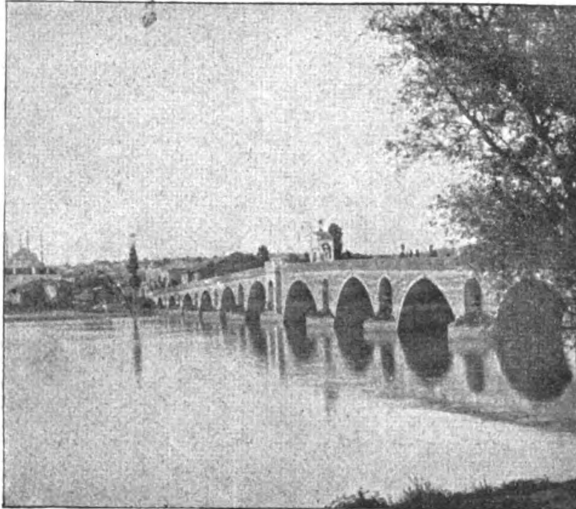
Und wie verstand sie es noch, sich zu schmücken, obwohl ihr nur zwei Tage geblieben waren zur Vorbereitung, wie verstand sie es. Sicher und anmutig war sie in der Wahl ihrer Ehrungen für den Gast vorgegangen!

An die neue türkisch-bulgarische Grenze hinaus sandte sie ihre Notabeln, vor allem den weißhaarigen Wali Zekirir Effendi, der die Begrüßungsworte sprach. In der Vorstadt flankierten den Weg des Feldherrn, der zu Pferde einzog, die „Esnafs", Abgesandte der Innungen mit uralten, prächtig gestickten Fahnen, mit Abzeichen und Trachten von historischem Interesse. Aber das Beste behielt sie ihm für die ganze Länge der Hauptstraße vor: Ihre Kinder! Von den Kindern Adrianopels war wohl keins daheimgeblieben. Ihre Reihen waren mir ein rührender Ausdruck für dies Hoffen auf Verjüngung, auf Erweckung aus dem Zauberschlaf, das noch immer die verwunschene Stadt beseelt.

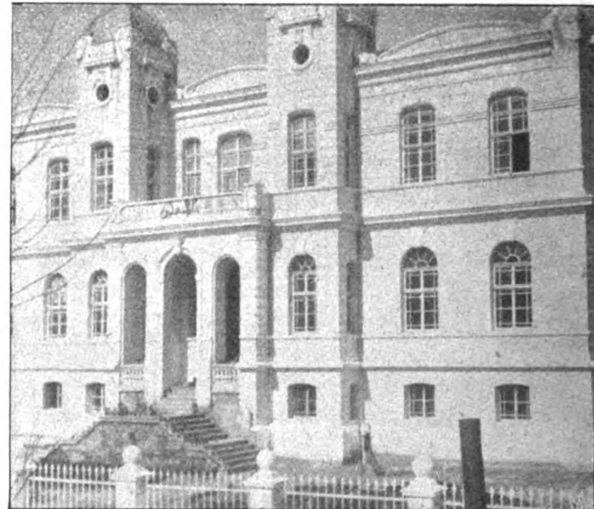
Da waren die großen Buben der Lyzeen, der Gewerbe- und Volksschulen in ihrer dunkelblauen Uniformierung mit den diskreten Abzeichen, die Vater- und Mutterlosen aus dem Balkankrieg in kleidsamen Matrosenanzügen, die Kleinen mit den kugelrunden Schwarzaugen, die ihren Fes schon mit so drolliger Würde tragen, die Allerkleinsten aus dem Kindergarten in Sweater und Wollhosen, so rot wie die vielen Hunderte von Fahnen, die über ihren Köpfen durch die Frühlingsluft schaukelten und wehten! Diese Osmanenfahnen, das Fröhlichste und Schönste, was die öffentlichen Feiern der Türkei zu zeigen haben, von einem Rot, das, von heller Sonne durchglüht, förmlich Leben und Wärme und Lachen und Glückseligkeit ausstrahlt, viele von ihnen mit rotweiß bebänderten Stäben, und dazwischen die bulgarischen, die deutschen Farben! Letztere in ihrer Geradlinigkeit von unerschütterlichem Kraftbewußtsein, von minderer Fröhlichkeit als die Türkenfahnen und gerade darum eine wohltuende Ergänzung zu ihnen bildend.

Aber was den Fahnenschmuck gerade von Adrianopel so einzig hübsch machte, das war dies: keine Riesenwände vielfenstriger Mietkasernen dahinter, um deren Grau die bunten Tücher wie ängstlich flattern. Häuschen bei Häuschen ist ja nur einstöckig, hat so wenig Fenster in der Breite, manchmal ist das flache Dach schon über dem großen offenen Laden im Erdgeschoß, sonst ist ein Balkon mit Eisengittern vor dem ersten Stockwerk, das fast immer das einzige bleibt. Da beherrscht denn eine große Fahne oder zwei, drei kleine völlig das Mauerwerk, die Holz- oder Lehmwand. Und niemand denkt an herausstaffierte Ärmlichkeit; jeder sieht: diese Stadt gibt ihr Bestes!

Ach, und dazu gehören doch sicherlich die kleinen Mädchen auf der Drübenseite, die ebensogut wie die Knaben das Buchsbaumsträußchen, das ihre Hände jetzt noch umklammern, dem Feldmarschall Mackensen hinwerfen wollen. Herrgott, wie schön gedreht sind ihre Zöpfchen! Was für kecke, rote Schleifen darin! Wenn sie ein bissel älter sind, diese kleinen Mohammedanerinnen, dann müssen sie freilich schon weiße Tücher lose um die Köpfe binden. Aber das macht sich gut zu den schwarzen Mantelkleidern, besser eigentlich als die diversen Hüte der Mädels aus den jüdischen und christlichen Schulen. Zwischen jenen steht die Oberin der Agramer Schwestern,



Brücke über die Arda.



Eine Volksschule.

die hier schon seit 35 Jahren aufopfernd Gutes tun: eine stattliche und vornehme Frau. Sie weiß nachher vom Besuch des Feldmarschalls zu erzählen, der ihr die Hand geküßt hat und gesagt, die Veilchen aus ihrem Strauß wolle er in die Heimat schicken. . . .

So ehrte Adrianopel seinen Gast, den es sich jünger gedacht hatte, wie einige mir anvertrauten. Vielleicht am Maßstab der eigenen Feldherrn gemessen, vielleicht auch an dem des Marschalls Liman von Sanders, der zum Empfange des älteren Kameraden aus Konstantinopel herübergekommen war und nun an seiner Seite ritt, frisch und gebräunt. Wahrhaftig nicht wie einer, der die Strapazen eines Dardanellenfeldzuges hinter sich hat und mitten in neuen verantwortungsreichen Aufgaben steht!

Und all die großen, gutmütigen Kinder Anatoliens, die Adrianopels Kasernen jetzt beherbergen, für die Stadtvätersorge aber nicht verantwortlich ist, sondern der nimmer rastende Marschall, die Soldaten einer Dardanellendivision, die warteten schon in der Ebene an den Flüssen, um von dem Besieger der Serben und des moskowitischen Erzfeindes ein grüßendes: „Mer haba, askerler“ („Guten Tag, Soldaten!“) zu hören. Um in seinen Augen die Anerkennung dafür zu lesen, was eine kurze Zeit der Ruhe aus Mann und Pferd wieder hatte machen können! —

Wie soll ich das erschöpfen, was Adrianopel seinen Gästen in den wenigen Stunden, die ihm dafür blieben, zu bieten hatte! Natürlich ein Festmahl von vielen auserlesenen Gängen! Die Speisenfolge des von der Stadtgemeinde zu Ehren Sr. Exzellenz des Generalfeldmarschalls, des ruhmvollen und siegreichen Feldherrn, gegebenen Festmahles liegt vor mir. Humorvoll sind die Bezeichnungen für die einzelnen Gerichte, und der „auseinanderlaufende Ententensalat“ wird auch den im Kriege ernst gewordenen Marschällen ein Lächeln entlockt haben.

Wohl der stolzeste Moment für Adrianopel aber war der, als die Gäste bewundernd unter der Riesenkuppel des Nationalheiligtums, der Moschee Sultan Selim,



Das Stadthaus.



Moschee mit eigentümlichen Minaretten.



Von links (im Vordergrunde): Leutnant Krieger, Oberstleutnant Willmer, Kommandeur einer türkischen Division, Hauptmann Soldau, Major Krahmer, Salch-Bei, Platzkommandant von Adrianopel, Exzellenz v. Mackensen, Marschall von Usedom, Major Husni-Bei, militärischer Begleiter des Feldmarschalls, —, Oberst Fahreddin.

Exzellenz v. Mackensen in Adrianopel vor der Moschee Salimieh.

standen, hinaufblickend nach den 999 kleinen Fenstern und die ermüdeten Sinne erquickend in der dämmerigen Weite des herrlichen Baues.

Der Feldmarschall von Mackensen wird nicht vergessen, wie einmütig ihn Adrianopel ehrte, wie lieb und zutraulich es ihm entgegenkam. Mir aber, wenn ich die Augen schließe, will sich stärker noch als die rasch abrollenden Films des festlichen Tages ein Bild in die Seele graben: Adrianopel, in die weite Ebene zwischen den Rhodopebergen gebettet, wie eine Perle in verschwiegener Muschel . . . Nur schade, daß Perlen auch hier Tränen bedeuten . . .



Die überschwemmte Ebene.



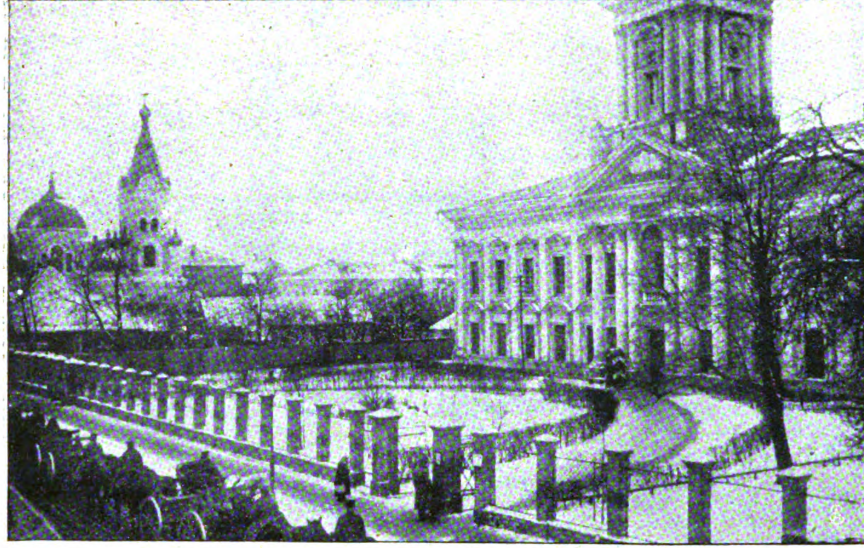
Die Moschee Sultan Selim.



Eine Kolonne passiert Mitau.



Gesprengte Brücke über die Drexe.



Die deutsche Kommandantur in Mitau.



Das Rathausgebäude.

Hofphot. A. Kühlewindt.

Bilder aus Mitau.



Der Marktplatz in Mitau.



Hofphot. Kühlewindt.

Blick auf Mitau.

Bilder aus Mitau. (Kurland.)



Phot. Herm. Kappesser, Bad Homburg.

Von links: (Untere Reihe): Oblt. Tscholakoff, Major Criwa, Frau Hauptm. Woelki, Frau v. Ihne, Frau Admiral v. Lans, Frau Carl Ritter, Major Grigoroff, Oblt. Netscheff. (Obere Reihe): Offiz.-Stellv. Dimitroff, Herr Ingenohl, Herr Carl Ritter, Herr v. Ihne, Fahnenjunker Viktor v. Ihne, Admiral v. Lans, Leutnant Pilz, Hauptmann Scheunemann, Lt. Kolaroff.

Bulgarische Offiziere beim Tontaubenschießen in Bad Homburg.



Phot. Hoffmann.

Szene aus dem 1. Akt: Leutnant Wengern und sein Bursche Hias.

Ein feldgraues Spiel: „Der Hias", das in bayrischen Städten zur Darstellung gelangte.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

2. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Doktor Gräfe murrte. Er ärgerte sich, daß ihm im Augenblick nichts Nachteiliges mehr über seine Puttbus-Abkömmlinge einfiel. Ja, weshalb war er denn eigentlich gekommen? Aha!

Er griff in die Tasche und zog ein in ein Stück Papier gewickeltes röhrenförmiges Ding heraus.

Hinnik Wiek hatte mit seinem frühreifen Verstand genau zugehört und bei sich beschlossen, niemals Köm und Bier zu trinken wie die Vierdörfer Gemüsebauern in Hamburg und vielleicht später Peter Wübbes Hof zu kaufen, wenn er mit dem Bauen von Dresch- und anderen Maschinen Geld genug verdient haben würde. Dabei sah er neugierig auf den Gegenstand, den Doktor Gräfe behutsam aus dem Papier wickelte. Er ahnte, daß er für ihn bestimmt sei. Denn sonst hätte er ihn vorhin wohl nicht so gelobt.

So war es auch.

„Sieh mal, Hinnik," sagte der alte Arzt jetzt ganz freundlich, „das sollst du haben. Ich wollte es erst Jan Steen seinem Jochen schenken, weil ich das Dings nicht mehr gebrauche. Aber das ist gerade so'n Döskopp wie alle die andern, aus dem wird nie was im Leben. Darum sollst du es haben, weil du so gut rechnen und beinah schon Uhren machen kannst. Das ist ein kleines Fernrohr. Damit kann man die Sterne vom Himmel herabholen."

Die Sterne vom Himmel? klang es in dem kleinen Hinnik. O wie konnte Doktor Gräfe lügen. War schon so alt und log die Sterne vom Himmel herunter. Fürchtete er sich denn nicht vor Gottes Strafe? Denn die Sterne gehörten doch dem lieben Gott!

Aber in seinem kleinen Herzen zitterte ein anderes Gefühl mit. Ein Gefühl wie das, wenn seine Mutter ihm Märchen erzählte. Die waren auch nicht wahr, das wußte er ganz genau. Aber gelogen waren sie darum doch nicht. Man wurde so warm dabei, so ganz anders zumute, als wenn in der Schule biblische Geschichten erzählt wurden, bei denen man so aufpassen mußte, weil man Prügel kriegte, wenn man sie beim Abfragen vergessen hatte.

Es war schon ein wenig dunkel, und die Mondscheibe leuchtete am Himmel.

Doktor Gräfe nahm Hinnik Wiek mit vor die Tür und sagte: „Siehst du den Mond dort? Das ist auch ein Stern wie die andern, nur daß er ein bißchen kleiner ist und ein bißchen größer aussieht. Nun wollen wir ihn mal mit dem Fernrohr ganz dicht auf die Erde herunterholen. So. Da ist er. Nun sieh ihn dir mal durch dies kleine Glasauge an."

Voller Andacht und schauerlich süßer Gefühle, wie eine Braut vorm Altar, sah Hinnik Wiek den fernen Mond des Himmels plötzlich wie eine ungeheure goldene Kugel ganz nahe vor sich schweben. Fast so nah, daß man ihn greifen konnte. Und wenn er jetzt sein anderes Auge darum hätte missen müssen, Mond und Fernrohr hätte er nicht wieder hergegeben. Er sah den ungeheuren gelben Mond an, bis ihm das Auge tränte. Dann setzte er mit einem Seufzer das Fernrohr ab und sagte: „In diesem Mond ist aber gar kein Mann. Das ist ganz was andres, was da in ist."

„Das sind Berge", sagte Doktor Gräfe.

Oha, nun log Doktor Gräfe aber ganz gewiß. Solche Berge, wie sie bei Geesthacht und Lauenburg waren, sollten auf dem Mond sein!

„Berge, Herr Doktor?" sagte Bernd Wiek erstaunt.

„Gewaltig hohe Berge. Erloschene feuerspeiende Berge. Viel höher, als es sie auf der Erde gibt!"

„Dann gibt es auch wohl Menschen auf dem Mond?" forschte der alte Wiek weiter.

„Nein, Menschen gibt es dort nicht. Früher mag es wohl welche gegeben haben. Aber jetzt ist der Mond tot. Er hat kein Wasser. Und ohne Wasser können Menschen, Tiere und Pflanzen nicht leben."

Tief atmend, mit einem ungeheuren Bangen der Seele, als bräche eine alte Welt in ihm zusammen und eine unbekannte neue sei im Aufsteigen, fragte plötzlich Hinnik: „Kann man das vom Mond in der Schule lernen?"

„Natürlich kann man das, du lüttjer Dummbart", lachte Doktor Gräfe. „In der Schule und, wenn Schulmeister Drews es nicht wissen sollte, aus Büchern. In der Schule und aus den Büchern kann man überhaupt alles lernen. Nur das Beste nicht."

Mit bittenden, leuchtenden Augen faßte Hinnik seinen Vater bei der Hand: „Vadder!"

„Ja, min Jung, de Schilln (Schilling) de Wäk för den Mond schall dorbi öbrig wesen."

„Da wird Schullehrer Drews sich freuen", bemerkte Doktor Gräfe. „Und wenn du erst ordentlich lesen kannst, will ich dir Bücher geben, worin du vom Mond, von der Sonne und vielen anderen Sachen etwas findest."

„Lesen kann ich schon ebensogut wie rechnen", sagte Hinnik schnell, denn es galt, das Eisen zu schmieden, solange es warm war. „Darf ich mir das Buch vom Mond und von der Sonne holen?"

„In Gottes Namen, du Wunderkind", sagte Gräfe. „Und zeige Harm Wübbe und den andern Rundköpfen in der Schule das Fernrohr nicht. Sonst nehmen sie's dir weg und schmeißen's in die Elbe."

Ja, das würde Harm Wübbe ganz gewiß tun. Hinnik Wiek beschloß bei sich, das Fernrohr wie einen teuren Schatz zu hüten und keinem andern Menschen etwas davon zu sagen. Höchstens vielleicht Gerd.

Hinnik ließ seinem Vater keine Ruhe. Noch am selben Abend gingen sie zusammen die Viertelmeile bis nach der Schule.

Bernd Wiek fragte Schullehrer Drews, ob man in der Schule auch das vom Mond und von der Sonne lernen könne, und was es koste. Dann solle sein Hinnik es lernen.

Schullehrer Drews sah die beiden Wißbegierigen erstaunt an und sagte: „Natürlich kann man das lernen. Es heißt Himmelskunde und kostet die Woche einen Schilling. Was dazu gehört, heißt Naturlehre und kostet auch einen Schilling. Zusammen soll es für Hinnik anderthalb Schilling kosten, weil Sie ein so strebsamer, geschickter Mann sind, Wiek. Vielleicht nehmen Sie gleich meine Taschenuhr mit, sie muß mal gehörig nachgesehen werden."

Bernd Wiek sagte, das wolle er gern tun, und kosten solle es auch nichts. Dann fragte er nach einigem Zögern: „Es ist ein kluger Junge, Herr Drews. Er hilft mir schon ordentlich. Er will Maschinenbauer werden. Maschinenbauer: ist das teuer?"

Drews wußte nicht, wie man Maschinenbauer wird, und also auch nicht, ob es billig oder teuer war. Er sagte: „Warum soll er kein Uhrmacher werden? Uhren sind auch Maschinen."

„Das ist richtig," erwiderte Wiek nachdenklich, „Uhren sind auch Maschinen. Na, denn kann er ja auch Uhrmacher werden."

„Ich möchte aber lieber ein richtiger Maschinenbauer werden", sagte Hinnik Wiek weinerlich.

„Vorlauter Knabe", rief Drews und gab Hinnik Wiek eins auf den Mund. „Sehen Sie, Wiek, so ist er. Vorlaut und hochmütig. Weil er so gut rechnen kann — ja, das kann er, so einen in der höheren Rechenkunst habe ich noch nicht in der Klasse gehabt — bildet er sich ein, er wäre mehr als die übrigen Kinder. Er hat nicht die rechte Liebe, Wiek. Darum muß ich ihn manchmal strafen. Ist's nicht so, Hinnik Wiek? Liebst du deinen Lehrer? Liebst du deine Mitschüler?"

„Nein", sagte Hinnik.

„Warum liebst du sie nicht?"

„Weil sie mich hauen."

„Da hören Sie es, Wiek", rief Drews entrüstet. „Wen liebst du denn?"

„Mich selbst", antwortete Hinnik Wiek böse.

„Da sehn Sie's, Wiek. Der Knabe ist ein Egoist."

„Denn geben Sie mir die Uhr man her, Herr Drews", sagte Wiek, der jetzt auch anfing sich zu ärgern, halb über den Schullehrer und halb über seinen dummen Jungen, der das, was er dachte, einem, der Gewalt über ihn hatte, so patz ins Gesicht sagte. „Aber das muß ich Ihnen doch sagen, die großen Jungen, die Sie gehauen haben, als Sie noch ein kleiner Butt waren, die werden Sie wohl auch nicht geliebt haben. Guten Abend, Herr Drews! Und nichts für ungut!"

Am nächsten Tage — einem Sonntag — wanderte Hinnik Wiek durch Wind und Regen zu Doktor Gräfe und kehrte mit einem Arm voll naturwissenschaftlicher und anderer Bücher, die Gräfe wahllos und wortlos aus einer staubigen Ecke hervorgekramt hatte, nach der elterlichen Kate zurück, Seligkeit im Herzen. Das, was am schmutzigsten aussah und am schlechtesten roch, nahm er zuerst vor. Denn es trug die Jahreszahl 1742 und enthielt somit unbedingt die größte Weisheit, wie ja auch die ältesten Leute die klügsten sind. So wenigstens dachte Hinnik Wiek. Und am Abend, als der Mond aufging und die Wolken zerstreute, saß er mit Gerd Wübbe im Uhlenloch des Wübbeschen Hauses, und beide sahen abwechselnd durch das Fernrohr nach dem Mond, und Hinnik Wiek erzählte Gerd Wübbe: Der Mann im Monde sei kein wirklicher Mann, sondern Berge, viel größer als die Berge bei Geesthacht und Lauenburg, und Feuer spien sie obendrein. Und er wollte noch mehr erzählen. Aber Gerd nahm das Fernrohr, warf es durchs Uhlenloch auf den Misthaufen hinunter und rief dabei: „Dat is för din Leegen!" Es gab eine schreckliche Prügelei zwischen beiden. Blutend und zerkratzt lief Hinnik Wiek auf den Hof hinunter und suchte so lange nach dem Fernrohr, bis er es endlich fand. Dann lief er damit nach Hause. Dort verbreitete er einen so abscheulichen Geruch, daß seine Mutter sogleich nach der Ursache forschte, und als sie gefunden war, bekam Hinnik wegen des verdorbenen Sonntagszeugs noch einmal Prügel. Das war sein Eintritt in seine spätere naturwissenschaftlich-technische Laufbahn. Aber er machte sich nicht viel daraus, einmal weil er an Prügel gewöhnt, und dann, weil das Fernrohr heil geblieben war. Er legte es an den geheimen Ort, wo er gemauste Äpfel aufzubewahren pflegte, und gelobte sich, dies teuerste Besitztum künftig keinem anderen Jungen wieder zu zeigen.

Wenn er nicht mit den anderen Kindern spielte oder seinem Vater half, saß er über Doktor Gräfes Bücherschätzen, vor allem über dem dicken Buch mit der Jahreszahl 1742, und las darin, bis ihm der Kopf rauchte und er seine Wissenschaft auswendig wußte. Aber sie sollte ihm auch Früchte tragen.

Lehrer Drews hatte den Kindern, deren Eltern den wöchentlichen Schilling für Naturlehre dran wandten, vom Regenbogen erzählt und ihnen aufgegeben, einen schriftlichen Aufsatz daraus zu machen. Hinnik Wiek hatte den Ausführungen mit größter Skepsis gelauscht und beschlossen, da sich die Sache mit den Anschauungen des würdigen Buches aus dem Jahre 1742 durchaus nicht deckte, Schullehrer Drews diesmal gründlich zu imponieren. Das gelang ihm. Schullehrer Drews nahm das Heft und sagte zu seiner Klasse: „Ich habe euch den Regenbogen erklärt. Der kluge Hinnik Wiek weiß es natürlich besser. Hört einmal zu. ‚Der Regenbogen entsteht so: Wenn die Sonne überzwerch auf eine Regenwolke scheint, so entsteht ein Regenbogen. Die rote Farbe kommt vom Feuer, die gelbe von der Erde, die grüne vom Wasser und die blaue von der Luft!‘ Also, Hinnik Wiek, ich danke dir im Namen deiner Mitschüler für deine Belehrung. Die Sache geht aber noch viel einfacher. Sieh mal her. Hier habe ich einen gewöhnlichen Stock. Damit will ich dir zeigen, wie man einen Regenbogen macht.“ Hinnik Wiek war auf das Experiment ungemein gespannt; wenn man einen Regenbogen mit einem Stock machen konnte, wollte er das auch tun. „Also du siehst den Stock?“ fuhr Drews fort. Hinnik Wiek lachte und nickte. „Na, dann komm man mal aus der Bank raus. Mit diesem Stock bekommst du jetzt was längs die Naht, und ich will nicht Drews heißen, wenn du morgen nicht den schönsten Regenbogen auf dem Rücken hast.“

Das Experiment gelang, und aus diesem Erlebnis zog Hinnik Wiek zwei bemerkenswerte, für sein späteres Fortkommen wertvolle Folgerungen: einmal, daß alle Bücherweisheit eine wacklige Sache ist, und zweitens, daß in allen technischen Dingen das Experiment entscheidet.

Mehr als die Schläge schmerzten Hinnik Wiek der Spott und das Gelächter seiner Mitschüler. „Regenbogenmaker“ hieß er von jetzt an. Er gelobte sich, von jetzt an alles getreulich so in sein Aufsatzheft zu schreiben, wie Herr Drews es vortrug, und wenn es ein noch so großer Unsinn wäre. Aber dem Buche aus dem Jahre 1742 mißtraute er von da ab. Und er war fester als je entschlossen, Maschinenbauer zu werden. Wenn er für Peter Wübbe die erste Dreschmaschine gebaut hatte, ob die dummen Jungen dann noch „Regenbogenmaker“ hinter ihm herrufen würden?

Aber das Leben trieb durch diesen Entschluß einen häßlichen Nagel. Bernd Wiek hätte es wohl fertiggebracht, seinem Hinnik den Weg zu ebnen. Denn wie Hinnik über Harm, Niklas und Gerd Wübbe, so ärgerte er sich über seinen ehemaligen Herrn Peter Wübbe, wenn er an dessen Spruch von den Bauernkindern und Katenkindern dachte. Sein Uhrmachergeschäft ging ständig besser, er konnte schon bares Geld zurücklegen. Doch aus der Gegend, aus der Niklas Witt früher seine Blutegel bezogen hatte, kam ein anderer widerwärtiger Gast ins Land, gegen den Grenzsperren nicht halfen. Die Cholera. Bernd Wiek mußte von seinen Plänen, seiner Frau, seinem Hinnik, seiner Kate und seinen Uhren Abschied nehmen und eine Wohnung beziehen, in der die Zeit für ewig still steht. Die Uhren wurden von ihren Eigentümern abgeholt. Und neue kamen nicht wieder. Denn wer hätte sie zurechtmachen sollen? Das Geld von der Sparkasse wurde verbraucht, um einen Kram- und Bandladen in dem zweiten Katenzimmer einzurichten. Damit verdiente Stina Wiek gerade so viel — oder so wenig — wie sie für sich und ihren Jungen zum Leben brauchte. Hinnik Wiek ließ von jetzt ab den Kopf hängen, wenn die Jungen auf dem Deich „Regenbogenmaker“ hinter

ihm herriefen. Traurig sah er die Werkzeugbank an, die mit ihren toten Scheiben und kaltem Lötkolben neben dem holländischen Kachelofen mit den zersprungenen biblischen Bildern stand. Nicht einmal Uhren konnte er machen oder flicken — nur ein paar Handgriffe kannte er. Aber mit denen ließ sich nichts anfangen. Nun würde er, statt Dreschmaschinen zu bauen, doch wohl später bei Harm Wübbe als Knecht unterkriechen und im Kleigraben stehn müssen wie vor elf Jahren sein Vater.

7

Auch durch Bergstädt war die Cholera gezogen und hatte es dort mit Trina Groots Bruder und dessen Frau gemacht wie in Moorwisch mit Hinnik Wieks Vater. Die Grootschen Kinder wurden unter die Verwandtschaft, statt sonstiger Erbstücke, verteilt, und dem Wübbeschen Hause fiel ein zehnjähriges, blondhaariges Mädchen zu. Hübsch war es nicht, aber stattlich von Wuchs; es sah so aus, wie Trina Groot als Kind ausgesehen hatte, und hätte ebensogut ihre eigne Tochter wie die ihres Bruders sein können. So sagte Peter Wübbe, und als Harm und Niklas, die schon ganz gut berechnen konnten, was Speck, Wurst, Milch und Butter kosteten, und daß vier Mäuler mehr essen als drei, die kleine Anke schon nach der ersten Woche zu schubsen und knuffen anfingen, legte er sie über die Häcksellade und schlug ihnen das Hinterleder voll. Gerd aber mochte die kleine Anke leiden; sie war ja nicht viel jünger als er, und nun hatte er eine Kameradin, gewissermaßen als persönliches Eigentum, mit der er spielen und vor der er sich aufspielen konnte. Er zeigte ihr den ganzen Hof: „Das sind die Pferde, die reiten wir, Harm und Niklas und ich, nach der Weide und holen sie wieder, wenn sie vor den Wagen sollen. Wir haben vier Stück und einen Stuhlwagen. Manchmal fahren wir ganz bis nach dem Tollenspieker oder bis nach Geesthacht, dann darfst du mit. Achtzehn Kühe haben wir, die mußt du später mit melken, wenn du bei uns bleibst."

„Warum seid ihr mit dem Stuhlwagen nicht einmal zu uns nach Bergstädt gekommen und habt uns darin ausgefahren?" fragte Anke.

Gerd zuckte die Achseln. „Vater wollte es nicht gern. Ihr habt ja nichts. Und Mutter fährt nicht gern im Wagen. Die geht lieber zu Fuß."

„Du Esel," sagte seine Stiefmutter, „du Prahljochen. Wenn du noch einmal so was sprichst, sag ich's zu deinem Vater. Willst du auch über die Häcksellade? Nun, bei dir langt's noch mit dem Knie. Anke ist jetzt so gut wie deine Schwester, merk dir das."

„Da hast du's gehört, wie Mutter im Hause kommandiert," sagte Gerd, als Trina Groot außer Ohrenbereich war, „aber Geld hat sie nicht gehabt. Das kommt von meiner ersten Mutter. Wenn Trinamudder es aber will, kannst du meinetwegen so gut wie meine Schwester sein. Du mußt aber alles tun, was ich will. Willst du das?

„Nein," sagte Anke, „ich will deine Schwester nicht sein. Bloß meiner Trinatante ihr Kind."

„Nicht?" fragte Gerd verwundert und beleidigt. „Warum denn nicht?"

„Weil du von meinen Eltern schlecht gesprochen hast."

„Dann steh ich dir auch nicht bei, wenn die andern Jungens dir was tun."

Anke fing an zu weinen: „Ich will wieder nach Haus."

„Ihr habt ja gar kein Haus. Ihr habt ja in einem Grünkeller zur Miete gewohnt."

Anke weinte stärker. Gerd tat es schließlich leid, denn im Grunde war er, wie sein Vater, gutmütig.

„Ihr könnt ja nichts dazu, daß dein Vater arm war", sagte er.

„Du bist ein Dicktuer", schnuckerte Anke. „Und wenn ich groß bin, will ich wieder in der Stadt wohnen. Nicht in so einem alten Bauernhaus, das bloß eine Reihe Fenster hat."

Da schlug Gerd sie ins Gesicht. Sie sprang auf ihn zu und verprügelte ihn mit den Fäusten.

„Deern!" rief Peter Wübbe, der hinzukam. Er riß sie auseinander und stellte sie auf die Füße. „Ja, du bist 'ne echte Groot." Er dachte an die Nacht, die elf Jahre zurücklag. Ob es nicht gut war, daß wieder so ein Mädchen wie seine Trina auf einem Wübbeschen Hof groß wurde? Hier war ein Stück festes Eichenholz ins Haus gekommen, das sich Respekt zu verschaffen wußte. Ach, weshalb hatten seine Jungen nicht auch einen Teil Grootsches Blut im Leibe. Wenn sie einmal wirkliche Herren werden sollten, wie er es hoffte, würden sie es brauchen können.

Er erzählte das, was er gesehen hatte, seiner Frau. Aber was er dabei gedacht hatte, erzählte er nicht. Es war auch nicht nötig. Trina Groot wußte es sowieso. Sie hatte bei der Erzählung genau dasselbe gedacht.

Ein paar Tage später kam Stina Wiek mit Hinnik. Im Hof hatten sie die kleine Anke Groot aus Bergstädt schon gesehen. Sie wollten sie auch gern einmal in der Nähe besehn. Stina Wiek wäre wohl schon gleich am nächsten Tag, nachdem Anke angekommen war, hingegangen. Aber sie wollte sich nicht schon wieder einen Klöben Weißbrot unter die Schürze stecken lassen wie das letztemal.

Die ist aber groß, dachte Hinnik Wiek. Ob sie wohl ebenso klug ist? — Aber daß sie Gerd Wübbe, der damals mein Fernrohr auf den Mist geschmissen hat, verprügelt hat, das freut mich.

„Anke," sagte er, nachdem der Kaffee ausgetrunken war und er mit Gerd und Anke auf der

Diele stand, „Anke, wann kommst du zu Lehrer Drews in die Schule?"

„Gar nicht", antwortete Gerd statt Ankes. „Anke ist in die Stadtschule gegangen, die braucht nicht mehr bei Lehrer Drews."

Anke lief aus der großen Einfahrtstür um die Ecke, das Haus entlang und den Deich hinauf. Hinnik Wiek folgte ihr mit gravitätischen Schritten, um Anke das Fernrohr und dann mit der dazu gehörigen Anleitung den Mond zu zeigen. Er war sehr stolz; aber einem Freund ein Mädchen abspenstig gemacht zu haben, die so stark ist, daß sogar die Jungen in der Schule davon sprachen, ist auch nichts Kleines.

Nach Westen zu, dort wo Hamburg lag, wollte die Sonne untergehen. Der Mond stand schon am Himmel; es war gerade wie an dem Tage, als Doktor Gräfe ihm das Fernrohr gegeben hatte. Er lief nach seiner Kate, um es zu holen.

Als er zurückkam, fand er Anke Groot am Deich sitzen. Aber sie war nicht mehr allein. Sie saß neben Tischler Puttfarcken vom Langendeich und studierte mit ihm den Himmel.

Das war ärgerlich. Was wußte Tischler Puttfarcken, der auf tote Leute Verse machte und nicht einmal sein eigenes Geschäft wieder in die Höhe bringen konnte, vom Himmel?

„Die Sonne, meine kleine Anke," hörte er Tischler Puttfarcken sagen, „ist das eine Auge Gottes, und der Mond ist das andere Auge. Die Sonne sieht am Tage auf die Erde und des Nachts in den Himmel, wo Gottes Heerscharen wandeln; und der Mond sieht des Nachts auf die Erde und am Tage in den Himmel."

„Nein," rief Hinnik Wiek, „das ist nicht wahr. Die Sonne und der Mond sind keine Augen, das sind Weltkörper."

Er war böse, einmal, weil er das Fernrohr in der Tasche hatte, und dann, weil er Tränen in Anke Groots Augen bemerkte.

Er wußte nicht, daß Tischler Puttfarcken der Jugendfreund von Ankes Vater war, daß er, ohne Bestellung und ohne Geld dafür zu bekommen, ein silbernes Schild mit einem Vers darauf für den toten Jan Groot nach Bergstädt gebracht hatte, und daß er heute abend den langen Weg von Langendeich nach Moorwisch gemacht hatte, um Anke Groot hier aufzusuchen.

„Vielleicht sind Sonne und Mond Kugeln, Hinnik," sagte Puttfarcken freundlich, „aber warum sollen sie darum nicht sehen können? Ochsenaugen sind auch Kugeln, und sehen können sie darum doch."

Das war richtig. Hinnik Wiek schwieg still und dachte: Vielleicht ist er doch nicht so ganz dumm, wenn er auch Verse macht. Was er wohl noch mehr weiß?

„In Wandsbek," fuhr Tischler Puttfarcken fort, „wo ich gelernt habe, lag in der Werkstelle ein Buch von einem wirklichen Dichter. Der hieß Matthias Claudius. Von dem sprachen sie alle noch, obgleich er schon lange tot war, und auf dem Kirchhof steht sein Grabstein: eine Sandsteintafel mit einer Tasche und einem Wanderstab; darunter steht sein lateinischer Name: Asmus und noch mehr Lateinisches. Ich hab ihn selbst gesehen, es ist schöne Arbeit."

Tischler Puttfarcken schwieg und sann vor sich hin.

„Ein gedrucktes Buch?" fragte Hinnik Wiek nach einer Weile.

„Ein gedrucktes Buch", sagte Puttfarcken. „Es war ein sehr schönes Buch und furchtbar alt."

„Was stand in dem Buch?" forschte er.

„Verse."

Jetzt war Hinnik Wiek überzeugt, daß es ein „verkehrtes" Buch sei, und daß Tischler Puttfarcken quasselte. Er zupfte Anke Groot am Kleid und fragte leise, indem er das Fernrohr auseinanderzog: „Willst du nun den Mond sehen, wie er wirklich ist?"

„Verse", sagte Puttfarcken träumerisch. „Ebenso schöne wie im Gesangbuch. Einer hieß:

‚Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind gar manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.'

Aus diesem Buch hab ich dichten gelernt", fuhr er nach einer Pause fort. „Aber so schön wie Matthias Claudius kann ich es nicht. Er war aber auch ein Pastor. Und weil Jan Groot mein bester Freund von der Schule her war — wir haben immer zusammen gefischt, und wenn der eine bei dem alten Wübbe in die Apfelbäume stieg, mußte der andere aufpassen — habe ich diesen Vers auf das Sargschild gemalt. Ich wollte erst einen von der Cholera machen, aber er wäre nicht so schön geworden."

„Ich will deinen Mond nicht sehen", sagte Anke Groot weinend zu Hinnik Wiek.

„Dann schmeiß ich das Fernrohr in die Elbe!" rief Hinnik.

„Du mußt nicht so böse mit Anke sprechen," sagte Puttfarcken verweisend, „ihr gehört ja in einer Weise zusammen. Seid ihr nicht beide Waisenkinder? Und auf dein Fernrohr mußt du dir nicht so viel einbilden. Willst du klüger sein als Matthias Claudius? Der sagt:

‚Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.'

Ich geh jetzt nach deiner Trinatante hinunter," wandte er sich an Anke, „sie wollte meine Frau schon immer einmal besuchen, und wenn sie kommen will, kannst du mitkommen."

Tischler Puttfarcken ging, und die beiden Kinder blieben am Deich sitzen.

Die Sonne war versunken. Der Mond stieg höher und höher, wurde immer heller und ferner. In den Wipfeln rauschte der Wind, am Stackrand gluckſten die Wellen, die Schiffer sangen auf den Kähnen, in den Streifen, die sie hinterließen, schaukelte sich das goldene Licht.

Hinnik Wiek schob das Fernrohr wieder in die Tasche.

„Wir wollen zusammenhalten, Anke", flüsterte er.

„Ja, das wollen wir!"

8

Und sie hielten zusammen. Gerd Wübbe wurde der dritte im Bunde, nachdem er seine männliche Ehre Anke gegenüber in einem zweiten Ringkampf wiederhergestellt hatte, in dem er Sieger blieb. Der Sicherheit halber, damit weder sein Vater noch Trina-Mudder vorzeitig dazu kommen konnten, hatte er als Schauplatz die Außendeichweide gewählt, auf der die Pferde liefen. Als Anke endgültig bezwungen im Grase lag, richtete Gerd sie wieder in die Höhe, klopfte ihr das Kleid ab und sagte: „Ich bin doch stärker als du. Glaubst du es jetzt? Oder wollen wir noch einmal?"

„Nein", sagte Anke ärgerlich. „Aber Hinnik Wiek ist klüger als du."

„Der Regenbogenmaker. — Du sollst nicht immer nach der alten Tagelöhnerkate hinüberlaufen. Du gehörst jetzt zu uns."

„Gerade tu ich's jetzt. Hinnik und ich sind Waisenkinder, sagt Tüns Puttfarcken, wir müßten zusammenhalten, und das wollen wir auch. Und wenn du ihn noch einmal Regenbogenmaker nennst, spiele ich überhaupt nicht wieder mit dir. Der ist sogar klüger als die Jungen in der Bergstädter Schule."

„Wer Geld hat, braucht nicht so viel zu lernen", versetzte Gerd Wübbe. „Und reiten wie ich kann er auch nicht."

Er lockte eins von den Pferden heran, zog es an der Mähne nach einem Weidenstumpf, schwang sich hinauf und galoppierte einigemal um das Weidefeld herum. Es sah hübsch aus, Anke folgte ihm gespannt und mit der geheimen Hoffnung, er möchte herunterfallen, mit den Augen.

„Na," sagte er herabspringend, mit triumphierender Stimme, „können die Bergstädter Jungens das auch?"

„Nein," sagte Anke, jetzt ehrlicher Bewunderung voll, „das können sie nicht. Sie haben ja auch keine Pferde. Aber du mußt nicht so krumm sitzen."

„Das verstehst du nicht", belehrte Gerd sie. „Das ist Jockeisitz."

Anke wußte nicht, was ein Jockei sei, und Gerd erzählte ihr, es seien die Reitknechte der Rennpferdehalter, und sie verdienten für ihre Herren und für sich selbst viel Geld.

„Niklas will auch später einen Rennstall halten", schloß er. „Er will weg aus Moorwisch; den Hof kann er ja nicht kriegen."

„Du ja auch nicht", sagte Anke.

„Ich heirate in einen andern Hof hinein", erwiderte Gerd. „Vielleicht in unsern alten Langendeicher Hof. Jürgenohm hat bloß Mädchen."

„Fahren wir nicht bald einmal hin nach Jürgenohm?" fragte Anke. Es interessierte sie, daß dort Mädchen waren; vielleicht war unter denen eine Freundin für sie.

„Nein", erwiderte Gerd. „Vater täte es wohl, aber Mutter will es nicht. Sie und Marikentante sind sich böse. Willst du auch mal auf Lotte sitzen?"

„Nein", sagte Anke. „Ich will jetzt unseren Kaffeekessel nach Wieks hinumbringen. Er leckt, und Hinnik Wiek will ihn löten. Das kannst du wieder nicht."

„Brauch ich auch nicht", erwiderte Gerd. „Aber wenn du doch immer nach der alten Kate laufen mußt, will ich lieber mitgehen. Wir können ja künftig auch da spielen, wenn du es lieber willst. Harm und Niklas geben sich nicht mit mir ab, und außer dir habe ich keinen."

„Wenn du Frieden halten willst, kannst du mitkommen", entschied Anke.

Gerd versprach, das wolle er künftig tun. So gingen sie mit dem Kaffeekessel nach der Wiekschen Kate, Hinnik lötete ihn so dicht, daß er auch kein Tröpfchen mehr durchließ, und Gerd benahm sich während des Zusehens so nett, daß Hinnik und Anke ihn in aller Form in ihre Bundes- und Spielgenossenschaft aufnahmen.

„Was ist das, womit du die kaputte Stelle blank gescheuert hast?" fragte Gerd.

Hinnik Wiek antwortete mit geheimnisvoller Miene und sehr sachverständig: „Es heißt Salzsäule. Mein Vater hat sie von einem Zigeuner gekriegt, und der hat ihm auch das Löten gezeigt. Ohne Salzsäule sitzt das Lot nicht auf dem Kupfer. Es ist ganz was Geheimnisvolles. Es steht sogar in der Bibel."

„In der Bibel?" fragten beide erstaunt.

„Ja, in der Bibel," versicherte Hinnik, „und ich glaube, beim Apotheker kann man es kaufen. Ihr kennt doch die Geschichte von Lot, nicht? In der Bibel steht: Lots Weib wurde zur Salzsäule, und das ist das, womit man jetzt lötet."

Gerds Respekt wie der von Anke wuchs sehr wegen Hinniks Kenntnissen.

Die drei zogen mit der Flasche zum Apotheker, Hinnik Wiek legte einen Hamburger Schilling auf den Tisch und forderte dafür: „Salzsäule."

Apotheker Riechelmann kannte es nicht, und



Generalleutnant von Lauenstein, Korpskommandeur.

Nach einer Originalzeichnung von E. Linnenkamp.

Aus dem Mappenwerk des Künstlers „Deutschlands Heerführer".

Hinnik Wiek setzte ihm auseinander, es sei die Frau Lots, die ihr Mann nach ihrer Verwandlung zum Löten benutzt habe.

Riechelmann wollte sich schief lachen und rief: „Du meinst Salzsäure, du Dösbartel.“

Hinnik Wiek ärgerte sich entsetzlich, weil er sich mit seinen Kenntnissen so vor Anke und besonders vor Gerd blamiert hatte, fand aber, während der Apotheker die Flasche füllte, doch den Mut zu der Frage, ob Salzsäure zur Naturgeschichte gehöre. Vielleicht stand etwas darüber in Doktor Gräfes Büchern.

„Um Salzsäure und alles andere zu kennen, was in diesen Flaschen ist,“ antwortete der Apotheker herablassend, indem er auf seine Vorräte wies, „muß man studieren, verstehst du wohl, und die Wissenschaft heißt Chemie.“

Wieder tat sich in Hinnik Wieks Augen eine Pforte auf, aus der der geistige Hunger heraussah. Und er durfte seine große Lernbegierde vielleicht niemals stillen, sondern mußte am Ende Kleigräber bei Gerds großem Bruder werden!

(Fortsetzung folgt)

Die Hausfrauenvereine von Groß-Berlin.

Von Emma Stropp. — Hierzu 6 Aufnahmen von Alice Matzdorff.

Noch ist kein Jahr verflossen, seitdem der Verband Deutscher Hausfrauenvereine im Mai 1915 gegründet wurde, und schon jetzt ist eine wesentliche Beeinflussung der allgemeinen Haushaltsführung durch die Einwirkung der in ihm zusammengeschlossenen Vereine festzustellen. Nicht weniger als 56 Vereine mit 35000 Mitgliedern arbeiten heute nach einheitlichen Grundsätzen, um ihren Mitgliedern und durch sie weiterwirkend der Allgemeinheit deutscher Frauen durch Beratung und Förderung ihrer Interessen die derzeitigen Schwierigkeiten „kriegsgemäßer Haushaltsführung“ zu erleichtern.

Für Groß-Berlin tritt diese erfreuliche Tatsache besonders augenfällig hervor, da durch die „Zentrale der Hausfrauenvereine von Groß-Berlin“ ein Mittelpunkt geschaffen worden ist, der durch die zweckmäßige Vereinigung theoretischer und praktischer Belehrung, in Gestalt von Vorträgen, Ausstellungen und Lehrkursen, nicht nur die in ihm zusammengeschlossenen Mitglieder anregt, sich haushaltstechnisch und allgemein volkswirtschaftlich weiterzubilden, sondern auch weitere Kreise dazu führt, sich eingehender mit den Volksernährungsfragen und deren Einzelheiten zu beschäftigen, als es ohne diese Veranstaltung der Fall gewesen wäre. In früheren Aufsätzen wurde bereits auf die allgemeinen Ziele der Hausfrauenbewegung durch berufene Mitarbeiter hingewiesen, im Rahmen dieser Ausführung soll daher nur ein Ueberblick auf die Leistungen der Berliner Hausfrauenvereine gegeben werden, wie sie im Laufe dieses Winters zutage traten.

Im September 1915 unter dem Ehrenvorsitz von Frau Hedwig Heyl gegründet, umschließt die „Zentrale“ jetzt den altbewährten „Berliner Hausfrauenverein“ (Lina Morgenstern), der den Stadtteil Zentrum als Arbeitsgebiet übernommen hat, und die neu ins Leben gerufenen Vereine „Berlin-Westen“, „Norden-Osten“, „Charlottenburg“, „Grunewald“, „Schöneberg“, „Steglitz“ und „Pankow“.

Die Mitgliederzahl aller dieser Vereine steigt von Monat zu Monat, jeder von ihnen arbeitet jedoch, den besonderen Verhältnissen seines Ortsteiles entsprechend, in selbständiger Weise, aber unter Beobachtung allgemeiner Richtlinien, die in den von der „Zentrale“ einberufenen gemeinsamen Sitzungen beraten werden.

Hierdurch ist eine erfreuliche Selbständigkeit und eine Beweglichkeit gewährleistet, die gleichzeitig einen gewissen Wetteifer zur Höchstleistung hervorgerufen haben, der der guten Sache nur dienlich sein kann.

Vorbildlich wirkt für alle Groß-Berliner Vereine die „Zentrale“ (Lützow-



Verkaufsstelle des Hausfrauenvereins „Norden-Osten“.



Verkaufsstelle der Zentrale zur Verbreitung neuartiger Lebensmittel, erprobter Ersatzstoffe und neuer Haushaltgeräte.

platz 9) selbst, deren Veranstaltungen allen Mitgliedern dienen. Ihre Anregungen werden von den angeschlossenen Vereinen aufgenommen und in eigenen Veranstaltungen, die den besonderen Bedürfnissen des zu bearbeitenden Stadtgebietes angepaßt sind, wiederholt. Dies gilt sowohl für die Vorträge über volkswirtschaftliche und hauswirtschaftliche Themen als auch für die Lehrkurse und Ausstellungen verschiedenster Art. In allen Stadtteilen von Groß-Berlin findet jetzt durch die Hausfrauenvereine praktische Anleitung zur



Schneiderstunde im Hausfrauenverein.

kriegsgemäßen Küchenführung statt, wird die Kenntnis von Lebensmitteln verbreitet, die vor dem Kriege weniger gebräuchlich waren, und ihre Zubereitungsweise gelehrt, und es ist erfreulich, zu beobachten, mit welchem Eifer die Frauen aller Kreise sich an ihnen beteiligen oder die erprobten Kochvorschriften, zur Übermittlung an weitere Kreise, erwerben. In besonderen Ausstellungen wurden die Verwendung von Trockenobst und Dörrgemüse, Muschel- und Seefischgerichte, neue Gemüse und besondere Mehlpräparate weitesten Kreisen bekanntgegeben.

Die beiden großen Ausstellungen, die im März von der „Zentrale" und dem „Berliner Hausfrauenverein" in bekannten Kaufhäusern veranstaltet wurden, um die Frauen werden dazu angeleitet, Steuererklärungen abzufassen, wie Miet- und Versicherungsverträge geschlossen werden müssen oder . . . wie man sich in einem Kursbuch zurechtzufinden hat. Man sieht, die Art der Belehrung und Beratung, die durch die Hausfrauenvereine geleistet wird, ist mannigfaltigster Art. Sie wendet sich den Erfordernissen der besitzenden Frauen im gleichen Maße zu wie denen der unbemittelten, denen es zur Freude gereicht, aus einem alten Kleiderrock eine Jacke für das Kindchen zu schneidern. Besonders erfreulich ist es, daß gerade die einfachsten Frauen eine besondere Anhänglichkeit an „ihren" Verein besitzen und mit einem gewissen Stolz die durch ihn gewonnene Belehrung in ihren Kreisen verbreiten.



Verkaufsstelle des Hausfrauenvereins „Norden-Osten".

Ausnützung von Kleingärten, Dachgärten und Balkonen zum Gemüsebau zu fördern, dürften noch in der Erinnerung sein. Im weiteren Ausbau dieses Gedankens hat der Verein „Norden-Osten", nach theoretischem Vortrag, eine Unterweisung seiner Mitglieder, von denen viele ein Stückchen „Laubenland" besitzen, im Garten eines seiner Mitglieder stattfinden lassen, und auch die anderen Vereine arbeiten in der gleichen Richtung. Weitere Lehrkurse beschäftigen sich mit der Anleitung zum Ausbessern, mit Schneiderei und Putzmacherei oder vermitteln unter dem Stichwort „Hilf dir selbst" technische Kenntnisse, um Haushaltungsgegenstände, die man sonst durch Handwerker ausbessern ließ, selbst wieder instand zu setzen. In einzelnen Vereinen sind auch Buchführungskurse eingerichtet, in anderen wird über Vermögensverwaltung gesprochen, und die bisher in dieser Beziehung vielfach ungeübten

Volkserziehung und Volksbildung im besten Sinne des Wortes werden dadurch in Familien getragen, die bisher nur wenig zu beeinflussen waren, gleichzeitig wird aber auch durch die Gemeinsamkeit der Interessen ein Ausgleich des Standesunterschiedes, eine gewisse Kriegskameradschaft von reich und arm in die Wege geleitet, die nicht nur dem Geist unserer Zeit entspricht, sondern auch für die Zukunft von Bedeutung ist.

„Hilf dir selbst" — dieses Stichwort praktischer Lehrtätigkeit hat aber auch noch eine weitere Bedeutung im Hinblick auf die größeren Ziele, die die Hausfrauenvereine und ihr Verband verfolgen. Die Vertretung der Verbraucherinteressen wird von ihnen gleichfalls ins Auge gefaßt und spricht sich in der Beaufsichtigung der Innehaltung der festgesetzten Höchstpreise aus, wie sie, im Anschluß an die Preisprüfungsstellen, durch Mitglieder ausgeübt wird. Einzelne Vereine haben auch eigene



Das Aufarbeiten von Hüten im Putzmacherlehrkursus der Zentrale des Hausfrauenvereins Groß-Berlin.



Kochstunde im Berliner Hausfrauenverein (Stadtteil Zentrum).

Verkaufsstellen errichtet, um einwandfreie Waren mit geringem Preisaufschlag ihren Mitgliedern zur Verfügung zu stellen. Beschäftigt sich die Verkaufsstelle der Zentrale hauptsächlich mit der Einführung erprobter, aber bisher wenig bekannter Nährpräparate und von Ersatzstoffen für den Haushaltungsbedarf, so hat der Hausfrauenverein „Norden-Osten“ aus kleinsten Anfängen ein großzügig geleitetes Nahrungsmittelgeschäft entwickelt, das sich des regsten Zuspruches der Mitglieder erfreut. Ein preiswerter Mittagstisch ist der Verkaufsstelle angeschlossen, ebenso finden hier Kochlehrkurse statt.

Der allgemeinen Volksernährung aber dienten Versuche der „Zentrale“, die von dem Schöneberger Verein weitergeführt wurden, um Backvorschriften zu erproben, die geeignet sind, das Weizenmehl in ähnlicher Weise durch Kartoffelzusatz zu „strecken“, wie es seit Kriegsausbruch mit dem Roggenmehl geschieht. Welche Bedeutung ihnen beigelegt wird, geht daraus hervor, daß Vertreter der Ministerien, der Reichsgetreidestelle und des Backgewerbes diese Ausstellung besuchten.

Die Verbreitung der gewonnenen Erfahrungen in den gewerblichen Kreisen, die durch die Ungunst der Zeitverhältnisse jetzt nicht in der Lage sind, eigene Versuche anzustellen, dürfte in absehbarer Zeit dazu beitragen, den Verbrauch des Weizenmehls einzuschränken und uns damit von der Notwendigkeit der Auslandeinfuhr (jährlich für 30 Millionen Mark) unabhängiger zu machen.

Mit dieser durch Frau Hedwig Heyl veranlaßten Erprobung neuartiger Mehlmischungen für Weizengebäck treten die Hausfrauen zum erstenmal aus dem Kreise privatwirtschaftlicher Betätigung in den weiteren Kreis volkswirtschaftlicher Mitarbeit ein und beweisen hiermit nicht nur ihre Leistungsfähigkeit in technischer Beziehung, sondern auch die Bedeutung, die die Hausfrauenbewegung schon in ihrer ersten Entwicklung für das Allgemeinwohl besitzt.

Es ist daher zu wünschen, daß sie, gleich wie in Oesterreich, wo die „Reichsorganisation österreichischer Hausfrauen“ nach einem Bestehn von drei Jahren 300 000 Mitglieder umschließt, auch in Deutschland wachsende Ausbreitung gewinnt. Wie ersprießlich die Hausfrauenvereine in den verschiedensten Städten Deutschlands arbeiten, konnte die Verfasserin im Laufe des Winters mehrfach beobachten, auch in Orten, wo ein besonders schwieriges Gebiet, das der Fabrikarbeiterinnen, zu bearbeiten war. Wenn es möglich wäre, die durch mittelbare und unmittelbare Einwirkung auf die Hausfrauen der verschiedensten Kreise gewonnene Ersparnis an Lebensmitteln, Rohstoffen und Geldmitteln in statistischen Zahlen zu erfassen, so würde diese Uebersicht der Arbeitsergebnisse der Hausfrauenvereine ein Ruhmesblatt in der Geschichte deutscher Frauenarbeit werden. Aus wirtschaftlichen, aber auch volkserzieherischen Gründen ist es daher zu wünschen, daß die Grundziele der Hausfrauenbewegung weiteren Boden gewinnen und der Zusammenschluß möglichst aller Hausfrauen Deutschlands zu gemeinsamer Arbeit im Dienste der Familie und des Staates Erfüllung wird.

Dunkler Morgen.

Frühmorgens, in weiche Kissen gestreckt —
Noch wich die Nacht nicht dem Tag —
Da hat mich ein schwirrendes Pfeifen geweckt
Und rollender Trommeln Schlag!

Durch den farblosen Morgen mit hallendem Tritt
Die erstorbene Straße entlang
Zogen feldgraue Schatten — und stumm zogen mit
Gebete, tauschwer und bang. . .

So viele Helme, blumenumnickt —
Wer weiß: geht's nach Ost oder West? —
So viele Geschicke auch — rätselumstrickt —
Die das Heute nicht ahnen läßt! ...

Doch als die Trommel im Dunkel verklang,
Und die Straße lag wieder in Ruh,
Da schloß auch ich mit Gebet und Dank
Sacht wieder die Wimpern zu . . .

Magst ruhig schlafen, deutsches Kind —
Kein tückischer Wolf bricht ein!
Da draußen schreitet durch Nacht und Wind
Treusorgend die Wacht am Rhein!

Die herrliche Wehr in Ost und West,
Die keiner durchbrechen mag!
Die Mauer hält — die Mauer steht fest — —
Bis zum flammenden Siegestag! —

E. v. Weltra.

Der Bruch.

Skizze von Hans von Kahlenberg.

Die Schwermut der Landschaft, weiter, öder Schneefelder und verhangener, lastender Horizonte, fügte sich mir in das Bedrückende meines Auftrags. Bis Berlin hatten mich allerlei Zerstreuungen abgelenkt, ich konnte gleichfalls heimreisende Kameraden begrüßen — unter ihnen einen schon beklagten Totgeglaubten, man sprach vom Krieg, von den starken und großen Dingen, alle Augen in den scharf und fahl gewordenen Gesichtern leuchteten noch — nur stetiger, grimmiger leuchteten sie! — jeder schied, um sich demnächst draußen wieder zu treffen, mit einem Wort der Zuversicht. Es waren gute Begegnungen gewesen trotz des Schmerzenstichs hier und da, bei Erwähnung eines Fehlenden, der nie mehr heimkehren würde — manchen waren ähnliche Aufträge wie mir zugefallen, Aufsuchen der Witwen, der Waisen, der beraubten Mutter, um irgendeinen letzten Gruß, ein Andenken, das dem Scheidenden, nun für immer Abgeschiedenen nur in des vertrauten Freundes Hand heimlich und sicher genug gewesen war, zu überbringen. Einer, Willkofen, erzählte mir von der jungen Braut, die er getröstet hatte — diese blonde, zarte, schlanke in ihrer Trauer stand als unauslöschliches Bild vor ihm — er

würde sie nicht vergessen, auch nachher nicht, er würde ihr Schutz, ihr Freund sein! — Man muß an dergleichen Werdendes bei jungen, stolzen Menschen nicht rühren. Bereitete sich hier aus dem großen Leid, aus gemeinsam getragenem, schwerem Schicksal künftige Freude, ein neues Reiches und Lebendiges vor? Wir waren ernste Männer, alle — aber keiner war verzagt. Jeder hatte von Größe und Heldensinn zu berichten — anderer Größe und anderem Heldentum als draußen mit Gewehr und Bajonett. Unsere Frauen schlugen unsere Schlacht mit, und ihr Ausharren, ihr Starkbleiben war nötig wie unseres an der Grenze. Sie würden aushalten — sie waren stark.

In der Stadt nahmen mich meine eigenen Angelegenheiten für mehrere Tage in Anspruch, ich vermochte ihnen kaum die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden — mein Auftrag, Rolfs Auftrag, je mehr ich mich der Ausführung, seinem räumlichen Zielpunkt näherte, beschwerte mich. Ein seltsamer und ein heikler Auftrag! Irgendein Einschlag darin verletzte mich — manchmal, ich muß es zugeben, war ich einfach gesonnen, mich hinzusetzen, ein sehr förmliches, eisig höfliches Schreiben an Frau Hedwig von Borgstede auf Wermelingken zu richten: Zwischen zwei Pappdeckel eingesiegelt und eingeschrieben folgte anbei der Gegenstand — ein welker Eichenbruch, rot — die Herbstblätter waren damals vor Arras rot gewesen. Aber es war Röteres, Heißes, Klebriges darüber geflossen, als Rolf Randow den abgebrochenen Zweig — — ich hatte ihm den verlangten Blattstrauß gereicht — durch die Todeswunde, den Lungenschuß, in der Brust strich: „Für Frau Hedwig von Borgstede auf Wermelingken! Bringe ihr den Bruch! Versprich mir — daß du — bringst — — — Frau Hedwig — — Hedwig —“

Rolf Randow fand sein Soldatengrab da und dort unter dem rotbespritzten Eichenbusch — ich glaube, daß er gut schläft, und er ging gern und zu frühzeitig schlafen — dieser Starke, dieser Warme, ein wenig Abenteurer, ein wenig Künstler — ein Unsteter und Umgetriebener — kein Glücklicher! Feinster und zärtlicher Naturfreund und wie viele solcher Art leidenschaftlicher Jäger.

Frau Hedwig von Borgstede. — — So war es nicht bloß das Vaterland, Deutschlands Ruhm und Ehre, was diesen Unzähmbaren, den Wildling, schließlich zu Fall gebracht, zur fürstlich reichsten Strecke, die je ein mythischer oder dämonischer Jäger aufwies? Eine Frau. Frauenhärte und Laune? Ein schlechtes oder ein überstolzes Weib?

Verheiratet, Witwe oder geschieden? Mutter? Reich oder arm? Gebieterin oder geknechtet? Unglücklich — schuldig oder leichtsinnig?

Ich wußte nichts von ihr, aber ich sehe das Lächeln, etwas müde, etwas spöttisch und sehr zärtlich, das um den Mund des Sterbenden, des „wilden Jägers“, ging: Frau Hedwig von Borgstede! Ihr bringe den Bruch!

Während der Zug die Stunden und die gleichmäßig weißen Felder durchrollte, wurde mein Unbehagen immer stärker. Wie nun, wenn sie, der meine Botschaft galt, wenn Frau Hedwig von Borgstede eine verheiratete Frau war — unglücklich verheiratet, überwacht, beargwohnt? Konnte ich ihr das Ergebenheitzeichen eines Manneslebens, einen so bedeutsamen, unmißverständlichen, den Totengruß, in Gegenwart, unter den Augen ihres Mannes überreichen? — seines Todfeindes vielleicht, oder des von ihm tödlich Beleidigten? Bestätigte der Begrabene hierdurch nicht, huldigend, über sein Grab hinaus die Beleidigung? Frau Hedwig von Borgstede — einer Frau mußte grauen vor Blut, dem Abschlußzeichen der beendeten Hetze. Röchelnd aus keuchender, fliegender Brust ringt sich ein letzter Atemzug, gebrochene Augäpfel wenden sich aufwärts, Herzblut, verrinnend, färbt den moosgrünen Grund. — — Ich liebe die kriegerischen Frauen, die Jägerinnen, nicht! Eine Frau soll weich sein, liebreich und verzeihend.

Man schickte der Herzkönigin kein Blut, aber man schickt es der Beherrscherin der Sinne, der ungebrochen Stolzen.

Ich mag nicht, daß eine Frau über einen Mann siegt, so oder so nicht. Rolf Randow mit allen seinen Mannesfehlern schien mir jede Frau der Welt wert. Hier brachte ich, gerade ich ihr den Bluttribut — eine erfüllte Rache oder bestätigte Herausforderung vielleicht? — Ich brachte ihn ungern, zürnend! Angeekelt.

Warum Frauendinge, sündhafte und schwüle Dinge, in diese starke, herbe und keusche Zeit hineinziehen?

* * *

Frau Hedwig von Borgstede war Witwe, der „Rittmeister“, ihr Mann, war im Januar gestorben. Im November vorher fiel Rolf Randow, das Zusammentreffen der Ereignisse durchfuhr mich. Vielleicht, wäre der Rittmeister im Herbst gestorben, und Frau Hedwig von Borgstede war Witwe und frei — — ?

Fort mit den Grübeleien und Gedankenspielen! Mir wurde es leichter gemacht, meinen Auftrag auszurichten, ich hatte keine vielleicht erniedrigenden und heimlichen Vorbereitungen zu treffen, brauchte nicht vorsichtig und undeutlich zu sein. — Mir war es lieber so! Zehnfach lieber!

Ich glaube nicht, daß ich die Frau schon recht angesehen hatte, ehe ich am nächsten Vormittag im Wermelingker Gutshaus vor ihr stand und mein wohl eingeschlagenes und eingesiegeltes Beglaubigungzeichen abgegeben hatte.

„Ich danke Ihnen, Herr von Grone!“ Ihre Stimme schwankte nicht, und ihre Hand zitterte nicht, als sie die Seidenhülle zurückschlug und den Zweig aufnahm. Ihre Finger berührten die verklebten, braungewordenen Spitzen, während mir schauderte. Sie hielt den Kopf mit den blonden, schweren Flechten geneigt — — beteten ihre Lippen?

„Ich danke Ihnen für das Andenken meines Freundes. Es wird mir teuer bleiben. — Sie müssen hungrig und durstig sein nach der langen Schlittenfahrt?“

Das war „die Rittmeisterin“, wie sie alle nannten, Bauern, Gesinde und die Stadtleute in Dehmslow. Ich war weder hungrig noch durstig — widerwillig war ich ihr; und sie zwang mich. Stahl war in diesen seltsam klaren, blauen Augen, von ihrem hellen, weißen Frauengesicht ging eine nötigende Bestimmtheit aus.

Ich dachte unwillkürlich, es ist schade, daß der Rittmeister alt, ein Wüstling und zugleich ein Trinker war — diese Frau, wie Lady Macbeth, durfte nur Söhne haben — Söhne — Soldatensöhne! Welche Söhne, hochgewachsen, schlank und zäh, wären ihre und Rolf Randows Söhne gewesen!

Frau Hedwig von Borgstede sprach, und ich hörte ihr zu. Sie sprach von der Härte und vom Glanz der Zeit, alle Pflichten des Amtsvorstehers auf ihren drei Gütern fielen ihr zu, sie leitete die Bewirtschaftung ganz allein mit einem alten, einfachen Inspektor. Über die Ritt-

meisterin als Landwirtin hatten mir schon mein Dehmslower Wirt und sein Kutscher ihre Begeisterung ausgedrückt. Sie sei scharf aufs Geschäft wie ein Jude — aber gerecht. Eine Frau wie ein Mann, die die Hosen anhatte — dabei nicht mal vom Lande, eine Städterin, Offizierstochter! Wenn sie nicht ihre Tatkraft und Sachkenntnis gehalten hätte, wäre die ganze Wirtschaft in Wermelingken längst zum Teufel gegangen. Der Rittmeister war ein Tunichtgut und ein Schürzenjäger in seinen besseren Tagen — als mit der einsetzenden Krankheit die letzten Hemmungen fortfielen, wurde er immer haltloser und haltloser. Die Frau hatte mit ihm ihr Kreuz getragen — eine stolze Frau, eine feine Frau, die richtige Edelfrau!

Man ist auf dem Lande gesprächig, auch unaufgefordert, und jeder kennt die Verhältnisse im Umkreis. Verbergende Häuserwände, ein Untertauchen im schützenden Großstadtgewimmel gibt es da nicht.

Die Rittmeisterin hatte den Schlitten anspannen lassen — auch dies war, ohne mich zu fragen, geschehen. „Sie waren Rolf Randows Freund. Ich denke, es wird Sie interessieren, sein Haus in Gamel zu sehen. Überdies sind in dem Haus einige, die Ihr Besuch, eines Kameraden von der Front, erfreuen würde."

Wieder verbeugte ich mich nur — ich fragte längst nicht mehr. Unterwegs gab mir Frau Hedwig die Erklärungen. — Herr von Randow war kein Landwirt — vielleicht wäre er's geworden? Das Gut war überschuldet und zu klein, er quälte sich da und stieß sich zu bald an seinen Grenzen — sie hatte die achtzehnhundert Morgen angekauft. Sie sollten mit dem Hauptteil von Wermelingken, in Rentengüter für Kleinsiedler, für Kriegsteilnehmer, abgeteilt werden. Das Herrenhaus diente vorläufig dem Roten Kreuz als Genesungsheim. „Sie sehen — ich habe keine Kinder, auch Herr von Randow war ein einsamer Mann — der Erbe, blutjunger Infanterieleutnant im Felde, ließ sich leicht abfinden. So, meine ich, soll auf unser beider Erde noch fröhliches Leben und Gedeihen sprossen! So lange, bis alles in die Wege geleitet ist, werde ich wohl noch Königin, „die Rittmeisterin", spielen müssen. Ich denke mir eine republikanische Verwaltung heranzuziehen. Mein höchstes ist Freiheit und Selbstbestimmung. Ich glaube, daß es nur bei völliger Freiheit Recht, ein Rechthandeln geben kann."

Wie sie stark war! Stark! Hier konnte man die Vermessungsarbeiten schon sehen, sie ließ bauen und abtragen.

„Es läßt sich mehr herausholen," sagte sie, „wenn man die Kulturen abändert. Herrn von Randow fehlte die Ruhe, die Seßhaftigkeit. Ich glaube, daß er den Ausbruch des Krieges als ein Glück empfand. Ich meine, daß er glücklich ist."

Und du? wollte ich fragen — Sie?

„Mir liegt das schwerere Teil ob. Aber ich bin stärker. Gott sei Dank, daß ich so stark bin!" —

„Ich war stark", schloß die Rittmeisterin, und dann bebte ihre Stimme doch. „Gott weiß, ich war es um seinetwillen! — Ich habe ihn geliebt."



Hofphot. A. Karastojanow.

General Neresow,

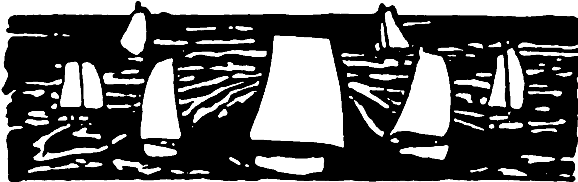
Kommandant einer bulgarischen Division mit seinem Stab in einem serbischen Dorf.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 23. Berlin, den 3. Juni 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 23.



Die sieben Tage der Woche.

23. Mai.

Österreichisch-ungarische Tuppen rücken beiderseits des Suganatals vor. Burgen (Borgo) wurde vom Feinde fluchtartig verlassen. Das Grazer Korps überschreitet die Grenze und verfolgt den geschlagenen Gegner. Das italienische Werk Monte Verena ist genommen. Die Zahl der seit 15. Mai erbeuteten Geschütze erhöht sich auf 188.

24. Mai.

Links der Maas wiesen wir am Südwesthange des „Toten Mannes" durch Infanterie- und Maschinengewehrfeuer einen feindlichen Vorstoß ab. Thüringische Truppen nahmen das hart an der Maas liegende Dorf Cumières im Sturm.

Nördlich des Suganer Tales nehmen die österreichisch-ungarischen Truppen den Höhenrücken von Salubia bis Burgen (Borgo) in Besitz. Auf dem Grenzrücken südlich des Tales wird der Feind vom Kempel-Berge vertrieben. Das neue Panzerwerk Campolongo ist erobert.

Seit Beginn des Angriffs werden 24400 Italiener, darunter 524 Offiziere gefangengenommen, 251 Geschütze, 101 Maschinengewehre und 16 Minenwerfer erbeutet.

25. Mai.

Westlich der Maas scheitern drei Angriffe des Feindes gegen das von ihm verlorene Dorf Cumières.

Östlich des Flusses stoßen unsere Regimenter unter Ausnutzung ihrer vorgestrigen Erfolge weiter vor und erobern feindliche Gräben südwestlich und südlich der Feste Douaumont. Der Steinbruch südlich des Gehöftes Haudromont ist wieder in unserem Besitz.

Nördlich des Suganatales nehmen österreichisch-ungarische Truppen die Cima Cista, überschreiten an einzelnen Stellen den Masobach und rücken in Striegen (Strigno) ein. Südlich des Tales breitet sich die über den Kempel-Berg vorgerückte Gruppe unter Überwindung großer Geländeschwierigkeiten und des feindlichen Widerstandes nach Osten und Süden aus. Der Corno di Campo Verde ist in ihrem Besitz.

Im Brandtal (Valarsa) nehmen österreichisch-ungarische Truppen Chiesa in Besitz.

26. Mai.

Auf dem östlichen Maasufer setzen wir die Angriffe erfolgreich fort. Unsere Stellungen westlich des „Steinbruchs" werden erweitert, die Thiaumont-Schlucht überschritten und der Gegner südlich des Forts Douaumont weiter zurückgeworfen. Bei den Kämpfen werden weitere 600 Gefangene gemacht, 12 Maschinengewehre erbeutet.

Im Suganer Abschnitt erobern österreichisch-ungarische Truppen den Civaron (südöstlich Burgen) und erklimmen die Elfer-Spitze (Cima Undici). Im Raume nördlich von Asiago erkämpfen Teile des Grazer Korps einen neuen großen Erfolg. Der ganze Höhenrücken von Corno di Campo Verde bis Meata ist erobert. Nördlich Arsiero werden die Italiener aus ihren Stellungen westlich Bacarola vertrieben.

27. Mai.

Rechts der Maas gelingt es uns, bis zu den Höhen am Südwestrand des Thiaumont-Waldes vorzustoßen.

Das zur Befestigungsgruppe von Arsiero gehörende Panzerwerk Casa Ratti ist in österreichisch-ungarischem Besitz.

Nördlich von Asiago bemächtigten sich österreichisch-ungarische Truppen des Monte Moschice, auf dem Grenzrücken südlich des Suganertales drangen sie bis auf die Cima Maora vor. Die Zahl der erbeuteten Geschütze hat sich auf 284 erhöht.

28. Mai.

Regierungspräsident Freiherr von Tschammer und Quaritz in Breslau wird zum Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, Polizeipräsident von Jagow in Berlin zum Regierungspräsidenten in Breslau, Polizeipräsident von Oppen in Breslau zum Polizeipräsidenten in Berlin, Landrat und Polizeidirektor von Miquel in Saarbrücken zum Polizeipräsidenten in Breslau ernannt.

Österreichisch-ungarische Truppen bemächtigen sich des Panzerwerkes Cornolo (westlich von Arsiero) und im befestigten Raum von Asiago der beständigen Talsperre Val d'Assa

Das neue Kriegsernährungsamt.

Seit einem Menschenalter hat Deutschland den Ruf, in der Organisation das Größte und Staunenswerteste geleistet zu haben. Und die Durchführung des Kriegsplans hat diesen Ruhm gefestigt und über die ganze Welt getragen. Die Bedürfnisse des Krieges — vom größten bis zum kleinsten herab — wurden in mustergültiger, geräuschloser Weise befriedigt.

Neben den Erfordernissen, die der Krieg an der Front zeitigt, steht nun aber — seitdem England den Aushungerungsplan erfunden — die Notwendigkeit, das zu Hause gebliebene Deutschland zu erhalten. Man hat unsere Heimat oft mit einer belagerten Festung verglichen, aber der Vergleich hinkt — glücklicherweise. In einer Festung reifen keine neuen Vorräte heran, wie es nun schon zum drittenmal in unseren gesegneten Fluren der Fall ist. Eine belagerte Festung ist von der übrigen Welt abgeschnitten — wir stehen in Verbindung mit einer Welt, die von der Nord- und Ostsee bis zum Indischen Ozean reicht.

In diesem Bewußtsein großer eigener Stärke hat das deutsche Volk keinen Augenblick gewankt, den Kampf gegen jene schleichende Vernichtungsmaßregel Englands unerschrocken aufzunehmen. Jeder sagte sich: Organisation ist alles, und daran wird es uns nicht fehlen.

Dort, wo die Organisation von Anfang an in großzügiger Weise eingriff: in der Brotversorgung durch die

Brotkarte, hat die frohe Zuversicht des Durchhaltenkönnens nicht einen Augenblick lang eine Trübung erlitten. Auf anderen Gebieten sind die Maßnahmen weniger glücklich gewesen, die sich bald in partikularistischem Sinn, bald in Rücksicht auf althergebrachte Anschauungen über Handel und Wandel entweder auf kleine Kreise beschränkten oder halbe Anordnungen trafen. Eine — wie jetzt zugestanden wird und auch zugestanden werden kann — wenig zufriedenstellende Ernte im Vorjahr trug dazu bei, die Ernährungschwierigkeiten zu vermehren.

Jetzt, wo trotzdem reichliche Getreidevorräte bis weit über die neue Ernte hinausreichen, eine wirkliche Notlage also ausgeschlossen ist, geht man dazu über, das ganze Ernährungsbedürfnis eines Volkes einheitlich zu regeln. Ein glänzender Gedanke, einer jener weltgeschichtlichen Taten, die den Sieg an die Fahnen zu heften geeignet sind.

Eine eigne, dem Reichskanzler unmittelbar unterstellte Behörde, das „Kriegsernährungsamt", ist geschaffen worden, um das Verfügungsrecht über alle Lebensmittel, Rohstoffe und Futtermittel zu sichern. Ein bewährter Mann, der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, von Batocki, ist berufen, diesem Amt vorzustehen. Von seinen Taten erwartet das Volk, erwartet die Weltgeschichte Großes, Entscheidendes.

Was folgt aus dieser Krönung des Organisationsprinzips?

Man höre damit auf, die verschiedenen Kreise und Schichten der Bevölkerung gegeneinander zu verhetzen, Stadt und Land gegeneinander auszuspielen. Hier liegt eine Gefahr, die den Burgfrieden auf die Dauer bedrohen muß.

Wer die ländlichen Verhältnisse kennt, weiß, daß sie von den städtischen grundverschieden sind. Seit alters her ist der Landwirt, der Gutsbesitzer, der Pächter, der Bauer gewohnt, seine Bestände und Erträge einzuteilen, das einzubehalten, was er für Haus und Hof braucht, und das übrige abzugeben.

In der Stadt wird geklagt, daß auf dem platten Lande Vorräte der Allgemeinheit entzogen werden. Dies ist schon richtig, aber es ist niemals anders gewesen und kann nicht anders sein. Der Großgrundbesitzer hat für viele Leute zu sorgen, die namentlich in der Ernte von früh bis spät schwer arbeiten und ernährt sein wollen; der Bauer, der oft meilenweit von der nächsten größeren Ortschaft oder Stadt entfernt wirtschaftet, hat stets den Grundsatz befolgt, sich für den Winter mit dem Nötigen zu versorgen.

Das ist Brauch und Herkommen seit Jahrhunderten, und von der alteingesessenen ländlichen Bevölkerung kann man nicht verlangen, daß sie im Handumdrehen mit allen Anschauungen bricht, die so fest eingewurzelt sind und sich bisher in allen Stürmen durchaus bewährt haben. Das bleibt bei allen Maßnahmen zu berücksichtigen.

Man höre damit auf, ständig den Aufseher zu spielen und in des Nachbars Topf zu gucken. Das erweckt nur Mißtrauen und Erbitterung. Der „Hamster", der so eigennützig, so unvaterländisch denkt und handelt, wird auch durch Angeberei nicht bekehrt werden. Und gottlob sind es in unserm Volk nur wenige, die ihr kleines Ich über das große Allgemeine stellen.

Man höre endlich damit auf, über die Beengungen und Beschränkungen, die Entbehrungen und Unannehmlichkeiten zu jammern, die uns der böse Krieg auferlegt. Hand aufs Herz! Haben wir zu Hause wirklich schon so viel Opfer gebracht, daß wir uns stolz mit unseren Feldgrauen und Blaujacken da draußen messen können? Es ist ein Kinderspiel gegen all die Nöte, die tausend Gefahren, die an den Fronten in Ost und West lauern. Mögen die Heimkrieger, wenn sie verzagen wollen, an unsere Männer im Felde und auf See denken, und sie werden sich ihres Kleinmuts schämen! Laßt auch uns Kämpfer sein!

Die Aussichten für die nächste Zukunft sind wahrlich nicht schlecht. Draußen wie drinnen. Unsere Feldgrauen stehen wie die Mauern in Feindesland, und die Erntezeit — allen Anzeichen nach eine gute Ernte — rückt mit jedem Tag näher. Es gilt nur, rechtzeitig einzugreifen und zu verfügen, und der Mann dazu ist da.

Exzellenz von Batocki wünscht nicht als „Lebensmitteldiktator" bezeichnet zu werden. Wir aber hoffen, daß er mit diktatorischer Gewalt die Maßnahmen trifft, die zum Durchhalten des deutschen Volkes nötig sind.

Der Krieg und die Völker.

Von Professor Dr. Paul Eltzbacher, Berlin.

In diesem Kriege hat eine Entwicklung ihren Abschluß gefunden, die sich seit langem angebahnt hatte. Der Krieg ist aus einer bloßen Sache der Regierungen zu einer Sache der Völker geworden.

In den Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts kämpften fast ausschließlich geworbene Söldner. Sie kamen aus aller Herren Ländern, und die Kriegführung hatte nur insofern eine Grundlage im Volk, als dieses dem Fürsten die Mittel lieferte, um die Söldner zu bezahlen.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam dann der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht auf. Friedrich Wilhelm I. von Preußen erklärte in einem Mandat von 1714, daß die Untertanen nach göttlicher Ordnung ihrem Landesherrn mit Gut und Blut zu dienen verpflichtet seien. Dieser Gedanke wurde zunächst unvollkommen durchgeführt. In Preußen z. B. beruhte das 1733 von Friedrich Wilhelm I. eingeführte und von seinen Nachfolgern festgehaltene Kantonsystem zwar auf dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, aber zahlreiche Klassen der Bevölkerung waren von der Wehrpflicht befreit, und infolgedessen bestand das Heer Friedrichs des Großen doch noch etwa zur Hälfte aus ausländischen Söldnern. Immerhin wurden die Kriege jetzt weit mehr als zuvor von jedem Volk mit seiner eigenen Kraft geführt.

Zur Durchführung ist in den meisten Staaten der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht erst infolge der Französischen Revolution und der sich anschließenden Ereignisse gelangt. In Preußen gab man auf Betreiben Scharnhorsts die Werbung von Ausländern auf, beseitigte 1813 für die Dauer des Krieges fast alle Befreiungen von der Wehrpflicht und erließ 1814 ein neues Wehr-

gesetz, das alle Preußen vom 20. bis zum 39. Lebensjahr einer abgestuften Dienstpflicht im stehenden Heer und alle nicht zum stehenden Heer gehörigen Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahr der Landsturmpflicht unterwarf. Damit war das preußische Heer, wie König Wilhelm es in seiner Thronrede von 1860 ausdrückte, zu dem „preußischen Volk in Waffen" geworden. Eine ähnliche Entwicklung hat sich in fast allen Kulturstaaten vollzogen. Ihre kriegerische Leistungsfähigkeit beruht heute in allererster Linie auf der Menschenkraft des Volkes.

Mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht wurden die Heere immer größer. Um sie zum Kriegsdienst auszubilden, sie zu verpflegen, zu bekleiden und gesund zu erhalten, sie mit Kriegsbedarf zu versehen und auf den Kriegsschauplatz zu befördern, bedurfte es wachsender Mittel. Die Ausgaben für Heere und Flotten stiegen und spielten schließlich im Haushalt der Staaten die erste Rolle. Die Steuern bekamen allmählich die Hauptaufgabe, die Mittel zur Kriegführung oder zur Aufrechterhaltung des „bewaffneten Friedens" zu liefern. So wurde die Steuerkraft der Völker und also in letzter Linie ihr Wohlstand zu einer wichtigen Grundlage der Kriegführung. Nur ein reiches Volk kann heute die Mittel aufbringen, um alle seine diensttauglichen Männer zum Kriegsdienst auszubilden und den Friedens- und Kriegsbedarf dieses Heeres zu bezahlen.

Zu einer wirksamen Kriegführung gehört, daß aller Kriegsbedarf reichlich und in guter Beschaffenheit vorhanden ist, und daß das wirtschaftliche Leben des Volkes durch den Krieg nicht zu heftige Erschütterungen erleidet. Je größer die Heere wurden, desto mehr mußten deshalb die Völker lernen, Gewehre, Geschütze, Kriegsschiffe, Uniformen, Konserven, Eisenbahnen möglichst vollkommen herzustellen und nach Ausbruch eines Krieges das gesamte wirtschaftliche Leben den veränderten Verhältnissen anzupassen. Neben ihrem Reichtum an Kapital wurde auch ihre Tätigkeit in Landwirtschaft, Industrie und Verkehrswesen eine wichtige Grundlage des Krieges. Heute ist die kriegerische Leistungsfähigkeit eines Staates durchaus abhängig von seiner wirtschaftlichen Kraft.

Die Anstrengungen, die der Krieg von den kämpfenden Völkern verlangt, sind also immer größer geworden. Staatlicher Zwang kann nur einen Teil der Kräfte eines Volkes in Bewegung setzen. Wollte man die ganze Volkskraft ausnutzen, so bedurfte man immer mehr der willigen Unterordnung, der begeisterten Hingebung, der unerschütterlichen Zuversicht des einzelnen. Die Kriege der ersten Französischen Republik, die deutschen Befreiungskriege haben die Bedeutung der Volkstimmung für den Ausgang eines Krieges der ganzen Welt gezeigt. Seitdem hat man auf diese Grundlage der Kriegführung das größte Gewicht gelegt. Durch Vorträge, Schriften, Flugblätter und ganz besonders durch die Presse suchen die Regierungen das eigene Volk von der Gerechtigkeit seiner Sache und von der Aussicht auf den Sieg zu überzeugen. Zugleich suchen sie durch alle irgend geeigneten Mittel die Stimmung des feindlichen Volkes zu erschüttern. „Wenn wir in Deutschland", hat Bismarck 1888 im Reichstag gesagt, „einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es ein Krieg sein, mit dem alle, die ihn mitmachen, alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, mit dem die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der von 1870, wo wir ruchlos angegriffen wurden. Es ist mir noch erinnerlich der ohrengellende freudige Zuruf am Kölner Bahnhof, und so war es von Berlin bis Köln, so war es hier in Berlin. Die Wogen der Volkszustimmung trugen uns in den Krieg hinein, wir hätten wollen mögen oder nicht. So muß es auch sein, wenn eine Volkskraft wie die unsere zur vollen Genugtuung kommen soll." Heute wissen alle Regierungen, daß mehr als je der Ausgang der Kriege auch von den seelischen Kräften der Völker abhängt.

In welchem Maß der Krieg nach und nach aus einer bloßen Sache der Regierungen zu einer Sache der Völker geworden ist, kommt zur lebendigen Anschauung, wenn man die Kriege vor zweihundert Jahren mit den heutigen Kriegen vergleicht. Damals Kabinettskriege, entbrannt durch den Willen, vielfach durch die Willkür der Regierungen und fortgeführt bis zum Sturz oder bis zur Sinnesänderung irgendeines Fürsten oder Ministers; da die Grundlage auf beiden Seiten ein beschränkter Kriegschatz war, ängstliches Rechnen mit Geld und Menschen. Heute die Kriege eine Volksangelegenheit, unmöglich ohne die Tragkraft einer sei es auch noch so künstlich erzeugten Volkstimmung und fortgesetzt bis zur Erschöpfung eines der beteiligten Völker; Grundlage aber die ganze Menschen-, Wirtschafts- und Seelenkraft dieser Völker, daher ungeheure Verschwendung von Menschen und Mitteln. Als Napoleon bei Sedan gefangen war, da war der Krieg nicht zu Ende, wie er es vermutlich im achtzehnten Jahrhundert gewesen wäre, sondern der Mann, der zwei Monate vorher am bittersten die leichtfertige Kriegserklärung getadelt hatte, Gambetta, faßte das französische Volk zur unversöhnlichen Fortsetzung des Kampfes zusammen. Die Kriege sind eben heute gänzlich zur Sache der Völker geworden und werden geführt „mit der ganzen Schwere der beiderseitigen Nationalkraft" (Clausewitz).

* * *

König Wilhelm von Preußen erklärte in seiner Proklamation an das französische Volk vom 11. August 1870: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechtes berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen".

Vielleicht der wichtigste Satz des Kriegsrechtes ist es seit Jahrhunderten gewesen, daß der Krieg nicht zwischen den Völkern, sondern nur zwischen den Heeren und Flotten geführt wird. Dieser Rechtssatz ist durch Gewohnheit zur Geltung gelangt. In einzelnen Anwendungen ist er dann durch mancherlei Vereinbarungen anerkannt worden. Man kann fast den Eindruck gewinnen, als ob er sich im Laufe der Zeiten immer schärfer ausgeprägt hätte.

In den Kriegen des Altertums und des Mittelalters und selbst noch im Dreißigjährigen Kriege waren die Verheerung des feindlichen Landes, die Plünderung seiner Städte und mancherlei Grausamkeiten gegen die Bevölkerung gang und gäbe. Im achtzehnten Jahrhundert kam man zu der Ueberzeugung, daß solche Handlungen zwecklos und bedenklich seien, daß sie dem Kriegsziel nicht dienten, unnötige Leiden verursachten und die Bevölkerung des eigenen Landes Vergeltungsmaßregeln aussetzten. Man gewöhnte sich, die Bevölkerung des feindlichen Landes möglichst zu schonen. Der Landkrieg beschränkte sich streng auf die Heere, die sich mit Hilfe von Magazinen selbst verpflegten. Kamen Plünderungen und

Gewalttaten gegen Nichtkämpfer vor, so galten sie als Verbrechen.

Nicht so enthaltsam war man im Seekrieg. In ihm erkannte man die Wegnahme feindlichen Privateigentums wegen der Abhängigkeit der meisten Länder vom überseeischen Verkehr schon früh als ein wertvolles Kriegsmittel. Deshalb ließ man auch nach dem Durchdringen der neuen Grundsätze nicht ab, das feindliche Land durch Wegnahme des auf See schwimmenden Eigentums seiner Bewohner und durch Blockade seiner Küsten nach Möglichkeit zu schädigen. Aber alle unnötigen Leiden des Krieges suchte man der bürgerlichen Bevölkerung des feindlichen Landes zu ersparen. Dies Bestreben hat sich im neunzehnten Jahrhundert verstärkt.

Auch das Völkerrecht gewährte nach und nach der bürgerlichen Bevölkerung einen gewissen Schutz. Durch Gewohnheit entstand eine Reihe von schützenden Rechtssätzen. Fortan war es unerlaubt, das Leben, die Gesundheit, die Ehre der Bewohner des feindlichen Landes zu verletzen. Unbefestigte und unverteidigte Orte durften nicht beschossen, eroberte Orte nicht geplündert werden. Im Landkrieg war feindliches Privateigentum überhaupt unverletzlich. In dem zweiten Haager Abkommen von 1899 und in dem vierten Haager Abkommen von 1907 haben die beteiligten Staaten sich diesen Rechtssätzen noch ausdrücklich unterworfen. Im Seekrieg erlangte dagegen das feindliche Privateigentum keinen Schutz. Die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 entzog es allerdings auf neutralen Schiffen der Wegnahme, aber dies geschah nicht um der Eigentümer, sondern einzig um des neutralen Handels willen.

Die Entwicklung der Kriegführung und des Völkerrechts zugunsten der bürgerlichen Bevölkerung hängt zusammen mit dem allgemeinen Fortschritt der Menschlichkeit. Die Tötung, Mißhandlung und Vergewaltigung von nichtkämpfenden Angehörigen des feindlichen Staates, die Beschießung unbefestigter Orte, die Plünderung eroberter Städte, die Wegnahme feindlichen Privateigentums zum mindesten zu Lande waren in früherer Zeit keine zielbewußt angewandte Mittel zur Erreichung des Kriegszieles, sondern nur Ausgeburten der Roheit und des Eigennutzes einzelner Menschen. Wenn die Staaten solche Handlungen duldeten, so geschah dies nicht, weil sie davon eine Förderung ihrer kriegerischen Unternehmungen erhofften, sondern unter dem Einfluß der nie ganz erloschenen uralten Vorstellung von der Rechtlosigkeit des Feindes. Allmählich haben sie es vermocht, sich von dieser Vorstellung zu befreien und damit zwecklosen Härten und Grausamkeiten ein Ziel zu setzen.

* * *

Freilich, soweit das Kriegziel dies forderte, hat man sich niemals gescheut, in das Leben der bürgerlichen Bevölkerung einzugreifen.

Bei der Besetzung feindlichen Gebietes sind mannigfache Schädigungen der bürgerlichen Bevölkerung unvermeidlich: die Niederlegung von Häusern und Wäldern, die dem feindlichen Heere Deckung gewähren, die Beanspruchung von Quartieren für die Truppen, die Beitreibung von Nahrung, Holz, Kohlen, Pferden und Wagen, das Nehmen von Geiseln. Das Völkerrecht hat solche durch den Kriegzweck gebotene Handlungen immer als erlaubt anerkannt. Auf diesem Standpunkt steht auch das zweite Haager Abkommen von 1899. Die Zerstörung und Beschädigung von feindlichem Privateigentum erwähnt es gar nicht. Die Heranziehung von solchem für die Bedürfnisse des Heeres erklärt es geradezu für erlaubt und schreibt nur bare Zahlung oder, soweit solche nicht möglich, Empfangsbescheinigung vor.

Besonders schwer wird die bürgerliche Bevölkerung durch die Belagerung von Festungen getroffen. Ihr Eigentum ist durch die Beschießung gefährdet, ihr Leben und ihre Gesundheit sind den feindlichen Kugeln und bei längerer Dauer der Belagerung dem Hunger preisgegeben. Deshalb haben, besonders während des Deutsch-Französischen Krieges, manche behauptet, der Belagerer müsse den Nichtkämpfern den Abzug gestatten. Aber dieser Satz hat sich im Völkerrecht nicht durchzusetzen vermocht. Durch den Abzug der Nichtkämpfer würden Lebensmittel für die Besatzung der Festung verfügbar werden, der Abzug würde die Belagerung verlängern, den Nichtkämpfern könnten also die Leiden der Belagerung nur auf Kosten des Kriegzieles erspart werden. Darauf beruht es, daß eine völkerrechtliche Verpflichtung des Belagerers, den Nichtkämpfern den Abzug zu gestatten, weder durch Gewohnheitsrecht noch durch Vereinbarung zur Anerkennung gelangt ist.

Einer besonderen Härte ist die bürgerliche Bevölkerung der kriegführenden Länder von jeher im Seekrieg unterworfen gewesen. Die Handelsschiffe des feindlichen Volkes und das auf ihnen beförderte Eigentum seiner Bürger können weggenommen und durch Blockade der Küsten kann das Wirtschaftsleben des feindlichen Volkes aufs schärffste gestört werden. Alle Bestrebungen, dem Privateigentum zur See den gleichen völkerrechtlichen Schutz zu verschaffen wie zu Lande, sind fruchtlos gewesen. Das ist kein Zufall und auch nicht die Folge des völkerrechtlichen Eigennutzes einzelner Staaten. Sondern es beruht darauf, daß die Wegnahme des Privateigentums zu Lande kein wirksames Kriegsmittel ist, daß dagegen die Wegnahme zur See infolge der Abhängigkeit der meisten Staaten vom überseeischen Verkehr den Gegner erheblich schwächen und so zur Erreichung des Kriegszieles beitragen kann.

Durch nichts wird die Kriegführung seit Napoleon mehr gekennzeichnet als durch die rücksichtslose Verfolgung des Kriegzieles. Man hat bittern Ernst mit dem Satze gemacht, daß, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Man hat die Rücksicht auf die Bevölkerung des eigenen Landes fallen lassen, die noch 1806 den preußischen Soldaten verbot, wenn sie hungerten und froren, die nötigen Lebensmittel und das nötige Holz beizutreiben. Erst recht hat man darauf verzichtet, sich bei der Behandlung der feindlichen Bevölkerung von irgendeinem andern Grundsatz leiten zu lassen als von dem Willen zum Siege.

Eine von diesem Geist beseelte Kriegführung konnte gegenüber der Tatsache, daß der Krieg immer mehr zur Volkssache geworden ist, daß er heute auf der Menschenzahl, den wirtschaftlichen Mitteln und der Siegeszuversicht des gesamten Volkes beruht, nicht schwanken. Je tiefer die kriegerischen Leistungen des Gegners in der gesamten Volkskraft wurzelten, desto wichtiger wurde es, diese Volkskraft durch jedes Mittel zu brechen. Damit aber mußte der Krieg aus einem Kriege gegen die feindliche Waffenmacht zu einem Kriege gegen das ganze feindliche Volk werden.

Tat aber einmal die Kriegführung diesen Schritt, so mußte das Völkerrecht folgen. Das Völkerrecht hat die Verschärfung der Kriegführung niemals zurückzuhalten vermocht. So mußte der Krieg nicht nur tatsächlich, sondern auch völkerrechtlich zu einem Völkerkrieg werden. Diese Entwicklung hat sich jetzt vollzogen.

Wenn's Posthörnle ruft durch die Sommernacht ...

Von Joseph von Lauff.

Wenn's Posthörnle ruft durch die Sommernacht,
Dann wird mir's ums Herze so weh;
Hat's mir doch so manche Grüße gebracht
Vom Liebsten drüben am See.

So köstlich wie er hat noch keiner das Horn
Geblasen dahin und daher,
Und keiner verstand im verschwiegenen Korn
So innig zu küssen wie er.

Nun trägt er zu Gamsbart und Fichtenzweig
Dem Kaiser sein schmuck Kamisol;
Nun führt er für Heimat, für Freiheit und Reich
Den Stutzen im Lande Tirol.

Da ist um die Ferner jetzt Jammer und Not,
Da leuchtet manch blutig Fanal,
Da springen die Brünnlein jetzt purpurrot
Bei Vielgereuth nieder ins Tal.

Bei Vielgereuth rauscht es wie Adlerflug,
Da stürmt es um Schroffen und Stein,
Da zieht unser glorreiches Fahnentuch
Schon sieghaft ins Welschland hinein.

Mir sagt es der Pfarrer, mir sagt es die Welt,
Hier drinnen es hämmert und tönt:
Als Kaiserjäger zu sterben im Feld,
Wird dreifach im Himmel gekrönt.

Schon richtig! — und dennoch, wie wird mir's so schwer,
Wie wird mir's ums Herze so weh!
Sein Posthörnle klingt mir wohl nimmermehr
In der Sommernacht drüben am See.

Die Not und ihre Helfer.

Von Annie H. Friedländer.

Wie in das Riesengroße gesteigert alle Geschehnisse und Begleiterscheinungen des großen Krieges sind, mit welch ungeheuren, in der Phantasie kaum noch vorstellbaren Ziffern man zu denken sich gewöhnt hat, das machen nicht nur die militärischen und die kriegswirtschaftlichen Zahlen deutlich, sondern das wird besonders auffällig, wenn man sich die Mitteilungen der freiwilligen sozialen Arbeit zu vergegenwärtigen sucht, die so häufig durch die Tätigkeitsberichte oder Auszüge veröffentlicht werden. Da heißt es, daß Zehntausende gespeist und gekleidet, daß vielen persönlicher Rat und individuelle Hilfe zuteil wurden, daß Tausende von Kindern gewartet und gepflegt und vor Not und Verwahrlosung geschützt wurden, daß arbeitslosen Frauen Verdienst geschafft und daß auch die Alten und Kranken, die man so leicht vor den neuen Zuständen der Kriegsnot vergißt, nicht außer acht gelassen wurden. Daß diese Angaben kein totes Material sein dürfen, mit dem man zwar mit Achtung vor der großen Zahl, aber doch ohne wärmeres Gefühl Kenntnis nimmt, und die man, ohne daß sich ein Wunsch nach Mithelfen bei den vielfältigen Aufgaben regt, beiseiteschiebt, das sollte immer lebendig bleiben und klar vor Augen geführt werden. Denn hier handelt es sich nicht um Aufzählung von blutlosen Werten, um seelenloses Kapital; hier steht hinter jeder Zahl ein lebender, fühlender, empfindsamer Mensch, der auf Teilnahme und Fürsorge anderer angewiesen und für den jede Hilfeleistung von bedeutsamer Wirkung ist.

Schon in Friedenzeiten unterschied man die Notstände, die durch persönliche Lebensumstände oder Verschulden des einzelnen verursacht sind von solchen, die in den Mängeln der herrschenden Gesellschaftsordnung wurzeln. An der Beseitigung der ersteren mitzuwirken, ist ein wertvoller Entschluß mitleidvoller Herzen; seine Kräfte der Bekämpfung der zweiten zuzuwenden, ist Pflicht eines jeden Bürgers und jeder Bürgerin. Die Selbstverständlichkeit, mit der die Vorteile eines vor äußerer Not geschützten Lebens genossen werden, sollte das Verantwortlichkeitsgefühl für das Leben der schlechter gestellten Volksgenossen nicht schwächen, sondern sollte es für alle die Lebensumstände schärfen, die einer Hilfe bedürfen. In der Kriegzeit sind viele Tausende durch die Einberufung des Ernährers, durch die Arbeitsentlassungen in einzelnen Industriezweigen in eine unverschuldete Notlage geraten, aus der sie sich durch eigene Kraft nicht herausarbeiten können. Dazu bedarf es der Unterstützung durch andere. Die verschiedenen Formen der Hilfsbedürftigkeit erfordern eine Unterstützung nicht nur in Geldzuwendungen, wenngleich auch die materiellen Ansprüche fast mit jedem Tage wachsen, sondern sie bedürfen der persönlichen Hilfeleistung aller verfügbaren Kräfte. Häufig muß die berufstätige Mutter bei der Beaufsichtigung der Kinder vertreten, müssen ihre Kleinen in Krippen und Säuglingsheimen gewartet und ihre größeren in Horten und Kindergärten belehrt und unterrichtet werden. Sie selbst ist, wenn der Mann im



Dr. Julius Dehne,
Oberbürgermeister von Plauen.



Georg Manasse, Stettin,
Generalkonsul.



General W. Gröner,
Leiter des militärischen Eisenbahnwesens.



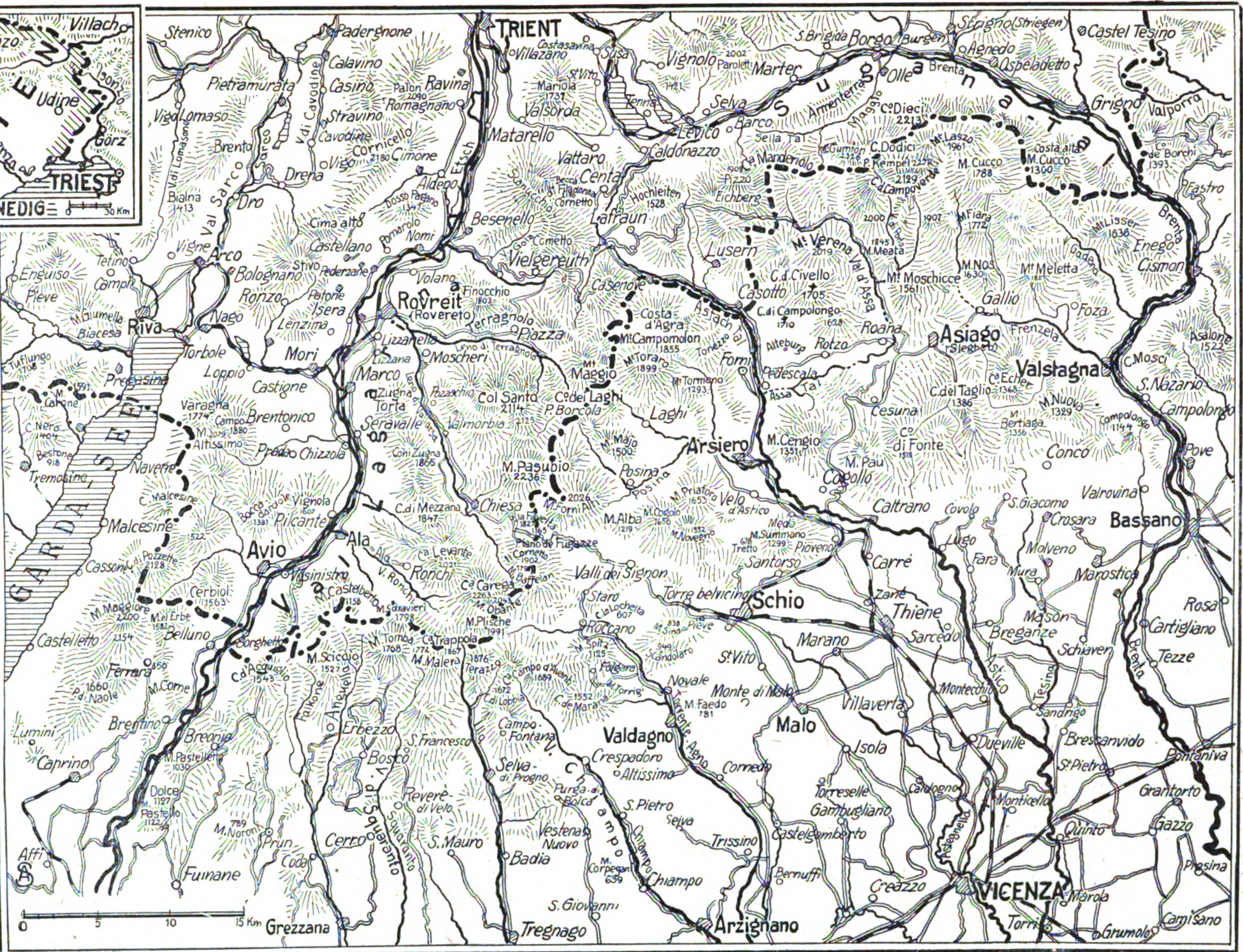
A. Stegerwald, Köln,
Zentralsekretär der christlichen Gewerkschaften.

Mitglieder des Vorstandes des Kriegsernährungsamtes.

Felde steht, auf Beistand bei der Erledigung von zahlreichen, sonst von diesem besorgten Geschäfte angewiesen. Zur Erlangung der gesetzlichen Unterstützung müssen Anträge an Behörden gemacht werden, sind die nötigen Schritte bei Krankenkassen und Versicherungsanstalten einzuleiten, für die Gesunderhaltung der Familie und ihre wirtschaftliche Selbständigkeit muß gesorgt werden. So vielfältig das Leben selbst ist, so mannigfach sind auch die Wege, auf denen geholfen werden kann.

Das Prinzip jeder verständig arbeitenden Wohlfahrtsorganisation ist, aufbauend auf allgemeinen Grundsätzen, jedem Rat- und Hilfesuchenden individuelle Behandlung zuteil werden zu lassen. Diese Arbeitsmethode erfordert aber die Mitwirkung sehr zahlreicher Helfer, denn nur die unschematische Kraft der Einzelleistung vermag die Schablone zu vermeiden. Ohne die aufopferungsvolle Mitarbeit vieler freiwilliger Hilfskräfte ist überhaupt eine großzügige Organisation der Wohlfahrtspflege nicht denkbar, und ihr Verdienst ist es, wenn bisher mit soviel Erfolg gearbeitet werden konnte. Über den Wert der positiven Leistung hinaus — der Abhilfe tatsächlicher Bedürfnisse — aber hat der freiwillige Dienst noch eine andere, wesentliche Bedeutung, denn er schafft die Verbindung der sich fremd gegenüberstehenden Volkskreise, knüpft zwischen Gebenden und Nehmenden die Fäden menschlicher Beziehungen, die stärker sind als Unterschiede der Bildung und des Standes. Der Krieg hat die deutlich geschiedenen Volksschichten durcheinandergerüttelt; die Männer im Felde werden von einem Schicksal getragen, die Frauen in der Heimat sind durch die gleiche Not des Herzens verbunden. Der feinste Wert der freiwilligen Einzelleistung liegt darin, daß sie die Verbindung zwischen den getrennten Volksschichten herstellt, und daß sie die, die durch den Krieg aneinandergerückt sind, zusammenhält. Diese Bedeutung der freiwilligen Arbeit für die Gesamtheit wird von dieser dankbar anerkannt und schafft den Rahmen für die Bewertung auch des unscheinbarsten sozialen Dienstes. Wenn sich die freiwilligen Helferinnen dieses besonderen Wertes ihrer Arbeit bewußt sind, müßten sie Freude empfinden über den reichen Sinn, der in ihrer Tätigkeit liegt.

So wie die Gesamtheit einen fraglos großen Gewinn von der freien Liebestätigkeit hat (Staat und Gemeinden sind in manchen Verwaltungzweigen auf diese angewiesen), so findet auch der Helfende selbst vollen Lohn in seinem Tun. Daß dieser Lohn nicht in den Dankbarkeitsäußerungen der anderen zu suchen ist, versteht sich fast von selbst. Wer arbeitet, um Bedrückten nach bestem Können zu helfen, soll keine Dankbarkeit verlangen. Nicht der Nehmende soll danken, wenn ihm die Gesellschaft das zuteil werden läßt, worauf er als Mitglied einer großen Gemeinschaft Anspruch erheben kann, sondern der Gebende soll sich freuen, daß glückliche Umstände es ihm vergönnen, einen Teil seiner Schuld an die Gesellschaft abzustatten. In der Freude über die erfüllte Pflicht, über das Mitwirken am Wohl des Volkes liegt der Lohn der Arbeit. Wer das stille befriedigende Glück empfunden hat, das durch das Hineinströmen aller frischen Kräfte in eine selbstgewählte freie Tätigkeit ausgelöst wird, weiß, welche köstlichen Schätze im Dienste für andere verborgen sind. Wenn es in früheren Zeiten üblich war, Gutes zu tun, ohne seine Gaben oder seine Kräfte einer bestimmten Einrichtung unterzuordnen, so erfordert der heutige Zuschnitt des Lebens, daß auch die natürlichen Regungen des Herzens, Mitleid und Wohltätigkeitssinn, systematisch erfaßt und in die notwendigen Organisationen eingegliedert werden. Viele Hände sind am Werk, um die großen Aufgaben zu bewältigen, die die Not des Krieges gebracht haben, und doch reichen sie noch immer nicht aus. Der Kreis der Hilfsbedürftigen vergrößert sich ständig. Neben den nur in vorübergehende Not Geratenen bedürfen viele Familien, so ein Teil der Kriegshinterbliebenen und der Kriegsbeschädigten, dauernde Fürsorge. Die wachsenden Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung machen immer neue umfassendere behördliche Maßnahmen notwendig, zu deren Durchführung ehrenamtliche Kräfte gebraucht werden. Auch die bewährten Kriegsfürsorgeeinrichtungen sind auf Einstellung unverbrauchter Reserven angewiesen, denn manche erprobte Kraft muß aus häuslichen oder pekuniären Rücksichten eine weitere Tätigkeit aufgeben. In Säuglingsheimen und Kinderhorten, in Blindenanstalten und Volksküchen, in Mädchenklubs und Armenpflegevereinen wird der Ruf laut nach neuen Kräften, die zur Weiterführung der Arbeit in die Betriebe eingereiht werden müssen. Diesen Ruf weiterzugeben an alle, die bisher abseits gestanden haben bei dem Helfen für die Bedürftigen, sind die Mädchen und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit, Geschäftsstelle Berlin W. 30, Barbarossastraße Nr. 65, bestrebt. Jeder, der noch freie Zeit hat,



Uebersichtskarte des Kriegsgebiets zwischen Etsch und Isonzo.

—

Karte zur siegreichen Offensive der österreichisch-ungarischen Truppen an der italienischen Grenze.

und wenn es auch nur wenige Wochenstunden sind, sollte sich in ihren Sprechstunden Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr eine Tätigkeit in einer der vielen Wohlfahrtseinrichtungen nachweisen lassen. Viele Bitten um neue Hilfskräfte sind schon an die Oeffentlichkeit gelangt, und doch genügt der Zustrom nicht annähernd, um den vielfältigen Anforderungen zu genügen. Noch gibt es zahlreiche Möglichkeiten, das Leben so umzugestalten, daß auch für die soziale Arbeit freie Zeit gewonnen wird. Die der Erholung gewidmeten Stunden können eingeschränkt, die für die häuslichen Verrichtungen bestimmten Zeiten anders eingeteilt werden, für Zerstreuung und Vergnügen sollte der Tagesplan, der Not der Zeit entsprechend, kaum noch Raum haben. Unser Leben gehört nicht uns; sondern das Volk, das so viel schwerere Opfer täglich bringen muß, hat Anspruch auf unsere Kräfte. Wie der Staat vom Mann die volle Auflösung seines Daseins, sein Leben selbst verlangt, so erwartet er von der Frau die Hingabe ihrer Zeit und ihrer Kraft, um das Leben innerhalb des Volkes zu erhalten, zu schätzen und zu stärken, denn nur in dem wechselseitigen Wirken beider Geschlechter ruhen die Sicherheiten der Zukunft.

◇ ◇ ◇

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

Der Sieg unserer Bundesgenossen über die Italiener ist, wie das schon bei Ablauf voriger Woche zu ersehen war, nicht bei dem einmaligen Erfolge stehengeblieben, sondern wird nach allen Regeln der Kriegskunst fortgetragen und ausgenützt. Die Wirkung des Vorstoßes in Oberitalien ist nachhaltig beigeblieben. Kraftvoll, wie das Einsetzen war, folgte das Nachdringen. Es zeigt sich, wie gesund und tüchtig die österreichisch-ungarische Armee in ihrem innersten Kern ist. Zutreffend spricht man von den Wirkungen des Stahlbades, aus dem sie, nach den mit unseren Heeren gemeinsamen und selbständig durchfochtenen Kriegsmonaten verjüngt, gestärkt hervorgegangen ist. Schlag auf Schlag liefert sie die Beweise dafür.

Zunächst ist es von hoher Bedeutung, daß die Grenzmauer des Hauptgebirges, durch welches Italien geschützt wurde, erstiegen ist. Damit hat Italien seine Hauptstellung verloren. Der Vorteil, auf den es bis dahin gepocht hat, dieses überhöhende Gebirgssystem sein eigen zu nennen, liegt jetzt in der Hände unserer Verbündeten.

Erhöht wird die Bedeutung des österreichischen Sieges dadurch, daß der künftige Kaiser, Feldmarschall Erzherzog Karl Franz Josef, hervorragenden Anteil an dem Erfolge hat. Der Ausdruck der Anerkennung durch Kaiser Franz Josef findet nicht nur in den Herzen der Österreicher, sondern auch nicht minder bei uns lebendigen Widerhall.

Schon am 24. Mai konnte die österreichische Armeeleitung melden, daß nördlich des Suganatales der Höhenrücken Salubio bis Burgen genommen, daß das Panzerwerk Campolongo erobert wurde, und bezeichnend ist, daß bis zu diesem Tage bereits seit Beginn des Angriffs 25000 Italiener gefangengenommen wurden und 250 Geschütze erbeutet sind.

Der Fall des Werkes Verena vor Asiago war vorangegangen. Im ganzen Gebiet der Südtiroler Front nahmen die Kämpfe seit dem Durchstoß an Ausdehnung zu. Die Tiroler Kaiserjäger Schulter an Schulter mit der Linzer Division, die Kerntruppen des Thronfolgers, erweiterten ihren Erfolg. Der ganze Höhenrücken von Corno di Campo Verde bis Meata wurde den Feinden entrissen. An dieser Stelle ließ der Feind bei seinem fluchtartigen Rückzug im wirkungsvollsten Geschützfeuer unter schweren Verlusten allein mehr als 3000 Gefangene in den Händen des Siegers.

Heftige Kämpfe brachen den verzweifelten Widerstand der Italiener. Eine besondere Episode bildete der langwierige Kampf auf dem waldreichen Monte Cimone.

Der Wendepunkt für Italien, der mit der Wiederkehr des Jahrestages seiner Kriegserklärung an Österreich eingetreten ist, trägt nicht dazu bei, das künstlich aufrechterhaltene Selbstbewußtsein unserer verbündeten Feinde zu stärken. Im Eifer durch gekünstelte Erklärungen, die den schweren Schlag für das eigene Bewußtsein verschleiern, ist es den Italienern passiert, daß sie mehr gesagt haben, als ihren Verbündeten eigentlich lieb sein dürfte. Sie haben in ihrem Ärger eine Art Rechtfertigungsversuch für ihren Rückzug und für ihre Verluste unternommen. Dabei erwähnen sie, daß eine geplante Offensive unserer Feinde der Grund sei, weswegen die Österreicher sich zu dieser Kraftäußerung aufgerafft hätten. Dazu kommen Vorwürfe gegen Rußland, daß es die Österreicher nicht ablenkend anderswo beschäftigt hätte, und was dergleichen Redensarten mehr sind, die ja stets die Begleiterscheinung der Mißerfolge unserer Feinde bilden.

Die schwere Lage unserer Feinde an der Westfront wird unter dem unerbittlichen Übergewicht unserer Armeen immer erdrückender und atemraubender. Die eingelaufenen Meldungen berechtigten auch bei Ablauf der verflossenen Woche zu dem Schluß, daß die äußersten Anstrengungen Frankreichs den militärischen Vorteilen der deutschen Truppen keinen Abbruch tun können. Mit Einsatz seines letzten Aufgebots wehren sich die Franzosen vergeblich. Scharen von Gefangenen und darunter in großer Zahl farbige Franzosen in allen Schattierungen werden hinter unsern Linien eingeliefert und abtransportiert. Nur daraus, was diese Gefangenen selbst über die eigenen Verluste erzählen, könnte man ein Bild gewinnen, wie übel es im Kampfgebiet von Verdun um die Verteidigung steht. Und dieses Bild deckt sich durchaus mit den Veränderungen der Kriegskarte, die wir Stück für Stück nach den gemeldeten Ereignissen zu unsern Gunsten neu eintragen konnten.

Hervorgehoben sei aus den Erfolgen der abgelaufenen Woche die Erstürmung von Cumières durch thüringische Truppen, die diesen Punkt hart an der Maas restlos in unsern Besitz brachten. Hervorgehoben sei ferner die volle Behauptung der Feste Douaumont, seien die schmählich gescheiterten Versuche auf beiden Seiten der Maas, uns die Stellungen, die wir einmal errungen haben, streitig zu machen. Der Wald von Caillette war der Schauplatz harter Kämpfe, die mit einer Erweiterung unserer Stellungen nach Süden endeten.

In allen den letzten Kämpfen, besonders auf dem Ostufer, handelt es sich um erfolglose, opferreiche Unternehmungen der Franzosen, die mit allen Mitteln aus langer Hand vorbereitet waren und mit Ungestüm unternommen wurden.

An der flandrischen Küste erschienen englische Seestreitkräfte, die nach kurzem Artilleriegefecht auf große Entfernung verjagt wurden.

Unsere Luftflotte stattete England wiederum einen ihrer Besuche ab. X.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Pietzner.

Erzherzog Leopold Salvator.

Kaiser Franz Josef hat an den Erzherzog Leopold Salvator nachstehendes Handschreiben gerichtet: „Lieber Herr Feldzeugmeister Erzherzog Leopold Salvator! Ich ernenne Sie zum Generalobersten und beglückwünsche Sie zu den herrlichen Erfolgen, die meine brave Artillerie erkämpft hat."

Zu den Erfolgen der österreichisch-ungarischen Truppen in Südtirol.



Reichstagspräsident Kaempf mit Schefki-Bei.



Der Kanzler und Achmed-Bei.

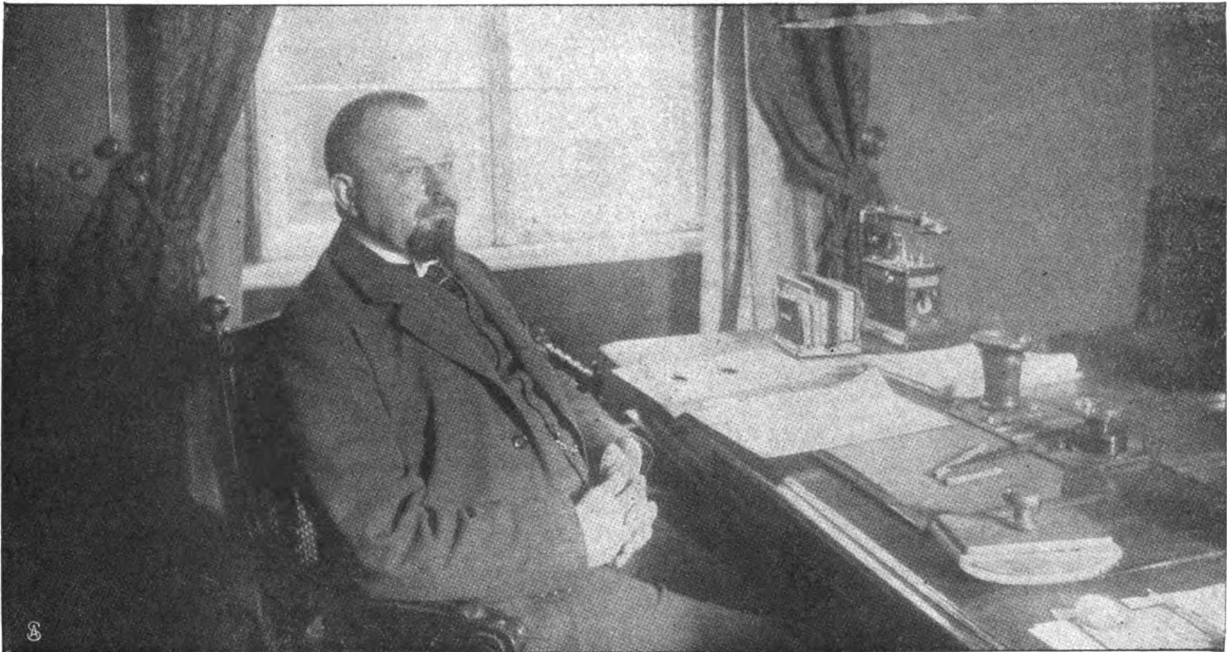


Mitte Prinz Schönaich-Carolath.
Der Kanzler und Generaloberst von Moltke.



Phot. Sennecke.
Ansprache des Kanzlers an die türkischen Abgeordneten im Garten des Reichskanzlerpalastes.

Die türkischen Abgeordneten als Gäste des Reichskanzlers.



Phot. Fischer.

Polizeipräsident von Oppen,
bisher in Breslau, wurde zum Nachfolger des Herrn von Jagow ernannt.



Hofphot. Bieber, Berlin.

Polizeipräsident von Jagow, wurde zum Regierungspräsidenten in Breslau ernannt.

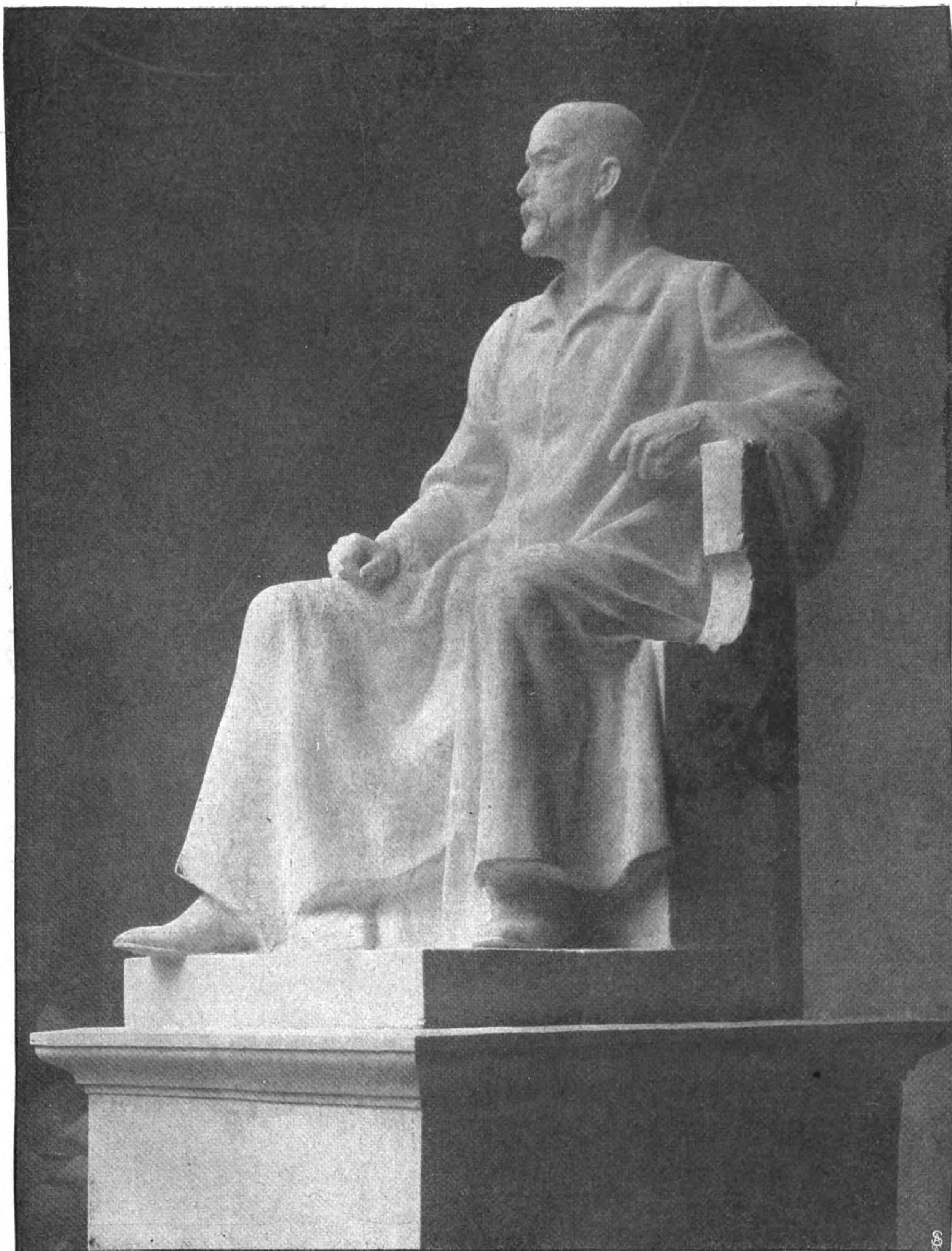
Wechsel im Berliner Polizeipräsidium.



Hofphot. Zinsel.

Von links: Leutnant Baron von Preuschen, Adjutant des Prinzen Osman Fuad; Prinzessin Elisabeth zu Solms-Braunfels, geb. Fürstin Reuß; Prinzessin Maria Agnes zu Solms-Braunfels; Seine Kaiserl. Hoheit Prinz des Osmanischen Reiches Osman Fuad; Prinzessin Helene zu Solms-Braunfels; Prinz Ernst August zu Solms-Braunfels.

Se. Kais. Hoheit Prinz Osman Fuad zu Besuch bei seinem Regimentskameraden Prinz Solms-Braunfels



Das Robert Koch=Denkmal in Berlin, geschaffen von Prof. Tuaillon,

das am 27. Mai eingeweiht wurde.


Phot. Pieperhoff.
Hauptmann Ruldemann.


Hauptmann Rud. Eggeling.


Oberleutnant Hildenhagen.


Leutnant Ernst Graf.


Fähnrich zur See C. Ratazzi.


Offizierstellvertreter Gustav Below.


Feldwebel Wilh. Ulle.


Feldwebel Scheffer.


Unteroffizier Aug. Schramm.


Musketier Joseph Mohr.


Offizierstellvertreter Kuhnke.


Gefreiter Bielert.


Vizefeldwebel Kuffner.

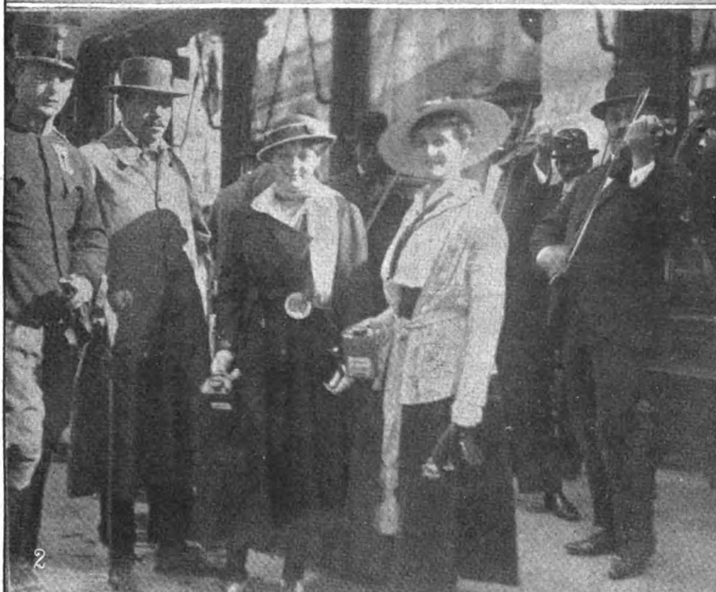

Gefreiter Max Kranaster.


Unteroffizier Karl Schmidt.


Unteroffizier Rehmer.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.







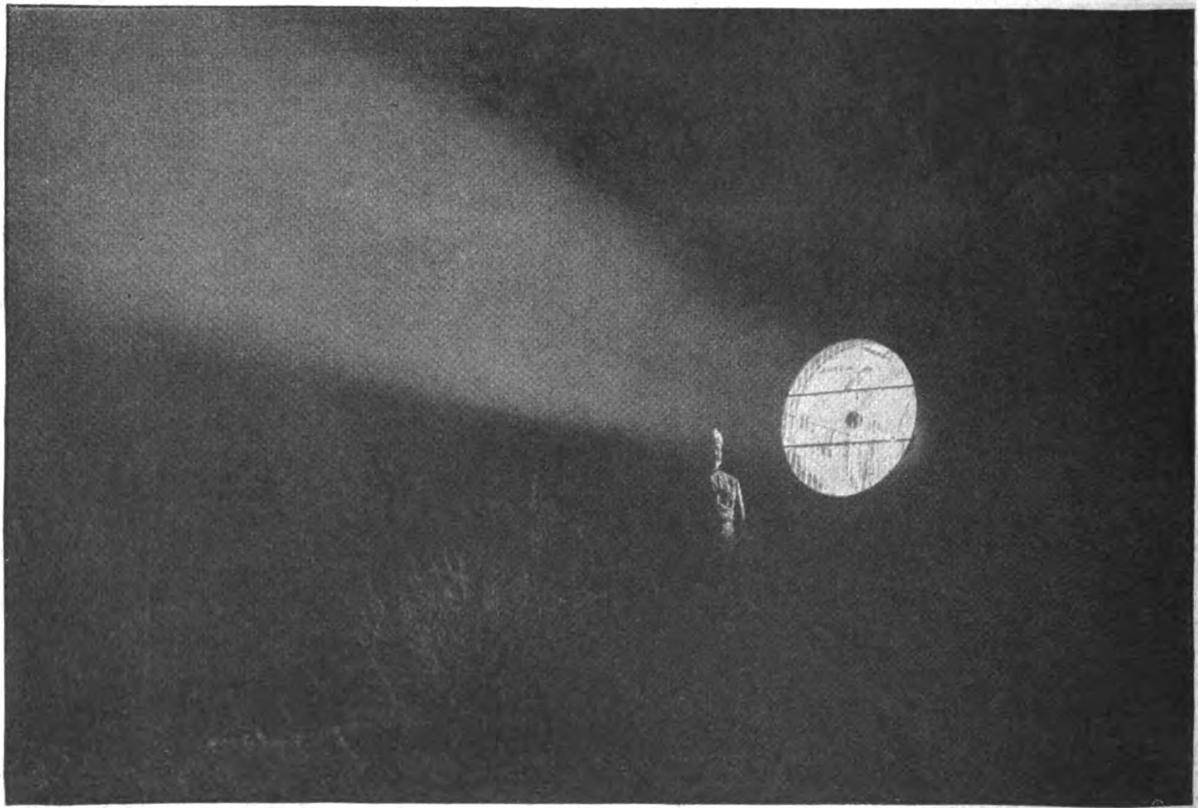
1. Gräfin Alois Battyany. 2. Baronesse Lily Edelsheim-Gyulay (links) und Gräfin Gizi Szirmay. 3. Baronin Szentkereszty (in der Mitte) 4. Baronin Edelsheim-Gyulay, Gemahlin des Präsidenten der Kinderschutzliga. 5. Frl. Barcy, Tochter des Bürgermeisters von Budapest. Phot. v. Kankowsky.

Allgemeiner Sammeltag in Ungarn für die Kinderschutzliga.





Der Scheinwerfer.



Ein 72-Millionen-Kerzen-Scheinwerfer am Isonzo: Der Scheinwerfer beleuchtet das Doberdo-Plateau.

Vom italienischen Kriegschauplatz.

Der Krieg als Förderer des Wissens.

Von Heinz Amelung.

Es war lange vor dem Kriege, da ließ mich der Zufall in einem unserer Warenhäuser Zeuge einer kleinen Begebenheit sein, die mich damals nicht wenig belustigte. Eine Dame wollte, wahrscheinlich für ihren schulpflichtigen Sprößling, einen Globus erstehen. Mit der Lorgnette bewaffnet, musterte sie die etwas erhöht stehende Erdkugel von allen Seiten; eine leise Hilflosigkeit, die sie mit allen Kräften zu verbergen sich bemühte, lag in diesem anhaltenden Beschauen, und dann sprach sie die klassischen Worte: „Ja, Fräulein, der Globus ist ja sehr hübsch, aber ich finde ihn etwas bunt."

Das war, wie gesagt, vor dem Kriege. Seit jener Zeit, die uns so viel, viel länger als erst zwei Jahre vergangen zu sein scheint, haben gar manche Leute, denen der Globus und die Landkarten nur ein undurchdringliches Gewirre bunter Flächen und gekrümmter Linien waren, sehr gut gelernt, sie richtig und eifrig zu gebrauchen. Nun wird ja freilich sogar jeder Volksschüler in praktischer Erdkunde unterwiesen; aber diese Belehrung ging, wie so vieles andere, bei den meisten im Leben verloren. Namentlich Frauen verstanden es selten, eine Karte richtig zu lesen oder sich auf ihr zurechtzufinden.

Als dann der Krieg ausgebrochen war und vom Westen und Osten die Berichte der Obersten Heeresleitung einliefen, da wollte jeder den Bewegungen unserer Truppen genau folgen. Überall sah man in den Wohnungen und Schaufenstern Karten mit Fähnchen, und gar bald wußten sogar Leute, die nie seit ihrer Schulzeit eine Landkarte angesehen hatten, genau Bescheid, welche Schwierigkeiten ein Hügel, ein Wald, ein Wasserlauf für den Vormarsch bieten können. Namen von Ortschaften, Bergen und Flüssen, die man selten oder nie gehört hatte, gingen von Mund zu Mund. Alle Welt kennt jetzt Tannenberg, Neidenburg, Lyck und so manche andere Orte in Ostpreußen; mit blutigem Griffel hat Hindenburg sie in die Tafeln der Geschichte für die Ewigkeit eingeschrieben.

Ähnlich erging es mit vielen Dingen. Von der Schule her kannten wir ein Gebirge, das die Karpathen heißt, oder richtiger: wir kannten den Namen und wußten ungefähr, wo es lag, sonst nichts. Seitdem aber die tapferen Feld- und Hechtgrauen in treuer, engster Waffenbrüderschaft diesen Grenzwall Ungarns gegen den Ansturm der russischen Massenheere so glänzend verteidigt haben, sind wir alle genau unterrichtet über jene Berge und Engpässe, deren Namen fest in unserem Gedächtnis haften, weil dort so mancher Freund und Bekannte sein frühes Grab gefunden hat. Auch an Italiens Grenze wissen jetzt Leute Bescheid, die nie über die schwarzweißroten Pfähle hinausgekommen sind. Wie waren die meisten erstaunt, als sie hörten, daß unsere Plattdeutsch sprechenden Soldaten sich mit den Bewohnern Flanderns recht gut verständigen können. Sind doch die Flamen ein uns stammverwandtes Volk, dessen Sprache mit der unsrigen auffallende Ähnlichkeit hat.

Namen wie Dixmuiden, Douaumont, Gorlice, Postawy, Tolmein, Doiran, Erzerum, Kut el Amara sind uns nicht mehr Schall und Rauch, sondern sie bedeuten uns ein Schicksal. Auf immer weitere Gebiete hat der Krieg übergegriffen, immer neue Landstriche sind von unsern und unsern verbündeten Truppen besetzt worden, immer neue Orte sind in den Heeresberichten aufgetaucht. Da erwacht in uns Daheimgebliebenen von selbst die Begierde, Näheres zu erfahren über Land und Leute, unter denen unsere Krieger oft wochenlang zubringen müssen. Wir wollen wissen, wie diese Völker leben, welche Sitten und Gebräuche sie haben. Wir sehen uns um in der Geschichte, finden vielleicht, daß bei früheren kriegerischen Ereignissen dieselben Gegenden von uns erobert waren, lesen mit Interesse nach, wie es damals zuging, stellen unwillkürlich Vergleiche an zwischen einst und jetzt. Als Ende Februar das erste Fort von Verdun fiel, brachten die Zeitungen gleich einen Rückblick, der uns zeigte, daß die französische Festung schon außer 1870 auch 1792 von uns eingenommen wurde. Der Bericht über diese früheste Eroberung stammt von Goethe, der den Feldzug selbst mitgemacht hat. Wir lächeln fast über das von ihm beschriebene Bombardement, das uns gegen das furchtbare Ringen, welches wir heute miterleben, wie ein Spiel erscheint; aber wir festigen uns doch auch in der Gewißheit, daß selbst unter den so viel schwierigeren Verhältnissen die Festung uns diesmal ebensowenig widerstehen wird, denn ist der Widerstand auch groß, wir haben jetzt doch auch ganz andere Mittel, ihn zu bezwingen.

Aber auch alte Vorurteile, die wir gegen manche Länder, namentlich die auf dem Balkan gelegenen, hatten, sind durch die gewaltigen Erlebnisse zertrümmert. Wir alle wußten — ehrlich gesagt — von Serben und Montenegrinern, auch von unsern Bundesgenossen, den Bulgaren, recht wenig.

Serbien hat sehr fruchtbare Gebiete, in denen ein südliches Klima herrscht, und ist bei weitem nicht die Einöde, wie sie uns meist geschildert wurde. Daß es dort schon vor dem ersten Balkankriege 1300 Volksschulen mit fast 150 000 Schülern, daneben eine Universität, sowie 40 Gymnasien gab und seit 1904 Schulzwang besteht, davon hatte bei uns kein Mensch eine Ahnung. Auch Montenegro ist durchaus nicht bloß das Land der Hammeldiebe. Über fast alle Völker, die in diesem Kriege kämpfen, haben wir jetzt ein anderes Urteil als früher. Der kranke Mann am Bosporus, der immer ein wenig bemitleidet wurde — wie kräftig hat er sich unter deutscher Pflege erholt, und wie wuchtig schlägt er jetzt drein! Bulgarien, dem wir ebenfalls manches Unrecht abzubitten haben, ist uns ein starker Bundesgenosse, während das im Frieden verhätschelte und wirklich aufrichtig geliebte Italien sich als der infamste Verräter entpuppt hat, den je die Welt sah. Auch das „ritterliche" Frankreich starb uns in diesem Kriege. Ein Volk, das so völlig unter dem Bann der Lüge, der Prahlerei und der Einbildung steht, dem nichts zu dumm ist, das es nicht glaubt, wenn es nur den Feind — nicht etwa besiegt, sondern in seinen Augen erniedrigt, ein solches Volk können wir kaum mehr ernst nehmen.

Auch England hatte bei uns vor dem Kriege viele Sympathien, wenn auch nicht bei den Wissenden, die seine Taktik kannten, die stets die gleiche war: nämlich Völker, die durch ihr Emporblühen gefährlich werden konnten, in einen Krieg zu verwickeln, aber beileibe nicht mit England selbst, sofern es sich irgend vermeiden ließ, sondern mit einer andern Nation. Das perfide Albion verdiente immer sehr schön dabei, wenn ein anderer die Kastanien aus dem Feuer holte; immer verstand es dies habsüchtige Volk, unter dem Scheine der

Gerechtigkeit für sich selbst den fettesten Bissen zu ergattern. Diesmal aber gelang es ihm nicht. Es mußte die heuchlerische Maske von dem profithungrigen Krämergesicht nehmen, und da steht es nun in seiner ganzen Erbärmlichkeit. Sicherlich wird die Zeit kommen, vielleicht ist sie näher, als man glaubt, da auch den jetzigen Bundesgenossen Englands die Augen darüber aufgehen werden, daß sie nur für die Rettung der Macht Britanniens kämpfen.

Wie auf diesen Gebieten, so haben wir alle auf noch manchen andern viel gelernt. Von volkswirtschaftlichen Zusammenhängen und Verhältnissen hatten die meisten keine Ahnung. Welch wichtige Rolle etwa die Kartoffel für ein ganzes Volk spielt, darüber hatten früher nicht viele von uns nachgedacht. Finanzfragen, wie sie uns durch die Kriegsanleihen nahegebracht wurden, waren „böhmische Dörfer“.

So hat der Krieg, der ein gewaltiger Zerstörer, aber auch ein Kulturbringer ist, doch auch das Gute gehabt, daß er den Gesichtswinkel des ganzen deutschen Volkes erheblich erweitert hat. Möge er sich in glücklichen Friedenszeiten nicht wieder verengen!

Die wirtschaftliche Bedeutung der Ziege im Kriege.

Von Dr. Daxenberger.

Die Ziege ist wahrscheinlich das älteste und im Verhältnis zum Lebendgewicht das weitaus milchergiebigste, also nützlichste Haustier. Die hohe wirtschaftliche Bedeutung, besonders für die Volksernährung, wird erst in den letzten Jahrzehnten allgemeiner anerkannt und ist besonders gestiegen durch den Krieg. Die Milch wird mit der zunehmenden Dauer des Krieges immer knapper, besonders die Kuhmilch seltener; die Ersatzmittel, kondensierte Milch, Milchpulver, genügen nicht und sind äußerst teuer. Immerhin ist aber die Milch noch das billigste und gehaltreichste Nahrungsmittel, ganz unentbehrlich für Kinder und Kranke. Als bester Ersatz für Kuhmilch kommt in Betracht die Ziegenmilch. Letztere ist keineswegs der Kuhmilch gegenüber minderwertig, bietet im Gegenteil sogar Vorteile. 1. ist die Ziegenmilch fett- und eiweißreicher, tatsächlich ein Viertel wertvoller und kann ebenso wie Kuhmilch zur Butter- und Käsebearbeitung verwendet werden. 2. ist Ziegenmilch leichter verdaulich (das Eiweiß gerinnt feinflockiger, das Fett ist feiner verteilt). Deshalb ist sie wohl ganz besonders geeignet für Kinder und Kranke und in der Säuglingspflege sehr wichtig.

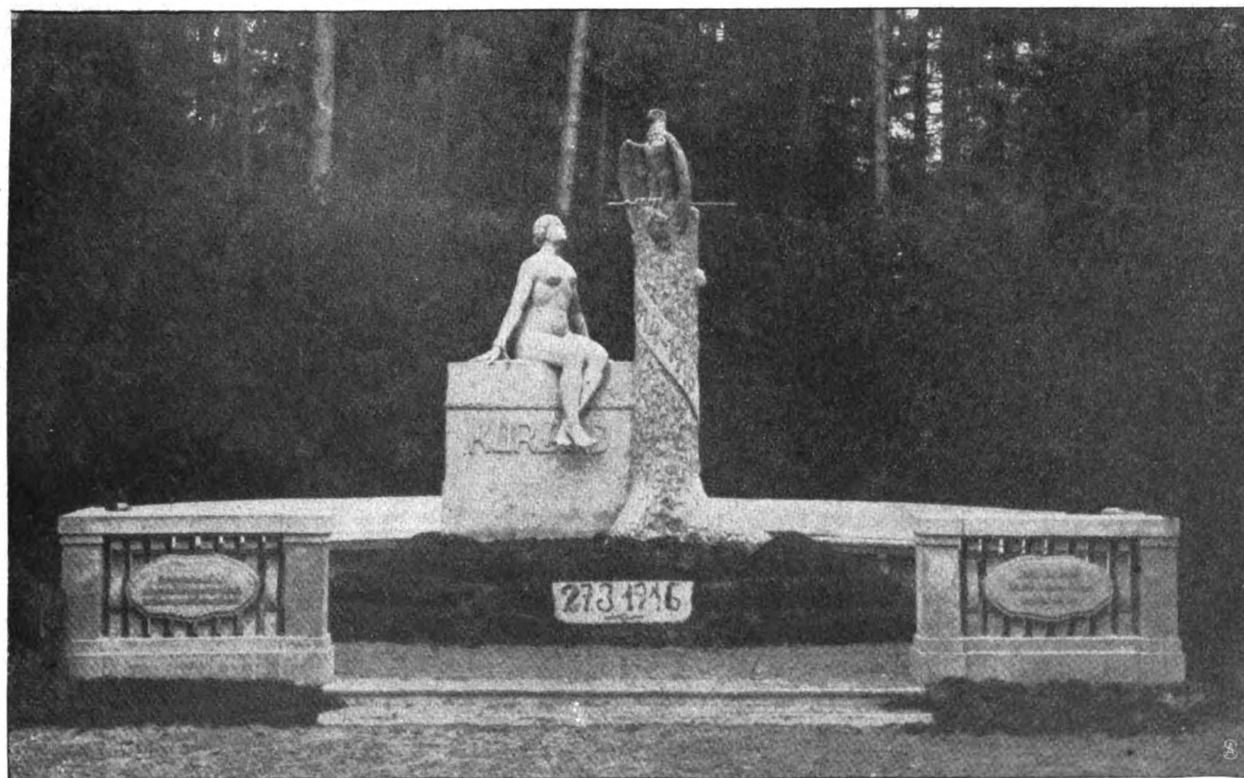
Auch ist in ziegenreichen Gegenden die Kindersterblichkeit geringer. Mancher schreibt sein Leben und seine Kraft der Ziegenmilch zu. Die Vorurteile, daß die Ziegenmilch schlechter, besonders unangenehm schmecke, treffen nicht zu bei sauberer Haltung und Pflege der Ziege, Salzzusatz zum Futter und Weidegang. Empfindlichen kann zur Verbesserung des Geschmacks und Erhöhung des Nährwertes noch etwas Honig zugesetzt werden. 3. ein weiterer Vorzug besteht darin, daß die Ziege fast immun gegen Tuberkulose ist, so daß eine Krankheitsübertragung so gut wie ausgeschlossen ist. Auch kann die Milch wohl unbedenklich roh getrunken werden. 4. Ziegenmilch ist zum Teil leichter zu beschaffen, die Ziege auch in kleineren Haushaltungen eher durchzubringen, in der Stallung und Fütterung genügsamer. Ein einfacher, luftiger Bretterstall mit trockenem Boden in einem Garten genügt zur Unterbringung von 1—2 Ziegen. Die Streu liefert abgefallenes, trockenes Laub, Heidekraut, Torf usw., die Nahrung hauptsächlich Garten- und pflanzliche Küchenabfälle (Gemüse, Kartoffeln). Letztere sollen, sorgfältig von Fleisch und Müll getrennt, gesammelt und ausgenützt — eventuell die Sammlung und Einteilung durch polizeiliche Maßnahmen geordnet werden — dazu käme etwas Heu und als Kraftfuttermittel, um die Milchergiebigkeit etwas zu erhöhen und besonders zur Zeit des Lammes: Kleie, Ölkuchen, Mais, Rüben. Auf dem Lande soll von Weiderechten ausgiebig Gebrauch gemacht werden; ein Weidegang (Gemeinde-, Genossenschafts-, Kreisweiden) soll möglichst begünstigt werden. Feldwege, Raine, Böschungen, Gräben, nutzlose Waldflächen sollen abgeweidet werden; Schulkinder können leicht die Hut der Ziegen übernehmen. So wird es bei guter Haltung wohl gelingen, etwa 3 Liter Milch von einer guten Milchziege, etwa den Bedarf einer größeren Familie, wenigstens im Sommer zu decken. Die Art der Rassen kommt jetzt nicht in Betracht, nur die Milchleistung. In der Haltung der Ziegen und besonders im Melken müssen die Dienstmädchen auf dem Lande und in kleinen Städten in Haushaltungs- und landwirtschaftlichen Schulen unterrichtet werden. Außer der Milch käme zur Nutznießung von Ziegen noch in Betracht der Dünger für Garten, und falls die Ziege geschlachtet werden muß, das Fleisch und besonders der Talg. Im übrigen sollen Schlachtungen möglichst verboten werden, alle weiblichen Tiere, soweit sie zur Nachzucht geeignet, aufgezogen, gute Ziegenzüchter durch Prämien und Unterstützung von Kreisverbänden zur Nachzucht angeeifert werden. Die Anschaffung und Haltung von Ziegen empfiehlt sich nicht nur für den kleinen Mann, sondern auch für bessere Stände, welchen besonders an der Ernährung der Kinder gelegen ist, außerdem auch für Krankenanstalten und Kinderheime (zur Ausnützung der Abfälle für Gärten). Für kleine Städte empfiehlt sich namentlich zur Versorgung der armen Kinder mit Milch die Anschaffung und Haltung von Ziegen durch den Kommunalverband, welcher auch billige Futtermittel zur Verfügung stellen und eventuell die Haltung einem Kriegsinvaliden übergeben kann. Unterstützt muß die Ziegenhaltung außerdem von den Gemeinden durch Zuweisung von Land und Weiden bzw. zur Futterbeschaffung, von Kreisverbänden durch Zuschüsse werden. In den größeren Städten müssen sich die Wohlfahrtsgenossenschaften (Rotes Kreuz) die Haltung von Ziegen in den Vorstädten und Lieferung von Milch bzw. von Ziegen selbst (zum Melken) in die Großstadt angelegen sein lassen. — Die Milchknappheit wird voraussichtlich noch längere Monate, ja wahrscheinlich noch einige Zeit nach dem Krieg andauern; sie kann hauptsächlich gelindert werden durch Vermehrung des Bestandes an Milchziegen. Es ist vaterländische Pflicht, nach dem Kriege besonders auch den Kriegsinvaliden und Hinterbliebenen angemessene Existenzbedingungen, am besten durch die Gründung eines eigenen Heims, zu schaffen, und bei der Ansiedlung soll auch auf billige Beschaffung von Ziegen Rücksicht genommen werden, um die Ernährung zu sichern. So kommt der Ziegenhaltung gerade jetzt eine volkswirtschaftliche Bedeutung zu.



Hauptmann Haupt,
erhielt den Orden Pour le Mérite anläßlich der Erstürmung von Douaumont.



Der evangel. Garnisonpfarrer von Berlin, Geh. Konsist.-Rat Dr. Goens, bei einer Division an der Front.



Phot. Haeckel.

Das Denkmal liegt dicht hinter der Front an der Düna und wurde von einem Regiment, das dort in Stellung liegt, errichtet. Die Idee, die dem Denkmal zugrunde liegt, ist folgende: Die Tochter Kurlands blickt zu ihrem Befreier, dem deutschen Aar, dankbar auf. Während des Baus wurde das Denkmal von den Russen, in der Annahme, daß es eine Artilleriebeobachtuug sei, mit leichter und schwerer Artillerie beschossen. Eine Denktafel im Unterbau erinnert insofern daran, als aus Granatsplitter das Datum der ersten Beschießung festgehalten worden ist. Das Denkmal stammt von dem Wiener Architekten Hans Kienapfel, einem geborenen Königsberger, der bei einem Reserveregiment als Leutnant im Felde steht, und wurde in Zementmuschelkalkimitation hergestellt.

Das von einem deutschen Regiment errichtete Kurland-Denkmal an der Dünafront.



Die Quelle der Mümling in Beerfelden.



Phot. Urff.

Das alte Rathaus in Michelstadt.

Das malerische Deutschland: Aus dem Odenwald.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

8. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Die „Salzsäulen"schande nagte gewaltig in Hinnik Wieks Herzen nach. Diese Scharte mußte ausgewetzt werden. Er vergrub sich wieder in Doktor Gräfes Bücher. Salzsäure kam darin allerdings nicht vor, aber er fand zwischen zwei zusammengeklebten Blättern die Beschreibung einer Elektrisiermaschine. Ha! Das war etwas. Wenn es ihm gelang, zusammen mit einem Älteren, der auch Intelligenz hatte, eine Elektrisiermaschine zu bauen, mit der man Funken machen, um vielleicht damit, statt der alten Feuerlade, Zunder zum Glühen zu bringen, an dem man Schwefelhölzer anbrennen könnte! Dann war sein Ruhm aufs neue gesichert. Das Gestell und die Vorrichtung zum Drehen konnte er mit Hilfe der Werkzeugbank selbst machen. Eine messingne Konduktorkugel lieferte seiner Mutter Herdstange. Das schwierige Wort Amalgam gehörte zweifellos in die Chemie; vielleicht gab ihm das der Apotheker. Aber eine runde Glasscheibe mit einem Loch in der Mitte? Hier versagte seine Hoffnung. Schließlich dachte er an Tischler Puttfarcken, der auch glasern konnte. Er faßte sich ein Herz, wanderte am nächsten Sonntag nach Langendeich zu Puttfarcken hinaus, Doktor Gräfes Buch unterm Arm, und setzte ihm sein Begehren auseinander.

Tüns Puttfarcken sah sich den elfjährigen Naturbeflissenen eine Weile staunend an. So einer war ihm noch nicht vorgekommen. Er legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte: „Daß dein Vater mehr konnte als Brot essen, wußte ich längst. Aber du bringst es einmal noch weiter als Uhren. Du bringst es im Maschinenfach noch einmal so weit wie Matthias Claudius in den Gedichtbüchern. Und alles das tust du bloß aus innerem Drang zur Wissenschaft?" (Tischler Puttfarcken gebrauchte als versbeflissener Mann gern gewählte Ausdrücke.)

„Ja", sagte Hinnik Wiek und wurde rot dabei.

„Dann will ich dir bei deinem Vornehmen auch helfen", fuhr Tüns Puttfarcken fort. „Dichter und Künstler müssen einander beistehen, auch dann, wenn die Dummen über einen lachen. Nicht wahr, Hinnik? Komm!"

Tüns Puttfarcken hatte nicht nur das Dichten von Matthias Claudius, sondern auch noch sonst allerlei Weisheit aus seinen Versen und seiner Lebensbeschreibung gelernt. Unter anderm die, daß er nicht des Sonntagnachmittags und -abends in den Wirtschaften saß und Karten kloppte, sondern den Feiertag durch Lesen und innerliche Betrachtungen heiligte. Aber heute schloß er ohne Umstände seine Werkstätte auf und machte sich mit Hinnik Wiek zusammen an die Arbeit. Denn dies war ein Werk, das höheren Zwecken diente und somit Gott wohlgefällig war.

Sie kamen auf jenen Nachmittag zu sprechen, als sie mit Anke und dem Fernrohr zusammen auf dem Moorwischer Deich gesessen hatten. Tüns Puttfarcken hatte dies und den Mond gut im Gedächtnis behalten; er war mehr in der Dichtkunst als in der Himmelsphysik bewandert, wurde aber durch Hinniks Mitteilungen über Weltkörper sehr wißbegierig. Hinnik merkte, wie aufmerksam Tüns Puttfarcken ihm lauschte, und er kramte alles aus, was er wußte.

„Das klingt großartig," sagte Tüns, als Hinnik fertig war, „und es kann ja ganz gern sein, daß sich alles so verhält. Aber eine richtige Vorstellung davon, wie sich der ganze Kram umeinander dreht, und daß die Jahreszeiten davon herkommen sollen, weil die Erde schief ist, kann man sich nicht machen."

Hinnik schlug sein Buch auf; sie lasen gemeinsam und mit großer Gründlichkeit den Abschnitt „Das kopernikanische Sonnensystem" durch und studierten die dazu gehörige Zeichnung.

„Wenn du deine Elektrisiermaschine fertig hast, willst du dich dann nicht einmal an eine Himmelsmaschine machen? Ich mache ein Gedicht dazu, und die Holzkugeln, die dazu nötig sind, mache ich dir auch."

In Hinnik Wiek sang und klang alles. Er sah schon Ankes Gesicht leuchten und Schullehrer Drews das Gesicht spöttisch verziehen und hörte ihn sagen, wenn er mit dem Tellurium in die Klasse kam: „Was der überkluge Wiek da wohl wieder ausklamüstert hat!" Und einen Freund, der ihm half, hatte er auch gefunden!

Nachdem zwei Glasscheiben bei den Schneide- und Bohrversuchen zersprungen waren, gelang beim dritten Anlauf das Werk. Nun mußte Hinnik wieder mit nach der Stube kommen, um eine Tasse Kaffee zu trinken, und sich dabei auf Tüns Puttfarckens besten Stuhl setzen. Es war ein Prachtstück, mit Intarsien von oben bis unten ausgelegt.

„Es ist Beeke Wübbes Brautstuhl," sagte Tüns, „du hast sie nicht mehr gekannt, sie war Gerd Wübbes Mutter und starb vier Tage, nachdem Gerd und du auf Wübbes Hof geboren wurdest. Ich habe ihr einen schönen Vers auf das Sargschild gedichtet. Willst du ihn hören?"

Tüns Puttfarcken holte ein Schreibbuch mit mar-

moriertem Umschlag aus seinem Sekretär, setzte seine Brille auf und las:

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
Eine gute Frau begraben,
Peter, ihrem Mann, und ihren Kindern war sie mehr.
Ja, von Segen träufte dieses Haus!
Leider mußte Beeke Wübbe allzufrüh hinaus,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Denn im Grunde flossen kalte Quellen.
Sie entschlief; hier gruben wir sie ein.
Keinen Armen ließ sie ohne Gabe.
Ach viel Tränen weinen nun an ihrem Grabe
Peter Wübbe und drei verwaiste Kinderlein.
Bis sie Jesus Christus und die Engelein
Wird in seinen großen schönen Himmel führen.
Alle müssen wir durchs Grab zum Himmel ein,
Und der Tischler macht dazu die Türen.

Das war ohne allen Zweifel ein sehr schönes Gedicht, und Hinnik Wiek lobte es sehr. Aber sein kritischer Geist konnte sich doch mit einigen Stellen nicht ganz einverstanden erklären. Er druckste und sagte schließlich: „Aber ein Sarg ist doch kein Grabstein!"

„Der Vers steht auch auf dem Grabstein, mein Hinnik", sagte Tüns Puttfarcken wehmütig und stolz. „Es ist der beste, den ich auf einen toten Menschen gemacht habe."

„Doktor Gräfe sagt," fuhr Hinnik Wiek langsam und voller innerer Furcht fort, „über tote Menschen sollte man gar keine Verse machen."

„Leute, die ihr ganzes Leben lang an dem menschlichen Leibe doktern, vergessen leicht die menschliche Seele", versetzte Tüns Puttfarcken ruhig. „Die Elbe rauscht tiefer, als die Elbe fließt. Das sag ihm, wenn er wieder über tote Menschen spricht. „Und", fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „frag ihn bei der Gelegenheit auch gleich mal, wann denn eigentlich ein Mensch tot wäre?"

„O," sagte Hinnik erfreut, „das weiß ich schon. Wenn keine Luft mehr in einem Menschen ist, dann ist er tot."

Tüns Puttfarcken sagte: „Viel ist ein Mensch ja nicht mehr wert, wenn keine Luft mehr in ihm ist. Das muß ich zugeben. Aber denk mal an Peter Wübbe, als der in den Graben gefallen war. In dem war auch keine Luft mehr. Da war er also tot, nicht? Aber nachher brachte Doktor Gräfe wieder Luft in ihn hinein. Und da war er wieder lebendig. Darum sage ich auch nichts gegen Doktor Gräfe, wenn er sich auch über mich lustig macht. Denn ich weiß, das tut er. Es steht geschrieben: Und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase. — Nu loop to, min Jung, dat du nah Hus kummst. Anners ward di dat düster."

Das tat Hinnik Wiek, nachdem er sich vielmals bedankt hatte. Unterwegs mußte er, soweit ihm die Gedanken an die Elektrisiermaschine und das Tellurium Raum ließen, immer wieder an das Bibelwort von dem lebendigen Odem denken. Wenn ein Mann wie Tüns Puttfarcken so etwas sagte, so klang es ganz anders, als wenn man es in der Schule auswendig lernen mußte.

Daß später einmal Telegramme aus aller Welt an ihn einlaufen und für Menschen, aus denen die Luft schon so gut wie ganz heraus war, lebendigen Odem verlangen sollten, ahnte Hinnik Wiek an diesem Abend allerdings noch nicht.

Seine nächste Zeit opferte er der Elektrisiermaschine. Er hatte am Werkzeugtisch und in der Schule Glück damit. Die Maschine wurde fertig und gab wirkliche Funken, und man konnte Feuerzünder damit anstecken. Hinnik zeigte sie Anke und seiner Mutter; aber beide überfiel ein Grauen, und beide taten am Abend ein Gebet: Hinniks Mutter, daß ihr Sohn ein guter Mensch bleiben möge, und Anke, daß er die Maschine nicht in die Schule schleppen möchte. Denn von dem, was man wegen Hinnik hinter ihr herrief, hatte sie die Ohren voll. — Die Gebete halfen nur zum Teil, weil in derselben Woche in der Schule eine große Veränderung eingetreten war. Herr Drews hatte einen Hilfslehrer bekommen, weil seine 65 Jahre sich mit den 250 Kindern nicht mehr so recht vertrugen. Der fand schon am ersten Tage heraus, wes Geistes Kind dieser Hinnik Wiek eigentlich war. Hinnik Wiek erzählte ihm von seiner Elektrisiermaschine. Am nächsten Tage durfte er damit in der Schule den sämtlichen Zunder der alten Frau Drews in Brand stecken. Und acht Tage später trug es schon Mett Meiersch Nr. 2 — die ihre Mutter Mett Meiersch Nr. 1 zunehmenden Alters wegen in der Fisch- und Brothökerei abgelöst und ihren eigenen verantwortungsvollen Posten an ihre Tochter Mett Meiersch 3 übertragen hatte — in Langendeich herum: Stina Wieks Hinnik aus Moorwisch, der in dem Katenhaus des angesehenen Wübbeschen Hofs geboren worden sei, befasse sich mit Hexen und Blaufärben.

Noch einen Triumph — den letzten seiner Schulzeit — errang Hinnik Wiek mit Meister Puttfarckens Hilfe. Nämlich den: mit dem unter schwierigsten Umständen hergestellten Tellurium das kopernikanische Sonnensystem umzustoßen. Sein neuer Freund, Hilfslehrer Detjen, hatte ihn aufgefordert, es mitzubringen. Aber an dem Tage, als es zur Vorführung reif war, fehlte Detjen, weil er am Marschenfieber erkrankt war, und Schullehrer Drews saß wieder vor dem bataillonsstarken Moorwischer Nachwuchs. Diesmal war es ihm nicht unangenehm, daß Hinnik Wiek mit Sonne, Mond und Erde in Maschinenform ankam. Es war eine Vorführung, die nichts kostete, und man sparte eine

Stunde Sprecharbeit dabei. Hinnik ließ Mond und Erde um die Sonne laufen, die Jungens lachten und knufften über die Bänke hinüber die Deerns, und Hinnik Wiek glühte von Triumph. Denn er sah Schullehrer Drews' und Anke Groots Gesicht mit Spannung und Bewunderung auf seine Maschinerie gerichtet.

Als sie nicht mehr weiter wollte, weil der strapazierte Bindfaden der Übertragung riß, sagte Schullehrer Drews anerkennend: „Gut, Wiek, sehr gut. Dein Vater war ein kluger Mann, weil er damals die anderthalb Schilling Himmelskunde und Naturlehre an dich gewandt hat. Du mußt ihn noch im Grabe ehren."

Hinnik Wiek errötete vor Stolz, da sein Vater es nicht mehr konnte. Dann räusperte er sich und sagte in raunendem Ton zum Schullehrer — als ahne er, daß man weltumstürzende Entdeckungen nicht gleich dem großen Haufen mitteilt: „Herr Drews! Ich habe mit meiner Maschine herausgefunden: die Erde dreht sich nicht um die Sonne!"

„Was? ! !" rief Drews und ließ vor Schreck die Pfeife fallen.

„Die Erde dreht sich nicht um die Sonne!" wiederholte Hinnik Wiek, der in diesem Augenblick zum Manne wuchs. „Darf ich es Ihnen mal zeigen?"

In Drews' Kopf regte sich ein ähnliches Gefühl der Bewunderung wie in Tüns Puttfarckens Kopf, als Hinnik Wiek ihm die Elektrisiermaschine erklärt hatte.

„Komm mit in meine Stube", sagte er.

Hinnik Wiek setzte sein Tellurium wieder in Gang und sagte: „Die Erdachse hat im Raum immer dieselbe Richtung, und zwar zeigt sie in der Natur immer auf den Polarstern."

„Das ist richtig. Weiter."

„Ja, nun passen Sie mal auf. Sie sehen dort an der Decke des Zimmer einen Fleck. Auf den zeigt jetzt meine Erdachse. Der soll mal der Polarstern sein."

Drews überzeugte sich, daß Hinnik Wieks Erdachse auf seinen Zimmerdeckenfleck zeigte, und Wiek fuhr fort: „Nun drehe ich die Erde ein halbes Jahr um die Sonne herum. Die Erdachse hat immer dieselbe Richtung behalten. Aber sie zeigt nicht mehr auf den Fleck, sondern auf eine ganz andere Stelle. Wie erklärt man das?"

Drews kratzte sich eine Weile in dem grauen Gelock und erklärte schließlich, er wisse es nicht.

Da nichts weiter kam, auch keine Prügel zu drohen schienen, dozierte Hinnik Wiek weiter: „Wenn sich die Erde wirklich um die Sonne drehte, so müßten wir diese Bewegung am Himmel sehen können. Wir sehen sie aber nicht. Jahraus, jahrein, Sommer und Winter steht der Polarstern in aller Ruhe über dem Nordpol. Also: die Erde dreht sich nicht um die Sonne!"

Schullehrer Drews war erschüttert. Die Welt wankte um ihn, durch einen halbwüchsigen, nichtsnutzigen Bengel aus seiner Schulklasse aus dem Gleis gebracht. Er dachte an Leute wie Napoleon, an die 48er Revolution. Er legte wie damals Tischler Puttfarcken die Hand einen Augenblick auf den Kopf seines Schülers und sagte: „Hinnik Wiek! Jetzt glaube ich selbst, du wirst noch einmal Maschinenbauer."

Zum weiteren Unterricht fühlte er sich außerstande. Er ging in die Schulstube zurück und rief: „Die Klasse kann für heute nach Hause gehn."

Grade trat Doktor Gräfe in die Schulpforte und ging ins Haus zu dem alten Drews und dem jungen Wiek mit seinem Tellurium.

„Herr Doktor," redete Drews ihn an, „Sie sind ein studierter Mann: dreht sich die Erde um die Sonne, wie es in meinem gedruckten Leitfaden steht, oder dreht sie sich nicht um die Sonne, wie Hinnik Wiek es eben mit seinem Tellurium demonstriert hat?"

„In gedruckten Büchern steht alles verkehrt," erwiderte Gräfe, „aber hier steht es richtig" — er tippte gegen seinen Kopf —. „Nun laß deine Weisheit noch einmal laufen, du Bardowieker Intelligenz," wandte er sich an Hinnik Wiek, „damit ich auch davon profitiere."

Hinnik Wiek richtete seine Erdachse wieder gegen den Fleck an Schullehrer Drews' Zimmerdecke und begann mutig, aber doch mit innerem Zagen seine telluristische Beweisführung aufs neue. Dann sah er erwartungsvoll den alten Arzt an, ob er die unerhörte Hypothese verwerfen oder bestätigen würde.

Es zuckte um Doktor Gräfes Mund, aber er blieb ernst, denn er erkannte, daß ein ungeschulter, mutiger, ringender jugendlicher Geist hier im Begriff war, die Eierschalen konventionellen Denkens abzustoßen.

„Du hast recht, Junge," sagte er so freundlich, wie es ihm möglich war, „es ist nur schade, daß dein Tellurium es nicht auch hat. Es ist wie mit meiner Taschenuhr, die geht auch nicht mehr richtig, seit dein Vater tot ist."

Und nun setzte er dem Jungen und dem Alten auseinander, daß der Fleck an der Zimmerdecke den Polarstern nicht vertreten könne, weil der Himmelsraum mit seinen Entfernungen ein etwas anderes Gebäude sei als Schullehrer Drews' Wohnstube, und erklärte ihnen den Begriff der Parallaxe. Hinnik Wiek hatte es begriffen und trollte sich mit seinem Tellurium traurig nach Hause. Schullehrer Drews mit seinen müden 65 Jahren hatte es zwar nicht begriffen, setzte sich aber froh, weil die Wissenschaft und sein Leitfaden gegenüber diesem naseweisen Wiek recht behalten hatten, in den Lehnstuhl und steckte sich eine Beruhigungspfeife an.

Doktor Gräfe stieg nach oben, wo der kranke Hilfslehrer Detjen lag, und erzählte ihm die Geschichte von Hinnik Wiek und seinem Tellurium. Er mußte die Erfahrung machen, daß herzerfrischendes Lachen eine viel wirksamere Medizin ist als Chinin: als Gräfe gegangen war, stieg Detjen sogleich aus dem Bett, und am nächsten Tage hielt er schon wieder Schule. Hinnik Wiek mußte seine Himmelsmaschine noch einmal mitbringen. Glücklicher als zuerst verließ Hinnik diesmal die Schule: statt der eingesargten Hoffnung einer neuen weltumstürzenden Entdeckung hatte er einen neuen Freund gewonnen.

Die Korrektur der großen Hypothese blieb auf den engsten Kreis der Wissenden beschränkt. Dagegen drang ein Gerücht in die Öffentlichkeit, weit über die Moorwischer Grenzen hinaus: Hinnik Wiek könne die Sonne stillstehen lassen — oder die Erde — oder den Mond — oder alle drei zusammen. Eine Woche darauf fand am Moorwischer Himmel eine Sonnenfinsternis statt, und bei Peter Wübbe krepierte die schwarzbunte Starke. Jetzt war es unzweifelhaft, daß Hinnik Wiek von seinem Vater her mit finsteren Mächten im Bunde stand. In Bauernstuben und Wirtschaften fanden große Beratungen wegen dieses Falles statt. Einige wollten in der Wiekschen Kate die Fenster einschmeißen und andere die Sache beim Amtsverwalter in Bergstädt anzeigen. Aber Jan Steen, der Ellernbrackkrüger, sagte: „Lüd, dat is nu to lat. Harrn ji op Niklas Witt un de annern hört, as se de Frömden ut 'n Lann jagen wullen!"

Mett Meiersch die erste saß an Trina Groots Kaffeetisch. Sie sei extra den weiten Weg von Langendeich her gekommen, erzählte sie, um die über Hinnik Wiek und die schwarzbunte Starke umlaufenden Gerüchte an der Quelle zu vernehmen; so was sei ja gräsig, wenn vielleicht auch manches dazugelogen sei. Aber alles könne nicht gelogen sein, denn Leute, die krankes Vieh gesund besprechen könnten, gäbe es, warum also nicht auch solche, die gesundes tot hexten. Aber von diesem Hinnik Wiek, dessen Vater so lange auf dem Wübbeschen Hof gearbeitet und dessen Mutter von ihr, Trina Groot, so viel Guttaten bekommen hätte, von dem hätte sie es nicht gedacht. Sie habe auch Tischler Tüns Puttfarcken die schwere Sünde vorgehalten, bei einer solchen Hexenmaschine mitzuhelfen: ja, nun sähe man, wie es bei denen, die immer so fromm sprächen, im Herzen aussehe. Und in die Wieksche Kate zögen sie keine zehn Pferde — „alle guten Geister loben Gott den Meister, Trina"!

„Wat för 'n oll Gezanzel maakst du, Meiersch," sagte Trina Groot unwillig, „dat is ja allens dumm Tüg!"

„Gezanzel, Trina?" rief Mett Meiersch und schlug an ihre Brust. „Eure Rede sei ja ja, nein nein — ich will auf der Stelle hier vor dir in den Erdboden versacken, wenn meine Rede über andre Menschen jemals anders gelautet hat. — Paß man good op din annern Köh. — Du solltest sehen, daß du seine Fußspuren aufnehmen kannst, wenn er mal wieder auf eurem Hof rumschleicht, und die in den Rauch hängen. Denn mutt he" — Mett Meiersch beugte sich dicht an Trina Groots Ohr heran und flüsterte: „denn mutt he versoren (verdorren), und din Veeh het Freeden."

Jetzt wurde Trina Groot ernstlich böse, und Mett Meiersch beschloß, das Thema zu wechseln. Sie war im Grunde auch gar nicht wegen der Hexen- und Zauberersache gekommen, sondern in einer ganz anderen Angelegenheit.

„Trina," fuhr sie nach einer mit Kaffeeschlürfen und Stutenstippen ausgefüllten spannungerweckenden Pause beziehungs- und salbungsvoll fort, „dat

steiht schreben: liebet eure Feinde. Warum kommt ihr nicht einmal mit euren Jungens nach Jürn Wübbe und seiner Frau? Mariken Wübbe ist doch Peter seine rechte Wäschen; sie ist ganz traurig darüber."

„Die! Traurig!" rief Trina Groot. „Ne, Meiersch, das nehm ich dir nicht ab. Die hat solch ein Gift auf mich, ich glaube, wenn sie es könnte, rührte sie mir noch heute, nach zwölf Jahren, am liebsten was in den Kaffee."

„Du kennst sie nicht," versicherte Mett Meiersch, „sie hat gar kein Gift auf dich. Sie hat die rechte Liebe, Trina, sie geht einen um den anderen Sonntag in die Kirche — wenn die Wirtschaft es zuließe, ging sie sogar jeden Sonntag hin — das von dazumal hat sie lange vergessen, und ich sollte dich und deinen Mann, Harm und die andern vielmals grüßen, hat sie gesagt."

Was stickt dor woll achter? dachte Trina Groot.

„Ich habe meine Gründe, warum ich nicht auf den Wübbeschen Hof in Langendeich gehe", sagte sie. „Wenn Peter und die Jungens hinwollen, können sie es tun."

„Mariken und Jürn Wübbe würden auch ganz gern zuerst nach Moorwisch kommen," fuhr Mett Meiersch fort, „damit ihr seht, daß sie nichts mehr auf dich hat. Aber sie ist bange, du möchtest sie butt anlassen, darum sind sie bisher nicht gekommen."

„Ich weiß, was ich Peter und mir selbst schuldig bin," versetzte Trina Groot äußerlich gelassen, aber mit immer größerer innerer Neugier, „wer aus seiner Freundschaft auf den Hof kömmt, braucht nicht zu glauben, daß ich butt mit ihm bin. Er wird aufgenommen, wie es sich gehört."

„Ich will es Mariken Wübbe sagen", versetzte Mett Meiersch mit angenommenem Gleichmut, aber im Herzen voller Freude. Nun war die Hauptschwierigkeit überwunden. Trina Groots Worte bedeuteten eine halbe Versöhnung zwischen dem Langendeicher und dem Moorwischer Hof, und Mett ging nun strategisch weiter vor.

„Wenn die Langendeicher Wübbes zu euch kommen," sagte sie, „dann müßt ihr sie natürlich wieder besuchen, das geht ja nicht anders. Du wirst dich wundern, Trina, wenn du auf den Hof kömmst, wie es da aussieht. Ganz so wie damals, als du wirtschaftetest, ja nicht, wie wäre das auch möglich. Und was Peter ist, ist Jürn ja auch nicht — er ist manchmal ein bißchen leicht, gibt sich mit zu vielen Leuten ab und fährt reichlich oft nach Bergstädt. Aber es läßt ihm gut, wenn er spricht; er spricht Hochdeutsch beinah so gut wie unser Pastor, und in Stadt Lübeck sitzt er mit dem Amtsverwalter und den feinsten Leuten zusammen. Manchmal trinken sie sogar Champagner. Na, wenn so ein Hof, den du in die Höhe gebracht hast, ab und an nicht mal 'ne Buddel Wein abwerfen sollte, das wäre ja noch schöner. Dafür ist Marikenwäschen auch nicht verschwenderisch. Und du solltest nur in ihre Koffer kucken. Was da von ihrer eigenen Aussteuer noch inliegt, und was ihre beiden Deerns, Wobke und Liese, mal mitkriegen. Zwei Dutzend Rollen Linnen für Hemden und Bettücher, alles eigengemacht, vierundzwanzig Dutzend Handtücher und acht Dutzend Tischtücher, alles handbreit gestickt und mit Kreuzstich: die eine Halbscheid „Wobke Wübbe" und die andere „Liese Wübbe" und dann all die Kleider und Röcke und Brusttücher, Silber auf Samt gestickt, und mit dickem weißem Fries gefüttert, die Schürzen und alles andere: allein der Brautstaat von jeder ist tausend Mark Hamburger K'rant wert, und dann —"

„Hör auf, Meiersch," warf Trina Groot ein, „was in den Koffern von einem Wübbeschen Hof ist, weiß ich allein. Soviel und noch mehr hatte Beeke Wübbe auch mitgekriegt."

„Und was für'n prächtigen Charakter die beiden Deerns haben," lenkte Mett Meiersch ihre Anpreisung weiter; „den haben sie dem lieben Gott und Mariken Wübbe zu verdanken, obgleich das ihre rechte Mutter nicht ist. So eine treu sorgende Stiefmutter gibt es in den Vierdörfern bloß noch einmal, und das bist du, Trina. — Wobke ist mehr lustig, und Liese hat es mehr einwendig, aber ein paar gute Deerns sind es alle beide. Und dabei so staatsch! Wer die mal kriegt, der ist nicht betrogen. Wobke ist jetzt so alt wie euer Harm — achtzehn — und Liese ist mit Niklas überein — siebzehn. Lange wird es sachte nicht mehr dauern, bis ein paar Jungens mit ihnen über'n Deich gehen. Deerns wie die sind ebenso schnell weg wie Bäcker Heitmann seine warmen Stuten."

Allmählich war Trina Groot ein Licht aufgegangen, woher Marikenwäschens Sehnsucht nach einer Aussöhnung stammte. Wobke sollte Harm heiraten und später auf dem Moorwischer Hof wirtschaften, und Niklas sollte Jürn Wübbes Nachfolger auf dem Langendeicher Hof werden — oder umgekehrt. Und Mett Meiersch wollte sich bei der Sache den Kuppelpelz und noch etwas mehr verdienen.

Mett Meiersch merkte, daß Trina Groot ihre Mission begriffen hatte und über die Sache nachsann. Sie kannte Trina: die überlegte gründlich und mochte in ernsten Gedanken nicht weiter gestört werden.

Daher schwieg Meiersch, so sauer es ihr auch wurde, wohl eine geschlagene halbe Stunde still und hielt sich während dieser Zeit an Trina Groots prächtigen Kaffee und an ihre schönen, großen Stuten.

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Treiben im Belgierlande.

Von Hauptmann a. D. Paul Greeven. — Hierzu 16 photographische Aufnahmen.

Ein wallonischer Hahn kräht in den Landen des flämischen Löwen mit zugekniffenen Augen die Schläfer eines Bauernhofes wach. Bald wird es ringsum im Dämmerdunkel lebendig. Kernig gebaute Gestalten klappern mit ihren buntbemalten Holzschuhen emsig zwischen den Ställen hin und her. Schon nach kurzer Zeit trotten die schweren Kaltblüter mit der kostbaren rollenden Last auf der wohlgepflasterten Poststraße dem Mittwochsmarkt des Bezirkstädtchens zu. Dicke Nebelschwaden verschleiern noch die grünen Wintersaatteppiche zu beiden Seiten, während von Osten her der Apriltag auf leisen Sohlen angeschlichen kommt. Mit der ihnen angeborenen Geschicklichkeit dirigieren die Wagenlenker mit dem nur einseitigen Zügel die Gespanne. Lustig knallen die Peitschen in den werdenden Tag hinein.

Schon erstrahlen die Zinnen des Stadteinganges im Glanze der jungen Morgensonne. Fast automatisch greifen die Wagenführer in die Taschen. Als wäre das nie anders gewesen. Deutschnachbarlicher Drill und Erziehung. Ein prüfender Blick auf Carte d' identité und Einfuhr-Erlaubnisschein, als die Polizeipatrouille des Landsturmbataillons in die Erscheinung tritt. Die Ladungen werden untersucht, Gewicht und Masse schätzungsweise überschlagen. Derweil sieht der Posten am Eingang des Stadttores die Paßkarten nach.

Halblinks auf der mittelalterlich anmutenden Stadtumwallung werfen Landstürmer einen mit dicken Rasenstücken kunstvoll gekrönten Schützengraben aus. Eine andere Gruppe hämmert in den Eingeweiden eines wohleingedeckten Unterstandes herum. Die phantasiereichsten Eingeborenen verkennen natürlich den Übungszweck. Halten die Arbeit für ein Angstprodukt und gegen die Alliierten gemünzt. Auf der anderen Seite des Stadteingangs tragen beschäftigungslose belgische Arbeiter die Wallanlagen ab, da sie nicht einmal Liebhaberwert darstellen. Ihrer siebenhundert nehmen in zwei Tagen der Woche an diesen Notstandsarbeiten teil. Angesehene Bürger beaufsichtigen den Fortgang. Die Verheirateten erhalten dafür vierundeinenhalben, die Ledigen drei Frank von der Gemeinde ausbezahlt. Andere wiederum werden durch Wegeverbesserungen oder Instandsetzungen an öffentlichen Gebäuden mit bescheidenem Verdienst bedacht.

Wagen auf Wagen passiert das Stadttor. Pechschwarze Rauchwolken pustend faucht obendrein noch die Dampftram heran und speit ungezählte Träger von großen Körben aus, die mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen gefüllt sind. Auch die Polizeipatrouille ist wiederum rechtzeitig zur Stelle, um die Personalausweise zu prüfen. Schon des öfteren hat sie gerade hier gesuchte Persönlichkeiten ergriffen, die mit gefälschten Ausweisen versehen waren. Die militärische Hermandad muß sich auf Stichproben beschränken, denn auch Pferde und Rinder ziehen in hellen Scharen vorüber. Die Wagen und Korbträger streben quer durch das Städtchen der Grande Place zu, während das Großvieh zum Paarde-Markt rechts abbiegt.

Mit Geblöke und Gewieher in allen Schattierungen der Freude und des Erstaunens wird hier jede neuankommende Gruppe begrüßt. In der Mitte des mit Eisengeländer abgesperrten Platzes hockt ein gedrungener Bronzemörser aus der Zeit der Herrschaft Maria Theresias, auf die übrigens der Belgier sehr gut zu sprechen ist — während er die jetzigen österreichischen Mörserbatterien weniger schätzt. Um die „Holle Griet“ herum suchen nun die Vierfüßler durch ihr Konzert das Gefeilsche der Käufer zu übertönen.

Unter letzteren bemerken wir Beamte des nächstliegenden deutschen Proviantamts, während die Truppenteile vielfach die Bauern in ihren Heimstätten aufsuchen. Auch hier bewegt sich die Polizeipatrouille in ihrem vielseitigen Pflichtenkreis. Sie hat zu prüfen, ob die Viehhändler ihre Kontrollbücher bei sich führen und für jedes Stück Vieh Ursprungs- und Gesundheitzeugnis beibringen können.

Wir durchqueren nun einzelne breitere und schmalere Straßen des freundlichen Städtchens, um zum Hauptmarkt zu gelangen. Auch für die Besitzer fester Läden bedeutet der Markttag eine außerordentliche Verkaufsgelegenheit. Sogar draußen auf dem Bürgersteig sehen wir einen Teil der Waren aufgestapelt, um sie den zahlreichen ländlichen Mitmenschen möglichst verführerisch ins Auge fallen zu lassen. Da werden allerlei Sachen für Männlein und Weiblein und die Jugend eingekauft. Und für die braven vierbeinigen Hausgenossen auch Schutzmittel gegen Kälte, Blutsauger und andere unangenehme Beigaben. Denn auch der Belgier bildet sich allerhand auf seine Tierliebe ein. „Behandelt de dieren mit zachtheid“ rufen die blauweißen Schilder dem Flaminganten und „Traitez les animaux avec douceur“ den Franskillons zu. Gleichwohl müssen vierteljährlich einige von der Polizeipatrouille angezeigte Burschen durch Geldstrafen auf die Zweckmäßigkeit der Herzensbildung hingewiesen werden, meist weil sie sich auf einen bereits beladenen Hundekarren gesetzt.

An einer Straßenecke erinnert uns ein hochfirstiges Giebelhaus durch seine übergebauten Stockwerke an die Zeiten des ersten Leopold. Ein Zuckerbäcker nennt es heuer sein eigen. Aber wenn wir durch das hochgezogene Auslagefenster des Nachbarhauses ins Innere blicken, berührt uns die etwas ungewöhnliche Zusammenstellung der Verkaufsgegenstände recht wundersam. Friedlich hängen da blutige Rinder- und Hammelhälften am Eisengestell herab, und dicht daneben auf der Theke ragen Holzbüsten mit den schicksten Pariser Korsetten empor. Bruder und Schwester sind die Inhaber. Vielleicht haben sie schon öfter den Zufall erlebt, daß eine blondgelockte Käuferin mal von beidem gleichzeitig begehrt hat. Nebenan haust eine Althändlerin. Gerade betritt die unvermeidliche Polizeipatrouille das halbdustere Gelaß, um die Bestände auf Waffen, Munition und Kupferdraht unvermutet nachzusehen.

In der nächsten Straße steht ein biederer Landstürmer vor dem Laden. „In de 1000 Hemden“. Wir sind nicht ganz sicher, ob die schneeweißen Wäschestücke oder die blonde Flamin hinterm Tisch sein Interesse stärker fesseln. Wiewohl die Vormittagsaufmachung der meisten Belgierinnen, Hauskittel, Stofflatschen und die um das Köpfchen herumbaumelnden Haarwickel, ihren Nachmittagsliebreiz nur ahnen läßt. Vor dem nächsten Papierladen entziffern zwei andere Kameraden die Überschriften der neuesten Spottkarten. Als die Besitzerin ihnen mit der Zuvorkommenheit einer guten Geschäftsfrau die tiefere Bedeutung klar macht, zeigen sie

sich erkenntlich. Der eine kauft Kölnisches Wasser, der andere Karlsruher Seife.

Nun erweitert sich die Langestraat zum Marktplatz. In lockerem Gedränge wogen die Kauflustigen zwischen den mit Lebensmitteln, Kurzwaren und Gebrauchsgegenständen aller Gattungen ausstaffierten Verkaufsständen. Von der Azetylenlampe bis zum Radieschen ist alles zu haben. Hier und da setzen auch Landsturmleute das im Fortbildungsunterricht erlernte Flämisch in die Wirklichkeit um und erstehen Eßbares für die neuen Zinkmünzen oder die durchlochten Kongogroschen. Obschon die Gewerbetreibenden meist schon recht gut verstehen, wenn man Deutsch mit ihnen redet. Die Einheimischen zahlen auch wohl mit den von einzelnen Gemeinden ausgegebenen Kriegsfrankenscheinen oder den runden Papiergeldstücken, deren Rückwertung durch den Vermerk „Garanti par la Ville" und die faksimilierten Unterschriften des Bürgermeisters oder des Stadtsekretärs gewährleistet ist. Auch hier ist niemand vor der Polizeipatrouille sicher. Scharf überwacht sie durch Beobachtung des Verkaufs das Innehalten der festgesetzten Höchstpreise. Durch Entnahme von Proben stellt sie fest, ob die Milch nicht getauft ist, ob die Butter keinen unerlaubten Zusatz enthält. Die Geflügelhändler werden daraufhin kontrolliert, ob sich nicht zwischen dem Federvieh zu Spionagezwecken dienende Brieftauben verborgen halten, für feilgehaltenes Wild muß der Wildschein oder Wildeinfuhrschein vorgezeigt werden.

Den hinteren Abschluß der Grande Place bildet das in trockenem Renaissancestil erbaute Rathaus. Vier Fahnen grüßen von den Balkonen des ersten Stockwerks herab. Die beiden deutschen, die bulgarische und der weiße Halbmond auf rotem Grunde. Sie flüstern im Flattern ein fast väterlich besorgtes Vae victis. Im rechten Flügel regiert der Magistrat, im linken die deutsche Bezirkskommandantur. Beide Behörden arbeiten Hand in Hand im Sinne der jetzigen Landesoberhoheit. Jedoch allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann. Die ländliche Bevölkerung möchte durch eine Überschreitung der Höchstpreise möglichst viel Geld verdienen, und die Städter sind außerordentlich dankbar, daß die Bauern zur Lieferung von Lebensmitteln zu den festgesetzten Preisen gezwungen werden. Auch die sonstige Fürsorge der deutschen Verwaltung für die wirtschaftlich Schwachen, z. B. die Spitzenarbeiterinnen, wird allgemein als vorbildlich empfunden.

Durch den starken Besuch vom Lande hat naturgemäß die Bezirkskommandantur heute mehr denn sonst alle Hände voll zu tun. Aller Arten sind die Herzenswünsche. Ein wehrpflichtiger Belgier begehrt einen Reiseschein zur Ermöglichung einer Geschäftsreise in die benachbarte Provinz. Eine verweint dreinschauende Frau möchte ihren Mann besuchen, der sich wegen versuchter Grenzüberschreitung auf der Zitadelle in Haft befindet. Ein Arbeiter erbittet einen Fahrrad-Passierschein, der ihn ermächtigt, den Weg zu seiner Arbeitstelle zeitlich abzukürzen. Der Kaplan eines benachbarten Dorfes ersucht höflich um die Genehmigung zur Abhaltung einer Prozession. Der nächste ist seines Zeichens Kartoffelhändler und wünscht einen Transportschein, um seiner in Brüssel wohnenden Schwester eine Sendung der kostbaren unterirdischen Äpfel zukommen lassen zu können. Schluchzend naht sich eine tiefverschleierte Dame der besseren Gesellschaft. Sie hat sich zu verantworten wegen übler Nachrede über eine Mitbürgerin, der sie ein übertrieben freundschaftliches Verhältnis zu einem deutschen Landsturmgefreiten andichtete. Um für seine Pferde eine für die nächste Zeit reichende Hafermenge sicherzustellen, heischt ein Hauderer die Bescheinigung, daß er das kostbare Futter bei diesem oder jenem Bauern erwerben darf. Auf daß das Haus recht voll werde, erklettern zwischendurch einige zwanzig Gemeindebeamte der umliegenden Dörfer, darunter ein weiblicher Sekretär, die zur Kommandantur führende Freitreppe. Teils in Beamtentracht, teils in Joppen machen sie ihre Reverenz, um die inzwischen eingetroffenen Verordnungen und etwa dazu erforderliche Erklärungen entgegenzunehmen.

Aber auch der Stadtgemeinde als solcher erwachsen allerhand Kriegsorgen. Schaffung von Arbeitsmöglichkeiten für die Beschäftigungslosen, Auftreibung von Lebensmitteln für die Verkaufstelle, Unterstützung der Bedürftigen, Ernährung der Ärmsten. Unter wirksamer Beihilfe des Comité National de secours et d'Alimentation pour la Belgique. Als Ausgabestelle dient der Saal eines ehemaligen Theaters, der jetzigen Musikschule. Vor dem Eingang das bekannte stundenlange Warten in Doppelreihe, bis jeder die Portion Mehl, Speck, Fett, Reis und Salz sein eigen nennt.

Wir wollen nun der Vogarden- oder Jägerkaserne, in der eine Kompagnie des Landsturmbataillons untergekommen ist, einen flüchtigen Besuch abstatten. Unterwegs begegnen wir den belgischen Briefträgern, die gerade das Postgebäude verlassen. In dessen Diensträumen hat soeben revierweise die Ausgabe der für die Belgier bestimmten Postsachen stattgefunden. Diese sind bereits bei der dem Aufgabeort zunächst gelegenen Postüberwachungstelle von Französisch und Flämisch sprechenden Soldaten geprüft worden. Eintreffende Geldwerte müssen die Belgier auf Benachrichtigung hin persönlich am Schalter gegen Vorzeigung ihres Ausweises abholen. Seit einiger Zeit ist auch der Nachnahme- und Postauftragsverkehr nach deutschem Muster eingeführt, wovon die Belgier auffällig gern Gebrauch machen. Die belgischen Postunterbeamten machen kein Hehl daraus, daß sie mit den deutschen Postbehörden lieber zusammenarbeiten als mit ihren früheren Vorgesetzten, zumal in flämischen Gegenden, weil dort der ganze Verkehr die französische Sprache als unbedingte Voraussetzung hatte. Und das spielte für die meisten bei den Prüfungen zwecks Aufrückens in höhere Stellen eine als überaus lästig empfundene Rolle.

In der Nähe der Kaserne geht eben die Knabenschule aus. In Kolonne zu dreien werden die Abcschützen von Geistlichen vorbeigeführt, um hinter der nächsten Ecke nach allen Windrichtungen auseinanderzuflattern. Ein trutziger Freiheitsdrang steckt in den jungen Belgiern. Über den von den Deutschen eingeführten Schulzwang sind naturgemäß nicht alle sonderlich erbaut. Aber das starke Selbstgefühl in Zigarettenwölkchen auspuffen lassen, das kann jeder Dreikäsehoch.

Im Flur des zweistöckigen Kasernengebäudes warten zwei Frauen im Felde befindlicher belgischer Soldaten mit leeren Körben. Sie wollen Wäsche abholen: So geben die „Barbaren" den Familien ihrer feindlichen Kameraden eine willkommene Verdienstmöglichkeit. Der einen leuchtet die Dankbarkeit aus den treuen blauen Augen. Sie hat so etwas von Schillers Mädchen aus der Fremde, eine Würde, eine Höhe.... Sonst lugt wohl der waschechten Belgierin ein dem Anbandeln nicht allzu abgeneigter Schalk unter den Wimpern hervor. Draußen auf dem Hofe ist der Kompagniefeldwebel dabei, hinter einem

wohlgepflegten Blumenbeet die freiwilligen Teilnehmer in die Geheimnisse der Kurzschrift und der kaufmännischen Buchführung einzuweihen. Tafel und Kreide veranschaulichen seine Ausführungen, derweil vor dem Pferdestall der Verpflegungsvizefeldwebel mit einem Gartenbesitzer über den Preis des erbetenen Düngers unterhandelt.

Inzwischen ist's Mittag geworden. Eben hat der Kompagnieführer den Anzug der Stadtwachen nachgesehen. Die Bataillonskapelle setzt sich an die Spitze der Abteilung, der älteste Unteroffizier läßt in strammem Tritt durch den Torbogen hinaus antreten, und dann schmettern die Instrumente eine besonders flotte Marschmelodie. Wenn die Soldaten . . ., öffnen die Mädchen . . . Auch die als etwas verschlossen beleumundete Flamin macht aus ihrem Herzen nicht immer eine Mördergrube. Die Begleiterscheinungen der ersten Trupendurchzüge sind längst vergessen. Der taktmäßige Gleichschritt der gutmütig dreinschauenden Landstürmer und die Macht der Musik erhöhen den Zauber kraftvoller Männlichkeit. Schließlich nickt sie freundlich in die Gruppenkolonne hinein. Auch die Jugend wird von dem militärischen Schauspiel begeistert und begleitet den Zug.

Gerade schlägt die Turmuhr der aus eisenschüssigem Sandstein erbauten altehrwürdigen Kirche Viertel eins. Der Bataillonsführer, zur Linken den Adjutanten, läßt die Wachen an sich vorbeimarschieren. Ein Schwarm Neugieriger schaut dem Aufzug zu, während ein belgischer Polizist die Absperrung besorgt. Vom Gefallen bis zum Imponieren ist ein kleiner Schritt. Einen solch dröhnenden Parademarsch haben ihnen früher die belgischen Soldaten nicht vorgeführt. Gleich anschließend findet ein kurzes Mittagständchen statt. Das Reich der Töne ist international, und so ist der Bann bald gebrochen. Ein Teil der zuhörenden Bevölkerung steht in Gruppen auf dem Platz, andere gehen in der Nähe auf und ab. Mir fällt heute gerade ein, daß das herzige deutsche Volkslied: „Es waren zwei Königskinder" flämischen Ursprungs ist.

Daß drüben an der Südwestseite des Platzes ein bekannter Schlingensteller durch zwei Landstürmer mit aufgepflanztem Bajonett zum wohlverdienten Gewahrsam nach der Zitadelle übergeführt wird, tut der Hochachtung vor der deutschen Nemesis keinen Abbruch.

Wir machen eine kurze Pause im Restaurant „In de volle Pott". Im Zimmer jenseit des Hausflurs ist ein Unteroffizierkasino eingerichtet. Am Essen würde der Wirt sowieso nichts herausschlagen. Also begnügt er sich gern mit dem Getränkeverdienst. Und seine einheimischen Stammgäste sind ihm trotzdem treu geblieben. Schließlich ist ein deutscher Landsturmunteroffizier auch eine ganz verständige Art Mensch. Gleicherweise wird im nahegelegenen „Soldatenheim" ein billiger Mittagstisch verabreicht, bei dessen Zubereitung eine belgische Köchin Hauptbeteiligte ist.

Gegenüber dem Soldatenheim sehen wir die Toreinfahrt zum Geräteschuppen der örtlichen freiwilligen Feuerwehr. Auch das Feuerlöschwesen unterliegt der Oberaufsicht der Militärbehörde. Ein Hauptmann überzeugt sich soeben von der Brauchbarkeit und Bereitschaft der Feuerspritzen sowie aller übrigen Gerätschaften. Doch nicht nur in den Garnisonorten, sondern in jedem Dorf, in dessen Nähe Waldungen sind, wird die Feuerbereitschaft ständig kontrolliert.

Wir nähern uns nun einem der Stadtausgänge. Klatschender Flügelschlag von mehreren Seiten her macht uns begreiflich, daß die Brieftauben jetzt ihre fünf Stunden Nachmittagsfreiflug beginnen. Die Polizeipatrouille wird gerade von einem der Schlagbesitzer zum Hofe hinausgeleitet. Sie hat sich eben an Hand der bei jedem Schlag befindlichen Liste davon überzeugt, daß die verzeichneten gefiederten Herrschaften vollzählig zu Hause waren. Von eins bis drei müssen sämtliche Tauben draußen sein, während die nächsten drei Stunden zum Weiterfliegen freigegeben sind. Auf einem kleinen Vorplatz vergnügen sich eine Handvoll junger Burschen mit dem üblichen Geldwurfspiel.

Soweit der Betrieb in der Stadt. Wir wollen nun auch dem Treiben des Nährstandes einige Stündchen zuschauen. Schon gleich draußen vor den Toren gewahrt man bald an den grünen Riesenteppichen der Mutter Erde, daß Belgien zu den Lieblingslanden der Ceres gehört. Und der belgische Fermier wie der Kleinbauer sind Virtuosen in der Bewirtschaftung des Bodens. Bei dem Mangel an Pferden müssen zwar hier und da Zugochsen einspringen, denn das „Seht ihr drei Rosse vor dem Wagen" ist eine längst verträumte Chanson. Dafür sehen wir bisweilen das etwas eigenartige Bild: ein Öchslein rechts, ein Öchslein links, das Pferdchen in der Mitte. Auch Hundekarren werden zum Heranschaffen von Dünger und andern landwirtschaftlichen Zutaten ausgenutzt. Überall werden vorhandenes Brachland und teilweise auch Wiesen zu Ackerland umgearbeitet.

Was uns nebenbei auf dem Lande gleich angenehm auffällt, das ist der wohltuende freundliche Gruß der bäuerlichen Bevölkerung. Und manchmal klingt das „'n dag, Mynheer!" sogar direkt rührend. In der Nähe der Stadt hantieren vielfach Kleinbürger und Arbeiter in einer Art Schrebergärten herum, um Gemüse und Kartoffeln darin zu züchten. „Oeuvre du Coin de terre" hat man die soziale Einrichtung hierzulande getauft. Einen gelegentlichen Schutz gegen Felddiebstahl gewährt die mit einer gestempelten Binde der deutschen Bezirkskommandantur versehene sog. Zivilpatrouille, die von der städtischen Gemeinde zur Verfügung gestellt wird.

Die ländlichen Gemeinden haben bisweilen allerhand Mehrarbeit durch die von der Verwaltung zu fordernden Feststellungen jeder Art. Denn die Versorgung des Landes wie auch der Besatzung und zum geringen Teile auch der Magazine der Heeresverwaltung erheischen eine gerechte Verteilung der Bodenerzeugnisse und des Schlachtviehs. Nur unbarmherziges Zusammenarbeiten der deutschen und belgischen Behörden bewahren das kaufende Publikum vor Phantasiepreisen. Nichtangabe zurückgehaltener Vorräte wird daher neben unvergüteter Beschlagnahme mit hohen Geldstrafen belegt.

Auch der Gesunderhaltung der Vierfüßer wird weitestgehende Beachtung geschenkt. Deutsche und belgische Veterinäre untersuchen ständig auf Maul- und Klauenseuche, auf Rotlauf und Milzbrand. Die Bestimmungen über Fleischbeschau sind so gehalten, daß beispielsweise ein Metzger, der eine Kuh für die Besatzungstruppen schlachtet, deutsche Sachverständige aus der zuständigen Kreishauptstadt zur Beschau erbitten muß. Verendetes Vieh soll augenblicklich der nächsten Kadaververwertungsanstalt zugeführt werden. In dieser wird das eingelieferte Material in zwei Dampfdörrkesseln ausgepreßt, um Fett für Stiefelschmiere daraus zu gewinnen. Die übrigbleibenden harten Bestandteile werden dann getrocknet und zu Futtermitteln für Schweine und Hühner zermahlen. Während des Krieges wird der Betrieb infolge des kargen Eingangs von nur 25 bis 30 Stück Vieh für die Woche lediglich an zwei Arbeitstagen aufrecht-



Flämischer Unterricht einer Landsturm-Bahnschutzwache im nördlichen Belgien durch einen Volksschullehrer.

erhalten. In Friedenzeiten hingegen wird in der gleichen Zeitspanne an 100 bis 150 Kadavern täglich gearbeitet.

Unsere Straße führt uns zwischen einer mit Wintergestrüpp bewachsenen Kuppe und einem bewaldeten Höhenrücken hindurch. Auf einem den dunkeln Tann durchschneidenden Hauweg hören wir zwei mit trockenem Laub, Moos, Farn- und Heidekraut vollgestapelte Wagen in den Achsen ächzen. Einer von den Landeseinwohnern, der andere von Landsturmleuten geführt und begleitet. Auch eine vorbeugende wohlgedachte Maßnahme. Durch Verwendung solcher Art Stallstreu werden die Strohbestände für dringende Zwecke freigehalten.

Für die segensreiche Tätigkeit der deutschen Forst-



Friedliches Zusammenarbeiten feldgrauer Deutscher mit belgischen Postbeamten in einem Brabanter Städtchen.



Revision des Einhaltens der Höchstpreise durch die Polizeipatrouille auf dem Wochenmarkt.

schutzpatrouillen sind die belgischen Gemeinden und Jagdpächter der deutschen Verwaltung ganz besonders dankbar. Forstdiebstähle sowie Wilddiebereien mit Netzen, Schlingen und Schußwaffen sind trotz erhöhter Versuchung durch die gesteigerte Not weniger an der Tagesordnung als in Friedenzeiten. Auch bei nächtlicher Ausübung seines unsauberen Handwerks mit der Blendlaterne hat mancher Wilderer für einige Zeit seine Freiheit oder beim Sichzurwehrsetzen mit der Waffe in der Hand das Leben lassen müssen.

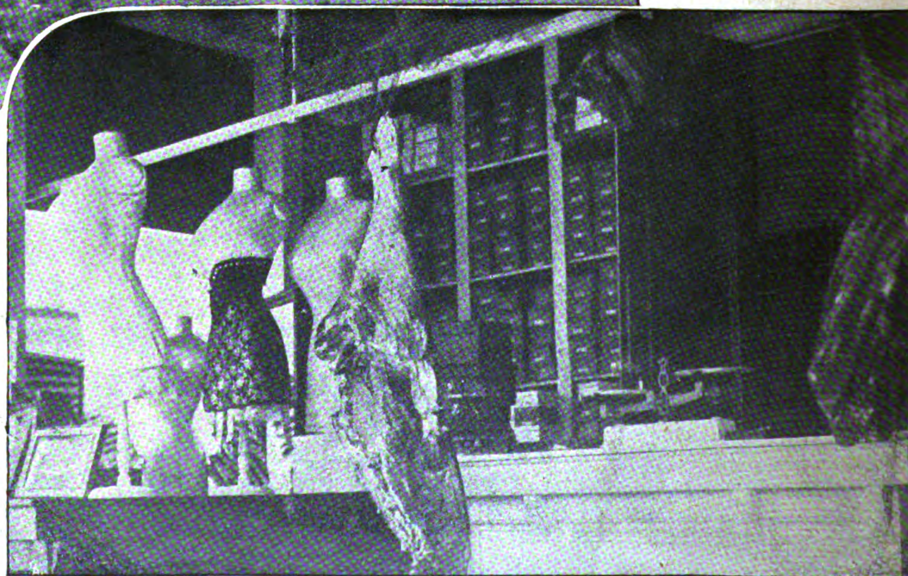


Geldwurfspiel belgischer Müßiggänger.

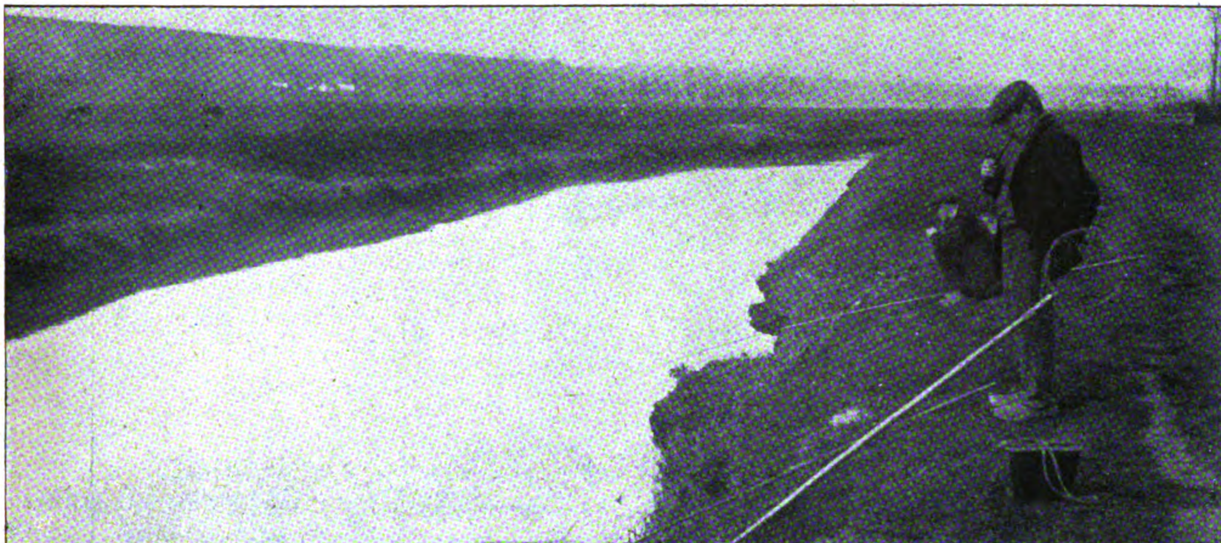


Ulanen eines Forstschutzkommandos auf dem großen Geflügelhof des Hippodroms bei Stockel.

Wir nähern uns jetzt einem Dorfe, von dem ein beträchtlicher Teil beim Vormarsch gegen Antwerpen den Granaten des Feindes zum Opfer gefallen ist. Aber heute blüht schon einiges Leben aus den Ruinen. Gleich eingangs tönt uns das lustige Hämmern eines Wagenschmieds entgegen. Nebenan im Estaminet „By den Amateur van de Trekhonden“ sehen wir durch die offene Eingangstür eine ausgelassene Gesellschaft junger Burschen, die lebhaft mit der dicken Viktorine schäkern. Und einige Schritte weiter bemerken wir Maurer und Zimmerleute beim Wiederaufbau einer der zerstörten Wohnstätten beschäftigt.



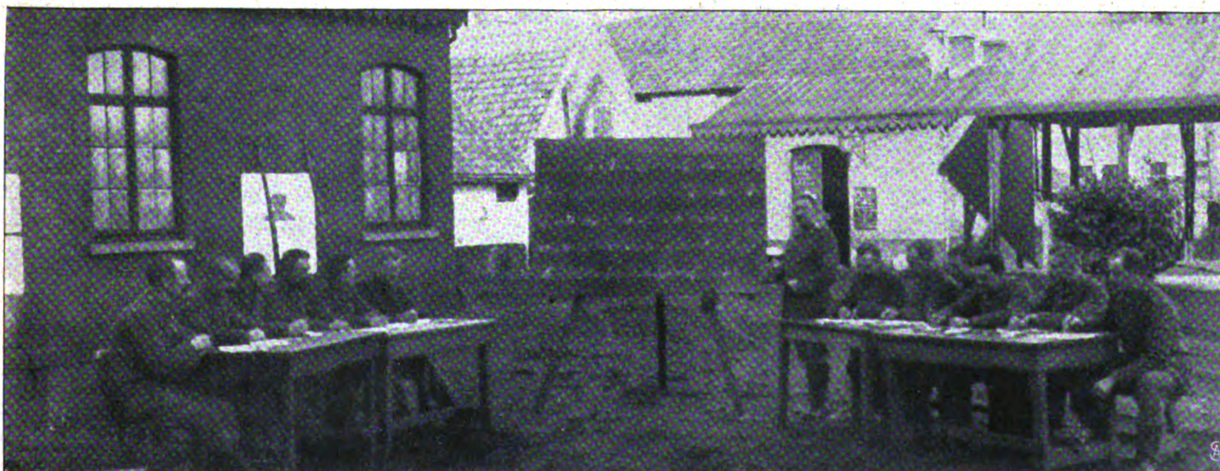
Metzgerei und Korsetthandlung. Eine sonderbare Zusammenstellung von Verkaufsgegenständen.



Beim Weißfischfang



Mittagständchen einer Landsturmkapelle in einem Brabanter Städtchen.



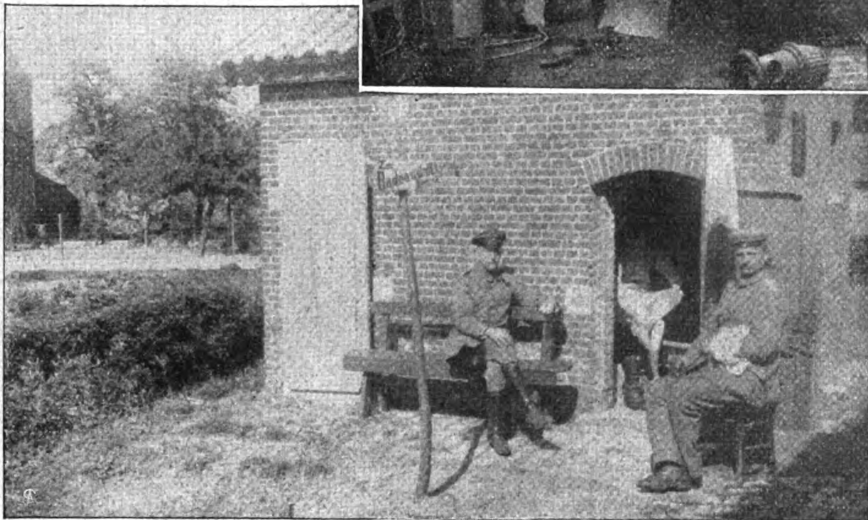
Stenographie auf dem Hof einer belgischen Kaserne durch einen Kompagniefeldwebel (in Zivil Kaufmann).

Fortbildungsunterricht der Landsturmleute.

Gleich hinter dem Dörfchen überschreiten wir auf hohem Brückenbogen einen der das ganze Land durchziehenden prächtigen Kanäle. Eine zwiefache Reihe himmelanstrebender Silberpappeln rahmt die schnurgerade glitzernde Wasserfläche ein, die in der Ferne unter dem Dom der Baumwipfel ihr frühzeitiges Ende vortäuscht. Und unter geheimnisvollem Rauschen zerteilt der Bug eines flachgehenden, kohlenbeladenen



Kontrolle eines Althändlerladens
auf Waffen, Munition und Kupferdraht durch eine Polizeipatrouille.



Badeanstalt
in einem ehemaligen Schweinestall.

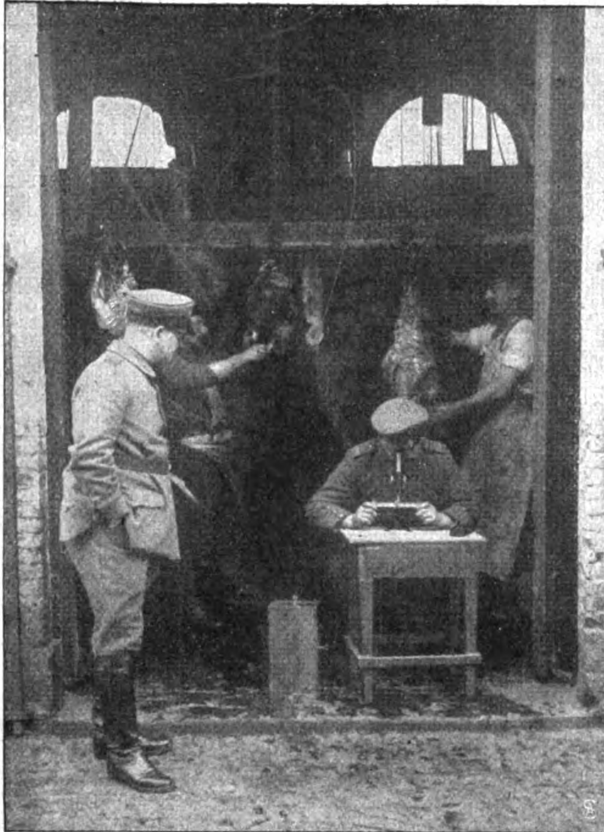
Schleppkahns die stillen Fluten, während der dürre Treidelgaul in gleichmäßigem Anziehen neben dem ebenso stumpfsinnigen Führer den Uferweg entlangstapft. Doch plötzlich töfft die Prosa in das Reich der Poesie hinein. Ein deutsches Patrouillenmotorboot schießt mit eilendem Kiel von hinten her an den Schlepper heran, stoppt und läßt sich vom Eigentümer die Verfrachtungspapiere vorweisen. Aber auch nirgends ist man vor der Gründlichkeit des unheimlich wachgewordenen deutschen Michels sicher! Auf dem jenseitigen Ufer des Kanals sehen wir zwei Männer bei kleinindustrieller Tätigkeit. Sie mühen sich unter freiem Himmel an den Gestellen ihrer Handseilerei ab. Und doch ist der klingende Erfolg ihrer Handfertigkeit nur um ein unbedeutendes geringer als der ihrer Kollegen in den Großbetrieben. Denn dort übersteigt die Nachfrage das



Kartoffelbestandaufnahme.



Kontrolle der Bereitschaft der freiwilligen Feuerwehr
in einem Bezirkstädtchen durch einen Offizier.



Fleischbeschau bei von den Truppen geschlachtetem Vieh.



Taubenkontrolle durch die Polizeipatrouille.

Angebot derart, daß sich die Fabrikarbeiter mit einem Lohn von durchschnittlich zwei Frank für den Tag begnügen müssen.

Bald führt uns der Heimweg wieder den Stadtwällen zu. Eine unübersehbare Kolonne von etwa vierzig Wagen mit Kartoffeln, die auf Anordnung der deutschen Verwaltung der kartoffelarmen Hauptstadt zugeführt werden sollen, passiert eben das Osttor, um noch vor Beginn der Dunkelheit auf dem naheliegenden Bahnhof ihren Inhalt loszuwerden und alsdann verladen zu werden.



Ausgabe der neusten Verordnungen an die Beamten der umliegenden Gemeinden auf einer Bezirkskommandantur.

Wir kehren zur Grande Place zurück. An der Kirche wird gerade der Funkspruch angeschlagen. Besonders in kritischen Zeitabschnitten stehen schon viele Einheimische gleichzeitig mit den Soldaten in der Nähe bereit, um die Nachrichten zu verschlingen. Diejenigen, die die Richtigkeit der deutschen Heeresberichte anzweifeln, bilden jetzt nur noch eine verschwindend kleine Gemeinde.

Auf der andern Seite der Kirche, an der langen Wand des hôpital civil, finden wir, über- und untereinandergeklebt, die älteren und neuesten Verfügungen der deutschen Behörden in deutscher, flämischer und französischer Sprache. Jung und alt entziffert mit unverkennbarem Interesse die mit Strafandrohung für den Zuwiderhandelnden wirksam schließenden Verordnungen. Hin und wieder macht einer Glossen darüber, wenn er sich unbeobachtet glaubt. Aber sogar die Analphabeten lassen sich in die Bedeutung der Bestimmungen einweihen, denn Leseunfähigkeit schützt ebenowenig wie Unkenntnis vor der in Aussicht gestellten Strafe.

Das im allgemeinen erloschene gesellschaftliche Leben in Belgien erfährt nur gelegentlich einer Wohltätigkeitsveranstaltung eine vorübergehende Wiederbelebung. So durch musikalische oder Turnvorführungen, zu der man im Straßenanzug erscheint. Sonst unterbleiben mit Rücksicht auf den Ernst der Zeit alle rauschenden Vergnügungen. Die Damen der Gesellschaft nehmen an den Bestrebungen zur Verbesserung des Loses der Familien bedürftiger und im Felde befindlicher Soldaten sowie der Kriegsgefangenen lebhaften Anteil. Die Männer sitzen nach getaner Arbeit vielfach im Wirtshaus.

Abends beim Glase Bier vergißt man den „Orlog". Sowohl in der „Grauen Gans", wo ein Teil der Offiziere des Billards wegen verkehrt, als auch in den recht zahlreichen kleineren Estaminets sitzen Feldgraue und Belgier friedfertig an benachbarten Tischen in demselben Raum beieinander. Jeder redet in seiner Zunge, aber das Löwener Artois oder das Lambicähnliche „Jack op" erhält mit demselben Erfolg die Stimmbänder in der nötigen Feuchtigkeit. Zu dem üblichen Hecht stiften die Belgier den Zigarettenqualm, die Deutschen den Zigarrenrauch. Am Zapftisch steht die Schankmaid, den kleinen dreieckigen Ausschnitt durch die „Jeannette", die belgischtypische Bajonettbrosche, lose zusammengehalten. Ihre verstohlenen Blicke gelten nicht ausschließlich den Einheimischen. Es soll aber auch Zugeknöpftere geben. Nur wenige Gäste vertreiben sich die Langweile mangels geistiger Austauschware mit dem Damier, dem Damebrettspiel, oder mit dem Knobelbecher. Eins der Estaminets trägt die eigenartige Aufschrift: „In de vloere mie achterdenbosch", das bedeutet: „Zu der verrückten Alten hinterm Busch." Auch das deutsche Kino vereinigt friedlich die belgische Jugend mit den behäbigen Landstürmern.

Die Uhr schlägt mittlerweile drei Viertel elf. Die bürgerlich Gekleideten tun so, als ob sie sowieso hätten nach Hause gehen wollen, und empfehlen sich mit sauer süßer Miene. Denn in puncto Pünktlichkeit versteht die zwei Mann starke Nachtpatrouille absolut keinen Spaß. Bald sind ihre dröhnenden Tritte verhallt, bald erlöschen die letzten Lichter in den Häusern. Und dann würde die Königin der Nacht ihre Alleinherrschaft ausüben, wenn nicht der größere Teil der Laternen sein Licht auf Geheiß der Herren der Situation bis zur Morgenröte leuchten lassen müßte.

Horch.

Skizze von Minna von Heide.

In einer bekannten Großstadt sah man in diesen letzten Wochen häufig eine schlanke, schlichtgekleidete Frauengestalt mit einem prachtvollen Exemplar von Schäferhund. Man sah die Fürsorge der Dame um das Tier und hätte auch ohne das Halsband mit den roten Kreuzen sofort herausgefunden, daß es mit diesem Hunde eine besondere Bewandtnis haben müsse. Er schritt so feierlich, seiner Bedeutung selbst bewußt, und seiner Begleiterin war es augenscheinlich nur darum zu tun, den Hund zu führen und nicht etwa sich selbst auf einem Spaziergang zu erholen.

Horch war denn auch tatsächlich ein Held und zurzeit auf Heimaturlaub. Die Wunde, auf die hin er den Erholungsurlaub erhalten hatte, war inzwischen schon vernarbt. Er war an der linken Kopfseite von einem Granatsplitter getroffen worden und hatte an dem Tage mitten im Geschoßregen den ganzen Tag Dienst getan. War überhaupt Liebling der gesamten Armee und schon zu den verschiedensten und schwierigsten Zwecken verwandt worden. Ein echter rechter Kriegshund. Seinen Herrn — der aktiver Offizier war, und der am gleichen Tage einen schweren Brustschuß erhielt — hätte keine seiner eigenen Auszeichnungen mit mehr Stolz und Freude erfüllen können als die, daß der Kommandierende ihn eines Tages rufen ließ und zu ihm sagte: „Mein lieber Herr von Kehl, wir brauchen Ihren Horch. Das ist ja ein Satanskerl von Hund! Wie sind Sie an den Racker rangekommen?"

„Zu Befehl, Herr General, der Stamm ist schon viele Jahre in unserer Familie. Horchs Mutter, das schönste Exemplar, starb leider beim Wurf. Ihn selbst habe ich mit der Flasche aufgezogen, trotzdem gerade er unter den drei Geschwistern der größte und kräftigste war."

Der hohe Herr lachte. „Also gewissermaßen selbst Militär. Wenn man einem Hunde das ‚Eiserne' geben könnte, würde ich selbst es ihm umhängen." —

Kurt hatte gerade ein paar dienstfreie Stunden gehabt und hatte sie dann verträumt. Der Herr General hätte nur wissen sollen, welchen Preis der „Racker" ihn gekostet hatte.

Noch immer sah er Inge an dem hohen Parkgitter lehnen und hörte den gereizten Klang ihrer sonst so melodischen Altstimme: „Ich bin tatsächlich zu Ende mit meiner Geduld, Kurt! Es war mein voller Ernst. Du hast zu wählen zwischen dem Hund und mir!"

Er hatte sie bei beiden Händen angefaßt gehabt und hatte ihr so recht tief und gut in die Augen sehen wollen, aber schäumend vor Trotz hatte sie sich losgemacht. „Laß mich, es ist immer die alte Geschichte! Hunde und Pferde und Hunde! Tag für Tag derselbe Drill. Stunden habe ich schon vergebens und stillschweigend gewartet, aber dieses unschöne Vieh von Horch macht das Maß voll. Du bist nicht sein Herr, du bist sein Narr! Statt deiner darf er mich begrüßen!!" —

Kurt war ganz betreten gewesen. An dem Gewoge ihres Blutes hatte er gesehen, daß Inge nicht spaßte, und

plötzlich, bevor er noch recht zur Besinnung gekommen war über ihre unerwartete Heftigkeit, hatte sie sich umgedreht und ihn einfach stehen lassen.

Horch hatte ratlos neben ihm gestanden. Der noch sehr junge und tatsächlich einstweilen etwas plumpe und patschige Hund hatte damals zuerst sein ungewöhnlich feines Gefühl bewiesen. Er hatte sich benommen, als wollte er sagen: Was habe ich da nun angerichtet! Mit hängendem Kopf hatte er seinem Herrn demütig abbittend die Hand geleckt und hatte ihn so köstlich betrübt und klug und tapsig zugleich angesehen, daß der schmerzlich erregte Mann trotz allem ein Lächeln nicht hatte unterdrücken können und mit einem zärtlichen Griff ins Fell leise sagte: „Laß man, mein Männeken, das saß doch wohl schon tiefer. Wenn du auch nicht immer deine Vorderpfoten an weißen Spitzen abzuputzen brauchst! Inge will es gar nicht, daß du deine Sympathie auch auf sie überträgst." . . .

Da hatte Horch seine Schnauze still in die freie Linke seines Herrn gesteckt und war in dem gleichen Maße zahm vor ihm stehengeblieben, als er Inge stürmisch entgegengeflogen war.

Dann waren sie beide nach Hause getrottet, ohne Versöhnungsversuche gemacht zu haben.

Drei Tage hatte Kurt damals gewartet, und dann war denn auch endlich ein Brief von Inge gekommen. Sie schrieb:

„Ich weiß, Kurt, daß ich zu weit ging. Mich umdrehen und ins Haus gehen, hätte ich jedenfalls nicht dürfen. Dennoch ist es mir auch heute noch sehr schwer geworden nachzugeben. Und trotz reiflicher Überlegung bleibe ich nun auch in Ruhe bei dem, was ich sagte. Du kannst ja gar nicht anders, als zugeben, daß ich erst an zweiter Stelle komme. Deine Tiere gehen dir über alles. Ich habe selbst von Jugend auf Pferde und Hunde gern gehabt, aber es muß ein Maß haben damit. Und das Auge muß sich mitfreuen können. Dieser Horch ist ohne Übertreibung abscheulich. Er geht mir direkt auf die Nerven. Ich weiß leider, wie lieb Du gerade ihn hast, und habe mir redliche Mühe gegeben, Deine Gründe zu achten und meine Abneigung zu überwinden, aber es ist mir nicht gelungen. So weh es mir selbst tut, ich muß bei meiner Forderung bleiben. Den Hund oder mich! Es würde mir zur fixen Idee werden, daß Dir ein Hund näher stehen könnte als Deine Braut.

Inge."

Kurt hatte lange über dem Schreiben gesessen und die rechte Antwort nicht gefunden. Dann war die Hand aber fest über das Papier geglitten:

„Liebe Inge,

in Gefühlsachen kommt bei dem allzu langen Überlegen gewöhnlich das Rechte nicht heraus. Ich will Dir lieber gleich antworten. Die letzten drei Tage habe ich natürlich sowieso an nichts anderes denken können als an das letzte Geschehnis zwischen uns. Wie fern müssen wir uns im Grunde noch gestanden haben, daß das geschehen konnte.

Du hast mir die Pistole auf die Brust gesetzt, Inge, und hast meine empfindlichste Stelle getroffen. Ich gebe Dich frei. Mit Horch hat das gar nichts zu tun. —

Ich verzichte auf alle schönen Phrasen und sage Dir rund und klar heraus, daß ich Dich nicht mehr von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebhaben kann. Es reimt sich gar zu wenig, Bedingungen oder gar Forderungen zu stellen, wo man einander freiwillig mit Leib und Seele zu eigen geben will.

Es freut mich aber, Inge, daß wir noch keine Ringe getauscht haben, und daß außer Deinen Eltern und meiner Mutter wohl kaum jemand um unser Bündnis weiß. So bleiben Dir alle äußeren Unannehmlichkeiten erspart.

Nimm ohne Bitterkeit meinen letzten Gruß, Inge, und faß es auf wie ich. Daß ein heimliches Verlöbnis eine Vorprüfung ist, und daß aus einer Trennung keine Feindschaft zu werden braucht. Mir wenigstens wird in der Erinnerung alles lieb bleiben, was mir an Dir lieb war.

Kurt."

Auf diese Zeilen war keine Antwort mehr gekommen. Es war nur später noch ein warmer, abschiednehmender Gruß getauscht worden zwischen Kurt und Inges Eltern und zwischen Kurts Mutter und dem Hause seiner einst heimlich Verlobten.

Dann hätte man beiderseits persönlich nichts mehr voneinander gehört, nur noch durch dritte.

Erst drei Jahre später, nachdem der Krieg schon ausgebrochen war, fanden die Zwei zueinander zurück. Und nachdem Kurt um Haaresbreite schon sein Leben fürs Vaterland hatte lassen müssen.

Er war inzwischen im Felde vom Oberleutnant zum Hauptmann befördert worden mit sehr jungen Jahren und trug beide Eisernen Kreuze. Aber dann lag er nach einer schweren Operation kraftlos im Lazarett.

Er lächelte erst wieder, als sein Oberst ihn mit dem verbundenen Horch besuchte. „Nicht wahr, Herr Oberst," sagte er, „Horch darf statt meiner einige Wochen auf Heimaturlaub? Meine alte Mutter würde sich so sehr freuen."

Was Horch sonst noch sollte, verschwieg der Herr Hauptmann. Er gab ein Begleitschreiben an seine Mutter mit, in dem es unter anderm hieß, von Inge — — — „Sie hat mir doch viel tiefer gesessen, als ich damals dachte, Mutter. Besonders ihren letzten Brief an Dich habe ich niemals vergessen können. Der war sehr, sehr lieb. Und heute sehe ich es auch ein, daß viel Schuld auf meiner Seite war, und begreife ihre Eifersucht und Nervosität besser. Wenn sie Geduld mit mir gehabt hätte, bis wir ein Paar geworden und Kinder gehabt hätten, wäre es von selbst anders geworden. Du weißt es ja, Mutter, wie das Aufziehen mir im Blut sitzt. Ich habe es von Dir. Du hast doch früher im ganzen Umkreis jedes Kind und jedes Tier mit groß gemacht. Also, liebe Mutter, nun mußt Du mir helfen, es wieder in Ordnung zu bringen mit uns beiden. Inge ist ja bis jetzt auch allein geblieben. Trotzdem es ihr an Freiern sicherlich nicht fehlt. Vielleicht kann auch sie nicht vergessen.

Ich weiß einen Weg, Mutter. Fahre nach H. mit Horch, sobald er sich einigermaßen in unserer schönen Freiheit dort erholt hat, und bringe ihn einfach bis an das Gitter von Inges Haus. Wenn das Tor verschlossen sein sollte, springt er hinüber, mit so was weiß er Bescheid. Du mußt ihn nur vorher leise streicheln, damit er von vornherein weiß, daß es sich um etwas Friedliches handelt, und dann mußt du ein paarmal warnend und eindringlich wiederholen: ‚Paß auf!' Das ist das Zeichen für ihn, daß er an die Stelle kommt, wo ihm ein Brief unter dem Halsband fortgenommen werden soll. Du selbst drücke nur inzwischen auf den Knopf am Gittertor und gehe einstweilen ruhig weiter." —

Es traf sich fast wie im Märchen. Inge wollte eben in die Stadt gehen, Einkäufe machen, und schrie laut auf

vor Schreck, als der Riese von einem Hund ihr nach dem wilden Sprung plötzlich knapp vor den Füßen stehenblieb. Aber Horch ließ sich nicht verwirren durch den Schrei. Er hob so beredt seinen klugen, schönen Kopf auf, daß Inge alles Blut zum Herzen strömte. Denn so sehr Horch sich auch verändert hatte, sie erkannte ihn augenblicklich wieder. Und bevor sie noch darüber nachdachte, auf welche Weise er hier vor ihr stand, und welche Bewandtnis es mit seinem plötzlichen Erscheinen haben mochte, schluchzte sie auf, umhalste niederkniend den Hund und drückte ihm ihren Kopf ins Fell.

Horch stand und rührte sich nicht. Und Inge erregte sich immer mehr. Bis ihr Vater durch den Garten auf sie zukam und schnell den Zusammenhang erriet.

„Tu ihm nicht weh, Inge", sagte der alte Herr gedämpft. „Mir scheint, wir haben da einen Kriegsinvaliden vor uns. Da, gerade wo du die Hand hältst, sehe ich ganz deutlich eine frisch vernarbte größere Wunde, und das übrige sagen die vielen roten Kreuze am Halsband. Außerdem — es sitzt etwas in der kleinen Tasche unter dem Bande. Dieses königliche Tier würde schwerlich so geduldig hier stehen, wenn es nicht eine Botschaft hätte."

Dann saß Inge in ihren eigenen vier Wänden und las unter strömenden Tränen immer wieder.

„Tag um Tag fließt hier unser deutsches Blut, Inge. Meins mischte sich auch schon darunter, aber die Ärzte sagen, ich werde genesen und kein Krüppel bleiben, wenn auch Monate vergehen werden, bis die Brust wieder heil ist. Noch darf ich keinen Besuch haben, Inge, aber sobald es sein kann, kommst Du dann mit meiner Mutter? Ich will alles gutzumachen suchen, und Du sollst höchstens noch auf unsere eigenen Kinder eifersüchtig sein, wenn Du mich jetzt noch haben willst.

Immer noch dein Kurt."

Unten saß Kurts Mutter bei Inges Eltern. Den Hund hatte Inge oben, während sie schrieb, zu ihren Füßen liegen. Den Kopf gegen sie geschmiegt.

„Lieber, lieber Kurt!

Soviel ich mir auch Mühe gebe, die erregten Gedanken zu sammeln, es will mir nicht gelingen. Ich werde die Stunden zählen, bis ich bei Dir sein kann, und ein einziger Blick soll Dir alles sagen.

Horch darf mir bis dahin nicht von der Seite. Ich will um die Wette mit Dir Hunde erziehen, bis wir Kinder haben! Und auch unsere Kinder wollen wir Tiere lieben lehren!

Kein Wort hast Du damals zu Horchs Verteidigung gesagt! Heute verteidigt er sich stillschweigend selbst. Wie war es möglich, Kurt, daß ich so viel Treue nicht schon damals in seinen Augen gewahrte! Du bist der gründlichere und bessere Mensch von uns beiden. Und daß Du mich trotz meines kindlichen und albernen Benehmens lieb behalten hast und mich nun wieder ganz in Dein Herz nehmen willst, das will ich Dir danken, solange ich lebe. Ganz wußte ich ja erst, wer Du warst, als ich Dich verloren hatte.

Mit allem, was ich bin

Deine Inge."

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 24. Berlin, den 10. Juni 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 24.



Die sieben Tage der Woche.

30. Mai.

Südlich des Raben- und Cumières-Waldes nehmen deutsche Truppen die französischen Stellungen zwischen der Südkuppe des „Toten Mannes" und dem Dorf Cumières in ihrer ganzen Ausdehnung.

Deutsche und bulgarische Streitkräfte besetzen, um sich gegen augenscheinlich beabsichtigte Überraschungen durch die Truppen der Entente zu sichern, die in diesem Zusammenhang wichtige Rupelenge an der Struma.

Das Panzerwerk Punta Corbin fiel in österreichisch-ungarische Hand. Westlich von Arsiero wurde der Übergang über den Posina-Bach erzwungen.

31. Mai.

Die unter Befehl Sr. K. u. K. Hoheit des Generaloberstem Erzherzogs Eugen operierenden Streitkräfte haben Asiago und Arsiero genommen.

Die über den Posina-Bach vorgedrungenen Kräfte nehmen den Monte Priafora. In dem halben Monat seit Beginn des Angriffes wurden 30388 Italiener, darunter 694 Offiziere, gefangengenommen und 299 Geschütze erbeutet.

1. Juni.

Unsere Hochseeflotte stößt bei einer nach Norden gerichteten Unternehmung am 31. Mai auf den uns erheblich überlegenen Hauptteil der englischen Kampfflotte. Es entwickelt sich am Nachmittag zwischen Skagerrak und Horns Riff eine Reihe schwerer, für uns erfolgreicher Kämpfe, die auch während der ganzen folgenden Nacht andauern. In diesen Kämpfen werden, soweit bisher bekannt, von uns vernichtet: das Großkampfschiff „Warspite", die Schlachtkreuzer „Queen Mary" und „Indefatigable", zwei Panzerkreuzer, anscheinend der „Achilles"-Klasse, ein kleiner Kreuzer, die neuen Zerstörerführer-Schiffe „Turbulent", „Nestor" und „Alcaster" sowie eine große Anzahl von Torpedobootszerstörern und ein Unterseeboot. Nach einwandfreier Beobachtung hat ferner eine große Reihe englischer Schlachtschiffe durch die Artillerie unserer Schiffe und durch Angriffe unserer Torpedobootsflottillen während der Tagesschlacht und in der Nacht schwere Beschädigungen erlitten. Unter anderen erhielt auch das Großkampfschiff „Marlborough", wie Gefangenenaussagen bestätigen, Torpedotreffer. Durch mehrere unserer Schiffe werden Teile der Besatzungen untergegangener englischer Schiffe aufgefischt, darunter die beiden einzigen Überlebenden der „Indefatigable". Auf unserer Seite ist der kleine Kreuzer „Wiesbaden" während der Tagesschlacht durch feindliches Artilleriefeuer und in der Nacht S. M. S. „Pommern" durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht. Über das Schicksal S. M. S. „Frauenlob", die vermißt wird, und einiger Torpedoboote, die noch nicht zurückgekehrt sind, ist bisher nichts bekannt.

2. Juni.

Auf dem Westufer der Maas brechen die Franzosen erneut zum Angriff vor, sie hatten keinerlei Erfolg. Oestlich des Flusses stürmen unsere Truppen den Caillette-Wald.

Im Raume von Arsiero erobern die österreichisch-ungarischen Truppen den Monte Barco (östlich des Monte Cengio) und fassen nun auch südlich der Orte Fusine und Posina auf dem Südufer des Posina-Baches festen Fuß.

3. Juni.

Der Chef des Admiralstabes der Marine stellt in einer neuen Mitteilung, um Legendenbildungen von vornherein entgegenzutreten, fest, daß in der Schlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai die deutschen Hochseestreitkräfte mit der gesamten modernen englischen Flotte im Kampf befunden haben. Zu den bisherigen Bekanntmachungen ist nachzutragen, daß nach amtlichem englischem Bericht noch der Schlachtkreuzer „Invincible" und der Panzerkreuzer „Warrior" vernichtet worden sind. Bei uns wurde der kleine Kreuzer „Elbing" gesprengt. Die Besatzung wurde geborgen.

Württembergische Regimenter erobern im Sturm den Höhenrücken südöstlich von Zillebeke (südöstlich von Ypern) und die dahinterliegenden englischen Stellungen. Östlich der Maas erlitten die Franzosen eine weitere Niederlage.

In der Gegend südöstlich von Vaux sind heftige, für uns günstige Kämpfe im Gange. Am Osthang der Maashöhen stürmten wir das stark ausgebaute Dorf Damloup.

4. Juni.

Nach Angabe eines durch uns geretteten Mitgliedes der Besatzung des gesunkenen englischen Zerstörers „Tipperary" ist der englische Panzerkreuzer „Euryalus" von unseren Streitkräften in der Seeschlacht vor dem Skagerrak in Brand geschossen und vollständig ausgebrannt.

Der Generalfeldmarschall.

Von Rittmeister Frhr. von Ompteda.

Schweigend liegt das große Haus, zurückgerückt in seinem Ehrenhofe, davon die Befehlsdrähte von Ober-Ost hinausgehen an die Riesenfront. In der Mittagstille ist kein Mensch zu erblicken bis auf den Posten vor dem zur Wache umgestalteten Nebengebäude. Da steht er in unerschütterlicher Ruhe wie die langen deutschen Linien draußen an der Ostfront. Plötzlich reißt etwas den Mann aus seiner Bewegungslosigkeit. Er eilt ans Schilderhaus, ruft, die Wache tritt heraus. Zugleich biegt lautlos ein Kraftwagen durch das Tor, hält am Haupteingang, einer im Mantel steigt aus, bleibt, die Hand am Mützenschirm, stehen, das gütige Auge auf die Soldaten gerichtet, die ihm militärische Ehren erweisen. Er ist ganz allein auf den Stufen. Der gewaltige Mann findet Zeit, den Gruß entgegenzunehmen, obwohl der eilige Draht drängend Meldung auf Meldung trägt, denn der Russe greift eben abermals an. Wie aus Erz steht der Generalfeldmarschall, bis plötz-

lich die Stelle leer ist unter dem Dach der Vorfahrt. Im Hause der Arbeit, die da geht Tag und Nacht und Nacht und wie Tag ohne Ende, ist er verschwunden, als sei er nur eine Erscheinung gewesen. Die Wache tritt ab. Wieder hält allein der Posten regungslos eherne Wacht gleich der deutschen Front.

Dann die neue Bewegung: nicht Erscheinung mehr, sondern Sehen und Sprechen von Auge zu Auge, Ohr zu Ohr im Kreise des engeren Stabes. In einem anderen Hause jener Stadt — irgendeiner in dem weiten Land — wo der Generalfeldmarschall von Hindenburg heute arbeitet. Das Heim eines wohlhabenden Mannes. Beschränkt kann es nicht sein, weil solch ein Stab nicht allein zur Arbeit Platz braucht, sondern diese Herren auch bei Tisch — das ist ihre Ruhezeit, da es im Felde keinen Sonntag gibt —einander erreichbar sein müssen. Da werden nach dem Essen in einem ruhigen Augenblick Meinungen ausgetauscht, passender hier für die Arbeitüberhäuften als im Geschäftzimmer, wo ewig einer eintritt, ständig der Fernsprecher Ohr und Mund verlangt. Den meisten der Herren ist jenes einfache Mahl die einzige Zeit am Tage, wo Scherz und Aussprache einmal das arbeitende Hirn ruhen läßt.

Kurz vor der Stunde versammelt man sich in einem Zimmer unmittelbar am Flur, darin Treppenhaus und Kleiderablage zusammenstoßen. Wohl herrscht die Generalstabsuniform vor, doch auch mancher andere Rock ist vertreten. Nicht anders wie bei jedem Stabe: Offiziere, geeint durch Erziehung, verschieden nur an Jahren, die meist auch den Rang bedeuten, verkehren hier miteinander, wie eben der wohlerzogene Mensch, der als Jüngerer weniger Erfahrung des Lebens besitzt, gegen jeden sich benimmt, dessen Haar ergraute. Jene gewisse Abgeschlossenheit ist äußerliche Form, die hält, doch nicht bindet, eine Gepflogenheit, aber keine Hemmung. Auch nicht jenem hochgewachsenen General gegenüber mit den klaren, hellen Adleraugen, die nicht aussehen, als ließen sie sich etwas vorgaukeln, sondern die Menschen anblicken, von einem scharfen Hirn gelenkt, einem unerbittlichen, vielleich rücksichtslos wagemütigen zugleich. Gott sei Dank für unser Vaterland! Unter dem kurz gehaltenen Haar auf dem rundgebauten Schädel forschen sie aus einem grauen Gesicht, darin auf festen Kinnladen über schmalen Lippen nur mehr für den kleinen Schnurrbart Platz ist. Mit der ruhigen Sicherheit des deutschen Offiziers tritt er ein, der Chef des Stabes: Generalleutnant Ludendorff.

Dann steht mit einem Mal unter den Herren ein großer, starker Mann im kleinen Rock mit den gelben Spiegeln des Dritten Garderegiments z. F., darauf das blaue Kreuz des „Pour le Merite“, der sächsische Militär-Sankt-Heinrichs-Orden, das Kreuz von Eisen liegen. Er macht nichts aus sich, ruht in sich selbst in natürlicher Gelassenheit. Begrüßung. Händedruck. Durch eine Anzahl Räume geht es, den einstigen Wohnzimmern der Familie. Westeuropäisch. Kaum russische Anklänge. Etwa Berlin W. Im großen Speisezimmer steht der lange, weiß gedeckte Tisch. Anrichte wie Stühle sind geschnitzt. Auf dem satten Rot der Wände prangen Teller und Schaustücke. Das Essen ist einfach. Es ist Krieg. Der Feldmarschall hat andere Dinge im Sinn als Tafelfreuden. Aber er sitzt behäbig am Tisch, und seine wunderbar selbstverständliche Ruhe scheint sich der Tafelrunde mitzuteilen, daß einen staunend der Gedanke bedrängt: Und eben müht sich der Russe, mit vielen Hunderttausenden durchzubrechen, und gibt Befehle, als hätte er schon Wilna zurück und Warschau dazu! Da überrieselt den Gast das Bewußtsein der Größe des Mannes und der Stunde. In brennend dankbarem Herzen empfindet man die Sicherheit, die von diesem Herrlichen ausströmt. Er ist herrlich. Ist ganz ungewöhnlich. Einer, wie er vom Schöpfer in Gebelaune nur in großen Abständen der Zeiten selten einmal gemacht wird, weil auch der Weltenbildner solchen Kerl nicht jeden Tag fertigbringen kann, sondern sich danach mal verschnaufen muß ein paar Dutzend Jahre, ein paar hundert vielleicht. Wir Deutschen, die unser Gott sichtbarlich gesegnet, haben das Glück, dessen wir uns immer dankbar eingedenk zeigen wollen, daß solch Meisterstück der Schöpfung wieder mal gerade unter uns gefallen ist. Schwer gefallen, denn der Mann ist von gewaltigem Wuchs. Vom Schlage Luthers, Bismarcks. In zwei Arten leben uns die Großen: Fridericus rex und Moltke, Denker mit hagerem Leib. Zu ihnen etwa Mozart gezählt, Ulrich von Hutten, vielleicht Kleist und Schiller, wenn wir von der Körperlänge absehen. Dann die andere Art, zu der noch Goethe tritt, der auch körperlich Vollendete, Beethoven mit dem häßlich schönen Titanenkopf, Böcklin, der Maler.

Vor allem lockt Bismarck zum Vergleich; beide urdeutsch. Wie Bismarck ist der Generalfeldmarschall weit über das Mittelmaß emporgewachsen. Wie bei Bismarck ruht auf dem starken Leibe ein flacher, kleiner Kopf von geringer Seitenentwicklung, denn wie bei Bismarck ist die Gesichtslinie fast flach. Und wie beim Alten aus dem Sachsenwalde die Farbe nicht braun gewesen ist — Lenbach, der „braun“ malte, hat ihn in der Farbe unrichtig dargestellt — so ist auch Hindenburg nicht dunkel, wie wir ihn oft geschildert sehen, sondern gelb, blaß. Wohl können da Luft und Sonne im Sommer andere Farben brennen.

In einem scheint fast jede Darstellung dieses Kopfes der Wirklichkeit nicht gerecht zu werden: alle Bilder, die wir vom Generalfeldmarschall kennen, malen ihn zu grob. In die schlechten schlich sich sogar etwas von Kommiß, als müsse durchaus das Soldatische so und nicht anders ausgedrückt werden. Möchte doch einmal der große Meister an diesen Kopf gehen, der, seiner Ausdrucksmittel gewiß, nicht versucht, ihn ins Heldenhafte zu steigern — so mögen nämlich auch die Stirnhöcker und Wulsten über den Augen, die man am Lebenden so vergeblich sucht, entstanden sein — der Meister, der nicht durchaus den Krieger finden will, sondern, indem er schlichte Wirklichkeit gibt, den Menschen. — Und an Hindenburg ist, sollte man meinen, der Mensch doch groß genug. Denn das ist es eben, das den Generalfeldmarschall mit so eigenem Zauber umgibt: nicht einer in einsamer Größe steht vor uns, nicht ein bereits lebensferner Denker, wie einst, der diese Zeilen schrieb, als junger Leutnant Moltke in nächster Nähe erleben durfte. Vor uns reckt sich nicht der eisig ferne Genius auf, vor dem man sich in ehrfürchtigem Staunen neigt, sondern unter uns steht ein Mensch wie ich und du. Wenn der taube Tonschöpfer der Neunten bei Sturm finster durch Wiens Gassen strich, mag man das Genie als einem fremd empfunden haben, der letzte Goethe, so menschlich nahe einem jeden Liebenden und Schuldigen der junge stand, hat nicht anders gewirkt. Der alte Rembrandt, trunken, verglasten Blickes, durch das Judenviertel Amsterdams irrend, wird den Menschen so ferngeblieben sein wie Kant und Nietzsche in ihren letzten Tagen. Nicht so der Generalfeldmarschall. Dieses eben ist es,

das ihn den andern keineswegs staunend entrückt, sondern nahebringt: die teilnehmende Menschlichkeit des Mannes. Er, den Wert und Können, Schlachtenglück wie Gegner so hoch erhoben, ist der einfache Mensch geblieben, die er von Kindesbeinen an war. Eine gewisse Art des Auftretens liegt nicht im Menschen Hindenburg beschlossen, die bringt der hohe Offizier mit sich. Aber ein Generalfeldmarschall, der um Verzeihung bäte, daß er geboren ist, wäre wohl in jungen Jahren abgehalftert worden, weil er offenbar der Mann nicht war, anderen zu befehlen. Doch noch immer bestätigte es das Leben, daß die wahrhaft Großen es nicht nötig haben, durch Äußerlichkeiten ihre Bedeutung zu erweisen. Ja, der Generalfeldmarschall, denn so und nicht Exzellenz nennt man ihn, ist Mensch geblieben. Darin, nicht in der Leistung allein mag wohl Hindenburgs Volkstümlichkeit begründet sein. Dieser Mann weiß vielleicht nicht einmal völlig, was er uns eigentlich ist. Den kriegsgeschichtlichen Wert seiner Taten muß er ja kennen, aber ob sein Volk sie wirklich richtig wertet, scheint darum zweifelhaft, weil Hindenburg als reiner Soldat, der er immer gewesen ist, von der Urteilslosigkeit der Menge in strategischen Dingen überzeugt sein wird. Liegt doch die wahre Kunst des Feldherrn dem Laienauge ebenso verborgen wie das letzte jeder Kunst. Ja, des Soldaten äußere Bindung bedingt geradezu, daß seine Leistung im Frieden den Außenstehenden verborgen bleibt. Alles, was Führung betrifft, ist notwendig geheim, damit unser Wollen den Gegnern unerkannt bleibe. Bei der Kritik erfahren nur die Offiziere, wie der Herbstübungstag gewertet wurde. Es kommt noch mehr hinzu. Etwas von der Tragik des Offizierslebens, nämlich jenes Schicksal, das auch diesen Großen einmal gestreift hat. Dem Soldaten kann nur der Krieg endgültig zeigen, ob die Arbeit seines Lebens von Wert gewesen ist. Es gibt wohl kaum einen anderen Beruf, der seine Jünger Jahrzehnte arbeiten und dann dahingehen lassen kann, ohne daß sie sich im Ernste betätigt haben. Man denke sich nur einen Redner, der nie ein Publikum fände, einen Schiffebauer, der das Meer nicht gesehen hätte, um die Tragik zu verstehen, die für ungezählte Offiziere darin liegt, daß sie etwa zwischen zwei Kriegen eintraten, ein Leben hindurch sich mühten und den Abschied nehmen mußten, ohne je einen Feldzug erlebt zu haben. Diesem Schicksal des „Nie-Pulver-Riechens" ist nun der Generalfeldmarschall zwar nicht ausgesetzt gewesen, weil er als junger Offizier im Felde stand, aber der Feldherr Hindenburg, der schon im Frieden der gleiche Könner war, schien, bereits verabschiedet, dazu verurteilt, als heimlicher Feldherr zu Grabe zu gehen, etwa um das Bild gesteigert zu wiederholen, als hätte Michelangelo den Meißel aus der Hand legen müssen, weil er keinen Marmor besessen. Unser Volk hätte Hindenburg nie gekannt, denn durch Veröffentlichungen war er nicht hervorgetreten, und den Ehrgeiz, als politischer General genannt zu werden, hat er niemals besessen, dieser Mann, der die an Zahl wie Wirkung gewaltigsten Schlachten dieses Krieges schlug. Auch in der Armee wußte man nicht viel von ihm. Jenen freilich, die ihn als Lehrer an der Kriegsakademie erlebt, schien das Ungewöhnliche dieses Mannes nicht zweifelhaft. Und wenn ein alter, seit vielen Jahren im Tintenfaß untergetauchter Reitersmann hier seine Stimme erhebt, ist es nichts als die Wiedergabe eines Bildes, das er von dem Generalfeldmarschall in sich aufgenommen, als er vor einem Vierteljahrhundert jene Hochschule des Generalstabes besuchte, darin eben der damalige Oberstleutnant v. Beneckendorff und Hindenburg lehrte. Heute hängt des Generalfeldmarschalls Bild in jeder Hütte wie in jedem Unterstande an der Front. Kein Neider, kein Feind ist diesem Mann erstanden. Einem schwer bedrängten und doch siegreichen Volk verleiht allein schon der Name Hindenburg Kraft, Sicherheit, Gewißheit des Sieges, die nicht erschüttert wurde — wiewohl sonst Volkskunst ein gebrechlich Ding ist — als wir vor Warschau aus strategischen Gründen einmal zurückmußten. Wie man einst zu Bismarcks Zeiten sagte: wir können ruhig schlafen, e r ist ja da, so ruht jetzt das deutsche Volk in der Gewißheit: Hindenburg lebt. Er hat das biblische Alter erreicht, hat jene lächerliche Altersgrenze, die von der französischen Republik für notwendig erachtet wird, überschritten. Gälte ihre Willkür auch bei uns, entschiede nicht der oberste Kriegsherr, sondern die Zufälligkeit des Geburtscheines, so würde weder Moltke seine Kriege, noch Hindenburg seine Siege dem deutschen Volke haben schenken können. Ein Mensch ist verbraucht in jungen Jahren, ausgebrannt wie eine vorzeitig losgegangene Rakete, ein anderer wächst erst im Alter zu voller Kraft. Von des „Nordens Dauerbarkeit", dem frühreifen Romanen versagt, ist der Generalfeldmarschall ein lebendiger Beweis. Wie behäbig er auch am Tische sitzt, Soldat und natürlich vornehmer Herr. Seine Sprache ist voller Leben, seine Stimme kann grollen, wenn er mit dem Urteil nicht zurückhält über unsere versteckten Gegner. Nicht über die offenen, denen er mit Marschzirkel, Karte und Befehl begegnet; wenn er über die redet, so liegt ein Schmunzeln um seinen Mund, und fast schalkhaft lächeln seine guten lieben Augen. Die deutsche Heimat, das ureingesessene deutsche Wesen steigt herauf, die breite Sicherheit, mit der Michel seinen lang ihm vorenthaltenen Platz an der Sonne behauptet. Allerlei Leiter der Heere und Geschicke unserer Feinde werden wach im Spiegelbilde: ein langer, dürrer Gewaltmensch, in dessen Händen man unwillkürlich glaubt, die Nagaika zu sehen, ein kleiner, dicker französischer General, heimlich eisenfresserisches Pulverfaß, ein kleiner, welscher Bundesbrecher, ein rechnerisches englisches Bulldoggengesicht mit entgleitender Pupille, gelbe asiatisch grinsende Zwerggewächse .... Hier dagegen selbstverständliche Kraft, schmunzelnder Humor, stille, fast väterliche Güte, des starken Mannes Ruhe, der nicht Nervenbündelei, Kratzbürstigkeit, Geschrei und Prahlen braucht, da er doch seiner Sache, seiner Leute, seines Volkes gewiß ist.

Mit manchen Abscheulichkeiten der Menschen und des Lebens versöhnt allein das Dasein solchen Mannes, und auch nur eine Essenspanne Dauer zwischen zwei solchen Kerlen sitzen, gibt Sicherheit und Freude als Mitgift für die Lebenzeit, die einem etwa noch beschieden ist. Wenn dann einmal der Wunsch leise sprach: „Herr, nimm mich nicht von dieser Erde, ehe ich nicht mein Vaterland im Friedensonnenglanz des Sieges gesehen", so verblaßt er fast in dem Gedanken: Wo solche Leute an deutschem Werke sind, kann man ohne Bangen die Hände zum letzten Lager falten. Besser freilich dabei sein. Den Schluß erleben, denn es können nicht genug Stimmen klingen, einstmals zu rufen: „Dank und Heil dem Generalfeldmarschall!"

Er hob die Tafel auf. Er und seine Leute gingen wieder an die Arbeit in die stillen Stuben, wo die Karten liegen und der Fernsprecher die Kunde bringt: „Russische Angriffe unter blutigen Verlusten für den Feind restlos abgewiesen."

Pfingstmärchen . . .

Von Eugen Stangen.

Es war einmal — so fing die Ahne an,
im Jugendland im Kindermärchenglück . . .
Es war einmal — und Zeit und Glück verrann . .
Zur Jugend führt kein Weg, kein Steg zurück . . .

Aus grauen Oeden aber kam das Leid,
die Sorge ging die schweren Gänge mit.
Die Sorge spann und wob das Alltagskleid . . .
Wer zählt die Trübsal, die ein Herz durchlitt? !

Die Märchenstimme klang und sang nicht mehr —
das Märchen war vergessen wie das Glück —
seltsam, der Krieg nun, unermeßlich schwer,
bringt heimlich einen Märchenlaut zurück.

Es wird einmal — so fängt das Märchen an —
ein Friede, schön wie keiner noch, erglühn —
es wird einmal, wenn Kampf und Qual verrann,
weiß keiner wann, doch einmal — Glück erblühn ! . .

Dann wird ein Pfingsten, wie noch keines war,
voll Glanz und Gnade füllen jeden Schrein —
umgolden stiller Mütter weißes Haar —
— dann wird das wunde Land gesegnet sein.

Juni-Pfingsten.

Von Bodo Wildberg.

Die Päonien sind schon bald verblüht, die großen „Pfingstrosen“, die sonst in dunkler Glut dem lieblichen Feste oft erst mühsam nachzublühen vermochten. Dafür werden wir nun ein Rosen-Pfingsten haben. Ein Rosen-Pfingsten, ein Juni-Pfingsten, ein fast schon sommerliches Fest, das zu den Eigenschaften und Überraschungen dieses seltsam starken und reichen Frühlings stimmt, dieses Frühlings des makellosen Laubes, des frühen Flieders, des gesunden Wechsels zwischen Sonnenpracht und Regenfrische.

Wir denken mancher vergangenen Pfingsttage, die eine frostige Maiwoche einläutete, die an der Kälte der strengen Eismänner eine zögernde Blüte zu entfalten versuchten. Besonders ein Pfingstfest an der Ostsee ist uns noch in Erinnerung, da der eben ergrünte Buchenwald seine unendlich zarten Gewebe in Winterkühle schauern ließ und die sauber gestrichenen Einstockhäuser noch vereinsamt des Fremdenheeres harrten. Diesmal wird es schon anders sein, auch dort oben im Reiche der bedächtigen Lenze und der langen milden Spätsommertage. Dort blühen nun wirklich die Pfingstrosen, und die echten Rosen wohl auch.

Die Pfingstrose ist die erste der zeitlicheren Gartenblumen, die nicht mehr wie eine Verheißung, die schon wie eine Erfüllung aussieht. Ihre satte Purpurpracht bespiegelt sich lebensfroh in den morgenstillen Teichen, die den leicht umdunsteten Junihimmel in ihren marmornen Rahmen fassen. Aus den Ulmenwänden lächelt ihnen ein blanker Amor zu.

Und nun gar die echten Rosen, die diesmal der Pfingstfreude ihren Duft schenken wollen. Daß in diesem bedeutsamen Jahre das erleuchtende Fest auf den lebenstiefsten Monat gefallen ist, ein Zeichen nahen Glückes sei es uns, ein Sinnbild hoffnungstarker Siegesicherheit. Denn im Juni zuckt und bebt die Welt, die deutsche Welt unserer Breiten vor Lebenswärme und Entfaltungsdrang. Zu keiner Zeit ist die Luft von so geheimnisvoll kräftiger Süßigkeit. Der dicht wogende Laubwald taucht seine Wipfel in Wolkenfeuchten warmen Gedüftes, das voll strebender, kämpfender Keime ist.

So wird denn Pfingsten nun wahrlich ein Fest der ganzen selig aufsteigenden, erneut auflodernden Natur.

Die Birke, der Pfingstbaum, von dem die „Maien“ kommen, wird nun für diesmal kein Maibaum mehr sein. Vorüber ist seine erste, bezaubernde Laubjungfräulichkeit; seine weißen Stämme tragen ein graugrün dunkelndes, in zierlicher Fülle hängendes Dach. Friedlich wird er auch in diesem Jahr viel Laubduft und Zweigkraft hergeben müssen, denn die Überlieferung hält zäh an dem schönen Brauch fest, die Häuser pfingstlich mit Birkenmaien zu schmücken. So werden die Baumpärchen auf den Eckbalkonen, die Laubbaldachine an den Hauseingängen auch diesmal nicht ausbleiben. Aber eigentlich steht die Pfingstfreude dieses Jahres nicht mehr im Zeichen der Birke allein, sie steht im Zeichen der vollen Rose, der Kornblume am Feldrand, der wilden Nelken am Bergeshang, der duftschweren Akazienhaine.

Sonst hielten in der Pfingstzeit die Wagen voll von Goldlack, Vergißmeinnicht, Maiglöckchen an den Straßenecken. Besonders der Goldlack war eine beliebte Pfingsttagsblume. Jetzt ist seine Zeit nahezu vorüber. Rosen wird man überall sehen im Birkenlaub, rosig kühle und innig rotflammende Rosen.

Von den Akazien sprachen wir eben und wissen nicht, ob die beseligende Fülle ihrer weißen Blütenschmetterlinge nicht eben flockig herabzuschneien beginnt von den Stachelästen der knorrigen schwarzen Stämme. So früh hat sie diesmal geblüht, die Robinia pseudacacia, die wir gemeinhin Akazie nennen, und so spät ist Pfingsten in diesem Jahr! Sonst zeigte dieser wundervolle Fiederblattbaum, diese aus der Neuen Welt hergewanderte Robinia, zur Festzeit oft noch kahles Dornen-

geäst das traurig beim jungen Laub der Linden, beim jüngeren völlig maifrischen Gewipfel der Eichen sein dürres Astwerk in die Himmelsbläue streckte. Jetzt ist sie uns auf fröhlicher Erdenfahrt ein lieber Begleiter; denn sie ist ja der Baum, der Strauch der Eisenbahndämme, und ihre süßatmenden Wipfelreihen bilden einen Triumphweg für den pfingstselig Ausfahrenden.

Die Feldblumen, mit denen draußen auf dem platten Lande der Pferdejunge behangen wird, sind nun richtige Feldblüten, keine Waldanemonen und Kränze gelben Hahnenfußes mehr. Der Pfingstanger liegt nicht mehr unter blühenden Apfel- und Birnbäumen, ein grünes Gewölbe deckt ihn heute, das leise heranreifende Früchte verbirgt.

Das Licht der Sonne strömt und rieselt in längeren Tagen über das Land. Kurz, fast nordisch werden die Nächte. Die Feuerzungen des Pfingstmorgens glühen eiliger als sonst am Himmel auf, und die Abende schreiten hell und zuversichtlich in eine sommerlich traute Festnacht hinein.

Nicht in altüblicher Ausgelassenheit, wohl aber in gelassener Heiterkeit, mit dem Kraftempfinden, das der Vollbesitz gesteigerten Lebensgefühles hervorruft, tritt der Deutsche in die heiligen Hallen seiner pfingstlichen Wälder.

Da senkt sich dann aus Sonnenstrahlen und Dämmerungen die Taube des Heils herab, der weiße, liebevolle, mystische Vogel, den man in alter Zeit siegreichen Königen aufs Haupt setzte ... die segenbringende, friedenverheißende pfingstliche Taube.

Das Einmachen des Obstes.

Von Wilhelmine Bird.

Heute tritt ein altes Wort, welches wir früher wohl von der belehrenden Mutter hörten, „Wer sich nicht zu helfen weiß, den will der Kaiser nicht in seinem Reiche wissen" wieder in Kraft. Woher dieses Wort stammt, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß es oft anspornend wirkte und manches, was erst unmöglich schien, doch möglich machte. Nun — diese Schule machen wir Hausfrauen jetzt ja recht gründlich durch, und nach einer Seite hin können wir dem Schicksal doch recht dankbar für diese ernsten Lehren sein: nämlich wenn wir den Gewinn daraus dauernd für die Zukunft zu ziehen wissen. Die neuerdings stattfindende Zuckerzuteilung hat bei den Hausfrauen die Furcht erregt, daß sie dadurch im Einkochen der Früchte behindert sein würden. Wenn nun auch feststeht, daß zur Zeit der Obsternte bedeutend größere Zuckermengen bewilligt werden, so wollen wir doch einmal die Möglichkeit wirklichen Zuckermangels ins Auge fassen. Ich kann hier gleich aussprechen, daß das durchaus nicht so schlimm für uns wäre, wie es zuerst den Anschein hat. Über Großmutters Zeiten, da man nur durch ein Übergewicht von Zucker die Früchte haltbar machte, sind wir ja längst hinaus. Wir wissen heute, daß die ganze Konservierung eine Bakterienfrage ist, und daß uns verschiedene Wege offenstehen zur Bekämpfung dieser kleinsten bösartigen Lebewesen. Als sicherster tritt gegebenenfalls uns wieder die Sterilisation entgegen. Als absolute Anhängerin dieser Form habe ich oft genug Gelegenheit genommen, zu erklären, daß ihr größter Vorzug darin besteht, ohne die geringste Zuckerzugabe dennoch ein vorzügliches Produkt zu bekommen, welches an Dauerhaftigkeit gleichzeitig nichts zu wünschen übrigläßt und die große Aufgabe erfüllt, auch denen, die an Zuckerkrankheit leiden, den jederzeitigen wichtigen Genuß von frisch gehaltenem Obst zu vergönnen, da das Saccharin später zugesetzt werden kann. Außer Kernfrüchten, namentlich Birnen, die später den Zucker nicht mehr gut aufnehmen, läßt sich unter Sterilisation also jede Frucht auch ohne Zucker haltbar machen. Bei jedesmaliger Anwendung ist derselbe in kaltem Zustande der Frucht wie auch unter Erwärmung oder Aufkochung zuzumischen. Die Lösung des Zuckers erfolgt ja bekanntlich bald, und es wird auch noch nicht einmal ein besonderer Unterschied im Geschmack bemerkbar sein. Früchte, denen man den vielbeliebten süßsauren Geschmack geben will, sind ohne Zucker allerdings schwer herzustellen. Würde man sie zunächst nur in Essig einkochen, so wirkt dieser so zusammenziehend und die Haut der Früchte verdichtend, daß eine innige Verbindung mit dem Zucker später nicht mehr gelingt. Für viele Frauen hat das Einkochen ohne Zucker noch die angenehme Seite, daß die Ausgabe dafür sich auf längere Zeit streckt. Den zur Verfügung stehenden Zucker möge man nur auf die Herstellung der Gelees verwenden. Dieses vorzügliche, vielfach verwendbare Produkt kann nicht ohne Zucker hergestellt werden. Geben auch die Früchte, die wir namentlich dazu verwenden, wie Fallapfel, Johannisbeeren, Quitte und nicht ausgereifte Weintrauben, der Festigkeit der Gelees die Grundlage, so vermittelt der Zucker doch die Bindung und gewährt in seinem hohen Quantum — Pfund auf Pfund — die Haltbarkeit ohne Sterelisation, die Früchten in offenen, nur verbundenen Gläsern nicht eigen ist, wenn, was durchaus vermieden werden soll, nicht chemische Mittel angewandt werden.

Anders verhält es sich mit Marmeladen. Hierbei können wir nahezu jede Frucht einkochen wie Pflaumenmus. Der Geschmack leidet hierbei allerdings dadurch, daß sich die innige Bindung des Zuckers nicht so vollziehen kann wie bei gleichzeitigem Kochen, auch ist das Ansehn nicht so glänzend, mehr stumpf. Die Marmelade muß auch noch länger gekocht werden, so daß nahezu alles Wasser daraus verdampft ist. Haltbar ist sie — bei stets trockner Aufbewahrung — dann ohne Frage. Sie muß bei der Anwendung mit Zuckerwasser aufgekocht werden, wodurch sie geschmeidig und mundgerecht wird. Dies kann man immer teilweise vollziehen, muß den Rest aber wieder gut verbinden und trocken aufbewahren. Rhabarber, Stachelbeeren, Blaubeeren auch Preißelbeeren kann man in Flaschen füllen, nachdem die erst durch kaltes Wasser gegangen sind, und dann mit kaltem, am besten Brunnenwasser, überfüllen, fest verkorken und dann an kühlem Ort aufbewahren. Eine Zuckerzugabe würde sie in dieser Fassung verderben. Der Inhalt einer Flasche ergibt nach der Kochung, die beim Gebrauch nötig ist, allerdings kein so großes Quantum, als wenn die Flasche mit gekochten Früchten gefüllt wäre, was in Berechnung zu ziehen ist.

Noch besser wird die Saftgewinnung ohne Zucker herzustellen sein, namentlich wenn man sich der vorzüglichen

neuen Errungenschaft des Saftapparates bedient. Ein damit hergestellter Saft, dann durch Sterilisation noch unbegrenzt haltbar gemacht, ist das Vollendetste, was auf dem Gebiete der Fruchtkonservierung zu leisten ist. Wie alt die Säfte auch werden, es rührt nichts an ihrer Klarheit und an ihrem Aroma, ob sie mit oder ohne Zucker hergestellt werden. In letzterem Falle sind sie leicht beim Gebrauch nach Geschmack zu süßen. Die Säfte sind in einem Haushalt ein hochwichtiger Artikel, der nie zu viel da sein kann. Er ist nicht nur so schätzenswert als Getränkmischung für Gesunde und Kranke, er läßt außerdem so vielerlei Kombinationen zu, daß die Hausfrau, die in dieser Zeit einen guten Vorrat davon besaß, den Segen schon gespürt haben wird. Auf ein herrliches Produkt dieser Gattung weise ich ganz besonders hin, wenn eine Ausführung auch noch in der Ferne liegt, das ist der Saft aus frischen, reifen — nicht sauren — Äpfeln. Durch den Saftapparat hergestellt, natürlich ohne jeden Zucker, den der Apfel selber gibt, dann sterilisiert. Also ein Most, ein Saft ohne jede Gärung und somit ohne Alkohol. Durch die Sterilisation unbegrenzt haltbar, büßt er nichts an Aroma ein. Wenn der Saft aus guter Apfelsorte hergestellt wird, können wir ihn, wenn wir ihn in richtiger Kühlung zu uns nehmen, zu den schönsten Getränken zählen.

Also mit oder ohne Zucker: lassen wir unsere Tatkraft nicht in unnützer Furcht erlahmen! Ist eine Marmelade mit Zucker uns auch sympathischer — wir werden sie auch ohne Zucker schmackhaft finden. Wir Hausfrauen stehen vor der großen Aufgabe, Schätze zu bergen, die mit zu unsern sieghaften Waffen zählen. Also Mut! Nun zeigen, was auch wir in diesem großen Krieg gelernt haben!

Der Weltkrieg. (Zu unsern Bildern.)

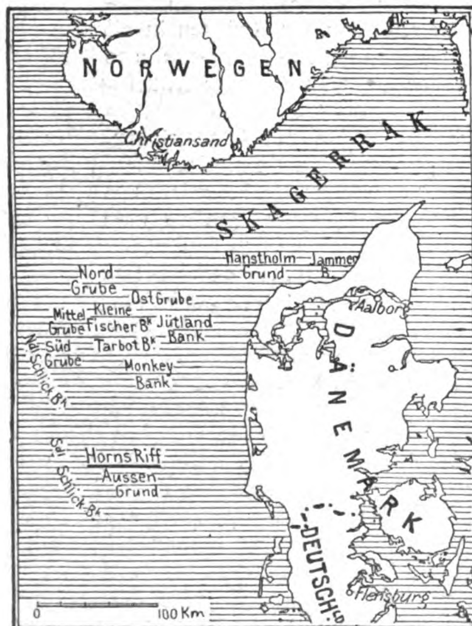
Künftige Ereignisse werfen ihren Schatten voraus. In einem viel erörterten Artikel, unter dessen Eindruck der Geist treuer Gemeinschaft in den Reihen unserer verbündeten Feinde sichtlich litt, hat der militärpolitische Mitarbeiter der Daily Mail seine warnende Stimme erhoben. Die deutsche Hochseeflotte sei noch nicht geschlagen, England müsse auf alles gefaßt sein! Schneller als gedacht sollte diese Ahnung eine Bestätigung finden.

Vor dem Skagerrak bei Jütland wurde am 31. Mai die gesamte englische Flottenmacht von unserer Hochseeflotte geschlagen. „Nahezu überwältigt", lautet die englische Abschwächung.

In schlichten Seemannsworten sagt der Chef unserer Hochseeflotte, daß der wuchtige Schlag, mit dem der Befähigungsnachweis für Deutschlands Kraft als Seemacht erbracht wurde, unserer Flotte die Hoffnung gäbe, an Deutschlands Geltung in der Welt mitzuarbeiten, und einen Ansporn für die Zukunft.

Heute schon ist die Wirkung der Seeschlacht vom 31. Mai der Sturz von Englands Stolz und Stärke. Bis zu diesem Datum der Weltgeschichte bestand noch die geheiligte Überlieferung von Britannia der Beherrscherin des Meeres. Von nun ab klingt es in der Tonart eines Märchens aus vergangenen Zeiten: es war einmal eine Flotte, die sich und der Welt unüberwindlich dünkte.

Die volle Größe unseres Seesieges läßt sich bei Ablauf der Woche erschöpfend nicht übersehen, als feststehende Tatsachen konnte von vornherein verzeichnet werden:





Karte zu der Seeschlacht vor dem Skagerrak.

Rechts: **Karte zu den jüngsten Kämpfen vor Verdun.**



Zu der österreichisch-ungarischen Offensive gegen Italien: Das Kampfgebiet aus der Vogelschau.

Die Karte erscheint auch in der vom Verlage der Kriegshilfe, München N. W., herausgegebenen „Wöchentlichen Kriegsschauplatzkarte mit Chronik."

Die gewaltige Seeschlacht endete mit einem unbestrittenen deutschen Siege.

Die englischen Verluste sind mindestens fünf mal größer als die deutschen.

Als Grundlage für die Bewertung der englischen Verluste dient die zuverlässige Angabe, daß die britische Flotte mehr als 150 000 Tonnen verloren hat. Und zwar ein Schlachtschiff, drei Schlachtkreuzer, 4 Panzerkreuzer und 11 Torpedobootszerstörer und Torpedoboote.

Sehr schwer sind die Verluste des englischen Seeoffizierkorps. Alle Offiziere an Bord der „Queen Mary" bis auf vier Fähnriche, alle Offiziere an Bord der „Invincible" außer einem Kommandanten und einem Leutnant sind verloren gemeldet. Ohne Ausnahme ferner sämtliche Offiziere der „Indefatigable", der „Defence", der „Black Prince".

Diese größte moderne Seeschlacht seit Einführung des Panzers, ohne Unterstützung der Küstenbefestigung, mit Beteiligung unserer Luftschiffe, wurde unter Führung des Vizeadmirals Scheer geschlagen. Es standen, abgesehen von zahlreichen leichten Streitkräften, zuletzt mindestens 25 englische Großkampfschiffe, 6 englische Schlachtkreuzer, mindestens 4 Panzerkreuzer gegen 16 deutsche Großkampfschiffe, 5 Schlachtkreuzer, 6 ältere Linienschiffe, keine Panzerkreuzer. Es war die erste Gelegenheit, die wohlbehütete englische Flotte, mit der so oft gedroht worden ist, sie würde sich bis zum Frieden konservieren, entscheidend anzupacken.

Wie gewandt auch die Kriegslüge im Dienste unserer Feinde arbeiten mag, diese Tatsachen sind nicht zu verhehlen. Sie werden ihren Eindruck auf die bisher von England mehr oder minder abhängigen Völker nicht verfehlen. Auch dem Geiste treuer Gemeinschaft in den Reihen unserer verbündeten Feinde werden sie nicht zuträglich sein.

Während die Welt von diesem Ereignis erfüllt war, kam eine Meldung, die daneben zunächst kaum beachtet wurde, obwohl sie an sich aller Beachtung wert ist. Der englische Generalpostmeister sah sich zu der Erklärung genötigt, daß die Verbindung Englands mit Australien durch den Suezkanal nicht mehr benutzt werden könne. Die Tragweite dieses Umstandes ließ sich zunächst noch nicht abschätzen.

Vor Verdun entwickeln sich die Ereignisse unseren Erwartungen entsprechend. Frankreich muß fortfahren, den erzwungenen Verteidigungsbetrieb mit höchster Anspannung aufrecht zu erhalten. Die Aufreibung seiner Kräfte bei Verdun hält nicht nur an, sondern nimmt zu. Dementsprechend ist ein weiteres starkes Abnehmen seiner allgemeinen Kräfte festzustellen.

Die verflossene Woche hat wieder Fortschritte eingetragen. Zunächst haben wir unseren Erfolg bei Cumières vervollständigt. Wichtige französische Stellungen zwischen Cumières und dem Toten Mann sind unser geworden; mehr als 1300 Mann mit 35 Offizieren fielen dabei mit schwerem Marinegeschütz und zahlreichen Maschinengewehren in unsere Hände. Beträchtliche Blutopfer kosteten die Franzosen wiederholte vergebliche Versuche, gegen uns anzustürmen.

Östlich der Maas nahmen wir, sehr zum Vorteil unserer Gesamtstellung, den südlichen Rand des Waldes von Thiaumont. Mehr noch vielleicht bedeutet die Erstürmung französischer Stellungen einschließlich des Waldes von Caillette. Damit erreichten wir eine rückwärtige Umfassung des Forts Vaux, die von unserer anderen Seite gleichzeitig stark unterstützt wurde. Dazu kam die Erstürmung des mit den schwersten Mitteln ausgebauten Dorfes Damloup. In ihrem Zusammenhange sind diese Erfolge mehr als eine Reihe von schweren Niederlagen für die Franzosen. Sie geben uns eine Überlegenheit, durch die der Gegner weiterhin stark bedroht wird. All die Kämpfe waren begleitet von geradezu verzweifelten Anstrengungen der Franzosen, ihr Schicksal aufzuhalten. So wurde vom 2. Juni berichtet, daß sie in sechsmaligem Ansturm auf den Höhen südwestlich von Vaux gegen uns anliefen.

Konnten wir während der ganzen Zeit der Kämpfe um Verdun von der auffallenden Tatsache fortlaufend berichten, daß die Franzosen sich in Massen in voller Erschöpfung gefangen gaben, so müssen wir im Rückblick des Umstandes besonders Erwähnung tun, daß die Zahl der gefangenen Offiziere unverhältnismäßig groß geworden ist, und zwar in zunehmendem Maße. Ziffernmäßig sind bis Ende Mai etwa 49 000 Mann und mehr als 1000 Offiziere in deutsche Gefangenschaft abgeführt worden. Dieser Umstand geht über unser Erwarten hinaus, darf uns aber, da jede Sentimentalität gegen Frankreich ganz unangebracht ist, nur willkommen sein.

Auch sonst sind von der Westfront günstige Meldungen eingelaufen. Nachdem bei Givenchy die Engländer blutig abgewiesen wurden, stürmten württembergische Regimenter südöstlich von Ypern bei Zillebeke die englischen Stellungen auf und hinter dem südlichen Höhenrücken. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß die Gefangenenzahl von mehr als 500 Engländern gering zu nennen sei, weil der Feind besonders schwere blutige Verluste dabei erlitten habe und außerdem starke Abteilungen der Engländer geflohen seien.

Von der Ostfront werden zwar aus ihrem südlichen Teil einige lebhaftere Bewegungen der Russen gemeldet, im großen ganzen aber ist der Kriegsdienst gegen die Russen anscheinend von andauernder Regelmäßigkeit und frei von Beunruhigungen. Man fragt sich: kann der Russe nicht oder will er nicht auf den Hilfeschrei der Italiener hören?

Italien vermißt in seiner schweren Bedrängnis die Unterstützung seiner nunmehrigen Bundesbrüder allerdings schmerzlich. Unaufhaltsam und ununterbrochen rückt die österreichische Armee vorwärts. Mit überraschender Schnelligkeit hat sie sich der Basis des Dreiecks bemächtigt, dessen beide Schenkel von Etsch und Brenta gebildet werden, indem sie Asiago und Arsiero einnahm. Es wäre kaum zu glauben, wenn es nicht schwarz auf weiß zu lesen wäre, daß es in Italien Gemüter gibt, die da glauben und verkünden, es sei eine ganz feine Kriegslist Cadornas, die Österreicher in die venezianische Ebene herabgelockt zu haben, weil sich im Gebirge die italienische Übermacht nicht so richtig entwickeln konnte.

Nach den Meldungen aus dem Balkan gibt der Vorstoß, durch den die bulgarische Armee den Engpaß von Rupel und die Höhen beiderseits des Strumaflusses besetzte, zu denken. Bestimmte Angaben über die Bedeutung dieser Handlung ließen sich bei Abschluß der Woche noch nicht machen.

Das gegenseitige Animieren unserer verbündeten Feinde zu einer Offensive gegen uns ist schwächer geworden. Durch die jüngsten Ereignisse dringt es jedenfalls nicht hindurch.

X.

Nummer 24.

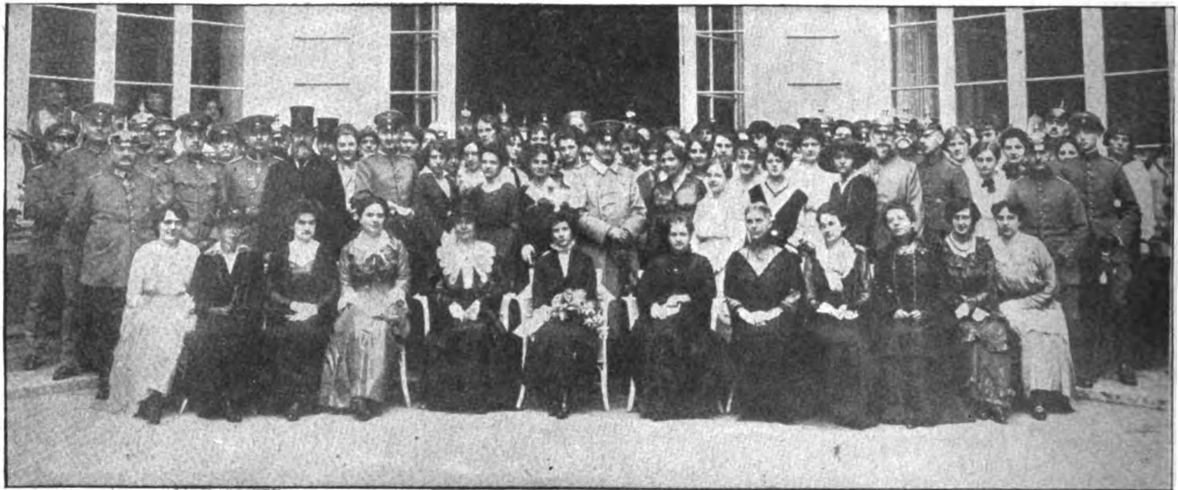
DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 837

Phot. Albert Meyer (Inh. Schulz).

Vizeadmiral Scheer, Chef unserer Hochseeflotte.

Der Sieger in der Nordseeschlacht.



Phot. Samson & Cie.

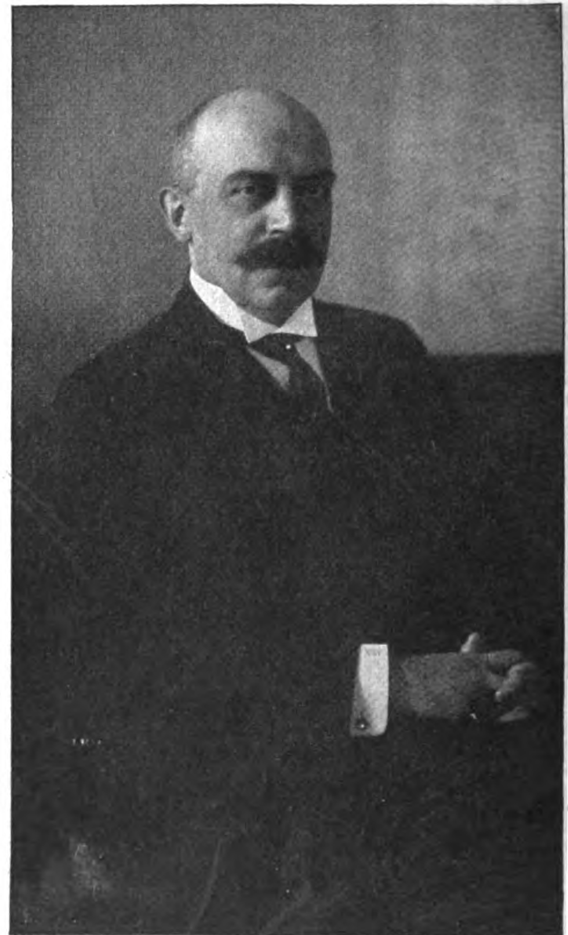
In der Mitte stehend Generalgouverneur Freiherr von Bissing, sitzend der Patronatsausschuß: **von links Frl. Schmoele**, Frl. von Pott, Frl. Göcke; Frau Landrat Schmoele, Gräfin Mengersen, Freifrau von Bissing, Frau Staatsminister von Thielen, Frau Th. Momm, Frau Oberstltnt. Benedix, Frau Landrat Hartmann, Frau Weil, Frl. Momm.

Eröffnungsfeier des deutschen „Frauenheims" in Brüssel, einer Schöpfung des deutschen Wohlfahrtsausschusses.



Phot. Groß.

Kapitän zur See Adolf von Trotha,
Chef des Stabes der deutschen Hochseeflotte.



Spezialaufnahme.

Georg Frhr. von Tschammer und Quaritz,
der neue Staatssekretär für Elsaß-Lothringen.



Hofphot. Urbahns.

Vizeadmiral Hipper,

Befehlshaber der Aufklärungsschiffe in der Nordseeschlacht, erhielt den Orden „Pour le Mérite“.



Auf Wacht in den Südtiroler Bergen.



Tiroler Kaiserjäger ziehen ins Feld.



Phot. Wiener Photo Zentrale.

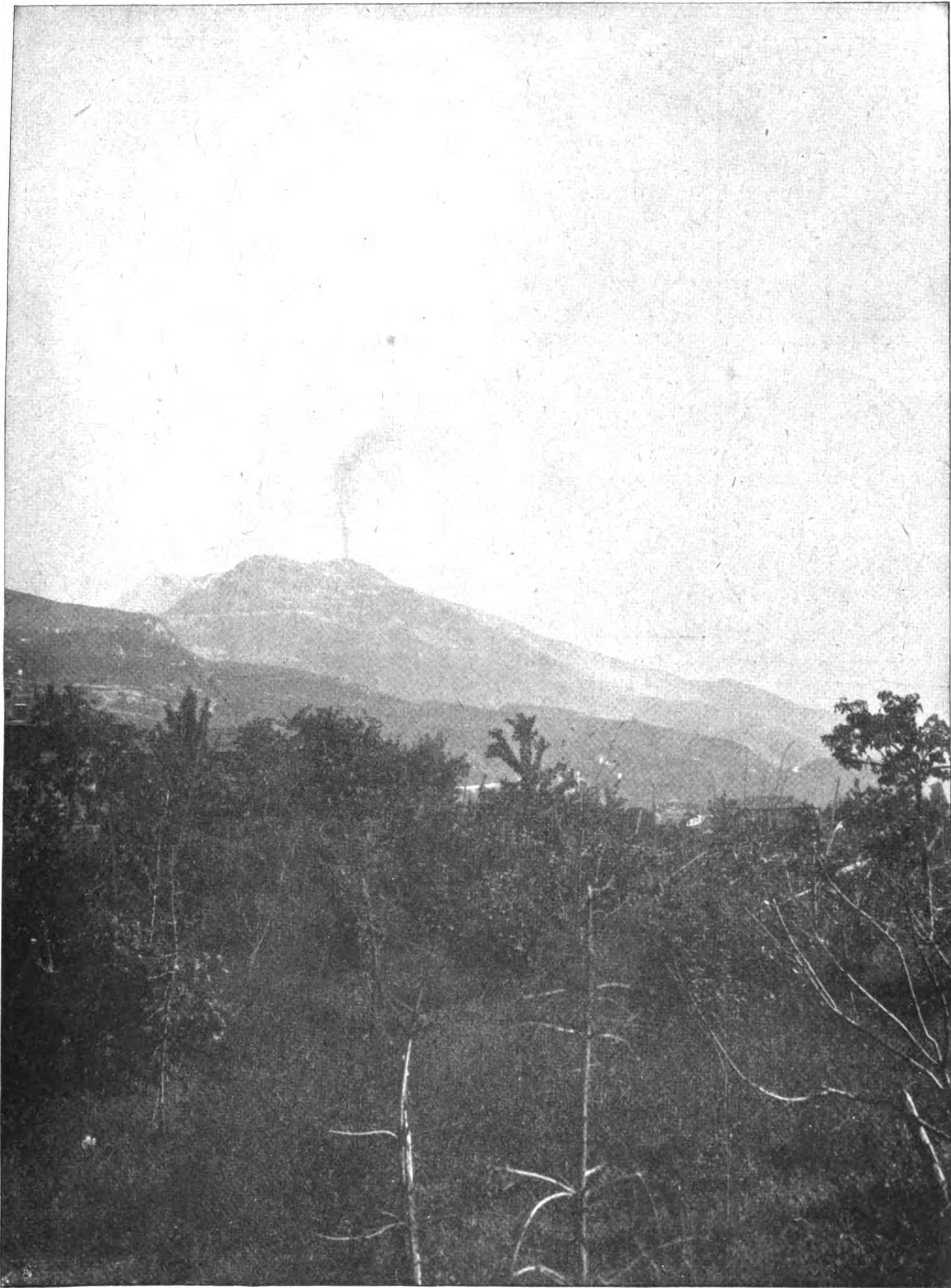
Zufuhr von Kriegsmaterial auf steinigen Gebirgstraßen.



Phot. Wiener Photo Zentrale.

Ein verwundeter Tiroler Kaiserjäger wird zu Tal befördert.

Die Tiroler im Kampf gegen Italien.



Zur Explosion gebrachte Munition auf der Zugna Torta.

Von den Kämpfen gegen Italien.


Major Richard Schreiber.


Phot. Reinhard.
Oberleutnant Breitfuß.


Phot. Brandt.
Leutnant Willy Joppen.


Flieger-Oberleutnant Schonger.


Leutnant Mechtersheimer.


Hofphot. G. Berger
Leutnant Graf Wedel.


Offizierstellvertreter C. Bettels.


Vizefeldwebel Lichtenthäler.


Phot. Rüdiger.
Vizefeldwebel Lehmitz.


Unteroffizier Hugo Zweig.


Unteroffizier Adolf Dzadek.


Unteroffizier Tetzlaff.

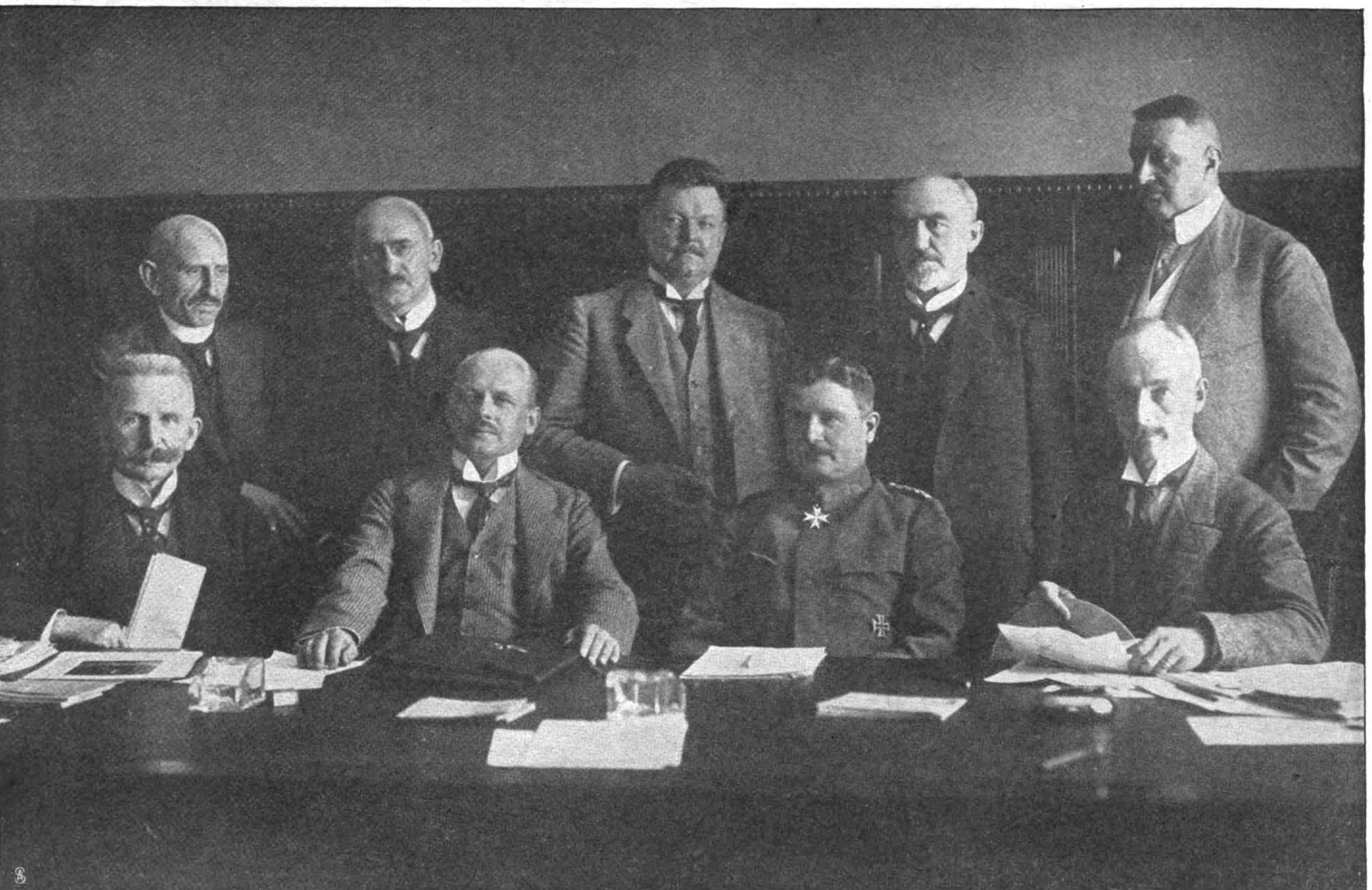

Sergeant Peter Diehm.


Phot. Bänder.
Sergeant Paul Wursche.


Phot. Opitz.
Unteroffizier Karl Gumnior.


Unteroffizier Dammeyer.

 Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse. 



Spezialaufnahme.

Von links, sitzend: Kgl. bayrischer Ministerialrat Edler von Braun, Oberpräsident v. Batocki, Generalmajor Dr. Gröner, Unterstaatssekretär Frhr. v. Falkenhausen.
Stehend: Generalsekretär Adam Stegerwald-Köln, Oberbürgermeister Dr. Dehne-Plauen, Dr. August Müller-Hamburg, Generalkonsul Kommerzienrat Georg Manasse-Stettin, Kommerzienrat Dr.-Ing. Reusch-Oberhausen.

Die erste Sitzung des neuen Kriegsernährungsamtes.



Phot. Becker & Maaß.

Anna Schramm, königliche Hofschauspielerin a. D., in Berlin †





Phot. Reich.

Oben: Endkampf. Rechts: **Anschluß der Sieger.**

Rennen um den Großen Preis in Hamburg.

Hinein und Hinaus.

II. Von Hans Ebhardt.

Ueber Nürnberg ging es nordwärts. Nürnberg — — auch ein Stück deutschen Neulands für uns, und ein Stück, von dem wir uns nach mehreren wohl angebrachten Tagen nur schwer trennten. Was soll ich hier lange von der Hohenzollernburg, vom Dürer- und Hans-Sachs-Haus, von den Heiligen Lorenz und Sebald reden! Nur am Germanischen Museum, das alle unsere Erwartungen übertraf, kann ich nicht ganz stillschweigend vorbeigehen, will mich aber auch hier auf die deutsche Volkstrachtensammlung beschränken, von der bis dahin nicht die mindeste Kunde bis zu uns hinaus gedrungen war. Sie wirkte denn auch mit der Macht einer gewaltigen Ueberraschung, und wir hätten ihr Tage statt einiger Stunden widmen mögen! Was ist hier alles zusammengetragen an unerhörten Schätzen deutschen Volkswesens, von den Hochalpen bis zu den Halligen! Hochachtung vor dem Manne, der Zeit, Geld und Arbeitskraft in so verschwenderischem Maße dieser schönen Aufgabe gewidmet hat, und der in vornehmer Selbstlosigkeit ungenannt bleiben will! Wunderlich berührte es mich, hier in der fränkischen Hauptstadt wohlbewahrt prächtige Beispiele der alten Bauerntrachten aus der Umgegend meiner Geburtstadt wiederzufinden, die dort bedauerlicherweise ganz in Abgang geraten zu sein scheinen; wenigstens waren sie mir bei meinen Streifzügen durch die Dörfer des Bremer Gebiets gelegentlich meiner verschiedenen kurzen Heimatbesuche nie mehr begegnet. Nur aus früher Jugendzeit entsinne ich mich ihrer und davon vornehmlich des silbergestickten Kopfschmuckes der Bäuerinnen, der mir damals so gut gefallen hatte, daß ich auf Stühle und Tische zu klettern pflegte, um ihn aus der Nähe zu bewundern, wenn unsre Wirtin Sonntags damit angetan ins Zimmer trat. Das war aber im Sommer 1870, den wir auf einem Dorfe bei Bremen verlebten, bis der Kriegsausbruch meine Eltern in die Stadt zurücktrieb, gerade wie er uns vor 1½ Jahren aus urwüchsigem Mittelmeerseebad Hals über Kopf an den Ort meines geschäftlichen Wirkens zurückgescheucht hat. So knüpfte sich auch in diesen weltabgeschiedenen Museumshallen Aeltestes an Neuestes, der Gedanke an die großen Geschehnisse des Tages ließ uns nicht los, und die Gegenwart forderte uns zurück.

Der Gegenwart habe ich denn auch hier im alten Nürnberg ihr vollstes Recht eingeräumt und sie mit heißem Bemühen studiert. Hier formte sich mir das erste anschauliche Bild von dem, was es bedeutet: Deutschland zur Kriegszeit, und Ort wie Zeit unterstützten meine Beobachtungen. Hier lag unser Absteigequartier an belebtester Straße der herrlichen Altstadt, wenn auch halb versteckt hinter einem jener trotzigen „Dicken Türme“ der unvergleichlichen alten Befestigungen. Die selbstbewußten, so eigenwillig vor- und zurückspringenden Bürgerhäuser aus Nürnbergs Glanzzeit, die dadurch dem Straßenbild eine so ganz einzigartige Mannigfaltigkeit geben, erschienen mir, dem von Haus aus an bescheideneres Baumaterial Gewöhnten, mit ihren schweren, ursprünglich rotbraunen, aber längst durch den Ruß von Jahrhunderten geschwärzten Sandsteinfassaden, wie eben so viele Burgen und Paläste. Auch die vielen dazwischengestreuten modernen Prunkbauten aus dem gleichen Material, mit ihren überreichlichen, abends blendende Lichtfluten ausstrahlenden Vergnügung- und Erfrischungstätten störten das Bild nicht weiter, da man die überkommenen Formen zu wahren verstanden hatte und die Rauchentwicklung der neuzeitlichen Industriestadt sich beeilte, in wenigen Jahren jene Alterspatina zu verleihen, an der früher Jahrhunderte gewirkt hatten.

In diesem Rahmen aber wogte ein Leben, wie ich es nach München nicht erwartete. Jeden Morgen weckte uns der dröhnende Taktschritt unendlicher Truppensäulen, bald frischer junger Gestalten in neuem Feldgrau, bald behäbiger Landstürmer in altem scheckigen Blau, das sicherlich nicht der ersten Garnitur angehörte. Die ersten, großen, wohlverhüllten Wagen mit dem leuchtenden roten Kreuz auf weißem Grunde sahen wir zum nahen Bahnhof eilen oder langsamer von dort zurückkommen, und auf dem Bürgersteig, so unvermutet, daß meiner Frau die Tränen in die Augen schossen, begegneten uns die ersten Verwundeten..... Einzeln, in kleinen Trupps, zuweilen der eine auf den andern gestützt, so schlenderten sie langsam vorüber, und unsere Blicke, noch nicht geschult nach der berechtigten Mahnung, nicht durch Neugierde lästig zu fallen, konnten es nicht lassen, in diesen blassen Gesichtern zu forschen, lesen zu wollen, durch welche Schrecken sie gegangen, wie das Opfer gebracht worden und nun — — was so viel schwerer sein mußte! — — getragen wurde. Du lieber Gott, es waren hier wie später überall gute, ruhige, meist wenig belebte deutsche Gesichter, die nicht jede Seelenregung widerspiegelten, wie wir es von da unten gewohnt waren, schon weil diese standhaften Seelen nicht so leicht Erschütterungen zugänglich sind. Ihre Muskeln zuckten nicht, ihre Augen blitzten nicht, am wenigsten in jenem uns nur zu wohlbekannten unechten Flackerfeuer des Südländers. Sie verrieten nicht das Bedürfnis, sich mitzuteilen, geschweige denn sich bemitleiden zu lassen. Im Gegenteil, überall schien eine leise Ablehnung etwaigen Zudringlichkeiten gegenüber vorzuherrschen, eine große Fassung, die Stille, die das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, aber doch nur als selbstverständlich empfundener Pflicht, mit sich bringt, die Bescheidenheit, die alles Heldentum, soweit es ihr überhaupt bewußt geworden, eher verbirgt als zur Schau trägt; es gibt nur ein Wort dafür: Deutsches Wesen!

Auch später und an anderen Orten hatte ich immer wieder Gelegenheit, mich besonders von einem zu überzeugen: der vollständigen Abwesenheit jeder Wehleidigkeit, der absoluten Unterdrückung jeder Schmerzäußerung, auch wo die Art der Verwundung andauernde heftige physische Leiden vermuten ließ. Wie anders, nach vielem, was ich gelesen, und manchem, was ich selbst, noch in Friedenzeiten, beobachtet, die Romanen! Stöhnende, wimmernde, ja schreiende (männliche!) Opfer irgendeines belanglosen Unfalls waren nichts Seltenes, das Erzählen des Anlasses unter dem Aufwand möglichst großer Worte und schmerzverzerrter Gebärden, das Herausfordern des Mitleids der Hörer durch Vorzeigen der Wunden wurde mit einer Art wollüstiger Selbstgefälligkeit geübt, die geradezu etwas vom Theater hatte. Lebhaft erinnere ich mich besonders

eines liebenswürdigen älteren Herrn, der mich häufig zu besuchen pflegte, eines ungewöhnlich ansehnlichen, schneidigen höheren Offiziers im Ruhestand, aus bekannter aristokratischer Familie. Der hatte auf meine Frage nach seinem Befinden schon immer seinen bestimmten Gesichtsausdruck und Tonfall für die Antwort bereit. Selbst wenn ihm, außer vielleicht einigen leichten, seinem Alter angemessenen Beschwerden, weiter gar nichts fehlte, zog er sofort die richtigen Kummerfalten; schleppte er aber gar einen Schnupfen mit sich herum, dann setzte er auf das Stichwort flugs, wie eine ganz fremde Maske, eine tragische Miene auf, als müsse er dann und dort sterben, und zwar unter den gräßlichsten Qualen, und die sonst so wohllautende Stimme schlug in eine Art Falsett über, wie wenn ein kleines Kind über plötzliche Leibschmerzen jammert. Selbst eine Träne fehlte manchmal nicht an dieser Männerwimper! Hatte er aber dann den Zoll meines Mitleids dankend eingesammelt, so verschwanden Trauermaske und Klagetöne, und unbefangen stand der alte Haudegen wieder vor mir. — —

Eines Abends fanden wir unsere feldgrauen Verwundeten in großer Anzahl in dem prunkvollen, nach meinem Geschmack fast zu prunkvollen Nürnberger Stadttheater wieder, und dort, in den farbenfrohen Gängen und Vorräumen, unter dem geschmückten, froh gelaunten Publikum wirkte der Gegensatz von Krieg und Frieden, von denen, die draußen gewesen, und denen, die drinnen geblieben, nur noch schneidender auf uns, die sich an solche Gegensätze auch nicht hatten gewöhnen können — und auch weiterhin nicht so recht gewöhnt haben. Mag es Täuschung gewesen sein, — — — aber uns kam es so vor, als fühlten sich die Leute da nicht zu Hause, als fühlten sie sich bedrückt in ihren gar zu abgetragenen Uniformen und vereinsamt in dem bunten Gewühl. Auch von Einwirkungen der freundlichen Musik und der lustigen Handlung der aufgeführten älteren und darum nicht so ganz hoffnungslos blödsinnigen Operette auf ihre Stimmung vermochte ich in den Zwischenakten nichts zu bemerken; während des Spiels selbst waren mir Beobachtungen im dunklen Zuschauerraum leider nicht möglich.

Man überließ die Soldaten, natürlich abgesehen von freundlicher und reichlicher Bedienung mit Erfrischungen, sich selbst; vielleicht sollte es so sein, entsprach es einer gegebenen Richtschnur, und sogar ihren eigenen Wünschen. Aber hier widersprach das meinem Empfinden: sie waren Gäste, und Gäste sollte man nicht nur bewirten, und sei es mit den besten geistigen und materiellen Genüssen, sondern man sollte sich selbst um sie kümmern, sie ins Gespräch ziehen, die Schranken überbrücken! Immer und immer wieder reizte es uns, auf irgend einen der stillen Helden zuzugehen, ihn ohne weiteres anzureden; wir zeigten sie uns, stritten uns darum, welcher das erste Anrecht habe! Etwa jenes blutjunge Bürschchen da mit der klaffenden grellroten Narbe quer durch das blasse Gesicht oder jener einsame Einarmige, dessen Augen in der Zukunft zu suchen schienen, oder dort der unendlich gutmütig, aber etwas gelangweilt dreinschauende Landwehrmann mit blondem Vollbart, dem ein unwahrscheinlich kleines zerknülltes Feldmützchen auf unförmlich dicken Binden über dem mächtigen Schädel saß ... oder nein! jenes ergreifende Paar da hinten auf dem Sofa, zu dem der eine mit den beiden Krücken den andern mit dem weißen Verband über beiden Augen soeben geführt hatte. Doch da schrillte die Klingel, und wir trollten uns willenlos auf unsere Plätze, dem lustigen Gaukelspiel zu lauschen, mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge und einem wehen Gefühl im Herzen, als sei hier bei aller guten Absicht doch irgend etwas nicht in Ordnung, und mit dem Aerger über uns selbst. Aber was hätten wir mit jenen reden sollen, wenn wir nicht von ihnen selber reden durften?! Mir wenigstens wollte an jenem ersten Abend kein Gedanke — später ist es besser gegangen — an das Einfachste, das Nächstliegende im zermarterten Hirn auftauchen, just wie einst dem blöden Tertianer in langversunkenen Jahren holder Jugendeselei dem Backfisch seines Herzens gegenüber! — — — Und in den Zwiespalt hinein lockte und schmeichelte die unwiderstehliche Melodie von der Madonna Teresa, und vor all den todernsten Kriegern im Dunkel des Saales torkelte die groteske Schildwache — — auch ein Mann in Uniform! — — über die erhöhte und grell beleuchtete Hinterbühne. Und es lachte aus allen Rängen! W e r lachte da?! — —

Am andern Morgen ein letzter Bummel durch die Stadt und, ursprünglich von rein architektonischem Interesse eingegeben, ein schneller Blick in das wundervolle alte Heilige-Geist-Hospiz, aus dem sich auf bereitwillige Aufforderung ein Rundgang durch seine hauptsächlichsten Räume entwickelte. Welche Bilder, welche Gestalten und Gesichter, welche Beleuchtungen, welche Aussichten auf das Strudeln und Gurgeln der unter dem Speisesaal hindurchfließenden Pegnitz! Und für uns welche Vergleichsmöglichkeiten! Da hatten wir ja auch einmal in unserem Deutschland ein uraltes Gebäude, eine jener überlebenden mittelalterlichen Stiftungen, wie sie uns vom Süden her so bekannt waren! Und doch welcher Unterschied! Hier war treulichst bewahrtes Altes den Anforderungen heutiger Bedürfnisse in neuzeitlicher Weise dienlich gemacht; dort verkam, bis auf einige eifersüchtig gehütete, zwecklose Prunkräume das Alte im Schlendrian des im alten Gleis träge weiter laufenden Betriebs. Hier sahen wir eine modernste Riesenküche, blitzblank unter ehrwürdigen Gewölben; dort unten hatten mehr als einmal unsere Nasen die Augen gewarnt: Nicht weiter! Und begehret nicht verwegen zu schauen, was sie dort hinten zusammenbrauen! Hier reinliche Räume, reinliche Pfleger, reinliche und zufriedene Verpflegte. Dort Staub, Schmutz, blinde Fensterscheiben (von anderen Dingen gar nicht zu reden); Wärter, selbst Ärzte, die sich vernachlässigen, und vernachlässigte, entweder stumpf ergebene oder dumpf grollende Insassen. Woher zum großen Teil die entsetzliche Bettlerplage, dieser Schandfleck, diese Pest in den elegantesten Straßen gewisser italienischer Groß- und Fremdenstädte?! Ehrliche einheimische Kenner haben mir oft versichert, daß selbst diese Elenden Unterbringung, Verpflegung und Behandlung in den verkommenen ehemaligen Klostergebäuden nicht aushalten können und in Scharen wieder ausrücken. Derartige Baulichkeiten stehen in so großer Anzahl als Alters- und Krüppelheime, Hospize und Krankenhäuser zur Verfügung, wie sie nebenbei bemerkt auch als Schulen, bis zu den Universitäten hinauf, Museen und Kasernen überall benutzt werden — — daß Neubauten für solche Zwecke an den Fingern herzuzählen sind. Daß man aber altehrwürdige, in ihrer ursprünglichen Anlage weitläufige, ja großartige Baulichkeiten frömmerer Zeiten trotz vollster Wahrung ihres historischen Charakters den Anforderungen unserer Zeit befriedigend dienstbar machen kann, der Gedanke ist anscheinend jenen roma-

nischen Nationen, die uns Barbaren zwei Jahrtausende in der Kultur voraus sind, noch nicht gekommen, oder, wäre er irgendeinem erleuchteteren Geist unter ihnen aufgedämmert, so würde er in der Ausführung jämmerlich verpfuscht und verhunzt worden sein. Da müßte erst eine Erneuerung, nein, eine völlige Neubildung des romanischen Volkscharakters von Grund auf eintreten, in einer Richtung, die sich kurz in zwei Worte einbegreifen läßt, die ihnen beide fremd sind, und die unsere Stärke ausmachen: Ordnung und Unterordnung! — — —

Hatten zunächst Gedankengänge dieser Art mich während unserer Weiterreise beschäftigt, so sollten sich mir Vergleiche auf anderem Gebiet an das Erlebnis einer kurzen Fahrtunterbrechung knüpfen. In Bamberg mußten wir umsteigen und eine Stunde auf Anschluß warten. Und da ließ ich Frau und Handgepäck am Bahnhof und stürzte mich einer mir vor der Nase davonfahrenden Straßenbahn nach, im Laufschritt in die Stadt, ein Ziel vor Augen, das mir so unverhofft greifbar geworden. Der Bamberger Dom! Und es gibt noch gute Menschen, und der Bamberger Straßenbahnschaffner war einer von ihnen. (Hier war es noch ein Schaffner, während uns in Nürnberg bereits zeitgenössische Schaffnerinnen vorbeigefahren waren, denn dort waren wir hartnäckig zu Fuß gelaufen.) Meinen Bamberger Schaffner, einen ehrwürdigen Greis, aber vergeß ich nicht, und was er Gutes an mir getan — —denn er hielt, auf welchem Bruchteil eines Kilometers sag ich nicht, seinen Wagen an und schenkte mir dadurch, übrigens seinem ersten und einzigen Fahrgast, mindestens fünf Minuten Mehrzeit, was auf eine einzige Stunde, auf einen solchen Besuch verwandt, ungeheuer viel ausmacht. Dankerfüllt und mich verschnaufend unterhielt ich mich mit dem Ehrenmann und erfuhr, daß er drei Söhne im Felde gehabt, von denen einer tot, der zweite schwer verwundet und der dritte Gott weiß wo gefangen war. Aber während ich ihm mechanisch mein Mitgefühl aussprach, konnte ich doch die Augen nicht von den vorbeihuschenden neckisch zopfigen Fassaden, von den Wölbungen, unter denen wir hindurchfuhren, der behäbigen Brückentürme mit ihren Schnörkeldächern, von den Heiligenstatuen der hohen Geländer losreißen und den Moment nicht abwarten, wo ich abspringen würde, die kleine Straße links hinan, dann die Treppe hinauf, die noch wieder eine Windung kürzt — — und dann würde ich da sein!

Und so war ich schließlich da. Ich hatte die Blicke nicht vom Boden erhoben, als ob ich den Weg in finsterer Nacht über ein schwieriges Pflaster und zwischen unergründlichen Pfützen hindurch suchen müßte. Da schulde ich der guten Stadt Bamberg Gerechtigkeit: es war nicht so schlimm, nicht einmal halb so schlimm, denn es war um die Mittagstunde und hatte nicht stark geregnet. Aber ich sah nicht auf, denn ich wollte den großen Eindruck auf einmal auf mich wirken lassen, und das ist mir denn auch restlos gelungen!

Selten, und ich habe viel gesehen, was an sich viel großartiger gewesen sein mag, bin ich so überwältigt gewesen, als wie ich mich nun urplötzlich auf dem weiten, menschenleeren, versonnenen und übersonnten Platze fand, links voraus das ehrwürdige Gebäude des altersgrauen Domes mit seinen fünf ragenden Türmen, rechts daranschließend und dann ganz zu meiner Rechten die zwei wundervollen, großzügigen Palastbauten. Zwischen ihnen die sich verengende Straße, von mählich bescheideneren, aber auch lebhafter gegliederten Häusern flankiert. Und als ich mich dann umwandte, den zauberhaften Blick in das unendliche, silbern übernebelte Maintal! Ich war wie gebannt, und es kostete Mühe, mich loszureißen, aber meine Zeit war kurz! Und dann trat ich aus diesem lichten Glanz in die feierliche Dämmerung des Kirchenschiffs — — — und über die einsame, traumhafte, ganz unirdische Viertelstunde da drinnen will ich — — — schweigen.

Nachher fuhr ich mit dem nämlichen elektrischen Wagen und demselben Schaffner wieder als einziger Fahrgast zum Bahnhof zurück, konnte nun, inzwischen ein besserer Mensch geworden, wirklich aufmerksam und teilnahmvoll den Erzählungen von seinen Söhnen zuhören, erwischte gerade noch Frau, Handgepäck und Zug — und zähle seitdem Bamberg zu meinen Lieblingstädten. Von ihren Einwohnern kenne ich allerdings nur zwei: den guten alten Schaffner, und den noch älteren Bischof, nämlich den, von dem Mark Twain mit amerikanischer Trockenheit sagen würde: „He is dead now!“ — — Ich meine den aus Goethes Götz, den ich früher nie hatte leiden können. Jetzt habe ich sogar ihm vergeben, und wenn er mir mal wieder auf der Bühne begegnen sollte — ein einzig Mal vor unvordenklicher Zeit habe ich ihn in seiner schwelgerischen Üppigkeit gesehen — dann würde ich ihm zunicken und zuflüstern: „Hör mal, ein ganz schlechter Kerl kannst du doch nicht gewesen sein mit einem solchen Dom zum Beten!“

Auf der Weiterfahrt in einem der ältesten noch im Betrieb befindlichen Eisenbahnwagen der Welt — — ein rücksichtsvolles Schicksal wollte mich vermutlich nicht gar zu unvermittelt in die Gegenwart zurückversetzen — legte ich mir nun die Frage vor: Weshalb hat dich in all den langen Jahren da unten kein Kircheninneres so gepackt, so über dich selbst hinausgehoben wie dieses strenge, ernste und so gar nicht himmelstrebende des Bamberger Domes? — Die riesigsten, gewaltigsten Kathedralen der Christenheit hatten mir ihre unendlichen Hallen gezeigt mit ihren Wölbungen und Kuppeln, bis zu denen der Blick nur schwindelnd emporsteigt, mit ihrer strotzenden Goldespracht, mit ihrem kostbaren Gemäldeschmuck von der Hand unsterblicher Künstler, das alles blendend im hellsten Sonnenlicht, das ungehindert durch Riesenfenster hereinströmte oder satt glühend in tausendfarbig gebrochenen Strahlen oder in mystisches Halbdunkel gehüllt. Ja, es blieb wahr, viel Schönes hatte ich gesehen, viel Großartiges bewundert, aber doch immer gesehen und bewundert, doch nur als etwas Fremdes, nicht Wesensgleiches, mit Bewußtsein, mit Willensaufwand in mich aufgenommen. Hier aber hatte ich nur gefühlt und gefühlt, daß ich hier dazugehöre, hier daheim sei, daß es Wesen von meinem Wesen sei, was mich hier umgab. Und daß dieses Wesen deutsch sei und ich, nach einem Dritteljahrhundert da draußen, immer noch Deutscher, dieweil ich es immer noch verstand, immer noch fühlte! — — —

„Du bist heute ein langweiliger Reisebegleiter,“ schmollte meine liebe Frau, „du schweigst nun schon wieder zwei geschlagene Stunden lang, und dies ewige Kettengerassel macht mich ganz nervös. Was ist das denn eigentlich, das habe ich doch noch auf keiner Bahnstrecke bemerkt?“

Da kam ich wieder zu mir und hörte nun auch das ewige Kettengerassel. Vor jeder Haltestelle — und der Zug hielt getreulichst an jeder — gab es ein Dröhnen und Straffen unter unseren Füßen, ein Kribbeln zog uns bis über die Knie hinauf, und auf den biederen Holzbänken wurde man wirksam elektro-massiert. Auf den Stationen

selbst begann alsbald ein Wiedernachlassen der Strammung, und es klirrte und rasselte, als hätten wir die Hexenfolterkammer des höchstseligen Bischofs von Bamberg, meines neuen Freundes, unter uns. Vielleicht stammte zum wenigsten der Eisenbahnwagen noch aus seiner Zeit.

Der Gedanke machte mich so munter und fröhlich, daß ich ganz gesprächig wurde und meiner Frau eifrig die zweckdienlichen Erklärungen gab und ihr sagte, daß sie die Ehre habe, in einer der ältesten Staatskarossen der Krone Bayerns zu fahren, weil sicher alle neueren junge Truppen ins Feld oder Urlauber heimführten, und daß diese das Vorrecht hätten, denn es sei Krieg! Und sie möge hinaus sehen auf die Felder rechts und links: wie die alten Männer und die Frauen und die Kinder sich mit der Ernte tummelten und die Sonne drüber her aufs deutsche Land scheine, unsre Heimat, und wie gut wir's hätten, dies alles sehen, bewundern und — fühlen zu dürfen. Dabei kam mir der Doppelsinn des letzten Wortes zum Bewußtsein, und ich mußte sehr darüber lachen, wie sich so meine Bamberger Domträume mit der gleichzeitigen Elektromassage verknüpften. Das mußte ich nun auch näher erklären, und so fuhren wir, auch nachdem wir die historische bayrische Staatskarosse mit einem ganz gewöhnlichen modernen K. P. u. G. H. St. E. B.*)-Wagen vertauscht hatten, in gehobenster Stimmung durchs schöne fränkische und thüringer Land und begrüßten ragende Burgen und ins Tal geschmiegte freundliche Städte und das ganze, trotz allen Krieges so bunte und reiche deutsche Leben und wußten: Ihr gehört auch noch dazu!

*) Ein mißgünstiger Bayer, der wohl den Nachbarn schlecht machen wollte, was er selbst nicht besaß, übersetzte mir einst diese vielen geheimnisvollen Buchstaben: „Kan Pläsir und groß Hatz; steigt's eini, Bazi!"

Pioniere.

Von Werner Peter Larsen (München).

Wir klopfen und hämmern in Gruben und Gräben
Und schlagen die Bogen der Brücken so stolz
In Stein und in Holz
Ueber Schluchten und Gründe
Trotz brüllender Schlünde.
Wir ebnen den Weg für Menschen und Tiere,
Für den Marsch der Kanonen,
Und will man uns ehren, und will man uns lohnen,
Gereicht uns das Wort zur herrlichsten Ziere:
„Gut gemacht, Pioniere!"

Wir schaffen in unterirdischen Tiefen
Und schaufeln in Not und Gefahren vereint
Das Grab für den Feind.
Seht, wir kitten die Stollen,
Weil wir vorwärts wollen,
Nicht mit Kalk oder Lehm — nein, getreu dem Paniere,
Unter Schmerzen
Mit dem dampfenden Blut unserer jungen Herzen,
Und fragte uns jemand, was uns dazu führe,
So sagen wir nur: „Wir sind Pioniere!"

Wir bahnen den Weg für die, die uns folgen.
Aus Wirrsal und Nacht und Sturmesgebraus
Führt ein Weg hinaus,
Der muß unser werden:
Zum Frieden auf Erden.
— Und hoffen wir, daß alle Not sich verliere,
Alles Leid und Hassen,
So wollen wir doch den Glauben nicht lassen,
Daß die Wahrheit dereinst in der Welt triumphiere:
„Sie sind doch Pioniere!"

Die Erdgebundenen.

Sie tragen ihre Sorgen
Auf die Höhen mit.
Das Gestern und das Morgen
Folgt ihnen Schritt um Schritt.

Sie klügeln, und sie klagen,
Das Haupt herabgebeugt.
Sie wissen nichts zu sagen,
Als was der Alltag zeugt.

Sie packen mit Entzücken
Das süße Heute nicht —
Sie krümmen ihren Rücken
Und schleppen Bleigewicht.

Ringsum die Berge recken
Das Haupt ins Morgenrot.
Sie können nur entdecken,
Daß ihnen Schatten droht.

Sehn nicht der Sonne Glühen
Und jauchzen dem Sturme nicht —
Sie keuchen, beladen mit Mühen,
Erdwärts das Angesicht.

Da liegen sie begraben,
Von Erde zu Staub gedrückt —
Und konnten doch alles haben,
Womit sie die Freien beglückt.

Marie Charlotte Siedentopf.



Ungarische Frau aus der Gegend von Parad.



Ungarisches Mädchen aus der Gegend um Cinkota.



Phot. v. Kankowsky

Budapester Lebensmittelverkäuferinnen vor der großen Markthalle.

Ungarische Bäuerinnen.



Phot. Norberg.

Vom schwedischen Damensport: Quadrille, geritten von jungen Mädchen auf Gotlandponies.



Phot. Haeckel.

Östlicher Kriegschauplatz: Militärkonzert auf dem Marktplatz in Lida.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

4. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Trina Groot prüfte als gute Bauernfrau zunächst die äußeren Verhältnisse. Die lagen so. Der Langendeicher Hof war ziemlich viel größer als der Moorwischer. Jürn Wübbe hatte beim Tausch zuzahlen müssen, und das Geld war als Hypothek auf dem alten Wübbeschen Hof eingetragen. Ferner hatte Jürn Wübbe, das war allgemein bekannt, den Hof durch seine Wirtshaus- und Stadtläuferei stark verkommen lassen, daß er nicht mehr viel als das Auskommen und die Hypothekenzinsen trug, und die Schätze in den Koffern und die Aussteuerherrlichkeiten der beiden Mädchen waren Sand, den Mett Meiersch ihr in Marikenwäschens Auftrag in die Augen streuen sollte.

Nein, Mariken, ist nicht! sagte Trina Groot zu sich. Suche du dir für deine Wobke und Liese nur ein paar andere Dumme. — Aber ein Schatten flog dabei über ihre eigene Seele. Auch auf ihrem eigenen Hof stand nicht alles, wie es sollte. Die Feldarbeit wurde gemacht; darum kümmerte sie selbst sich nach Kräften und hielt Harm und Niklas an, daß sie es auch nach Möglichkeit taten. Aber der Pferdehandel, dem ihr Mann jetzt fast ausschließlich nachging, machte ihr schwere Sorgen. Es wurde viel daran verdient, aber es kostete auch viel, und manchmal hatte Trina Groot die Empfindung, als ob Peter die Pferde zu schnell und zu billig losschlüge. Sie hatte keinen klaren Ueberblick über die Bilanz des Hofes, weil ihr Mann ihr über Gewinn und Verlust im Pferdegeschäft keine klare Auskunft gab — aber sehr günstig war es wahrscheinlich nicht damit bestellt. Es war also richtiger, Harm nahm sich eine, bei der gehörig etwas aushing, um den Moorwischer Hof wieder in die alte Verfassung zu bringen.

Aber dann war da noch etwas!

Nein, nein, nein! schrie es in Trina Groots Herzen. Von Beeke Wübbes Kinder soll keiner wieder in den Hof hineinheiraten, auf dem ihre Mutter durch ihres Vaters und ihrer Stiefmutter Schuld zugrunde gegangen ist. Sonst holt sie ihn nach!

Niemals, niemals, niemals gebe ich das zu.

Und wenn er eine heiratet, so arm, daß sie nichts als das Hemd auf dem Leibe ihr Eigentum nennt. Und wenn er sich eine aus dem Dreck holt. Eher das als in diesen von Gott verfluchten Hof hineinheiraten!

„Ich danke dir, Meiersch," sagte sie — und Mett Meiersch lauschte ihr mit ungeheurer Spannung, denn jetzt entschied es sich, ob die von Mariken Wübbe zugesagten hundert Mark Hamburger Kurant für die Makelei (Vermakelung) ihr in den Schoß fielen oder nicht — „ich danke dir," sagte Trina Groot, „daß du wegen dieser Frigeratschoonsgeschichte den ganzen langen Weg unter die Füße genommen hast. Umsonst sollst du es nicht getan haben, hier hast du einen Taler, und eine kleine Speckseite will ich dir auch noch mitgeben. Aber, das sag Mariken Wübbe, ehe ich es zugebe, daß einer von Beeke Wübbes Jungen auf dem Langendeicher Wübbenshof einheiratet, eher müssen Zeichen und Wunder passieren."

Mett Meiersch sank innerlich in sich zusammen, tröstete sich aber mit einem frommen Spruch, wenn er allerdings auch nicht ganz paßte.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt", sagte sie feierlich und stand auf. „Ich bedank mich für den Taler und für die Speckseite auch, Trina, deine Speckseiten sind von allen Vierdörfer Bauernstellen die größten. Aber euer Harm und Niklas und später mal Gerd können ja doch nicht ledig bleiben; was wäre das schade um solche schmucken Jungs. Ich hab auch noch andere. Da ist Johm Klemmer seine Geesch und Klas Wulf seine Trin und Stöwer Beetjen im Felde seine Annstine; ich hab immer was Passendes, Trina, und nur solche, die es wirklich lang hängen lassen können. Ich hab auch —"

„Dat ward di düster, Meiersch", unterbrach Trina Groot den Fluß der Anpreisungen und fügte in einer bitteren Aufwallung hinzu: „Männigmal dücht mi, de Geschäften, de von de Meiersch-Kat ut bedreben ward, bruk dat meist gar nich to geben. Wenn keen Kinner op de Welt kommen deden, kööm ook keen Unglück op de Welt; denn so bruken se ook keen Freewarbersch un keen Dodenoolsch."

Trina Groot seufzte. Kinder kamen nun einmal und damit ihre Schicksale. Darein mußte man sich fügen. Das war Gottes Wille.

Ihr war zumute, als habe sie soeben gegen diesen Willen gelästert. Sie nahm die Gaffel, hakte die größte Speckseite, die sie hatte, damit aus dem Wiemen und steckte sie Mett Meiersch unter die Schürze.

Mett Meiersch pilgerte mit ihrer Speckseite nach Wübbes Hof in Langendeich und erzählte Marikenwäschen: ganz schlecht stehe die Sache nicht; denn sonst hätte die nehrige Trina Groot ihr nicht eine so

große Speckseite gegeben. Mariken Wübbe gab ihr eine noch größere und zwei Spezientaler dazu, und Mett Meiersch ging damit in ihre Kate, hing die beiden Speckseiten in ihren Wiemen, damit sie noch ein bißchen nachräuchern sollten, trank sich für eine bei Krämer Heppe eingewechselte Kattuhl (Zweieinhalb-Schillingstück) einen verdienten Rausch an und schlief darauf den durch ihre langjährige Arbeit an der Menschheit verdienten Schlaf des Gerechten.

Am Abend kam Peter Wübbe vom Pferdehandel nach Hause. Er war in bitterböser Stimmung. Er hatte auf der andern Elbseite zwei Stuten gegen einen neuen jungen Zuchthengst eingetauscht; es hatte Weinkauf gegeben; er und die beiden Knechte hatten viel getrunken; der Hengst war auf der Fähre durch das blanke Wasser scheu und störrisch geworden, hatte von dem einen Knecht einen Schlag mit dem Stock über die Kruppe erhalten, sich losgerissen, die Barriere zerbrochen, war in die Elbe gesprungen und ertrunken. Peter Wübbe hatte dem Knecht den schweren Viehtreiberknüppel aus der Hand gerissen und ihn damit über den Schädel geschlagen. Der lag nun bei Jan Steen mit einem Loch im Kopf, und Doktor Gräfe hatte gesagt: es sei eine böse Geschichte. Wenn Matten Timmann mit dem Leben davonkomme, so könne er von Glück sagen, und wenn er die Sache anzeige, müsse Wübbe ins Loch.

Die beiden ältesten Wübbeschen Jungen saßen mit in der Döns, und Niklas sagte: „Wie kannst du Matten Timmann mitnehmen, wenn du einen Hengst holen willst, Vater. Der bringt nicht mal eine Kuh richtig nach Bergstädt, das solltest du doch wissen. Mich hättest du mitnehmen sollen, dann wäre das nicht passiert."

„Ihr gehört auf den Hof!" sagte Trina Groot böse. „Ihr sollt keine Landläufer und Schwierbrüder werden wie — —" sie schluckte trocken hinunter — „wie zum Beispiel Jürn Wübbe von Langendeich."

„Schludere nicht über meine Freundschaft!" fuhr Peter Wübbe seine Frau an.

„Schludern? Ich sage bloß, was wahr ist. Mett Meiersch war hier, sie will Wobke und Liese Wübbe an Harm und Niklas vermakkeln. Warum? Weil es mit dem Langendeicher Hof zurückgeht, und weil sie glauben, hier bei uns hängt was aus."

Harm sah Niklas an, und Niklas Harm. In wessen Auftrag war Mett Meiersch gekommen? In Jürnohms und Marikentantes? Oder steckte Wobke und Liese selbst dahinter? Trotz der Feindschaft zwischen beiden Höfen tanzten sie auf den „Högen" gern mit beiden Deerns — allerdings durften die Eltern, vor allem Trina-Mudder es nicht wissen. Die wären ihnen als Frauen schon anständig gewesen, obgleich sie innerlich lachen mußten, weil man sie schon verheiraten wollte. — Und froh waren sie, daß ihr Vater es der Mutter so gab. Trina-Mudder war gut, aber daß sie, die doch nichts gehabt hatte, im Hause und im Felde das Regiment so scharf übte, paßte ihnen schon längst nicht mehr. Was waren sie auf ihres Vaters Hof denn mehr als Knechte?

Trina Groot sah das verhaltene Mienenspiel auf den Gesichtern ihrer Stiefsöhne und fuhr sie an: „Macht, daß ihr hinauskommt! Ich habe mit eurem Vater was zu besprechen."

Harm sah, daß die Adern an der Stirn seines Vaters anschwollen. Das gab ihm Mut.

„Du hast uns gar nichts zu sagen!" versetzte er patzig, und Niklas rief: „Hier auf dem Hof sind Vater und wir die Herren, aber nicht du!"

Da lief Trina Groot die Galle über. Sie gab mit ihrer großen, ausgearbeiteten harten Hand erst Harm und dann Niklas einen Schlag an den Kopf, daß sie sich um sich selbst drehten und dann wie ein paar junge Hunde, die ihre wohlverdienten Prügel bekommen haben, aus der Döns schossen.

„Wief!" rief Peter Wübbe und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Du sleihst min Kinner!"

„Nein," erwiderte Trina Groot, „eben habe ich meine Kinder geschlagen. Denn von Beeke sind sie mir übermacht, und wenn ich unrecht an ihnen getan habe, so ist es das, daß ich mit den Schlägen zu lange gewartet habe. Du hättest es tun sollen, Peter! Aber du hast für den Hof und die Kinder ja niemals die rechte Hand und die rechte Zeit gehabt."

Das war für Peter Wübbe an diesem Abend zu viel. Er hob die Hand gegen seine Frau, und sie wäre niedergefallen, wenn Trina Groot sie nicht ergriffen und einige Augenblicke lang so fest gehalten hätte, als säße sie in einem Schraubstock.

„Die Jungen sagen," sagte sie mit verhaltenem Grimm, „ich regierte auf dem Hof. Ja, das tu ich auch. Denn eine feste Hand muß da sein, wenn Wagen und Pflug laufen sollen, wie ein Hof es verlangt. Du versprachst damals, du wolltest es tun. Hast du es getan? Nein. Das Herrnspielen steckte dir von deines Vaters wegen her zu tief in der Natur, und ich hätte es damals von selbst wissen sollen. Jetzt sind wir wieder so weit miteinander wie vor dreizehn Jahren. Wenn du dich mir gegenüber aufspielen willst wie damals, so weiß ich, was ich tue. Das, was ich Beeke an ihrem Sterbebett versprochen habe wegen ihrer Kinder, habe ich gehalten. Nun brauchen sie mich jawohl nicht mehr und wollen mich ja auch nicht mehr. Mein Koffer in der Kammer auf der Hinterdiele ist in diesen dreizehn Jahren nicht schwerer geworden wie damals, und Gespann bis Bergstädt wird für einen halben Tag wohl dafür übrigsein."

Das war zu viel für Peter Wübbes innerlich halt-

lose Natur. Ihm war, als bräche alles über ihm zusammen. Er faßte die Hand seiner Frau und sagte bittend: „Trina, so hevv ick dat nich meent. Bliw bi mi un de Kinner.“

Trina Groot sah ihren Mann lange und schweigend an. In ihren Augen standen Tränen. Und durch die Tränen glühten, wie ein seltsam zitterndes nächtliches Licht aus einem dunklen Wasserspiegel, die Gefühle, die ihr Leben mit Peter Wübbe, seinem Haus und seinen Schicksalen unlöslich verbanden. Es war die Liebe zu dem Mann selbst, die in den harten, ungeschriebenen Gesetzen altbäuerlichen Herkommens halb verkümmert war, aber ihr karges Lebensrecht aus diesem Boden doch nicht herauszureißen vermochte wie eine ausgediente Wurzel, die man auf den Düngerhaufen wirft; und es war die Magdtreue, die den Groots aus hundertjähriger Hausgemeinschaft im Blute saß. Sie wischte sich die Augen und sagte: „Du hast recht, Peter. Und die Jungens vielleicht auch. Geld habe ich euch ja nicht zugebracht, und was ich hier im Haus gescharwerkt habe, war ja wohl nur meine Pflicht. Ich tue das, damit deine Kinder nicht einmal mit der großen Schaufel in ihren eigenen Gräben stehn und bei jedem Wurf, den sie damit tun, zu sich sagen müssen: das war einmal meine eigene Erde.“

„Du sollst nach meinem Tode, wenn ich vor dir sterben sollte, solange du lebst, das gleiche Recht auf dem Hof behalten wie ich,“ sagte Peter Wübbe erschüttert, „ich will es morgen in Bergstädt gleich so schreiben lassen.“

Trina Groot lächelte müde.

„Das sagst du heute abend, aber das geht nicht, Peter. Das Recht und das Sagen auf dem Hof kannst du deinen Kindern nicht wegnehmen. Aber wir wollen beide von jetzt ab besser auf sie aufpassen — Peter, doo mi dat toleew, givv den Peerhannel op. Dat Geschäft deent uns allen nich tom Glück.“

„Dat kann ick nich, Trina“, murmelte Wübbe.

„Dann muß kommen, was kommt“, erwiderte Trina Groot hart und ging aus der Tür.

Die Liebe war, wie der Mond hinter eine Regenwolke, hinter das Gefühl bitterer Sorge wieder zurückgetreten. Wenn der Hof gehalten werden sollte, so mußte den beiden wilden Jungen der Zügel jetzt so angelegt werden, daß sie ihn auch halten konnten.

Darüber sann Trina Groot in ihrer Kammer auf der Hinterdiele die halbe Nacht.

Plötzlich hörte sie ein Schleichen auf dem Lehmpflaster, ein Rascheln und kosende, leise Stimmen.

Sie stand geräuschlos auf, schlich dem Schall nach, langte in eine Butze und sagte grimmig: „Wenn du nachts nach dem Vieh sehen willst — und es ist gut, wenn ein Bauernanerbe das beizeiten lernt — so mußt du eine Laterne mitnehmen. Dann verwechselst du die Türen nicht. Deine Augen und sonst allerlei in dir sind nicht klar und rein; es wird gut sein, wenn ich sie dir mal gründlich auswasche.“

Damit trug sie Harm unter die Pumpe und pumpte ihm so viel Wasser über den Kopf, bis sie ebenso naß war wie er. Dann warf sie ihn auf ein Bund Stroh: „Das ist auch ein Bett; damit hat mancher Bauernjunge in seinen alten Tagen schon fürliebnehmen müssen, weil es ihm als Junge in den Eiderdunen zu wählig wurde“, ging auf die Diele zurück und sagte in die Butze hinein: „Und du, Mine, packst morgen deinen Kram zusammen und ziehst ein Haus weiter. Ich weiß auf der andern Seite einen guten Platz bei einem Bauern, der noch zu deiner Freundschaft gehört, und wo keine großen Jungens im Hause sind; den will ich dir besorgen.“

Trina Groot erzählte am anderen Tage ihrem Mann, warum sie die Kuhmagd Mine vor die Tür gesetzt habe. Der hörte mit grimmiger Miene alles an und sagte nur: „Dammi“. Er fühlte: seit gestern abend war das Verhältnis zwischen ihm und seiner Frau nach der aus beider Herzen wieder verflogenen kurzen, weichen Aufwallung endgültig ein anderes gespanntes und unfrohes geworden. Die Hand, die den Hof halten wollte, hatte deshalb gleich so unerbittlich hart zugegriffen, weil Trina glaubte, sie könne auf seine Hand als Hilfe für alle Zukunft nicht mehr rechnen. Sie verachtet mich, dachte er, sonst hätte sie meinen Ältesten wegen einer solchen Dummheit, wie sie die jungen Leute alle einmal machen, nicht behandelt wie den ersten besten überelbschen Landstreicher.

Er sagte nichts, denn er wagte es nicht. — Vor Harm aber stellte er sich hin, spuckte aus und murrte verächtlich: „Schöne Geschichten, die du bei nachtschlafender Zeit aufstellst. Aber daß ein Jungkerl, der später einmal wie sein Vater mit Herren zu Tische sitzen will, sich von einer Frauensperson unter die Pumpe kriegen läßt, hätte ich nicht gedacht.“

„Nicht?“ erwiderte Harm frech. Er wußte sehr wohl, was man sich von seinem Vater und Trina-Mudder erzählte. Geschichten wie diese haben auf dem Lande ein längeres Leben als die Menschen, die sie angehen.

Peter Wübbe verstand, was Harm mit dem „Nicht?“ andeutete.

Wenn er im Hause auch gegen seine Frau nicht aufkommen konnte, so sollte sie es jetzt auf andere Weise merken, daß er der Herr war. Und zwar so, daß sie es nicht wieder vergaß.

Er sagte: „Du weißt, was Mutter und ich gestern abend noch vorgehabt haben. Mutter will nichts von Freierei zwischen dir und Wobke Wübbe wissen. Ich meine aber, es paßt alles zwischen euch zusammen. — Ist Wobke dir als Frau anständig?“

„Gott ja, Vater", erwiderte Harm. „Eine muß es ja doch mal sein. Aber ich habe noch keine Lust zum Freien. Ich bin ja noch viel zu jung."

„Ist auch noch gar nicht nötig. Aber es ist besser, wir machen es fest. Dann weiß Mutter, woran sie ist, und für dich ist es auch besser. Ich will nicht, daß sich vielleicht eine Magd, der du in deiner Dummheit Gott weiß was versprichst, in den Hof hineinfreit."

Harm kriegte einen roten Kopf.

Er nickte gleichgültig und erwiderte: „Mach es nur, wie du willst."

Peter Wübbe rief seine Frau in die Döns und sagte: „Ich habe mir die Sache überlegt. Junge Hengste muß man kurz anbinden, sonst ruinieren sie den Stall. Wer weiß, wie die Person ist, die du für Mine wieder annimmst. Jürn Wübbes Hof ist nicht so verwirtschaftet, wie du glaubst. Ich fahre mit Harm hin und mache es mit Jürn und Marikenwäschen in Ordnung."

Trina Groots Gesicht wurde weiß.

„Tu, was du willst", erwiderte sie. „Aber das sage ich dir, Peter, wenn nicht Zeichen und Wunder geschehen, gebe ich es nicht zu, daß einer von deinen Jungen auf den Langendeicher Hof einheiratet. Ich habe es Mett Meiersch gesagt und sage es dir auch."

Peter Wübbe zuckte die Achseln, ließ anspannen, fuhr nach den Langendeicher Wübbes, kam zurück und sagte zu seiner Frau: „Es ist in Ordnung. Altjahrsabend kommen die Langendeicher zu Besuch. Marikenwäschen hat die alte Feindschaft längst vergessen; ich habe ihr gesagt, du hättest es auch. Sei freundlich mit ihr, es geht nun einmal nicht anders. Und ich will's haben!"

Trina Groot zitterte am ganzen Leibe.

„Und das ist der Dank für alles . . ." stieß sie hervor. „Und du wolltest es schreiben lassen, ich sollte nach deinem Tode das Sagen auf dem Hof behalten. O Peter, Peter, wie gut habe ich es mit euch allen, mit dir, den Kindern, dem Hof, gemeint. — Un nu stöttst du mi dat Metts op düsse Wis in't Hatt."

Damit verließ sie die Döns, und Peter Wübbe ging mit starken Schritten auf und ab. Ja, jetzt war er wieder Herr. Aber ihm war nicht wohl zumute dabei. Er schenkte sich ein Glas Branntwein ein, seinen Stolz zu stärken. Noch eins. So, jetzt war der Druck in der Herzkuhle verschwunden. Wenn nur die Geschichte mit dem Knecht auch erst im reinen wäre. Dann konnte er den Kopf wieder hochtragen. Jürn und Mariken Wübbe hatten ja ganz seine Partei genommen: einem Kerl wie diesem Matten Timmann gehörte eins über den Schädel. Aber Jürn hatte bei der Abrede doch einen Vorbehalt gemacht. Es würde ihm Wobkes halber doch nicht recht sein, wenn ihr zukünftiger Schwiegervater ein paar Monate hinter schwedische Gardinen müsse, und auch er, Jürn, könne sich bei den Bergstädter Herren dann nicht wieder sehen lassen.

10.

Der Winter war früh gekommen. Schon im November. Der Himmel hing von den Lauenburger Bergen bis dorthin, wo im Westen über dem Hamburger Hafen schmutziger dunkler Rauch aufstieg, wie trübes blaues Glas über der Elbe. An der Deichböschung starrten die erfrorenen Grashalme von Reif, die Wicheln an den Grabenrändern sahen aus wie greuliche alte Weiber, die sich vor Frost die Röcke über die Köpfe gezogen haben, auf der gefrorenen Ackerkrume krächzten ärgerlich die Krähen, weil sie nichts mehr fanden, auf den Tennen klangen die Dreschflegel wie stählerne Glocken, und vor dem Göpelwerk der Dreschmaschine auf dem Wübbeschen Hof dampften die Pferde. Zu Hinrich Wieks Leidwesen; er hatte ja die erste Dreschmaschine in den Vierdörfern bauen wollen, und nun hatte Peter Wübbe sich hinterrücks in Hamburg eine gekauft.

Auf der Außenweide vor dem Wübbeschen Hof stand das gefrorene Hochwasser wie ein blanker Spiegel, und auf der Elbe drückten und schoben sich knisternd, knirschend und klingend die ersten Eisschollen mit der Ebbe und Flut stromauf und stromab. Sie rieben sich an dem Buschwerk der Stacks, sie stiegen und kletterten wie geputzte spiellustige harmlose Mädchen über das Ufer und übereinander hinweg, bis sie als feine geschichtete kristallne Wälle die niedrigen Sommerdeiche des Weidelandes erreicht hatten. Auch die überkletterten sie, klingend, glitschend, schurrend und mit Schmeichelworten die Gefährtinnen draußen im Strom einladend: kommt mit auf den schönen breiten Spielplatz. Die hatten nahrhaften Frost gegessen, Tag für Tag gewaltige Mahlzeiten, und waren davon dick, breit und träge geworden. Es waren Felder geworden, so groß wie Stuben, ja, wie ganze Hausplätze; sie trugen auf den Leibern Schneekränze, als ob sie sich Königinnen fühlten; ja, ganze eisige Türme und Widderköpfe, wie seltsame Ungeheuer, mit denen ein inmitten seiner Heerscharen verborgener grimmiger und tückischer Feldherr feste Mauern berennen will. Mit leichter Mühe glitten sie über Sommerdeiche und Vorland hinweg bis an die Deichbärme; hier begann das eigentliche Klettern, und auch das ging mühelos vonstatten, weil Hunderte und Tausende Helfer von hinten nachschoben. Maler, die sich aus der Stadt auf beinbrechenden Wegen nach draußen verirrten, jauchzten vor Entzücken über die weißen Königsschlösser, die sich die Elbe hier in wenigen Wochen erbaut hatte; die Schuljungen und -mädchen sprangen juchend und kreischend über das schurrende, weiße Geschiebe; Lehrer Detjen ging mit seiner Klasse, anstatt Schule zu halten, einen Nachmittag nach der Elbkrümmung

hinaus, wo die eisigen Felsen am dicksten gehäuft lagen, und erklärte seinen Schülern daran die Natur der Alpen und Gletscher; und die Deichanlieger prüften mit Sorgen den unermeßlichen weißen Eiswall und dachten dabei an eine Eisstockung, an eine Sturmflut — und an den Deich. Wenn diese Massen durch ihren eigenen Druck oder den Westwind vorwärts gepreßt wurden: welches Menschenbollwerk konnte ihnen standhalten?

In der Woche zwischen Weihnacht und Neujahr wurde das Eis bei starkem Ostwind und niedrigem Wasser fest. Die Schollen hatten sich übereinandergeschoben und lagen an vielen Stellen wie Türme auf dem festen Elbgrund, sie preßten den schmal und träge gewordenen Strom in enge Kanäle zusammen, wo er sich mühsam und gequält wand. Nur ein Klingen und Stöhnen beim Gezeitenwechsel zeigte an, daß der riesige Schlangenleib nicht völlig abgestorben war, daß die Säfte des Meeres ihn noch mit leisen, müden Wellen speisten und die Menschen hinter den Deichen raunend an die geheimen und unberechenbaren Mächte der Tiefe erinnerten, die ihnen das Land, die Fruchtbarkeit und den Reichtum gegeben hatten. Und die, wenn sie wollten, es ihnen wieder nehmen konnten.

Die wußten es wohl, aber in den klaren, sonnigen Festtagen, wo die Arbeit ruhte und Behagen an Besitz, Geselligkeit und Lebensfreude ihr Recht wollten, dachten sie nicht viel daran. Die breite, schimmernde eisgewordene Elbe, die sonst ihre Pferde, Kühe und Schafe, ihre Blumen und ihr Gemüse auf Ewern und jetzt schon meistens auf Dampfschiffen nach der Weltstadt trug, war jetzt für sie und ihre Kinder ein riesiger Tummelplatz geworden, über den von Ufer zu Ufer, von Geesthacht bis zum Zollenspieker hinunter und noch weiter, dampfende rassige Pferde das Eis mit ihren Hufen schlugen. Ein buntes, malerisches, lustiges Stück Altholland war sie geworden. Schlittenkufen klirrten, Schlittschuhe malten lustige Arabesken auf schwarze Spiegelflächen, Juchzer, Quieken und Geschrei erklangen, gravitätische bartlose gefurchte Bauerngesichter, wie aus Eichenholz geschnitzt, rauchten in den Buden der Krüger Petumtabak aus langen holländischen Kalkpfeifen und tranken Eisbrecher. Jungkerle mit unglaublichen Zylindern, roten Westen und braunen Jacken, mit den doppelreihigen silbernen Talerknöpfen und den stattlichen schwarzen, oben weit und unten engen Schöttelbüxen zupften die Deerns an den roten Röcken, steckten ihnen Schneestücke in die gestickten seidenen Brusttücher, rissen sie an den Zöpfen und den langen steifen Nettelsschleifen, kniffen sie in die Arme und küßten sie auf den Mund; Schuljungen fuhren die Mädchen auf Handschlitten und Kreeken, jagten, knufften und stießen sie, daß sie aufs Eis purzelten.

Auch Harm und Niklas Wübbe waren unter dem Jungvolk. Sie hatten zwei junge feurige Braune aus ihres Vaters Stall vor den Schlitten gespannt und zeigten Wobke und Liese Wübbe, was sie leisten konnten. Niklas kutschierte und ließ dabei die Beine zünftig über den Schlittenrand hängen. Neben ihm saß Liese, und er blies ihr ab und zu wohlwollend den Rauch seiner Zigarre ins Gesicht. Zigarren waren teuer und wurden nur von Stadtleuten geraucht; Liese erzählte Niklas, daß ihr Vater auch nur Zigarren rauche, und Niklas meinte, überhaupt sei man in den Vierdörfern in manchen Dingen zurück. Er würde später in die Stadt gehen und dort einen großen Pferdehandel, verbunden mit einem Rennstall, aufmachen. Das sei doch etwas anderes, als in Hamburg Markthändler spielen oder gar als gewöhnlicher Grünhöker mit der „Dracht" Kohl, Spinat und gelbe Wurzeln von Straße zu Straße den eingebildeten Madams ins Haus zu schleppen, wie es selbst Bauernsöhne täten, die keinen Hof bekämen oder in keinen hineinheiraten könnten. Er puffte Liese in die Seite und fragte schmunzelnd: „Geihst mit, Deern?"

„Nach England? Gott bewahr, ne, Niklas", rief Liese schauernd.

Wobke, die auf dem zweiten Schlittensitz schön warm an Harm gepreßt saß, mischte sich in das Gespräch.

„Aber ich geh mit, Niklas."

„Nanu!" rief Harm und knuffte sie in die Seite.

Alle vier lachten. Sie kamen sich in ihrer jungen „Brut- und Brögamschaft" sehr komisch vor. Aber auch sehr wichtig. Sie bemerkten, wie die Jungkerle mit spöttischen und die Jungdeerns mit neidischen Gesichtern auf das flotte Schlittengespann sahen, und wußten, daß man über sie sprach.

In einem zweiten Schlitten folgten ihnen Peter, Jürn und Mariken Wübbe. Tüns Puttfarcken saß mit darin und noch ein älterer Bauer. Trina Groot fehlte.

„Ein paar schmucke Deerns, eure Wobke und Liese", sagte Peter Wübbe vergnügt. Er achtete nicht auf die jungen Leute, aber auf die Bauern und Bäuerinnen. Sie zeigten nicht auf die Pferde, die Schlitten mit ihren Insassen und steckten die Köpfe zusammen. Er glaubte ihren Gesichtern anzusehen, was sie sprachen: da rüscht der erste Bauer von Moorwisch, und solche Pferde wie der hat kein Hamburger Senator vor seiner Kutsche. Einer, der es sich leisten kann, für fünfhundert Mark Hamburger Kurant einen Knecht beinah totzuprügeln, und der in den Vierdörfern die Dreschmaschine eingeführt hat. Sie sprachen aber auch noch allerlei anderes, was Peter Wübbe nicht wußte.

„Ein paar schmucke Jungens, dein Harm und Niklas", gab Mariken Wübbe zurück und fügte hin-

zu: „Ja, Tüns Puttfarcken, du kriegst den hölzernen Teil der Aussteuer zu machen; du wirst dich wundern. Alles muß neu sein, wenn Wobke freit, und alles neumodisch, wie es in Hamburg ist."

Tüns Puttfarcken schüttelte den Kopf: „Ich machte es lieber nach der alten Mode. Aber die hat ja in den Vierdörfern kein Ansehen mehr."

„Warum sollen sie denn schon freien?" fragte der alte Bauer. „Könnt ihr eurem Kram nicht mehr vorstehn?"

„Gott, Johm Hitscher," versetzte Jürn Wübbe, „du weißt doch, ich habe in Bergstädt und anderswo viel Geschäfte, ich kann mich um den Hof nicht so kümmern. Und für Mariken ist es eigentlich auch nicht anständig, wenn sie selbst mit Grünkram auf dem Meßberg sitzt. — Von heute auf morgen sollen sie ja auch nicht heiraten."

„Übermorgen nachmittag wird es bei mir richtig festgemacht", fügte Peter Wübbe hinzu. „Wie es sich gehört, mit einer lütten Swier dabei. Komm nur ein bißchen herum dazu, Johm Hitscher, und du auch, Puttfarcken."

Johm Hitscher bewegte den Kopf hin und her.

„Ganz gern, Peter. Wenn aus der Swier nur recht was wird. Kuck da mal hin" — er zeigte nach Westen — „wie schmierig die Luft aussieht. Wenn bloß die Elbe nicht aufgeht. Dann haben wir beide, du als Deichvogt und ich als Geschworener, mit dem Deich und dem Eis was zu kratzen. Solches Eis auf der Elbe und an der Deichbärme haben wir in zwanzig Jahren nicht mehr gehabt."

Ein Knall wie ein Kanonenschuß hallte von einem Ufer bis zum andern. Die Tide hatte umgesetzt.

„Hallo! Geht es schon los?" rief Peter Wübbe lachend. „Heute steht sie noch. Dann wollen wir nur gleich damit anfangen. Was wir haben, haben wir, und was kommt, können wir nicht wissen. — Halloh, Niklas!"

Er deutete mit der Peitsche auf die nächste Trinkbude. Die Schlitten machten eine Wendung und hielten. Hier hantierte hinter einer Tonbank aus rohen Brettern Niklas Witt aus Hamburg. Er hatte seine Wirtschaft am Meßberg für einige Zeit seiner Frau übertragen, um den schönen Eisverdienst mitzunehmen, solange die Elbe stand.

Als Blutegelhändler war Niklas Witt ein ziemlicher Spucht gewesen. Der Berufswechsel hatte eine ganz andere Figur aus ihm gemacht. Er war rund und dick geworden und hatte ein rotes Gesicht.

„Mein Gott, Niklas Witt, bist du das?" rief Peter Wübbe erstaunt. „Da sieht man's, daß der Wirt doch immer sein bester Kunde ist."

„Ihr werdet hier auch wohl nicht bloß Elbwasser trinken", versetzte Niklas Witt mit einer Stimme, die wie ein geborstener Kessel klang. „Hahaha," lachte er, indem er auf den ersten Schlitten deutete, „de Leew in'n Veerlann! Sind das deine Jungens? Nun kommt ran, alle Mann, wir wollen auf die alte und die neue Zeit anstoßen. Die Vierdörfer Revolution soll leben. Weißt du noch, Peter, wie duhn wir damals nach Bergstädt marschierten, besonders du?"

Peter Wübbe sah Niklas Witt finster an.

„Du weißt wohl nicht, wen du vor dir hast!"

„Doch wohl nich den Kaiser von Rußland, Wübbe, oder den leeben Gott. Spel di man nich op, min Jung. Stadtluft macht frei, und euch kommandiert der Landherr. Hamburger Beefsteak ist 'ne andere Sache als große Bohnen mit Speck. Sullst man mal in min Greeten ehr beste Stuw kommen."

Dabei hatte er aus seinem Kessel eine Anzahl Gläser aufgefüllt und schob sie den Angekommenen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Des Soldaten treuester Kamerad.

Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Liebe des Reiters zu seinem Pferd ist eins der rührendsten Kapitel des ganzen Soldatenlebens. Schon im Frieden wendet der Mann seinem Roß alle Zärtlichkeit und Sorgfalt zu, deren er überhaupt fähig ist, oft genug teilt er mit ihm sein Stückchen Kommißbrot, einen Leckerbissen, für den der wackere Kampfgenosse immer empfänglich und dankbar ist. Denn bei Appetit ist er immer: heißt doch ein alter Grundsatz bei unserer Reiterei: „Gut geputzt ist halb gefüttert."

„Und wenn es in stillen, ruhigen Friedenszeiten ans Scheiden und Meiden geht, d. h., wenn der schmucke Reitersmann nach Ableistung seiner drei oder vier Jahre wieder in die Heimat zieht, die klirrenden Sporen und die kecke Mütze ablegt, dann ist doch immer sein letzter Gang in den Stall, und es erfolgt der stumme und manchmal doch so ergreifende Abschied des wackeren Reiters von seinem braven Roß. Und blickt der Braune oder der Rappe seinem bisherigen Herrn traurig und wehmütig nach, dann kann es wohl geschehen, daß dieser sich mit seiner groben Faust eine Zähre aus dem Auge wischt. Es hilft aber nichts: Scheiden tut eben weh.

Noch viel inniger, so kann man wohl sagen, gestaltet sich das Verhalten des Kriegers zu seinem Pferd im Kriege. Denn hier ist einer auf den anderen angewiesen, einer teilt des anderen Leid und Freud. Sei es, daß das brave Roß den schmucken Reiter trägt, sei es, daß es schwere Geschütze oder gewichtige Kolonnenwagen über grundlos tiefe Straßen schleppt, immer bleibt es der treue Diener des Mannes, der ihm die Hingabe an den Dienst mit rauher Freundlichkeit lohnt, wo immer es angeht.

Fast rührend ist oft die Anhänglichkeit, die der Mann für sein Pferd hegt. Und das zeigt sich nicht nur in



Ein Leckerbissen.



Eine Pferdeschwemme hinter der Ostfront.

Worten, sondern auch in Taten. Wo es irgend möglich ist, sucht der Reiter für sein geliebtes Roß etwas Gutes zu erwischen, und wenn es nur eine Mütze voll Hafer ist.

Im Kriege, wo es manchmal tagelang keine Ruhe gibt und die Verpflegung von Mensch und Tier nicht immer regelmäßig durchgeführt werden kann, tritt das alles noch viel greifbarer



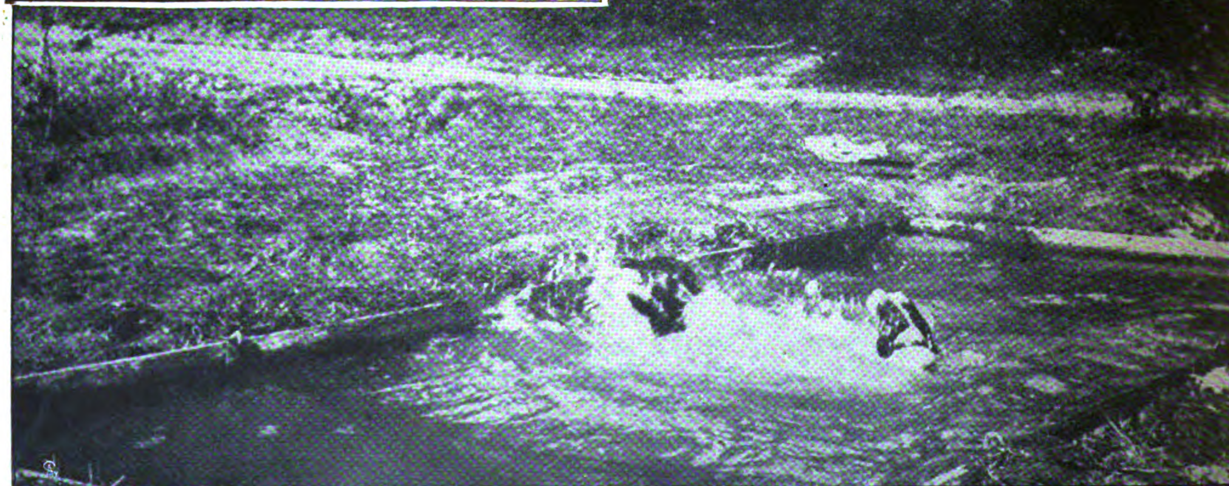
Phot. Meltenstein.

Pferdewäsche in der Türkei.

in die Erscheinung, und der sonnenverbrannte und sturmgebräunte Reitersmann schmunzelt still vergnügt vor sich hin, wenn er seinem hungrigen Braunen den wohlgefüllten Futterbeutel vorhängen kann. Mag er dafür selbst auch hin und wieder gezwungen sein, den Schmachtgurt etwas enger zu schnallen, denn oft genug kann längere Zeit verstreichen, bis es etwas zu beißen oder zu brechen gibt.

Wo immer Ruhegelegenheit sich bietet, tritt der schon erwähnte alte Spruch in Kraft: „Gut geputzt ist halb gefüttert." Weiß doch der Soldat jeder Rangstufe am besten, wie notwendig dem Pferd die Sauberhaltung ist, und wie wohl ihm Striegel und Kardätsche bekommen. Daher tritt überall äußerste Pferdepflege ein. Namentlich, wo Jahreszeit und Klima es gestatten, auch das Bad in der Schwemme. Man sieht es den Tieren ordentlich an, wie wohl sie sich dabei fühlen, anderseits aber merkt man





Vereenigde Fotobureaux. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Eine Flußbadeanstalt hinter der Westfront. Oberes Bild: **Halt auf einem belgischen Bahnhof.**



Erfrischungstrunk in einem Teich. Photothek.

den Mannschaften auch die Freude an, die ihnen diese Arbeit bereitet. Es wird geschrubbt und gebürstet, als sollte die Haut gleich mit herunter vom Körper, und schließlich strahlen beide: der Reiter vor Genugtuung und das Pferd vor eitel Glanz und Sauberkeit.

Auch erfinderisch ist der Soldat, wenn es sich darum handelt, seinem Freund und Kampfgenossen ein ganz besonderes Vergnügen zu verschaffen. Im Westen irgendwo hat man ein Wehr dazu benutzt, um den Pferden ein Wellenbad zuteil werden zu lassen. Weiter kann man schließlich auch im Pferdekomfort nicht gehen, aber es ist ein Zeichen dafür, daß die rauhe Zärtlichkeit des Soldaten immer darauf bedacht ist, seinem Tier überall die angenehmsten Lebensbedingungen zu schaffen.

Hüter der Heimat.

Skizze von Gertrud Papendick.

Es war dann schon fast Sommer geworden, als Jerwien seinen Urlaub bekam.

Im Herbst war er gerade nur ein paar Tage zu Hause gewesen, hatte über das Wetter geschimpft und den Kopf geschüttelt über die Wintersaat. Als der Schnee wegging, schrieb Marie Luise, ob es nicht möglich wäre, daß er im April käme zur Frühjahrsbestellung. Und er antwortete in einem seiner großen, eiligen Briefe, die immer mit Bleistift geschrieben waren: „Liebes Kind, wie denkst Du Dir das? Ich kann doch nicht einfach Urlaub nehmen, bloß weil meine Frau es jetzt gerade für wünschenswert hält. Mit der Bestellung werdet Ihr schon allein fertig werden. Wir haben hier, weiß Gott, Wichtigeres zu tun! . . ."

Nun kam er im Juni auf drei Wochen.

„Mutti," sagte Ruth, „der Gärtner muß an der Tür eine Girlande anbringen, und dann muß die Fahne hochgezogen werden. Und Hans Otto muß seine Uniform anziehen. Mit den weißen Hosen, Mutti. Und du mußt dir eine Rose anstecken. Von den hellroten, Mutti."

Es war sehr viel Bestimmtheit in Ruth trotz ihrer sieben Jahre. Die stammte vom Vater.

„Und, Mutti, wenn wir Vati abholen, sitze ich auf dem Bock."

Die junge Frau Jerwien fuhr allein zur Bahnstation. Und sie ließ auch nur die Fahne zu, sonst nichts.

„Mutti," hatte Ruth gesagt, und sie war ordentlich gekränkt gewesen, „du freust dich gar nicht genug."

„Ganz gewiß nicht," hatte sie geantwortet, „du kleines Schaf." . . .

„Tag, Kindchen", sagte Jerwien, als er aus dem Zug stieg. „Nett, daß du da bist. Wie ein junges Mädchen siehst du aus. Wo sind denn die Gören? Zu Haus? Warum? — Sie," wandte er sich an einen Bahnbeamten und hob zwei Finger zur Mütze, als der grüßte, „nehmen Sie sich mal meines Gepäcks an. Viel ist es nicht."

„Christoph," sagte Marie Luise, „dort steht Frau Wandt. Sie fragte vorher nach dir. Willst du ihr nicht guten Tag sagen?"

„Nee," gab Jerwien zurück und grüßte dabei, „ich lege gar keinen Wert drauf." Und er ging unbekümmert mit langen Schritten vor ihr durch das Stationsgebäude, warf dem Kutscher draußen die Handtasche auf den Wagen. „Tag auch, Klewanski. Mensch, Sie werden wahrhaftig immer jünger."

Der alte Kutscher strahlte. „Befehl, gnädiger Herr."

„Steig auf, Marlise. Los! Die Gäule haben wohl das Laufen verlernt, Klewanski? Kein Wunder bei dem Futter.

Er saß ein wenig vorgeneigt im Fahren. Das lange, braune, glattrasierte Gesicht war hohl an den Schläfen, und die große Nase sprang schärfer vor als sonst. Aber die sehr hellen Augen hatten den weitsehenden Blick wie stets, der unter der Militärmütze vor nach rechts und links über die Felder ging. „Schlechter Weizen beim Buschwiker. Furchtbar dünn. Hoffentlich ist unser

besser. — Was baut der sich denn da auf? Sieht ja aus wie eine Hochfahrtscheune. Möchte wissen, wo einer heutzutage das Geld dazu hernimmt. — Marlise, wie steht's mit den Böcken? Hat mir der Kleinke auch nicht alle runtergeknallt an der Grenze?"

„Ich weiß es nicht, Christoph. Ich glaube, es ist überhaupt nicht viel Wild da dies Jahr."

„So?" sagte Jerwien. „Schade. Man verspürt einmal Lust nach anderem Wild als den freundlichen Grenznachbarn." . . .

Er sprach unausgesetzt. Er fragte nach Dingen aus der Wirtschaft und erzählte vom Felde, gab irgendeine spaßige Begebenheit zum besten und war mit einem Sprung wieder bei einem andern Thema.

Marie Luise sprach wenig auf dieser Fahrt.

Am liebsten hätte sie eine von diesen großen Händen in den dicken, braunen Lederhandschuhen in ihre Hände genommen und festgehalten, damit die endlich zur Ruhe käme. Aber sie wußte, daß er das nicht gelitten hätte; daß seine Hand wieder fortgeglitten wäre, so wie ihr sein Wesen jetzt immer entglitt, wenn sie es mit der ganzen Kraft ihrer Seele zu halten meinte. Sie begriff nicht, woran das lag. Sie verstand nicht, wie es gekommen sein konnte. Sie fühlte nur, ohnmächtig und verzweifelt, daß da etwas war, das man nicht sah, das nicht mit den Händen zu greifen war, und das sich doch zwischen ihnen aufgebaut hatte wie eine Wand. In den langen, einsamen Monaten in Lindenhof, wenn die Sehnsucht nach dem großen, herrschsüchtigen Christoph Jerwien riesenhoch wuchs, dann meinte sie, daß es nicht so schwer sein könnte, ihn wiederzufinden. Aber wenn er dann da war auf ein paar Tage oder ein paar Wochen — lebhaft bis zur Ruhelosigkeit, gleichgültig gegen alles, was ihm wert gewesen, von einer finsteren Reizbarkeit oft, dann wußte sie, daß da etwas verfahren war, das all ihre Liebe nicht wieder ins Gleis bringen konnte. Und Marie Luise Jerwien hielt auf dieser Heimfahrt nach dem Lindenhof ihre Hände im Schoß gefaßt, weil sie nicht wußte, was sie sonst mit ihnen beginnen sollte.

Als am Ende der langen Parkeinfahrt die weiße Front des Hauses leuchtete, sagte Jerwien: „Weißt du, Marlise, komisch kommt's mir vor. Man ist ja überhaupt nur noch Gast im eigenen Haus."

Ruth hatte doch nicht ganz auf die Empfangsfeierlichkeiten verzichten wollen. Sie stand auf einem Pfeiler der Steintreppe, Hans Otto auf dem andern. Und als der Wagen vorfuhr, brüllten sie „Hurra" mit aller Kraft ihrer Kehlen.

Jerwien lachte, daß er sich schüttelte. „Kinder, ihr seid verrückt!" Er stülpte Ruth seine Mütze über den flachshaarigen Schädel, nahm seinen kleinen Jungen mit einem Arm in die Höhe und trug ihn ins Haus.

Im Herrenzimmer stellte er ihn auf den Zigarrenschrank. „Hilf dir runter, du Schlingel." Und als der Junge jauchzte vor Entzücken und doch hilfeflehend die Arme nach ihm ausstreckte, nahm er ihn wieder mit einer Hand wie ein Bündel, gab ihm einen Kuß und setzte ihn zu Boden: „Na, hast Vati nicht vergessen, alter Kerl?"

Ruth tobte jubelnd durch alle Zimmer.

Das ging so lange, bis es ihm zuviel wurde. Und dann schickte er die Kinder mit einem Donnerwetter hinaus, so daß der Junge weinte und Ruth mit gekniffener Lippe davonschlich.

„Sie haben sich so gefreut, Christoph," sagte Marie Luise unwillig, „es war nicht nötig, daß du sie so anfuhrst."

Er sah sie erstaunt an. „Ich habe mich auch gefreut. Selbstverständlich. Aber Skandal haben wir im Felde genug. Dazu bin ich nicht hergekommen." . .

Wozu ist er denn hergekommen? fragte Marie Luise sich oft in dieser Zeit.

Es war, als wäre dieser lange Mann mit dem hager gewordenen Gesicht ein ganz anderer als der Jerwien, der in früheren Jahren auf dem gesegneten Boden von Lindenhof seinen Kohl gebaut hatte. Es war, als wäre etwas vom Landmann in ihm verloren gegangen. Er sah sich alles an, was man ohne ihn gemacht hatte. Er fand vieles gut und manches schlecht. Und er lachte sein lautes, klingendes Lachen, wenn ihm etwas vorkam, das er eine Dummheit nannte. Aber er wirkte wie einer, der hergeschickt war, um zu revidieren. Nicht wie der Mann, dem das alles ans Herz gewachsen war als sein Besitztum und als die Frucht seiner Arbeit. Er war wie fremd geworden auf seinem Grund und Boden.

Und er war wie ein Fremder auch in seinem Haus. Ein Fremder dem ruhigen Leben seiner Frau und seiner Kinder, das Tag für Tag, heute wie gestern, denselben Gang nahm. Er fand sich nicht mehr hinein. Er verstand es nicht mehr.

Er stülpte den Hut auf den Kopf und schlich allein, nur den Hund hinter sich, mit der Büchse durch die Felder. Er kam abends oft so spät, daß Marie Luise die Kinder allein essen ließ. Sie wartete auf ihn. Und wenn er dann an den Tisch trat, müde und manchmal verdrossen, weil ihm nichts vor den Gewehrlauf gekommen war, sagte er: „Welch ein Unsinn, daß du gewartet hast."

Sie zuckte dann die Achseln.

Oft ritt er stundenweit allein in der Gegend umher, kümmerte sich um keinen Menschen; oft saß er stundenlang allein in seinem Zimmer hinter der Zeitung. Er lebte in diesen drei Wochen ein Leben für sich. Seine Frau stand stumm und machtlos wie vor einer verschlossenen Tür. Und die Hand, die sie nach ihm ausstreckte, griff immer ins Leere.

Am tiefsten aber fühlte sie den Riß, wenn sie am Abend allein mit ihm in der offenen Halle saß, die auf den Garten hinausging. Dann saß Jerwien tief in einem Korbstuhl, hatte die Beine weit von sich gestreckt und rauchte. Neben ihm stand eine Flasche Rotwein und ein Glas. Er sprach oft sehr viel und schwieg manchmal ganz. Aber immer, das wußte sie, waren seine Gedanken weit fort und gingen auf Wegen, die sie nicht kannte, und zu denen es keine Brücke gab für sie. Sein Herz war draußen im Feld, in den langen Linien der Schützengräben, im Pfeifen der Kugeln, im wütenden Aufdonnern der Geschütze. Nicht hier. Daß er hier saß, war ein Zufall, ein Versehen, eine Zwecklosigkeit. Was sollte er hier? Sein Leben wurzelte nicht mehr im Boden wie einst, das griff nicht mehr hinein in die Erde, um ihre besten Kräfte zu nutzen. Das stand draußen auf blutigem Feld und scherte sich wenig um das, was hinter ihm lag. Und hatte vergessen, was ihm einst lieb gewesen war.

Marie Luise preßte in diesen Stunden oft gequält die Hände zusammen und sprach mit lauter, trotziger Stimme über gleichgültige Dinge. Sie war keine von den sanftmütigen Naturen, die geduldig hinnehmen und tragen, was das Schicksal ihnen auf die Schultern legt. Sie litt mit zusammengebissenen Zähnen und erbittertem Herzen. Den ganzen Winter durch hatte sie dieser Zeit entgegengelebt. Die acht todeinsamen, angstvollen Monate, in denen sie allein mit den Kindern im verschneiten Lindenhof saß, hatte sie überwunden mit dem einen Gedanken:

Wenn er kommt, soll er finden, was ihn froh macht. Wenn er kommt, soll er alles wiederfinden, was er draußen entbehrt hat. Und wie eine Demütigung war es ihr nun, daß er es nicht haben wollte.

Aber Marie Luise war kein Mensch, der lange schweigen konnte über Dinge, die ihm das Herz abdrückten; kein Mensch, der seinen Schmerz oder seinen Groll in sich hineinfraß, daß er fast dran erstickte. Wenn sie mit etwas innerlich nicht mehr fertig wurde, dann brachte sie es heraus und sagte: „So, jetzt hab ich genug. Jetzt möcht ich Bescheid wissen." . .

Und ihre Liebe war viel zu groß, als daß sie ihn so hätte gehen lassen können.

Darum sagte sie es ihm einmal.

Es war an einem der letzten Abende, und sie saßen noch spät in der Halle. Die Tür zum Garten war weit geöffnet, und so hell war die Juninacht, daß sie den Schein der Lampe fast erstickte. In der Ferne rollte ein Zug, und im Dorf schwatzten ein paar Mädchenstimmen.

Jerwien hatte das Kursbuch vor. „Ich werde über Thorn fahren. Übermorgen. Ich will Berckow noch in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen. Dann kann ich Donnerstag in Tilsit sein und Sonnabend früh beim Regiment."

Marie Luise schwieg einen Augenblick. Dann hob sie den Kopf und sagte mit Anstrengung: „Du kannst es wohl gar nicht mehr erwarten?"

Jerwien sah sie groß an: „Weshalb, Marlise?"

„Nun," sagte sie langsam und nachdrücklich, „ich meine, du kannst es gar nicht mehr erwarten, von hier fortzukommen."

Einen raschen, scharfen Blick, der doch wie von innen herauskam, warf Jerwien zu ihr hinüber. Und dann stand er plötzlich auf. Er trat an die offene Tür und blieb da stehen. Er fuhr sich ein paarmal mit der flachen Hand über den kurzgeschorenen Hinterkopf und sagte nichts.

Marie Luise sagte auch nichts. Sie hatte eine Stickarbeit im Schoß und steckte langsam und gleichmäßig die Nadel durch das weiße Leinen. So still war es, daß man den Laut hörte, mit dem der Faden durch den Stoff ging.

Und dann fragte Jerwien, ohne sich umzudrehen, indem er jedes Wort betonte: „Fühlst du das so?"

„Ja", sagte sie laut und zornig.

Jerwien blieb im Türrahmen stehen. Er hob den Kopf, als sähe er nach den Sternen. Eine Weile sprach wieder keiner ein Wort.

„Wie kommst du auf den Unsinn?" fragte er dann. Und als sie nicht gleich antwortete, trommelte er ungeduldig mit den Fingern gegen die Glasscheibe der Tür· „Red doch."

„Es ist kein Unsinn, Christoph", sagte Marie Luise ruhig. „Es ist die Wahrheit. Du weißt es nur nicht. Kannst es wohl auch nicht wissen, gerade weil es dich selber angeht. Aber ich hab's gespürt, jeden Tag, jede Stunde in den drei Wochen, die du hier warst. Du bist hier nicht mehr zu Hause, Christoph. Was hier geschieht, ist dir gleichgültig. Die Kinder sind dir eine Last. Ich weiß nicht, weshalb du überhaupt herkamst. Du hast dich vom ersten Tage an ins Feld zurückgesehnt." . .

Jerwien kam zurück und setzte sich wieder. Und er steckte sich sorgsam und umständlich die erloschene Zigarre wieder an. „Weiter, Bußpredigerin."

„Mir ist nicht nach Scherzen zumute. Durchaus nicht. Dir mag's sehr spaßig vorkommen, mir tut's weh. Ich hab's dir eigentlich nicht sagen wollen. Ich wollt's für mich behalten. Ich zwang's nur nicht." Sie beugte den Kopf vor, und die Worte kamen heraus wie gestoßen: „Ich hab gar nichts von dir gehabt. Gar nichts. Und ich hatte mich so gefreut. Die ganze Zeit vorher. Ich hab gelebt davon. Und nun ist's vorbei, und es ist, als wärest du gar nicht hier gewesen."

Sie schluckte ein paarmal und bezwang sich dann, nahm den Kopf hoch und sah durch die Tür an ihm vorbei: „Vielleicht denkst du mal drüber nach. Vielleicht siehst du's ein. Du bist ja so schnell im Begreifen, wenn dir was dran liegt. Ihr habt da draußen vergessen, daß ihr auch noch mal ein anderes Leben gelebt habt. Es ist fast, als wäre alles, was früher gewesen ist, gar nicht mehr wahr, als müsse alles, was noch übrigblieb, in dieser Zeit gewaltsam in die Brüche gehen."

Jerwien stand auf und dehnte sich in den Schultern. Dann blieb er vor seiner Frau stehen. „Kleines Mädchen", sagte er. „Hast schon eine siebenjährige Tochter und bist selber noch nicht klug. Man sollte es nicht glauben." Doch als er ihre ernsten Augen sah, lenkte er ein: „Nein, ich verulke dich nicht, hab nur keine Angst. Ich weiß schon, daß du recht hast in manchem. Ich bin ein ausgemachter Esel, ein Schuft, der es gar nicht wert ist, daß du dich so um ihn sorgst. Bist du nun zufrieden?"

„Du verstehst mich nicht, Christoph," sagte sie gequält, „oder vielmehr, du willst mich nicht verstehen."

Da zog er seinen Stuhl dichter heran und setzte sich wieder. Und sein Gesicht war ernst: „Ich will dir mal was sagen, Marlise. Keine Predigt, beruhige dich. Ich bin nie ein Mann von schönen Worten gewesen. Meine Worte waren immer mehr kräftig als schön.

„Marlise, du mußt nicht so streng ins Gericht gehen mit uns Soldaten. Du mußt mal versuchen zu verstehen, was in uns ist. Kleines Mädchen, wer da draußen steht, der muß vergessen können, was hinter ihm liegt. Der muß sich losmachen können von dem, was ihn ans Leben bindet. Sonst hat er in der Entscheidungsstunde immer die Fessel am Fuß. Es klingt scheußlich, ich weiß das. Aber es doch wahr: wer immer zurücksieht, hat keinen freien Kopf und kein leichtes Herz.

„Es ist keiner, Marlise, der darum aufgehört hätte liebzuhaben. Es wäre Wahnsinn, das zu denken. Es ist nur, daß man das Leben von früher verlernt hat. Und wenn sie einen dann auf Urlaub nach Hause schicken, meint man, es müßte wieder gehen. Man müßte sich wieder hineinfinden können für eine kurze Spanne Zeit. Es geht nicht, Marlise. Man kann's nicht mehr. Man ist herausgerissen aus allem. Man ist nicht mehr gewöhnt an den ruhigen Gang der Tage. Man steht auf dem eigenen Boden wie auf einem fremden Platz und sitzt in den eigenen Wänden wie ein Gast. Man wird nicht mehr warm an der Stelle, auf der man zu Hause ist.

„Ich hab das auch gespürt, nicht bloß du.

„Es kommt wohl daher, Marlise: man d a r f ja auch nicht heimisch werden in den alten Verhältnissen. Acht Tage — zwei Wochen oder drei, dann hat die Freude wieder ein Ende. Man wird nie den Gedanken los, daß der ganze Zweck des Lebens jetzt draußen liegt, nicht hier. Jeder anständige Kerl weiß, daß er jetzt an die Front gehört, nicht nach Hause. Den Urlaub geben sie einem, damit man einmal Atem holt, nicht damit man zur Ruhe kommt. Dazu ist's noch nicht Zeit.

„Noch ist die Arbeit nicht getan, Marlise. Ein gutes Stück haben wir ja geschafft. Aber das Ende ist noch nicht da."

„Ja," sagte die Frau bitter, „und wir können immer nur sitzen und warten. Warten und uns ängstigen und

fühlen, wie ihr uns und den Kindern und der Heimat von Monat zu Monat immer mehr verloren geht."

Jerwien warf den Rest seiner Zigarre in großem Bogen durch die offene Tür in den Garten. Und dann nahm er die Hand seiner Frau und umschloß sie fest mit seinen beiden großen Händen: „Sei doch kein Kind, Marlise. Verloren gehen wir euch nicht. Keiner von uns. Nicht einmal die, die man da draußen in die Erde legt.

„Aber ihr Frauen hier im Lande, ihr müßt sorgen, daß uns von der Heimat nichts verloren geht. Daß die uns bleibt. Daß wir später einmal alles wiederfinden, so wie es war. Unverändert und unversehrt. Ihr habt euren Kriegsdienst so gut wie wir. Nur auf eure Art. Ich meine nicht bloß, Marlise, daß du mir die Felder bestellen und den Leuten die Löhne auszahlen sollst. Das gehört freilich auch dazu. Das ist aber nicht alles. Es ist mehr. Die Heimat hüten, Marlise. Für uns."

Jerwien stand auf und ging zum Tisch. „Trink ein Glas Rotwein, du; es ist spät geworden und kalt... Sei ruhig, kleines Mädchen, es kommt schon noch mal der Tag, an dem du meinen grauen Waffenrock in den Mottenschrank hängst und ich hier wieder die Zügel in die Hand nehme. Und ich denke, wir werden's dann auch wieder miteinander aushalten."

Die dritte Kriegsernte.

Reift zum drittenmal die Ernte
Uns aus blutgetränktem Land,
Eh der Feind verstehen lernte,
Daß er unsre Kraft verkannt?

Weiter denn im blutigen Ringen,
Bis der Haß der Welt ertrank!
Laßt die Sensen fleißig schwingen,
Bis die letzte Garbe sank!

Aber auf den Erntekränzen,
Die der Krieg noch röten mag,
Wird das Heldentum noch glänzen
Ruhmvoll bis zum fernsten Tag.

Karl Frank.

Die neue Bluse.

Hierzu 8 Aufnahmen von Ernst Schneider, Berlin.

In den sorglosen Tagen, in denen die Mode eine recht bedeutsame Rolle im Leben vieler Frauen spielte und spielen durfte, galt die Bluse als ein Gegenstand zweiten Ranges. Sie war nicht mehr salonfähig. Dennoch konnte man nicht ohne sie auskommen, und gerade die, die die feinen Unterschiede in die Welt gebracht hatten, besaßen meist eine umfassende Auswahl Blusen. Heute haben die wenigsten Frauen Sinn, Zeit und das nötige Geld übrig, die sorgsam ausgeklügelten Modengesetze zu befolgen, und die praktische, sich allen Zwecken und Anforderungen so geschickt anpassende Bluse kommt wieder zu Ehren. Ganz zweifellos wird auch die Einschränkung der Waschmöglichkeit die Bluse in den Vordergrund drängen, denn eine Bluse zu waschen verlangt natürlich weit weniger Zeit und Materialaufwendung als ein ganzes Kleid mit weitem Rock.



1. Lila und weiß gestreifte Bluse mit gebranntem Kragen.



2. **Bluse aus Waschseide** mit bestickter Pelerine.

Es scheint auch, als ob die Modeschöpfer bei der Ausgestaltung der neuen Sommerbluse mit besonderer Liebe ans Werk gegangen wären. Namentlich die Art der verschiedenen Halsumrahmungen weist mancherlei Hübsches und Neues auf. Man schwankt zwischen geschlossenem Kragen und halsfrei und hat einen recht reizvollen Mittelweg gefunden, der beiden Wünschen gerecht wird. So hat die Bluse aus weißem Schleierstoff mit reichen Handstickereien (Abb. 4) einen kleinen Ausschnitt und einen spitzendurchzogenen Kragen, den vorn ein Seidenband zusammenschließt. Dieses von Häkelknöpfen gehaltene Band kann fehlen. Einen ähnlichen Gedanken verwirklicht die schwarz-weiß karierte Schleier-

stoffbluse (Abb. 7) mit dem weißen Einsatz und den Aufschlägen. Auch hierbei bildet ein dunkles Seidenband die Verbindung der beiden Kragenteile. Das mit kleinen Randschlingen versehene Seidenband hält auch den losen, kraus überfallenden Kragen der weißen Schleierstoffbluse sich kunstvoll ausgeführte Handstickereien ziehen, und zu deren Weste handgearbeitete Filetspitzen Verwendung fanden (Abb. 8). Fileteinsätze unterbrechen die hohen Stulpen der Aermel. Diese Einsätze sind jedoch nicht nur von Säumen eingefaßt, sondern von zierlich ausgebogten



3. Geblümte Schleierstoffbluse mit Puffärmeln.



4. Reichbestickte Bluse aus weißem Schleierstoff.



5. Bluse aus Schleierstoff mit Spitzeneinsätzen.



6. Blau-weiß gestreifte Taftbluse mit dunkelblauem Taft.

zusammen, die durch die eigenartig und verschwenderisch eingesetzten Spitzenteile im Verein mit Hohlnähten sehr elegant wirkt (Abb. 5). Beachtenswert sind die breiten Spitzen über den Schultern. Da die Bluse jetzt häufig berufen ist, elegante Kleider zu ersetzen, gestaltet man sie ihrer Art entsprechend mit liebevollem Interesse aus. Davon legt die Bluse beredtes Zeugnis ab, über die Rändern umgeben. Natürlich wird auch die moderne Pelerine zur Verschönerung der Bluse zugezogen. Die aus Waschseide bestehende Bluse (Abb. 2) hat einen runden, am Rand mit einer kleinen Ranke bestickten und von Hohlnähten durchzogenen Schulterkragen. Ganz neu ist die Form des vorn auseinanderstrebenden Stehumlegekragens. An der buntblumigen hochgeschlossenen Bluse aus

Schleierstoff beansprucht der neuartige Puffärmel das Interesse (Abb. 3). Diese geblümten Schleierstoffe werden augenblicklich mit Vorliebe angewandt. Auch gestreifte Schleierstoffe stehen in Gunst und sehen als Blusen sehr reizvoll aus. Einen recht originellen Ausputz hat die lila-weiß gestreifte Bluse in Gestalt des gebrannten Batistkragens und der Aermelrüschen. Die milchweißen Glasknöpfe mit der amethystfarbenen Mitte passen sich gut dem lila-weißen Streifen an (Abb. 1). Ein etwas dunkler getöntes lila Band erhöht den Reiz dieser einfachen, aber außerordentlich geschmackvollen Bluse. Auch die blau-weiß gestreifte Taftbluse gibt mancherlei Anregung (Abb. 6). Von dem Unterbau aus blauem Taft strecken sich kleine Ausläufer über die gestreifte Seide. Dieselbe Methode wiederholt sich an dem mit einem Püffchen versehenen Ärmel. Durch das Schößchen gewinnt die Bluse ein straßenmäßiges Aussehen, das heißt, sie verliert etwas den Eindruck der vom Rock abweichenden Bluse und wirkt dadurch vollständiger. Wie stets sind Blusen in übereinstimmender Farbe mit dem Rock beliebt. Sie werden aus Taft oder seidenem Schleierstoff gearbeitet. Als Vorbild können Modelle aus jedem Material dienen.



7. **Schwarz-weiß karierte Bluse**
mit weißem Einsatz und Aufschlägen.



8. **Bestickte Batistbluse**
mit Fileteinsätzen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 25. Berlin, den 17. Juni 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 25.



Die sieben Tage der Woche.

5. Juni.

Der seit längerem erwartete Angriff der russischen Südwestheere hat begonnen. An der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Styr-Knie bei Kolki ist eine große Schlacht entbrannt

Südlich Posina nehmen österreichisch-ungarische Truppen einen starken Stützpunkt und weisen mehrere Wiedergewinnungsversuche der Italiener ab. Oestlich des Astico-Tales erstürmt eine Kampfgruppe auf den Höhen östlich von Arsiero noch den Monte Panoccio (östlich von Monte Barco) und beherrscht nun das Val-Canaglia.

Der Präsident der chinesischen Republik Juanschikai ist gestorben.

6. Juni.

Die englische Admiralität teilt mit, daß das Kriegsschiff „Hampshire", das sich mit Lord Kitchener und seinem Stabe an Bord auf dem Wege nach Rußland befand, westlich der Orkney-Inseln durch eine Mine oder vielleicht durch einen Torpedo versenkt wurde.

7. Juni.

Auf dem Ostufer der Maas haben die am 2. Juni begonnenen harten Kämpfe zwischen dem Caillette-Wald und Damloup weitere Erfolge gebracht. Die Panzerfeste Baux ist seit heute nacht in allen ihren Teilen in unseren Händen. Auch die Kämpfe um die Hänge beiderseits des Werkes und um den Höhenrücken südwestlich des Dorfes Damloup sind siegreich durchgeführt.

8. Juni.

Auf der Hochfläche von Asiago gewinnt der österreichisch-ungarische Angriff an der ganzen Front südöstlich Cesuna-Gallio weiter Raum. Die Truppen setzen sich auf dem Monte Lemerle (südöstlich von Cesuna) fest und dringen östlich von Gallio über Ronchi vor.

9. Juni.

Rechts der Maas schreitet der Kampf für uns günstig fort. Feindliche, mit starken Kräften geführte Gegenangriffe am Gehölz von Thiaumont und zwischen Chapitre-Wald und der Feste Baux brechen ausnahmslos unter schwerer feindlicher Einbuße zusammen.

Im Monat Mai werden durch deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote und durch Minen 56 Schiffe des Vierverbandes mit einem Bruttogehalt von 118500 Registertonnen versenkt.

Auf der Hochfläche von Asiago erobern österreichisch-ungarische Truppen den Monte Sisemol und nördlich des Monte Meletta den von Alpinis stark besetzten Monte Castelgomberto.

10. Juni.

Oestlich der Maas setzen unsere Truppen die Angriffe fort. In harten Kämpfen wird der Gegner auf dem Höhenkamme südwestlich des Forts Douaumont, im Chapitre-Wald und auf dem Fumin-Rücken aus mehreren Stellungen geworfen Westlich der Feste Baux stürmen bayrische Jäger und ostpreußische Infanterie ein starkes feindliches Feldwerk.

Die italienische Kammer verwirft mit 197 gegen 158 Stimmen das vom Deputierten Luciani beantragte Vertrauensvotum für die Regierung. Das Ministerium beschloß seine Demission.

Der republikanische Konvent hat Hughes beinahe einstimmig zum amerikanischen Präsidentschaftskandidaten nominiert.

11. Juni.

Oestlich von Kolki hatten die Russen das linke Styr-Ufer genommen. Sie werden durch den umfassenden Gegenangriff österreichisch-ungarischer Truppen wieder über den Fluß geworfen, wobei 8 russische Offiziere, 1500 Mann und 13 Maschinengewehre in unsere Hand fallen.

Das österreichisch-ungarische Flottenkommando meldet, daß ein Unterseeboot den von mehreren Zerstörern begleiteten italienischen Hilfskreuzer „Principe Umberto" mit Truppen an Bord torpediert hat.

12. Juni.

Deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Armee des Generals Grafen Bothmer werfen russische Abteilungen, die nordwestlich von Buczacz (an der Strypa) im Vorgehen waren, wieder zurück; über 1300 Russen bleiben als Gefangene in unserer Hand.

◇ ◇ ◇

Der Seesieg in der „Schlacht vor dem Skagerrak".

Von Kapitän z. S. Hollweg.

„The glorious first of June."

Vor 122 Jahren, am 1. Juni 1794, schlug der britische Admiral Lord Howe mit 25 Linienschiffen 400 Seemeilen von Ouessant nach mehrtägigen Einleitungsgefechten entscheidend die etwa gleich starke Flotte der Französischen Republik unter Villaret. Die englischen Schiffe waren den französischen an Qualität der Besatzungen überlegen. Die Schreckensherrschaft regierte in Frankreich. Durch die Massenschlächtereien der Französischen Revolution hatte die Marine ihre besten Offiziere verloren, die überlegene Führung des englischen Admirals nötigte den seemännisch unerprobten französischen Führer wider seinen Willen zur Schlacht, zwang ihm durch rücksichtslosen Angriff ein taktisch defensives Verhalten in der Windleestellung auf. Sieben Linienschiffe ließ der Besiegte in den Händen des Siegers, andere sanken. Ermüdung und körperlicher Zusammenbruch des nach fünftägiger

seelischer Anstrengung erschöpften, fast siebzigjährigen englischen Admirals verhinderten die Verfolgung und wahrscheinlich mögliche restlose Ausnutzung des Sieges durch rücksichtslose Verfolgung des geschlagenen Gegners. Der größere Teil der demoralisierten und geschlagenen französischen Flotte rettete sich in die Häfen. Ein Teil von ihnen im Schlepp der weniger beschädigten Schiffe.

Lord Howe errang einen taktischen Sieg, vermochte aber sein strategisches Ziel nicht zu erreichen: Eine starke französische Handelsflotte aus Amerika, die Villaret bei Verlust seines Kopfes zu schützen aufgetragen war, lief, gedeckt durch seine Niederlage, unbeschädigt nach Brest ein.

In der englischen See-Kriegsgeschichte lebt die Erinnerung an diesen Sieg unter dem klangvollen Namen „The Glorious first of June". Die Schlacht ist in England weniger wegen ihrer strategischen und taktischen Bedeutung als durch diese im Gedächtnis haftende Bezeichnung nahezu ebenso bekannt wie „Abukir" und „Trafalgar".

Der 1. Juni 1916 wird das Ansehen dieses Tages in England etwas verblassen machen. In die Erinnerung an die glorreiche Zeit von 1794 wird sich in Zukunft der etwas bittere Beigeschmack an den 1. Juni 1916 mischen. Auch Deutschland hat nun seinen „Glorious first of June", wenn auch der deutsche Sieg unter anderem Namen in der Geschichte aufbewahrt werden wird.

Trotz der ihr anscheinend zuteil werdenden amtlichen Unterstützung und trotz eines Churchill und Reuter wird es der englischen Presse nicht gelingen, den ehrlich erkämpften Sieg der deutschen Flotte in eine Niederlage und in „den größten Erfolg der englischen Seemacht seit Trafalgar" umzulügen. Es gibt glücklicherweise für die Neutralen noch bessere Wahrheitsquellen für aufrichtige Geschichtsforschung wie Reuterberichte und Churchill-Renommistereien. Zur Ehre der englischen Presse sei es gesagt, ein erheblicher Teil von ihr fängt allmählich an, die Tatsachenfälschung aufzugeben, und spricht in allem Ernst von der „Seeschlacht vor dem Skagerrak" als von einer „recht kostspieligen Katastrophe für die englische Seemacht". Herr Hervé, der doch sicher ein wohlwollender Kritiker seiner Ententefreunde ist, hat sich dieser Auffassung bereits unumwunden angeschlossen. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß später einmal, wenn auch in Frankreich wieder eine objektivere Beurteilung aller Dinge möglich wird, eine leise Schadenfreude gerade über diesen Mißerfolg der anspruchsvollen Seemacht des oft recht brutalen Bundesgenossen auftaucht. In Frankreich steht die Feier des „Glorious first of June" von 1794 nicht in gutem Geruche. Die Erinnerung an den Untergang vieler tapferer französischer Seeleute in dieser Schlacht wird in Frankreich durch ein berühmtes Bild im Louvre lebendig erhalten. Es stellt einen Einzelkampf aus dieser Schlacht, den Kampf des „Vengeur du Peuple" mit der „Brunswik", dar, eine Episode wahrhafter französischer Tapferkeit, der Barrère seinerzeit im Konvent eine hinreißende Gedächtnisrede widmete.

Taktisches und Strategisches.

Ein Teil der englischen Presse bemühte sich bislang, den Verlauf der Schlacht vor dem Skagerrak etwa so darzustellen: die deutsche Flotte hat irgendein geheimnisvolles strategisches Ziel gehabt. Die der Luftaufklärung leider ermangelnde britische Flotte war von dem Auslaufen der deutschen zunächst nicht so gut unterrichtet, um sich in voller Stärke auf sie stürzen zu können. Die „überkühnen" Kreuzer der englischen Flotte trafen daher auf die überlegene, vollständig versammelte deutsche Flotte. So erlitten sie im Kampfe mit der letzteren, die auch durch Unterseeboote, Minenfelder, Gasbomben, Luftschiffe und andere „unfaire" Mittel unterstützt wurde, beträchtliche Verluste. Als dann geniale britische Führung rechtzeitig die englische Hauptflotte herbeibrachte, entzog sich die deutsche Flotte leider der ihr zugedachten Bestrafung und Vernichtung durch die Flucht in die schützenden Häfen. Ergebnis: Kein Erreichen des strategischen Zieles, völlige taktische Niederlage der deutschen Flotte durch die überlegene englische Waffenwirkung, kein Prestigeverlust Englands. Die siegreiche englische Flotte beherrscht nach wie vor die Nordsee.

Der Tag wird kommen, wo sich England selbst über solche Tatsachenfälschung schämen wird. Eine gerechte Geschichtsforschung wird mit solchen Selbsttäuschungen unbarmherzig aufräumen.

Der amtliche deutsche Bericht, der Ort, Urzeitdaten und Verlauf der Schlacht genau angibt, läßt klar erkennen, was beabsichtigt war, und was erreicht wurde. Kein geheimnisvolles strategisches Ziel leitete die deutsche Hochseeflotte. Sie wollte schlagen und dazu den Gegner dort aufsuchen, wo er in letzter Zeit wiederholt gemeldet war. Auch vorher schon ist die deutsche Flotte zu gleichem Zwecke wiederholt in See gewesen. Es ist nicht ihre Schuld, wenn die englische Flotte nicht früher zur Stelle war. Keine Rücksicht auf Konvoischutz wie 1794 oder ähnliche Ziele hemmte ihre Bewegungen, immer ging sie zum Schlagen in See. Daß die deutsche Flotte unter möglichst günstigen taktischen Bedingungen schlagen wollte, ist ihr gutes Recht, besonders in der Rolle des zahlenmäßig wesentlich Schwächeren. Gesunde Taktik war und ist, an einer Stelle stärker zu sein, wie der Gegner. Das lehrte die Welt in bezug auf den Seekrieg schon vor langen Jahren Lord Nelson bei Abukir und Trafalgar. Wäre es anders, so hätte der Schwächere niemals Aussichten auf Erfolg. Der Ausgang der Schlacht beweist, daß dies deutsche Ziel, unter taktisch vorteilhaften Bedingungen schlagen zu wollen, dank geschickter Maßnahmen der Führung erreicht wurde. Wind, Wetter, Sonnenstand und die Geographie des Kampfplatzes sind wichtige Faktoren bei solchen taktischen Kalkülen. Der Angreifer, und das war die deutsche Flotte, hat, wie immer, den Vorteil, Zeit und Ort des Kampfes bestimmen und damit viele der erwähnten Faktoren für sich nützlich gestalten zu können. Das ist stets der Vorteil der Offensive über die Defensive. Die Offensive ergreifen heißt eben, dem Feinde das Gesetz vorschreiben. Wer die Offensive ergreift, hat Vertrauen zu seinem Material und Personal. Er rechnet von vornherein auf Sieg und Erfolg. Englischer Dünkel scheint es als unbegreiflich anzusehen, daß sich die zahlenmäßig kaum halb so starke deutsche Flotte nicht irgendwo aufbaute und geduldig wartete, bis die ganze englische Streitmacht sich in aller Ruhe um sie herum versammelt hatte, um dann das sooft angedrohte Werk restloser Vernichtung risikolos durchführen zu können. So war es nicht gemeint. Zu so billigem Ruhme wollte der deutsche Flottenchef dem englischen Gegner nicht gern verhelfen.

Die deutsche Flotte, so sagt das Flottengesetz von 1900, ist als Risiko-Flotte gedacht und gebaut. Die Rücksicht auf das Risiko des Kampfes mit ihr sollte uns den Frieden erhalten. Wenn der Krieg aber unvermeidlich

wurde, sollte das Risiko des Kampfes für den Gegner so groß werden, daß die Machtstellung auch des zur See Stärkesten in Frage gestellt wird. Die Richtigkeit dieses Teiles des Grundgedankens des Flottengesetzes erhärtete jetzt die deutsche Flotte durch ihren Sieg.

Verdienst und Glück stehen oft im Kriege in Wechselwirkung zueinander. Der Tüchtige hat auch Glück, seine taktischen Überlegungen führen dann zum Ziele. Der deutsche Flottenchef hat am 31. Mai den Erfolg für sich gehabt. Dieser Erfolg beweist die Richtigkeit seiner Pläne und Absichten.

Die Engländer behaupten, es habe sich in der Schlacht im wesentlichen nur um ein Teilgefecht der beiderseitigen Kreuzerkräfte gehandelt. Der amtliche deutsche Bericht hat das einwandfrei widerlegt. Die ganze englische Kampfflotte stand im Gefecht mit der deutschen. Auf die mehrfach wiederholten Angriffe unserer Torpedobootsflottillen auf die Spitze der von Admiral Jellicoe selbstgeführten englischen Linienschiffe hin brach der englische Führer das Gefecht ab. Eine Erklärung hierfür kann nur darin gesucht und gefunden werden, daß auch die englischen Linienschiffsgeschwader durch Artillerie und Torpedos so schwere Verluste erlitten hatten, daß dem englischen Führer die Fortsetzung der von ihm eingeleiteten Bewegung seiner Linie gefährlich erschien. Jedenfalls lief er von diesem Zeitpunkt ab aus dem Feuerbereich unserer Schiffe. Rauch und Dunst, der über dem Schlachtfeld lagerte, verhinderte leider, seine Bewegungen genau zu erkennen. Der deutsche Flottenchef führte von diesem Zeitpunkt ab die von ihm bereits eingeleiteten Bewegungen seiner Verbände ungestört und korrekt wie auf dem Exerzierplatze durch und trat den Nachtmarsch an.

Auf das Schwächliche der Behauptung, daß Unterseeboote, Zeppeline, Minenfelder und giftige Gase die Quelle des deutschen, im ehrlichen Kampf errungenen Erfolges seien, ist auch schon von amtlicher deutscher Seite genügend hingewiesen worden. Der Zweck der englischen Behauptungen ist sehr durchsichtig: Wenn den Neutralen schon einmal zugegeben werden muß, daß die seebeherrschende und gewaltig überlegene englische Flotte so außerordentliche und unerwartete Verluste erlitten hat, so darf doch dieser deutsche Erfolg um keinen Preis auf dem natürlichen Wege durch „sheer hard fighting“ der Kampfschiffe mit der Königin der Waffen, der Artillerie, und dem Torpedo errungen sein; dann muß wenigstens irgendeine deutsche Teufelei die Ursache des Mißerfolges sein. Der englische Stolz kann und will sich nicht damit abfinden, daß irgendeine andere Flotte der ihrigen in bezug auf die Waffenwirkung gewachsen ist. Ähnlich verfuhr schon die öffentliche Meinung und die Presse in England, als im Amerikanisch-Englischen Kriege 1812—14 wider alles Erwarten mehrere amerikanische Fregatten in Einzelkämpfen gleichgroße, prahlerische englische Gegner niederkämpften und vernichteten. Mit allen Mitteln der Verdrehungskunst wurde schon damals nachzuweisen versucht, daß nicht die Tüchtigkeit der amerikanischen Kommandanten und Artilleristen den Ausschlag gegeben habe, sondern nur die überlegene Artilleriebewaffnung der Amerikaner.

Schließlich die „Flucht“ der deutschen Flotte in die Häfen. Wer war der zahlenmäßig an Kampfschiffen, besonders aber auch an Kreuzern und Torpedobooten und an Durchschnittsgeschwindigkeit der Verbände der überlegenere, die englische oder die deutsche Flotte? Beide Flotten waren, wie vorher erwähnt, beinahe bis zum Einsetzen der Dunkelheit in enger Kampfberührung. Die deutsche Flotte stand mehr denn 150 Seemeilen von ihrem nächsten Stützpunkt entfernt mitten in freier See. Der Weg in die Ecke des „nassen Dreiecks“ ist ein vorgeschriebener. Es ist ziemlich die gerade Linie vom Kampfplatz nach Helgoland. Zweifel über den Weg der deutschen Flotte konnten kaum bestehen. Eine kurze Juninacht von knapp fünf Stunden Dunkelheit setzte ein. Gibt es irgendeinen englischen Fachmann, der im Ernst der Welt vorreden zu können glaubt, daß ein energischer, kampfgewillter, unbehinderter englischer Führer nicht hätte mit seinen leichten Streitkräften die Fühlung an der deutschen Flotte während der Nacht aufrechterhalten können, wenn der Vernichtungswille noch in ihm lebte und die Kräfte dazu bei ihm noch vorhanden waren? Versagten auch ihm, dem relativ jugendlichen Admiral Jellicoe, die körperlichen und geistigen Kräfte, wie dermaleinst am 1. Juni 1794 dem alternden Lord Howe? Soll der Mißerfolg der englischen Flottenführung als ein Eingeständnis unzureichender seemännischer und taktischer Kunst seiner Aufklärungsschiffe gedeutet werden? Hat die englische Flotte in jahrelangen harten Übungen des Friedens nicht gelernt, mit ihren zahlreichen und schnellen Kreuzern an einem rund dreißig große Schiffe starken feindlichen Gros während einer kurzen Nacht Fühlung zu halten? Das glauben wir nicht und schätzen englisches Können dafür zu hoch ein. Sir Jellicoe hat sich übrigens bei Sir Beatty für seine Aufklärungsarbeit bedankt. Er muß mit ihr zufrieden gewesen sein. Will uns der englische Führer glauben machen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, auf Grund der Meldungen seiner Fühlungshalter am Morgen des 1. Juni dort zu stehen, wo er stehen mußte, um der deutschen Flotte die Entscheidungsschlacht anzubieten? Der Weg des deutschen Gros ist Admiral Jellicoe ohne Zweifel durch die Meldungen seiner Streitkräfte bekannt geworden, die entweder dem Feuer der deutschen Abwehrgeschütze erlagen, oder aber erfolgreich die „Pommern“ und die „Frauenlob“ angriffen? Wie brennende Fackeln markierten ihm die im Nachtangriff abgeschlagenen englischen Kreuzer und Zerstörer den Weg des deutschen Gros. Warum warf er der deutschen Flotte, die zu vernichten seine Aufgabe und sein heißersehntes Ziel war, nicht das von Süden her im Anmarsch befindliche, 12 Schiffe starke, völlig intakte frische Geschwader in den Weg und ließ so den Gegner zum Kampfe stellen, bis er selbst am Ort der neuen Schlacht erschien? Daß er nicht so handelte, nicht einmal den Versuch dazu machte, beweist, daß er sich zu neuem Schlagen nicht für stark genug hielt. Die siegreiche deutsche Flotte und der englische Admiral, beide steuerten den Heimatshäfen zu. Und auf dem Wege fanden die deutschen Schiffe noch Zeit genug, viele tapfere englische Seeleute gesunkener Schiffe aufzufischen und als Gefangene einzubringen.

Der deutsche Flottenchef und die ganze deutsche Flotte hatten wohl erwartet, am Morgen des 1. Juni auf ihrem Wege nach der inneren deutschen Bucht die noch durch neue Geschwader verstärkte englische Flotte kampfbereit anzutreffen. Aber nichts zeigte sich, als die Sonne des 1. Juni aufging, die See war und blieb vom Feinde leer. Für den deutschen Flottenchef lag keine Veranlassung vor, seinerseits erneut den Feind zu suchen und dazu in See zu bleiben. Sein Ziel war erreicht, seine

Aufgabe gelöst. Der Wunsch, Vorräte und Kohlen zu ergänzen, seinen tapferen Besatzungen die verdiente Ruhe zu geben, die Verwundeten auszuschiffen, um sofort wieder bereit zu sein zu neuen Schlägen, erklärt zwanglos sein Verhalten.

Wie die Marine denkt.

Lange ehe dieser mörderische Krieg ausbrach, hat man in England, trotz aller Ablehnungsversuche auch von autoritativster deutscher Seite, das Märchen verbreitet, deutsche Seeoffiziere tränken bei jedem Festessen „auf den Tag", d. h. auf den Tag, an dem sich deutsches Können mit englischer Erfahrung in hartem Kampfe messen sollten. Es braucht hier nicht wiederholt zu werden, daß diese ganze Erfindung eine hetzerische Tendenzlüge schlimmster Sorte war. Der deutsche Seeoffizier hat den englischen Kameraden, mit dem er im Ausland gern und oft freundschaftlich verkehrt hat, beruflich immer hoch geachtet. Wir alle wußten, daß wir viel von der englischen Marine gelernt haben, wir kannten die ruhmreiche Geschichte und Tradition der englischen Seemacht. Wir wissen, daß schon am „Glorious first of June" Namensvorgänger der Schiffe „Invincible", „Defence", „Malborough", die jetzt am 1. Juni 1916 unseren Waffen erlagen, siegreich in der englischen Linie fochten. Wir kannten die englische Geschichte so gut, daß wir ihre Lehren vielleicht sogar gelegentlich zu überschätzen geneigt waren. Mit der Entstehungsgeschichte des heutigen britischen Imperiums, die auf Niederringung jedes Handelskonkurrenten — der Reihe nach Spanien, Holland, Frankreich — aufgebaut ist, waren wir vertraut. Britischer Dünkel war uns unsympathisch, die ständig wachsende, gefährliche Formen annehmende wirtschaftliche Rivalität war uns bekannt. Der Neid und der Haß, mit dem unser deutsches Ringen um Seegeltung in England verfolgt wurde, hat uns angespornt, baldmöglichst zu Leistungen zu gelangen, die das Vertrauen rechtfertigen sollten, das Kaiser und Reich auf uns setzen würden, wenn dermaleinst an die Waffen appelliert werden mußte. Wir bereiteten uns darauf vor, unsere Pflicht zu tun, wenn es das Vaterland verlangte. Nicht mehr und nicht weniger! Blutdürstigen Haß oder Neid gegen Englands Flotte haben wir nie gehegt. Daß im Falle der Not die Marine ihre Pflicht tun wollte, hat sich jeder einzelne im stillen gelobt. Trinksprüche hierauf auszubringen, wäre uns geschmacklos vorgekommen. Da der Krieg ausbrach, wollten wir uns der Väter wert zeigen und unseren Dank abtragen für all die Liebe und Begeisterung, mit der das deutsche Volk das Wachsen und Werden seines Lieblingskindes, der Flotte, in den letzten Jahrzehnten gefördert und begleitet hat.

Nun aber, wo die Stunde der Entscheidung endlich geschlagen hat, wo geschickte Führung und ein gnädiges Geschick der Flotte Gelegenheit gab, zu zeigen, daß auch sie zu fechten, zu siegen und zu sterben versteht, wo Material und Personal die große Probe einwandfrei bestanden haben, wo Englands stärkste Flotte mit schweren Verlusten vom weiteren Kampfe abstehen mußte, wo ganz Deutschland für einen Tag zu Ehren der Flotte Fahnenschmuck anlegte, nun liegt auf den Gesichtern aller derer, denen es vergönnt war, mit dabei zu sein, ein Schimmer freudigen, sieghaften, bescheidenen Stolzes. Und ein kleiner Abglanz davon fällt auch auf die übrigen Angehörigen der Marine, denen es nicht beschieden war, mit zu kämpfen und mit zu siegen. Wir sind nicht töricht genug zu glauben, daß die englische Seemacht nunmehr vernichtet ist, wir kennen englische Zähigkeit, englische oft erprobte Tapferkeit zur See; wir fühlen, daß wir nicht zum letztenmal mit der Beherrscherin der Meere um Anerkennung für Gleichberechtigung gerungen haben. Aber unser Vertrauen zum Können unserer Führer, zur eigenen persönlichen Leistung, zu unseren Schiffen und Waffen ist mächtig gewachsen. Wer das Verhalten unserer Leute, ganz besonders auch der alten Reservisten in der Schlacht gesehen hat — darin stimmen alle mir zugegangenen Berichte überein — wer ihr jauchzendes Hurra beim Donnern der Kanonen und Einschlagen der feindlichen Treffer gehört hat, wer die unermüdliche Ausdauer des Maschinenpersonals kennen gelernt hat, der weiß, was von diesen Leuten auch in Zukunft zu erwarten ist. Nicht Schiffe fechten, sondern Menschen! Wir alle warten freudig der Stunde, wo uns der überlegene Feind wiederum eine Gelegenheit gibt, zu zeigen, daß deutscher Seeleute Können und Wollen britischer traditioneller Seegewohnheit und Tapferkeit nicht nachstehen will.

Auf der Medaille, die das dankbare England nach dem Siege vom „Glorious first of June" schlagen ließ, steht die Inschrift: „None sorte sed virtute".

Auch die deutsche Flotte erhebt den Anspruch, daß sie den Sieg vom 31. Mai und 1. Juni 1916 nicht dem Zufall, sondern der Tapferkeit und der Tüchtigkeit aller Beteiligten zu verdanken hat!

Ehe der Schlachtflotte in diesem Kriege die langersehnte Gelegenheit ward, ihr Können und ihre Existenz-Notwendigkeit zu beweisen, sind bei manchem im deutschen Volke leise Zweifel aufgetaucht, ob es richtig war, die Seegeltung des Reiches auf starke Geschwader kampfkräftiger Schiffe aufzubauen.

Mancher im Lande hat in stillen Stunden gezweifelt, ob die Millionen, die das Flottengesetz verschlang, in diesem Kriege Früchte und Zinsen tragen würden. Auch Fachleute gab es, die die Öffentlichkeit mit ihren Ideen vom „billigen" Unterseeboot erfüllen zu müssen glaubten. Nun hat der Kanonendonner der Schlachtschiffe vom letzten Tage des Frühlingsmondes 1916 alle Zweifel hinweggefegt. Der Winter unseres Mißvergnügens verschwand vor der Sonne des „Glorious first of June". Deutschlands Flotte wird jetzt leben, Deutschlands Seegeltung wird nun weiter bestehen für alle Zeiten! Daß die Flotte zu dieser Überzeugung mitgeholfen hat, darauf ist sie stolz, und darauf darf sie stolz sein. Vor langen Jahren sagte mir einmal ein verehrter Vorgesetzter, als wir den Wert des Risikogedankens besprachen: „Wenn es dermaleinst zur Schlacht kommt und jedes deutsche Schiff ein englisches mit auf den Grund des Meeres nimmt, dann, des bin ich sicher, wird das deutsche Volk den Willen haben und die Kraft finden, sich eine neue Flotte zu bauen." Nun ist es anders und besser gekommen. Die Zahl der gesunkenen feindlichen Schiffe überragt bei weitem die der unsrigen. Wir fühlen, wir wissen heute, daß das deutsche Volk fortab nie mehr auf eine der Größe seinen Seeinteressen angepaßte Seerüstung verzichten kann und wird. Die Lücken, die der Krieg uns schlug, werden ausgefüllt werden. Wie die deutsche Flotte der Zukunft aussehen soll, überlassen wir denen, die nach reiflicher Prüfung die Erfahrungen dieser Kampftage auszuwerten berufen sind. Daß aber diese Zukunftsflotte Geschwader starker Großkampfschiffe enthalten wird, das ist durch den Sieg am 31. Mai fortab sichergestellt.

S. M. der Kaiser wußte bei seiner Rede in Wilhelmshaven nach der Schlacht so recht aus dem Herzen der Seeoffiziere und Marineangehörigen zu sprechen,

wenn er bei seinem und des deutschen Volkes Dank auch des großen Waffenschmiedes der Flotte, des Großadmirals v. Tirpitz, und des hochverehrten Lehrmeisters und Erziehers der Offizierkorps, des Großadmirals v. Köster, gedachte. Die Flotte ahnte immer, weiß aber nun nach diesem Schlachttage, was sie diesen beiden Führern verdankt, daß ohne ihr Wirken, ohne ihre tätige Teilnahme das große Werk des Flottenausbaues und der Flottenausbildung unvollkommen geblieben wäre. Aber auch noch anderer gedenkt die Flotte an diesem ihrem Ehrentage. Sie alle, die in jahrelanger, rastloser Arbeit ihr Bestes hergegeben haben, um Kriegstüchtigkeit und Tradition auf Schiffen und Verbänden zu schaffen, sie sind belohnt worden durch den siegreichen Ausgang dieser Schlacht für stille, nach außen hin wenig bemerkte Friedensarbeit.

In einem Gefühl aber einen sich gerade jetzt die Empfindungen der ganzen Marine — der Sieger in der Nordseeschlacht und ihrer übrigen Angehörigen: In dem dankbaren Gedanken an die, die schon früher im fernen Auslande oder an heimischer Küste zur Ehre der Flagge ihr Leben dahingaben, deren Namen die Ehrentafeln unserer Kirchen schmücken. Ihnen und allen denen, die jetzt an diesen Kampftagen der Maimondswende 1916 für Kaiser und Reich starben, wird dankbare Erinnerung bei jeder Wiederkehr des „glorious first of June“ einen Kranz frühlingsgrüner deutscher Eichenreiser auf das Grab legen.

Die amerikanische Präsidentenwahl*).

Von Carl W. Ackerman.

In dieser und der nächsten Woche werden der Republikanische und der Demokratische National Convent ihre Kandidaten für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten wählen. Am 4. November wählt das Volk. Im Dezember tritt dann das Electoral College zusammen, und die Wähler (Electors) werden ihre Stimme für den Präsidenten abgeben. Der Kandidat, der die meisten Stimmen hierbei erhält, ist als Präsident gewählt. Im März 1917 wird derselbe seine Pflichten im Weißen Hause übernehmen.

Das Resultat und die Möglichkeiten dieser Wahl sind in größerem Maße eine Sache der Spekulation. Wenn man in Betracht zieht, was sich in Amerika in den vergangenen zwanzig Monaten des europäischen Krieges ereignet hat, sind verschiedene Möglichkeiten einleuchtend, z. B. die Wiederwahl (renomination) des Präsidenten Wilson durch die Demokraten. Gewisse andere Ereignisse sind mehr oder weniger bekannt, z. B. der große Kampf, der sicherlich für die Wiederwahl des früheren Präsidenten Theodore Roosevelt bei dem Republikanischen Convent entbrennen wird. Daneben bestehen noch andere Möglichkeiten. In jeder Wahlkampagne für den Präsidenten in den Vereinigten Staaten gibt es Wahlparolen (campaign issues), welche manchmal ebenso wichtig für den Ausgang der Wahl sind wie die Persönlichkeiten der Kandidaten selber.

Die diesjährige Wahlparole wird Amerikas auswärtige Politik sein.

Vor diesem Kriege war Amerikas auswärtige Politik in der Hauptsache auf die Monroedoktrin gerichtet. Diese Politik war: „Nord- und Südamerika für die Amerikaner.“ Als der Krieg ausbrach, versuchte Wilson durch seine Neutralitätsproklamation, soweit wie möglich von dieser Gefahr fernzubleiben. Jedoch seit der Zeit des Präsidenten Monroe haben sich die Zustände geändert, und während es noch immer Amerikas Interesse war, Europa von der westlichen Hemisphäre fernzuhalten, wurde es ersichtlich, daß Amerika oder vielmehr seine Bürger sehr nahe mit Europa verbunden waren. Diese Verwandtschaft war zwiefach. Geschäft und Blut. Die Scheckbücher der Amerikaner wurden durch den ersten und ihre Sympathien durch den zweiten Umstand beeinflußt. Als jedoch der Krieg ausbrach, wurden die Bürger nach der einen oder anderen Seite gezogen, bis Wilson dieselben aufforderte, neutral zu bleiben, in Taten sowohl als auch in Worten. Jedoch die Wege eines Neutralen sind nicht mit Rosen bestreut. Es wurde bald augenscheinlich, daß die Spaltung zwischen den beiden Lagern zunahm. Amerika wurde in pro-Deutsche und pro-Alliierte geteilt.

Diese Spaltung bewirkte sehr bald zwei Parteien bei den Republikanern wie bei den Demokraten, die Friedens- und Kriegsparteien.

Diese Parteien entwickelten sich in dem Maße, als die Gefahren für die auf den Schiffen der kriegführenden Mächte reisenden Amerikaner größer wurden.

Die Stellungnahme der Washingtoner Regierung, welche durch die letzten Maßnahmen des Senates und des Repräsentantenhauses gestärkt wurde, geht dahin, daß Amerikaner das Recht haben, auf jedem Schiffe zu reisen.

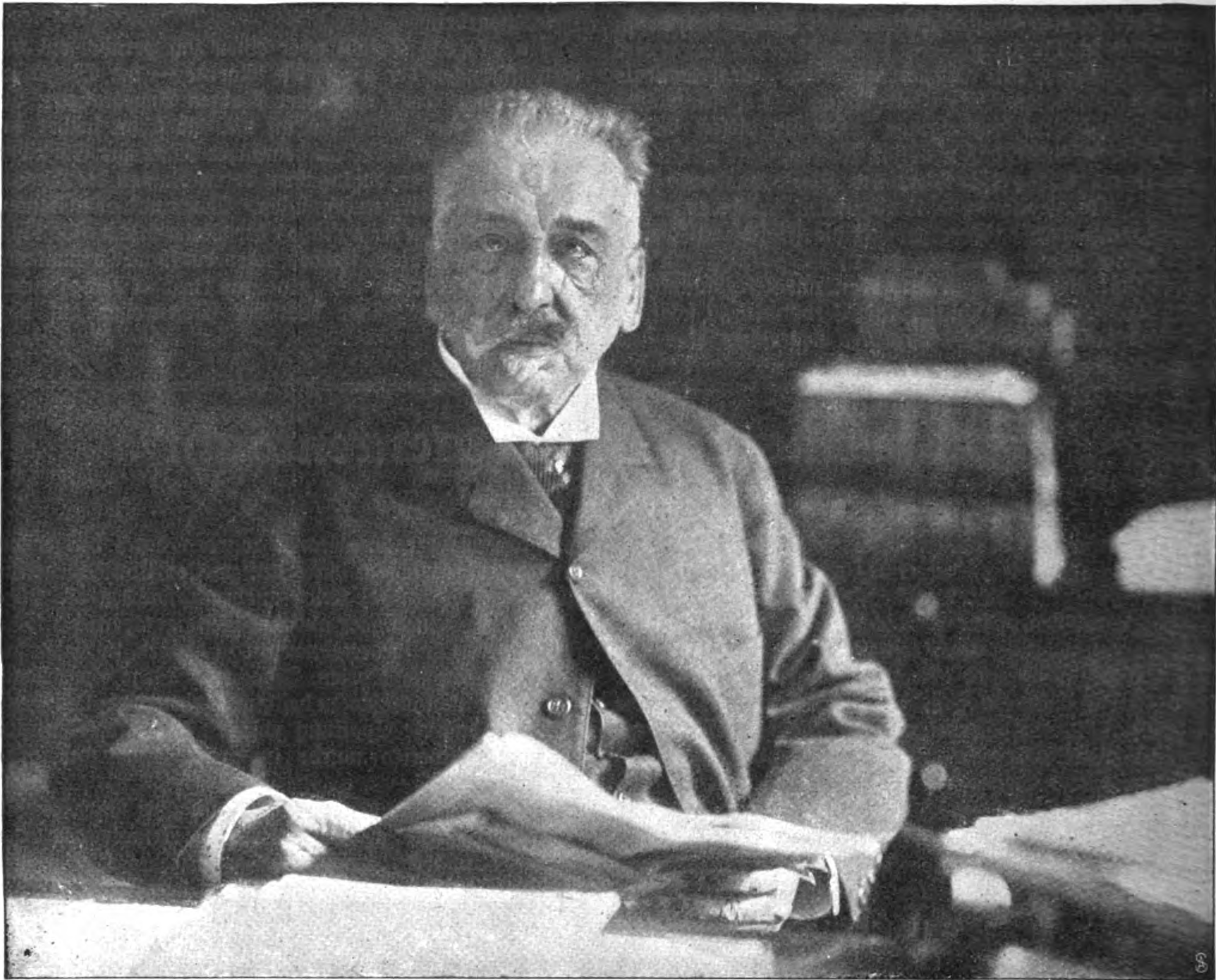
Viele Leute mögen die Berechtigung dieser Stellungnahme Amerikas anfechten, doch ist sie begründet durch das Gefühl, daß kein Volk es liebt, sich ein Recht entziehen zu lassen. Ob sie dieses Recht ausnutzen wollen, oder ob es ratsamer ist, es zu unterlassen, ist eine andere Frage.

Es war Wilsons Politik, dieses Recht zu erhalten, nicht durch die Kriegserklärung, sondern durch diplomatische Proteste. Es scheint, daß Präsident Wilson ein Fundament auf Friedensfelsen für die Zeit seiner Amtstätigkeit errichtet. Er gedenkt, als ein Redner des Friedens vor das Volk hinzutreten.

In einer Rede, die er vor einer Abordnung von Skandinaviern im Weißen Hause im März gehalten hat, sagte er: „Ich kann Ihnen versichern, daß nichts meinem Herzen näher steht als der Gedanke, dieses Land vor dem Kriege zu bewahren und alles zu tun, was die Vereinigten Staaten tun können, um ihre Vorliebe für den Frieden und die Gerechtigkeit und für die Dinge, die es unmöglich machen, daß Nationen sich gegenseitig bekriegen — richtiges Verstehen und Freundschaft und ehrliches Handeln — zu beweisen!“

Zu dem „National Gridiron Club“, einer Organisation der führenden amerikanischen Korrespondenten, sagte er: „Amerika sollte diesem Kriege fernbleiben, selbst unter Opferung von allem, außer den beiden Din-

*) Bekanntlich hat der Republikanische Konvent inzwischen Hughes zum Präsidentschaftskandidaten ernannt. Der vor diesem Ereignis geschriebene Aufsatz des bekannten amerikanischen Journalisten Carl W. Ackerman dürfte jedoch wegen der in ihm enthaltenen Charakteristik der in Frage kommenden Persönlichkeiten großes Interesse erregen.



Graf Szoegyeny-Marich, früherer österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin †

gen, auf welchen ihr Charakter aufgebaut wurde, das Gefühl für Humanität und Gerechtigkeit. Wenn es dieses aufgibt, hat es aufgehört, Amerika zu sein."

Einige Monate früher sagte Wilson: „Die Meinung der Welt ist die Meisterin der Welt." Dieses ist das Motiv, dem er zu folgen versucht.

Wilson ist jedoch kein so extremer Friedensmann wie der ehemalige Staatssekretär Bryan oder Mr. Henry Ford. Er hat den Mittelweg gewählt, weil er glaubt, daß er hierdurch am besten Amerikas Stellung betont.

Seine Gegner sind eine starke Kriegspartei. Es ist schwer, zu sagen, wer dieselbe führt, doch gibt es zwei amerikanische Staatsmänner, die ihre Meinung in dieser Angelegenheit sehr klar ausgesprochen haben. Es sind dies Theodore Roosevelt und der frühere Senator Root. Seit der Spaltung in der Republikanischen Partei sind diese zwei Männer Feinde gewesen. Roosevelt war der Führer des radikalen Flügels, der Progressisten. Root ist ein Anhänger der anderen Meinung, der alten konservativen Republikanischen Partei gewesen.

Vor einigen Wochen berichteten Pariser Zeitungen aus Neuyork, daß Roosevelt und Root zu einem Einverständnis gelangt seien, daß die Feindschaft zwischen den beiden Männern beendet sei, und daß sie einig seien in bezug auf die zukünftige Politik Amerikas.

Wenn dieses der Fall ist, so ist es ein weiteres Zeichen dafür, daß bei der bevorstehenden Wahl die Republikaner und Progressisten einer Vereinigung näher kommen werden.

Roosevelt und Root sind beide Kandidaten für die Präsidentenwürde. Die anderen republikanischen Möglichkeiten sind: Charles E. Hughes, ein Richter des Obersten Gerichtshofes, und der frühere Präsident William Howard Taft, jetzt Professor in Yale Universität. In einem Brief an Henry A. Wise Wood gab Mr. Justice Hughes sehr deutlich zu verstehen, daß er die Wahl annehmen würde, obgleich er kein aktiver Kandidat sein wolle.

Niemand kann prophezeien, welche Politik Hughes einschlagen würde, wenn er als Opponent Wilsons gewählt werden sollte, doch wenn er auf die Unterstützung Roosevelts und Roots rechnet, die er braucht, um gewählt zu werden, kann man annehmen, daß seine Stellungnahme zur auswärtigen Politik derjenigen dieser beiden Männer ziemlich gleichkommen wird.

Professor Taft ist in den letzten Tagen mit erstaunlicher Stärke in die Front gerückt durch sein Eintreten für eine internationale Konferenz zur Verhütung zukünftiger und Beendigung dieses Krieges. Dieses zusammen mit Deutschlands Andeutung in der letzten Note an

Amerika, daß es bereit sei, Friedensbedingungen zu erwägen, hat in den Vereinigten Staaten einen ungeheuren Eindruck hervorgerufen. Es hat die gesamte politische Atmosphäre derart verändert, daß es jetzt scheint, daß nicht nur Amerikas auswärtige Angelegenheiten, sondern auch seine Fähigkeit, den Frieden in Europa herzustellen, der größere Faktor in der Wahlkampagne sein wird. Oberst Roosevelt, der immer noch Revanche für die Invasion Belgiens sucht, steht mit Elihu Root auf der kriegerischen Seite der kommenden Kampagne. Präsident Wilson, Professor Taft, Mr. Ford und möglicherweise auch Mr. Hughes sind Vertreter der friedlichen Kandidaten. Es erübrigt sich, zu sagen, daß, wenn Wilson den Frieden erlangen könnte vor dem 4. November, dieses seine Wiederwahl sichern würde.

Man muß immer nech mit Roosevelt, Hughes und Taft als den neuen republikanischen Möglichkeiten rechnen, denn zur Zeit, da dieser Artikel geschrieben wird, sind der Republikanische und Progressistische National Convent gerade in Chikago eröffnet worden, und es besteht keine Möglichkeit zu wissen, wie stark die Gefolgschaft der verschiedenen Kandidaten ist.

Nichtsdestoweniger hört man täglich mehr und mehr Neues, welches beweist, daß die große Masse des amerikanischen Volkes keinen Krieg mit Deutschland oder irgendeinem anderen kriegführenden Staate wünschte. Trotz gegenteiliger Behauptungen wünschte Wilson keinen Bruch in der U-Boot-Kampagne.

Auf jeden Fall werden die Wahlparolen beeinflußt durch die augenblicklichen und zukünftigen diplomatischen Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten und allen fremden Staaten.

Irische Helden auf belgischem Boden.

Von Dr. Clemens Schwarte (im Felde). — Hierzu eine Abbildung.

Der Vorhang rauscht über einem neuen Trauerspiel in der Geschichte Irlands nieder. Unter Strömen von Blut hat England den todesmutigen Freiheitsdrang der Iren für eine Zeit wieder unterdrückt. Nun versucht die kaltberechnende Staatskunst unsres Gegners, die eingeschüchterten Iren durch Versprechungen für Englands Interessen einzufangen. Auf Belgiens blutgetränkten Feldern aber steht ein Denkmal, das für alle Zeiten den Iren und der ganzen Welt von der Schmach englischer Treulosigkeit Kunde gibt.

Ein paar Kilometer südöstlich von Tournai, auf den Ackerfluren des Dorfes Fontenoy, kam es 1745 zu einem mörderischen Kampf zwischen Engländern und Franzosen, bei dem die „Irische Brigade" im Augenblick der höchsten Not die Schlacht zugunsten Frankreichs entschied. Neben der Dorfkirche von Fontenoy hat das irische Volk zum Andenken an seine tapferen Söhne ein keltisches Kreuz aus graubläulichem irischem Granit errichtet. Die Inschriften des Denkmals geben uns über den Kampf Auskunft: Zum Andenken an die Soldaten der Irischen Brigade, die auf dem Schlachtfeld von Fontenoy den Bruch des Vertrages von Limerick rächten. Dieses Denkmal wurde von dem irischen Volke errichtet 25. August 1907.

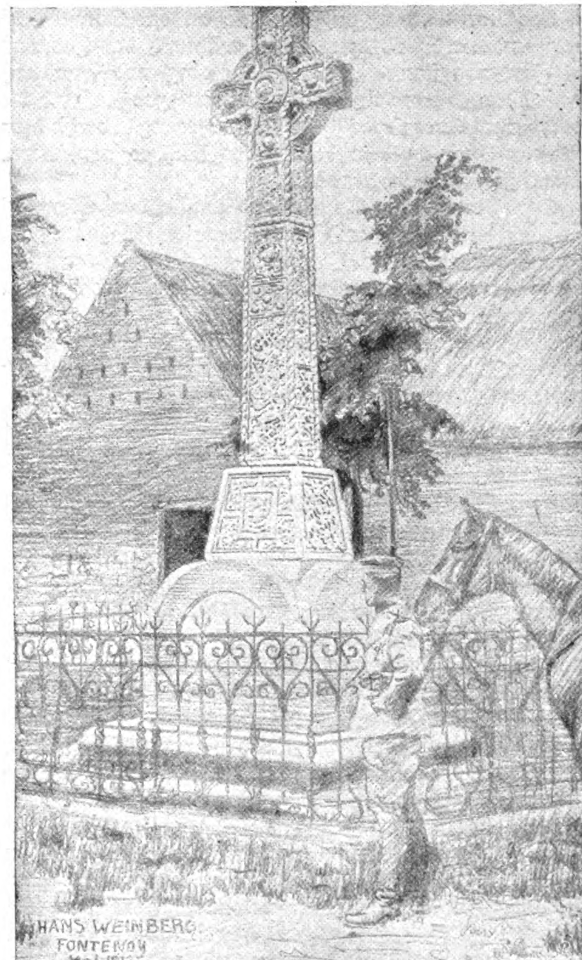
„Als die Iren sich bei Fontenoy auf die Engländer stürzten, war ihr Kriegsgeschrei: ‚Denkt an Limerick'."

In den Sockel des Denkmals ist in Hochrelief der Stein von Limerick in getreuer Nachbildung eingelassen, auf dem England den Vertrag von Limerick unterzeichnete.

„Auf diesem Stein wurde der Vertrag unterzeichnet, durch den England die religiöse Freiheit der Iren garantiert hatte. Es brach den Vertrag, und die Iren, vertrieben aus ihrem Vaterland, traten in die französische Armee ein und wurden berühmt auf den Schlachtfeldern Europas."

Es verlohnt sich, auf diese wackeren Kämpfer und ihre Heldentaten gegen England näher einzugehen.

Die Erhebung der Iren mit Hilfe des vertriebenen Jakob II. brachte dem unglücklichen Land nur für kurze Zeit die Freiheit. Wilhelms III. Sieg an der Boyne am 1. Juli 1690 zwang Irland wieder zur völligen Unterwerfung. In dem Kapitulationsvertrag von Limerick (1691) machte England dem besiegten Gegner die schönsten Versprechungen. Vor allem wur-



Das Irenkreuz in Fontenoy.
Zeichnung vom Kriegsmaler Hans Weinberg

de den Iren die Duldung ihrer katholischen Kirche feierlichst zugesagt. Diesen Vertrag brach die englische Regierung in schnöder Weise. Die meisten Iren nahmen das furchtbare Joch Englands wieder auf sich, aber 1500 unbeugsame Kämpfer verließen das Land und schwuren dem meineidigen Unterdrücker Rache. Sie bilden den Kern der „Irischen Brigade", die bald bedeutend stärker wurde und sich tapfer bei Steenkerke, Landen, Cremona, Blenheim und Ramillies schlug. Das schönste Ruhmesblatt pflückten die irischen Helden in der Schlacht von Fontenoy.

Der österreichische Erbfolgekrig fand England an der Seite Maria Theresias gegen den bayrischen Kurfürsten und Frankreich. 1745 wollte Moritz von Sachsen in Flandern einbrechen und die im Utrechter Vertrag verlorenen reichen Länder der französischen Krone wieder einfügen. Am 11. April 1745 begann die Belagerung Tournais, und im Palisaden- und Minenkrieg arbeiteten sich die Franzosen rasch an die Mauern der Stadt heran, in die sie schon am 10. Mai eine Bresche zu schlagen begannen. Da eilte der Herzog von Cumberland mit einer Heeresmacht von 51 000 Mann zum Entsatze der Stadt herbei.

Moritz von Sachsen ließ 18 000 Mann vor der Festung und warf sich mit dem Rest seiner Armee, etwa 47 000 Mann, bei dem Dorf Fontenoy dem Feind entgegen. Seine Schlachtlinie hatte die Form eines stumpfen Winkels. Die rechte Flanke lehnte sich an das Dorf Antoing an, die linke an das Dorf Ramecroix und den Wald von Barry, während das Zentrum bei Fontenoy stand. Zwischen Antoing und Fontenoy hatte Moritz gewaltige Redouten anlegen lassen, die durch ihr Kreuzfeuer jede Annäherung verhindern sollten. Auch an dem Rande des Waldes von Barry befand sich ein Schanzwerk.

Der Herzog von Cumberland wollte den Stier bei den Hörnern fassen und im frontalen Ansturm die Schanzen überrennen. Dreimal brach der Sturm der verbündeten Engländer und Holländer in dem Feuer der französischen Kanonen zusammen.

Da kam der Herzog von Cumberland auf einen anderen Plan. Der Raum zwischen dem Dorfe Fontenoy und dem Walde von Barry war am schwächsten besetzt, da die Ebene nach dem Dorfe Vezon steil abfiel und die Franzosen glaubten, von den Rändern aus den anmarschierenden Feind leicht aufhalten zu können. Daß der Engländer von dieser Seite den Angriff wagen würde, hätte Moritz nie gedacht. Die Engländer wagten aber den kühnen Handstreich. Todesmutig traten sie unter Führung des Herzogs den Marsch durch den Hohlweg an, der von dem Dorfe Vezon auf das Plateau von Fontenoy führt. Die englische Kavallerie mußte bei Vezon zurückbleiben. Eng zusammengeschlossen rückten die englischen Infanteristen auf dem unwegsamen Gelände vor. 6 Kanonen trugen die Grenadiere, die an der Spitze marschierten, auf ihren Armen, und auch die Mitte der Sturmkolonne schleppte die gleiche Anzahl Kanonen mit. Sobald Moritz von Sachsen die neue Angriffsbewegung des Feindes bemerkte, ließ er von den Batterien von Fontenoy und Barry die dichten Reihen der anmarschierenden Engländer unter Feuer nehmen. Furchtbare Verluste erlitt die kühne Schar des Cumberländers, die trotz alledem bald aus dem Hohlweg auf das Plateau von Fontenoy gelangte, wo sie sofort ihre Kanonen in Stellung brachte. 4 Bataillone der französischen Garde warfen sich den Engländern entgegen, aber die Engländer drangen unaufhaltsam vor, warfen 2 weitere Bataillone, die Moritz an der bedrohten Stelle einsetzte, zurück und stießen in ungestümem Anprall bis über Fontenoy und die dortigen Redouten durch.

Da eilten im Augenblick der größten Not die „Irische Brigade" und die Brigade der Normandie herbei. Die Irische Brigade bestand aus den Bataillonen de Clare, Lally, Dillon, Buckley, Ruth und Berwick. Der Graf von Lally führte die Iren, die vor Kampfbegierde brannten, gegen die rechte Flanke Cumberlands. „Vorwärts!" rief er ihnen zu. „Gegen die Feinde Frankreichs und Irlands! Schießt nicht! Greift zum Bajonett! Vorwärts!" Die Iren rückten ruhig und schweigsam vor. „Greift zum Bajonett!" rief Lally wieder „und — Remember Limerick!" Da brüllten die Iren ihm ein tausendfaches Echo zurück. „Remember Limerick!" Denkt an den Vertrag von Limerick und den Treubruch der Engländer. Die ersten Salven der Engländer bedeckten das Schlachtfeld mit toten und verwundeten Iren, aber die Helden der „Irischen Brigade" schossen nicht. Aug in Auge wollten sie mit den Treubrechern blutige Abrechnung halten. „Remember Limerick!"

Ein mörderischer Bajonettkampf begann alsbald. Mann rang gegen Mann mit furchtbarer Erbitterung. Der Gedanke an die jahrhundertlange Not und Qual ihres Volkes gab den Iren übermenschliche Kräfte. Die „Goldstream-Guards" wehrten sich hartnäckig, aber dies berühmte schottische Regiment verblutete unter der Pranke des irischen Löwen. Inzwischen griffen die Franzosen die Engländer in der linken Flanke und von vorn an. Da brach die Sturmkolonne zusammen. Mit dem Rest seines Heeres kämpfte sich Cumberland den Weg über die Ebene bis Vezon zurück, wo die englische Kavallerie ihn vor völliger Vernichtung rettete.

Die Iren hatten die Schlacht gewonnen. 9 000 Tote und Verwundete hatte der Feind eingebüßt. 2 000 Mann Gefangene und 40 Kanonen fielen dem Sieger in die Hände. Das Schicksal Tournais war besiegelt. Am 23. Mai kapitulierte die Stadt.

Nummer 25.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 873.



Oberleutnant Albin Mlaker,

erhielt wegen seiner Eroberung des Forts Casa Ratti das Ritterkreuz des **Leopold-Ordens.**

Nach dem Leben gezeichnet von A. D. Goltz.



Ein geretteter Offizier der „Elbing“ im Gespräch.



Photopersbureau Holland.

Einzelne Gerettete mit holländischer Wache.

Die Geretteten der „Elbing“ in Ymuiden.



Von links: Korpsgeneralstabschef Oberst Br. Waldstatten Oberstlt. des Geniestabes v. Giesl. Erzherzog Karl Franz Joseph.

Der Erzherzogthronfolger verfolgt vom Gefechtsstandpunkt aus das Vorgehen der Truppen seines Korps in der Schlacht von Folgaria.



Korpshauptquartier des Erzherzogthronfolgers. (× Die Wohnbaracke des Thronfolgers.)

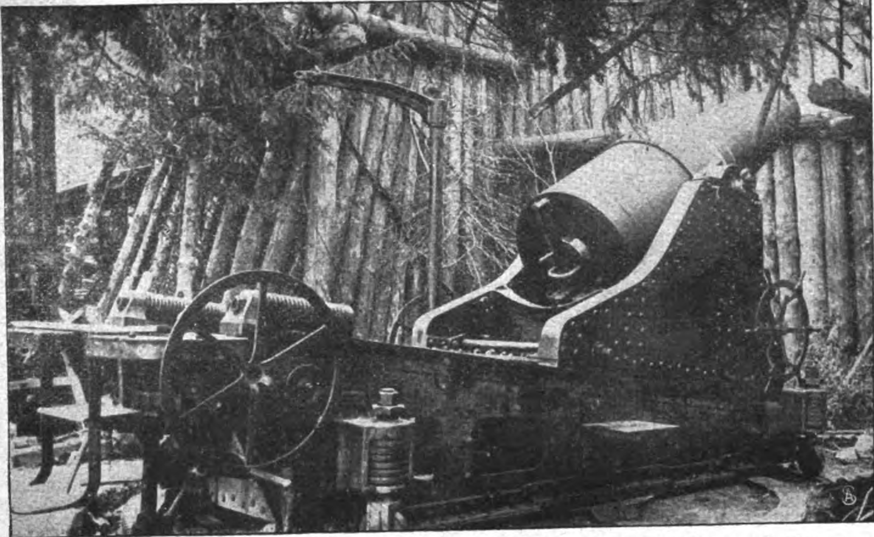
Erzherzog Karl Franz Joseph auf dem italienischen Kriegschauplatz.



Erobertes italienisches Feldgeschütz. (Folgaria).



Erbeutete italienische Geschütze am Monte Maggio.



Von österreichisch-ungarischen Truppen südlich des Barcola-Passes eroberte italienische 28-cm-Haubitze.



Österreichisch-ungarische Infanterie sucht in einer genommenen italienischen Stellung Schutz gegen das feindliche Artilleriefeuer.

Die Beute unserer Bundesgenossen im Kampfe gegen die Italiener.

Österreichisch-ungarische vorgeschobene Feldwache in Tirol.



Österreichisch-ungarische Infanteriestellung auf einer Schneide im Hochgebirge.

Von den Kämpfen gegen die Italiener.


Major Reichardt.


Hauptmann Neßler.


Phot. Preuß.
Hauptmann Otto Spaethe.


Hauptmann Gosling.


Oberleutnant Erwin Feldtmann.


Offizierstellvertreter Jakob Göllner.


Offizierstellvertreter Grentzius.


Obermatrose Heinr. Bartelsen.


Phot. Ohrner.
Unteroffizier Joh. Sencken.


Hofphot. Steinhäuser.
Vizefeldwebel Wagner.

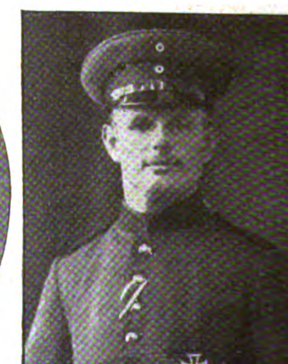

Unteroffizier Urbanski.


Vizefeldwebel Arno Löffler.

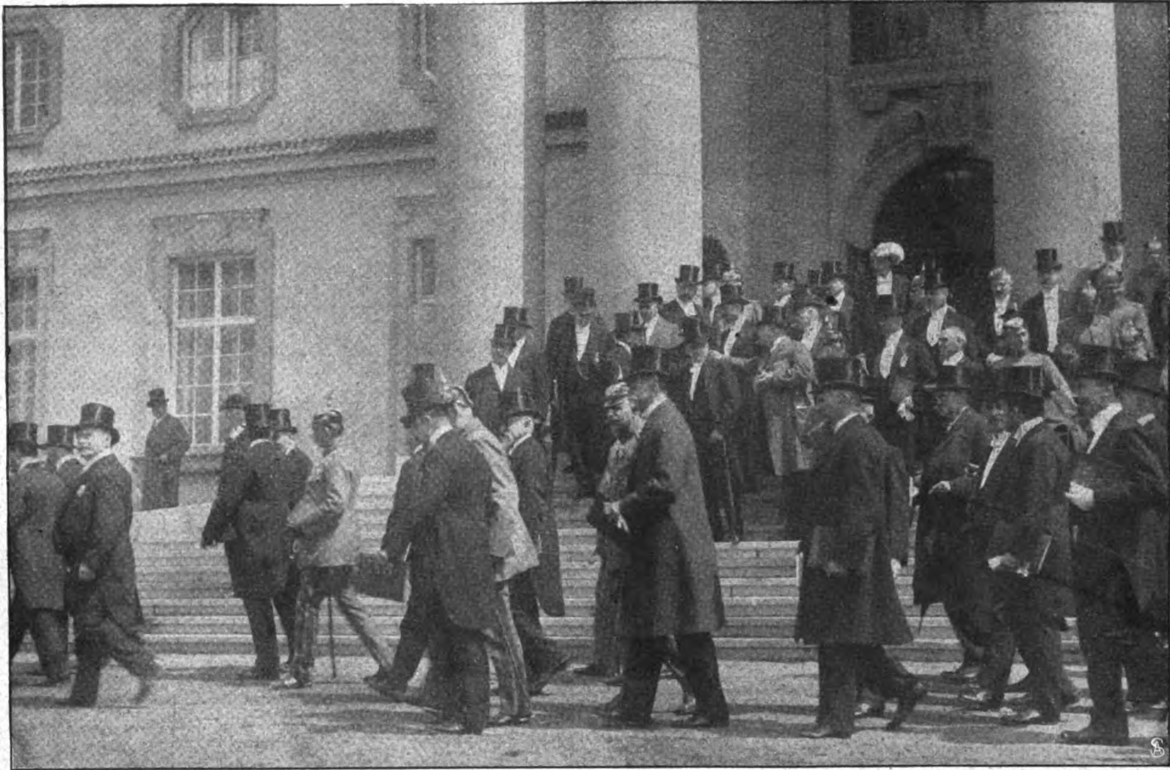

„Photos" G. m. b. H.
Unteroffizier Richard Opalka.


Unteroffizier Michael Majer.


Gefreiter Wilhelm Radke.


Gefreiter H. Matthäi.


Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Phot. Mertens.

Feier zur Eröffnung der neuen Kur- und Badeanlagen des Bades Aachen: Die Festgäste.

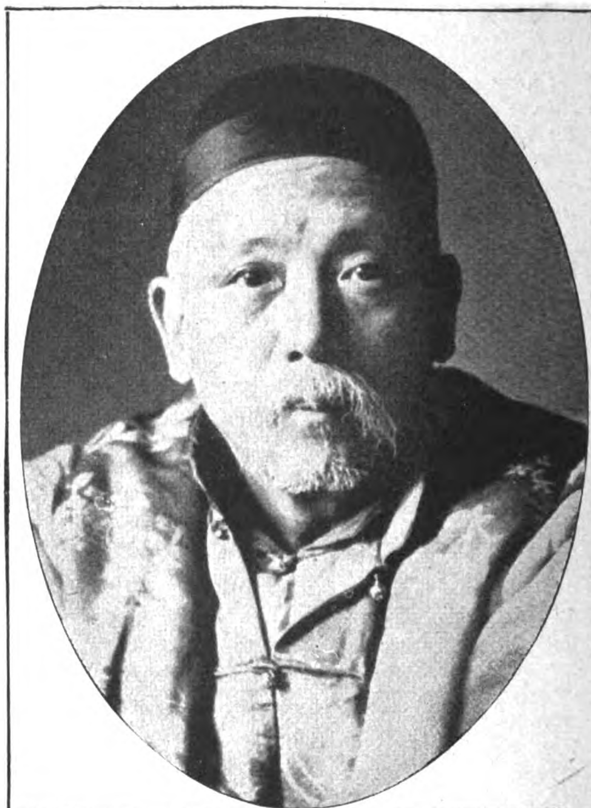


Phot. Schaul.

Die Skagerraksieger in Hamburg: Begrüßung durch die Volksmenge.



Lord Kitchener †
Der Oberkommandierende der englischen Armee ertrunken.



Juanschikai †
der Präsident der chinesischen Republik.



Photo-Bericht Hoffmann.

Dr. Karl Wolff.
Dramaturg und Regisseur des Münchner Hofschauspiels, als Nachfolger des Geh.-R. Zeiß an das Dresdner Hoftheater berufen.



Phot. James Aurig.

Wirkl. Geh. Rat Karl August Lingner, Dresden †
Der Schöpfer und Organisator der großen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden.

Der Feldgraue.

Von Joseph von Lauff.

So steht er schon lange, die Kurbel gepackt,
Auf endloser Heide;
So steht er schon lange, den Schädel nackt,
Im feldgrauen Kleide.
Einsam, so steht er, gedankenschwer
Am Knattergewehr,
Am Auslug, von dunstigen Schwaden umflort,
Den glanzlosen Blick in die Ferne gebohrt,
Ruhig, mit blutleeren Lippen,
Den Herzschlag dicht an den Rippen.

Nichts regt sich! — Kein Rascheln im ziehenden Qualm,
Kein Flüstern in Rispen, in Aehren und Halm,
Nicht der leiseste Laut
Im tropfenden, windstillen Heidekraut,
Als hätte ein dreifachverdiebelter Fluch
Das Leben gebannt in ein Leichentuch . . .
Da plötzlich . . . . ! — am feindlichen Drahtverhau
Hebt's grau sich in grau,
Und drüben am Wald,
Zu Klumpen geballt,
Reserve in Anmarsch . . . ! —

Der Hauptmann fährt auf:
„Mensch, du . . . !" — „Herr Hauptmann . . . !" —
„Mensch, halte drauf!"
„Wenn's Zeit ist . . ." Und wieder beugt er sich vor,
Dicht neben dem lauernden Feuerrohr,
Und sieht, wie von brausenden Stimmen durchlärmt,
Der Angriff die eigene Stellung umschwärmt.
„En avant, en avant!" — zu tausend gegliedert,
Sich folgende Wellen, vom Sturmwind gefiedert,
So rennen sie an: der stumpfe Bretone,
Die feurigen Söhne der silbernen Rhone,
Von Algier die, von Senegal die,
Bei Menschen grausiges Menschenvieh —
Und zwischen ihnen auf Schritt und Tritt
Die Marseillaise zieht lärmend mit:
„Allons enfants . . . !" — ein tobendes Meer
Fällt über die deutschen Gräben her,
Eine Flut von Geifer, von schäumender Gier . . .
Jeder ein Tier,
So springen sie an — doch er auf der Heide,
Der Einsame, Stille im feldgrauen Kleide,
Er rückt nicht und rührt nicht, bis gellend ein Pfiff
Die Rechte ihm strafft um den stählernen Griff . . .
Und ein Hui und Haha . . . !
Ein Kurbelschlag da . . .
Ein zweiter . . . ein dritter . . . ! — da tickt es, da tackt es,
Wie brechende Hölzer, so knistert und knackt es,
Und im Hagelgeschwirr,
Im Eisengeklirr,
Im Anprall der peitschenden Kugelstriemen
Die Reihen zerriemen,
Verarmt und verödet bei seinem Flug
Der Trikolore großprahlerisch Tuch,
Verröchelt, veratmet mit Stumpf und Stiel
Das rote Sturmlied von Rouget de Lisle —
Und mit ihm erschüttert, zu Leichen getürmt,
Die Bataillone; die restlos gestürmt . . . . .
Der Tag ist unser . . . ! — Der Feldgraue lacht:
„Herr Hauptmann, zweitausend zur Strecke gebracht;
Ein Teil der Gewalt, die wahnsinnumtollt
Dem Reich an Leib und Leben gewollt —
Zweitausend, Herr Hauptmann . . . !" — Die
blutleere Hand
Weist kalt auf ein endloses Totenland.
Und der Hauptmann nickt und atmet schwer
Und grüßt den Tod am Maschinengewehr —
Den Tod . . .
Und sieh: aus dem Nebelflor
Wirft Gott eine jubelnde Lerche empor.
Und wie sie den purpurnen Schollen entflieht,
Da schmettert sie jauchzend ein Frühlingslied.

Kriegs-Küchenkunst.

Plauderei von Gustav Hochstetter.

Auch das Kochen ist eine Kunst. Sogar eine, von der es mir manchmal scheinen will, als ob sie der Dichtkunst ein wenig verwandt sei. Dichten und Kochen — jedes von beiden bedeutet: widerspenstige, vielgestaltige Stoffe zu einem genießbaren, zu einem anmutigen, reizvollen Ganzen zu vereinigen. . . .

Noch weiß ich, wie ich als fünfjähriger Knabe grübelte, welchen Beruf ich dermaleinst ergreifen solle. Mein kindlicher Sinn schwankte zwischen: Straßenbahnschaffner, weil der so viel Zehnpfennigstücke bekommt; Stabstrompeter, weil der so viel Lärm machen darf, ohne von seinem Papa Ohrfeigen zu bekommen; und Koch, weil der immer in der Küche stehen kann.

Es gibt Leute, die das Geschäft des Kochens als ein unmännliches betrachten; sie haben unrecht; auf der ganzen Erde ist es der Stolz des großen Gasthauses und des reichen Privaten, daß die Küche unter männlicher Leitung stehe. Und für Millionen Soldaten aller Völker kocht heute keine Frauenhand — sondern die Krieger, deren Kraft die heiligste Aufgabe, der Schutz des Landes, anvertraut ist, gerade sie werden von Köchen verpflegt . . . sofern sie von den Erzeugnissen der Feldküche überhaupt erreicht werden können; und gar mancher Kämpfende ist auf seine eigene Kriegsküchenkunst angewiesen, die denn auch bei der Ausbildung der Mannschaften als besonderes Lehrfach behandelt wird. Es ist gar nicht so leicht, auf einer windigen Wiese feuchtes Holz in Brand zu setzen und so mit den denkbar ursprünglichsten Mitteln ein erträgliches Mahl zu bereiten. Manche Köchin, die am breiten Herd der stattlichen Herrschaftsküche steht, würde bitter verzagen, wenn sie unter solchen Schwierigkeiten ihre Kunst ausüben sollte, und würde dann erkennen, daß in gewissen Fällen das Kochen doch — einen ganzen Mann erfordert.

Kochen und Dichten sind zwei Künste, die immer ein wenig an Hexerei erinnern. Der Dichter sitzt am Schreib-

tisch, hat nichts zur Hand als Feder, Papier, Tinte — und damit zaubert er sein Werk: ein Gedicht, das imstande ist alle zu erfreuen, zu begeistern. Die Köchin steht am Herd, hat nichts zur Hand als ein paar Eier, ein ganz klein wenig Butter und etwas Zucker — aber siehe! sie schlägt aus dem Eiweiß einen hohen, luftigen Berg, klug mischt sie das Gelbe und den Zucker in den schaumigen Hügel . . . und nach wenigen Minuten hat sie ihr Werk hervorgezaubert: ein Schaumomelett — auch ein „Gedicht", das imstande ist, alle zu erfreuen, zu begeistern . . .

Mit sparsamen Mitteln viel erreichen, das ist der Wahlspruch aller Künste. Auch der Küchenkunst. Und ganz besonders der Kriegsküchenkunst. Alle die neuen und alten Mittel, die uns beim Sparen Hilfe leisten, kommen jetzt zu hoher Ehre. Da ist jene kleine Maschine, die man früher mit dem englischen Wort „Grill" bezeichnete, und die nun auf gut deutsch Bratenrost heißt. Duftet nicht schon das Wort Bratenrost lieblich wie ein saftiger Rostbraten? Das Wort „Grill" ist vertrieben, und von der kleinen Maschine wird auch etwas vertrieben, nämlich die Sorge um die tägliche Butter. Der Rost liefert ohne Butter den vorzüglichsten Braten! Ein schlichter Schellfisch, fast butterlos auf dem Rost gebraten, wird zu einem wahren Leckerbissen.

Zu den kleinen Küchenmaschinen, die jetzt in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden, gehört auch die sogenannte Kochkiste, jene angenehme Vorrichtung, die ohne Feuer die einmal heiß gekochten Speisen dauernd warm hält. Feinschmecker behaupten sogar, daß gewisse Gerichte — wie etwa die weißen Bohnen, die ja so viele Stunden lang kochen müssen — bedeutend besser munden, wenn man sie nicht auf offenem Feuer oder im Backofen, sondern in der Kochkiste garwerden läßt. Übrigens ist auch eine Art von Kochkiste bekannt, die der einfachste Haushalt sich ohne Kosten selbst herstellen kann: man braucht nämlich nur zwölf Bogen Zeitungspapier auseinanderzulegen und den Topf, der das heiße Gericht enthält, in diese zwölf Bogen sorgfältig einzupacken, dann fühlt sich der besagte Topf von aller Mitwelt so gründlich getrennt, daß er seine Wärme bei sich behält und seinen Inhalt ohne jedes sonstige Zutun viele Stunden lang weiterkocht. Wobei gleich eingeschaltet sei, daß es durchaus nicht am Platze wäre, die zwölf Bogen nach geleisteter Arbeit wegzuwerfen oder gar zu verbrennen. Wir sollen jetzt alles alte Papier aufbewahren und sammeln. Versteht doch die Papierfabrikation aus altem Papier nach bewährten Verfahren neues Papier herzustellen.

Die Küche hat zur Volkswirtschaft überhaupt viel weiter verzweigte Beziehungen, als die Köchin im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Die Küche wirkt mittelbar auch an der Verbesserung oder Verschlechterung des Wertes, den unsere Reichsmark im ausländischen Geldverkehr behaupten kann. Wir versenden jetzt naturgemäß wenig Ware ins Ausland. Wenn wir noch dazu jetzt viel Ware aus dem Ausland beziehen, so verschlechtern wir unseren Geldwert, unsere „Valuta". Mancherlei Küchenverbrauch wächst aber nur im Ausland, wie Kakao, Tee, Kaffee, Feigen, Datteln, Apfelsinen. Mit jeder Südfrucht, die wir zum Nachtisch verspeisen, mit jeder Tasse Schokolade, die wir zum Frühstück trinken, verschlechtern wir unsere Valuta. Muß man sich durchaus als erstes Frühstück ein geldwertverschlechterndes Getränk einverleiben? O nein, gerade unsere bittersten Feinde, die Engländer, wissen sehr wohl, daß man das nicht muß, und viele von ihnen begnügen sich frühmorgens mit einem Teller von „Porridge", was auf gut deutsch nichts anderes ist als unsere brave Buchweizengrütze. Auch Hafergrütze, gar noch mit etwas eingekochter Frucht oder mit starkverdünntem Honig darüber, ist ein höchst angenehmes erstes Frühstück.

Es gibt eine Anzahl von Gerichten, die in einem Teil Deutschlands als Leckerbissen gelten, aber gleichzeitig anderen deutschen Gegenden so gut wie unbekannt sind. Gerade die oben erwähnte, äußerst schmackhafte Buchweizengrütze gehört zu ihnen. Dann die Wacholderbeeren, die geben ein liebliches Kompott ab, das in Geschmack und Farbe den eingekochten Blaubeeren ähnelt. Auch den Nahrungswert, der in den deutschen Pilzen steckt, nützen wir noch immer nicht voll aus: der Reizker, Rietschling oder Hirschling, der Brätling oder Birnenmilchling und der Pfefferschwamm wachsen zwar in fast allen Gegenden des Reiches, sind aber trotzdem nur strichweise als Nahrungsmittel bekannt. Freilich erfordert gerade die Beschaffung von Pilzen gründliche Fachkenntnis oder zuverlässige Beratung, damit nichts Schädliches verspeist werde. Aber es gibt auch Gerichte, deren Unschädlichkeit selbstverständlich ist, und die trotzdem in weiten Teilen des Reiches ihre volle Anerkennung noch nicht gefunden haben; so ist zum Beispiel die Gurke in Süddeutschland als Gemüse — als „Schmorgurke" — noch lange nicht genügend gewürdigt, während der kundige Berliner nicht ansteht, diesem Gemüse vor zahlreichen anderen, was Wohlgeschmack anbelangt, den Vorzug zu geben.

Auch in der Verwertung des Übriggebliebenen liegt ein weites Feld für die Kriegsküchenkunst. Wo sich's vermeiden läßt, soll man das Übriggebliebene nicht immer wieder in der vorigen Gestalt auf den Tisch bringen. Wie die gut angezogene Frau es versteht, ein älteres Kleid so durchdacht umzuarbeiten, daß es als ein neues erscheint — so soll auch das übriggebliebene Gericht von gestern heute als ein durchdacht umgearbeitetes, als ein neu erscheinendes auf den Tisch kommen. Aus fast jeder Art von übrigem Gemüse — sei's Blumenkohl, Rosenkohl, seien es Rüben, Bohnen oder was sonst — wenn man's durch ein Sieb gedrückt hat, läßt sich eine nahrhafte Suppe herstellen, die kaum noch an die Reste vom vorigen Tag erinnern wird. Aus übrigen Nudeln läßt sich — mit Zucker, Ei usw. — eine treffliche Nudelspeise bereiten. Restgebliebene Salzkartoffeln müssen sich durchaus nicht immer in Bratkartoffeln verwandeln, sondern können, in ähnlicher Art wie Nudeln, zur Süßspeise werden. Der Rest Bratenfleisch verwandelt sich zu Gulasch oder zu dem mit Recht so beliebten „falschen Hasen"! Übriggebliebenes Kompott von gestern erscheint morgen als duftige Obstsuppe, zu der übrigens auch „frisches" Obst verwendet werden mag — insbesondere falls es zum Genuß sonst nicht mehr genügend „frisch" erscheint.

Fischreste schneidet man zu flachen Scheiben, die man kräftig paniert, so daß sie eine gewisse Ähnlichkeit mit Koteletten gewinnen. Fehlt's hierzu an Speck oder Butter, so muß der Fischrest sich damit begnügen, eine Fischsuppe zu ergeben.

So gibt es hunderterlei Formen, in denen man die Reste wieder glanzvoll auferstehen lassen kann. In seiner Werkstatt sitzt der Chemiker und sinnt zum Segen des Reiches auf Mischungen, die keiner vor ihm fand. An ihrem Herde steht die Köchin, und auch was sie Neues ersinnt, soll zum Nutzen des Reiches sein.





Berliner-Bilder:

Oben: Unter den Linden. (Phot. Hohmann)

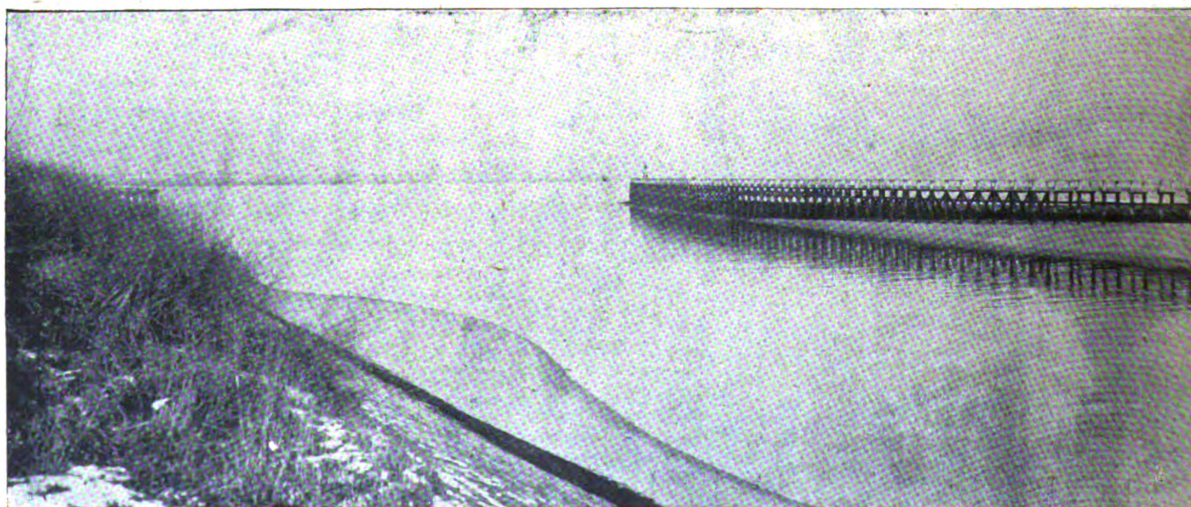
Mitte: Tauentzienstraße. (Phot. Hünich.)

Unten: Leipziger Straße. (Phot. Hohmann.)



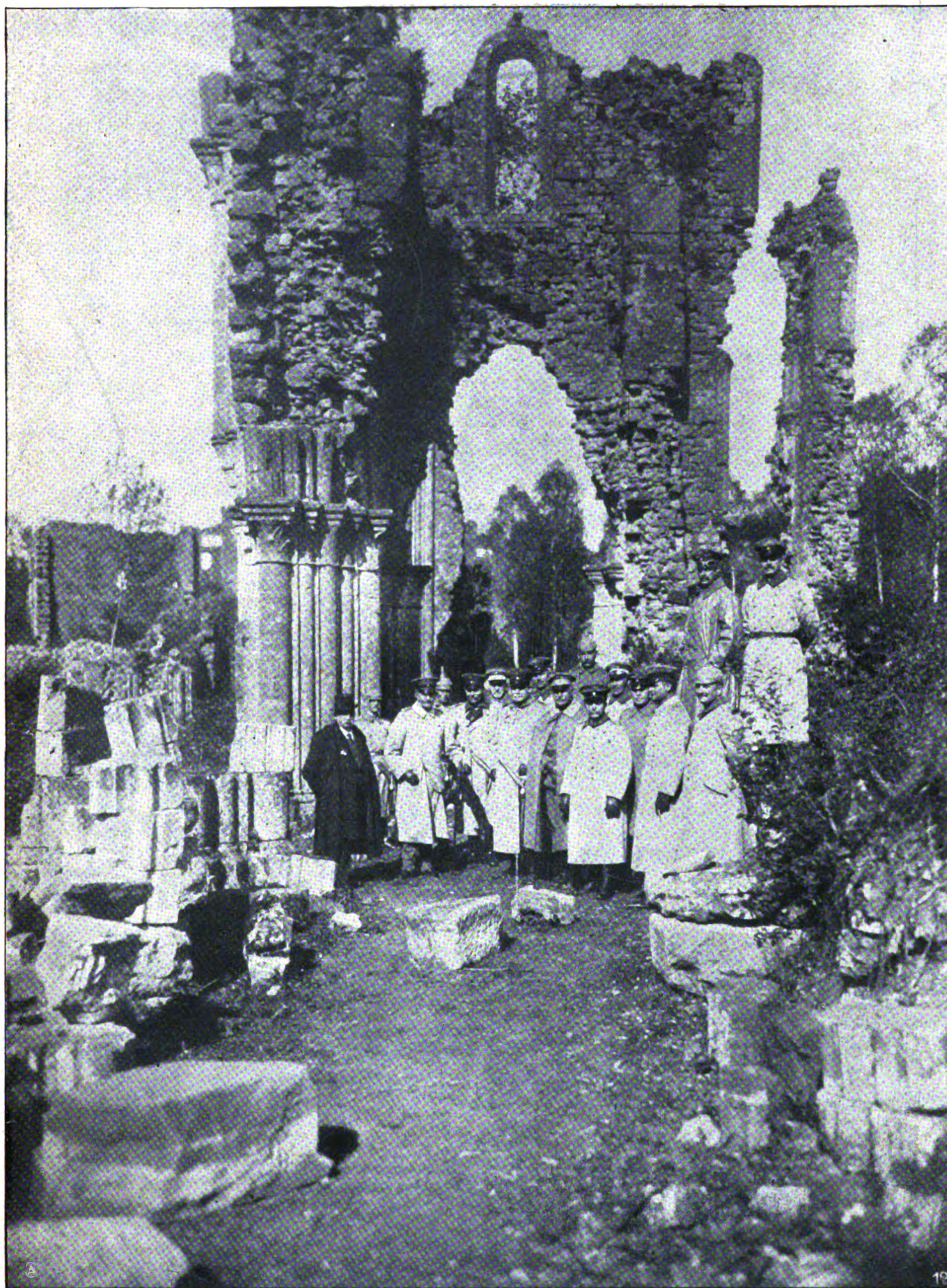


Generalleutnant W. von Hennigs, stellvertretender Gouverneur von Graudenz,
feierte am 13. Juni sein 50 jähriges Dienstjubiläum.
Nach dem Leben gezeichnet von Otto Hundt.



Phot. Lichte & Cie.

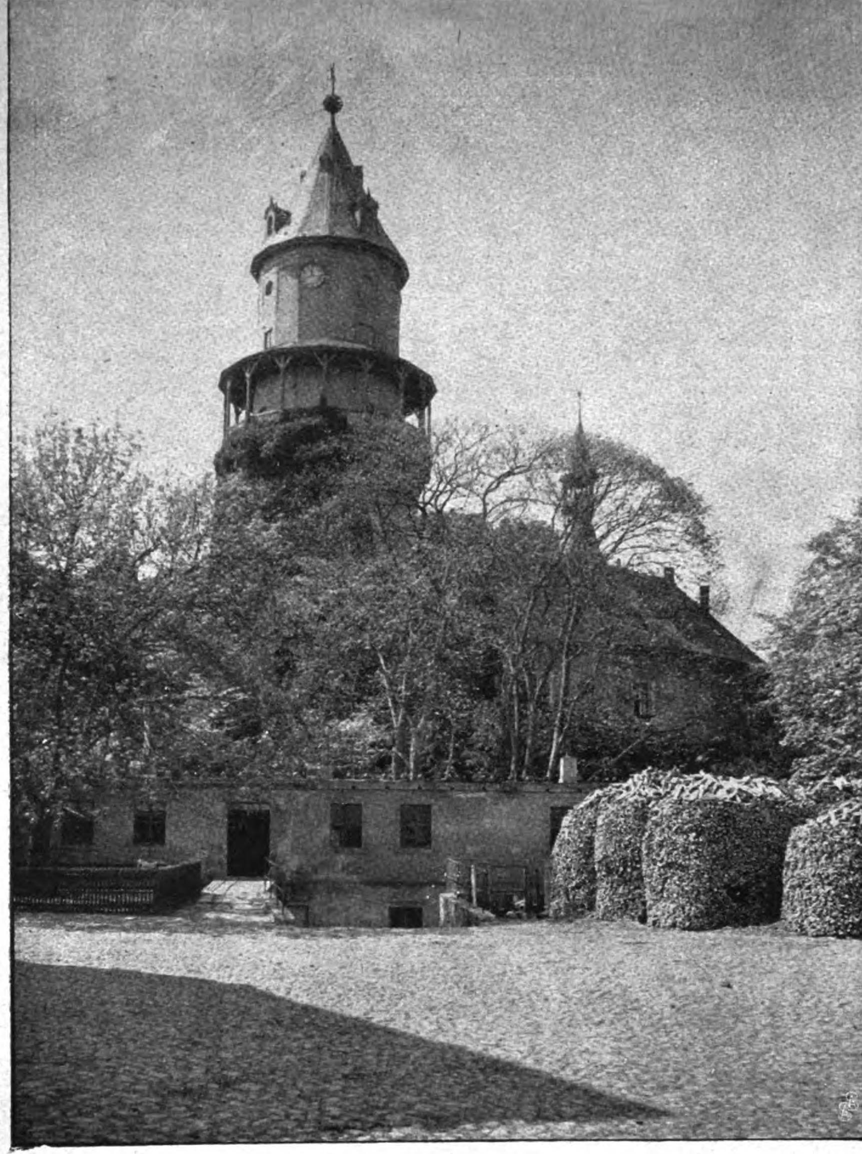
Einfahrt in den Hafen von Zeebrügge.



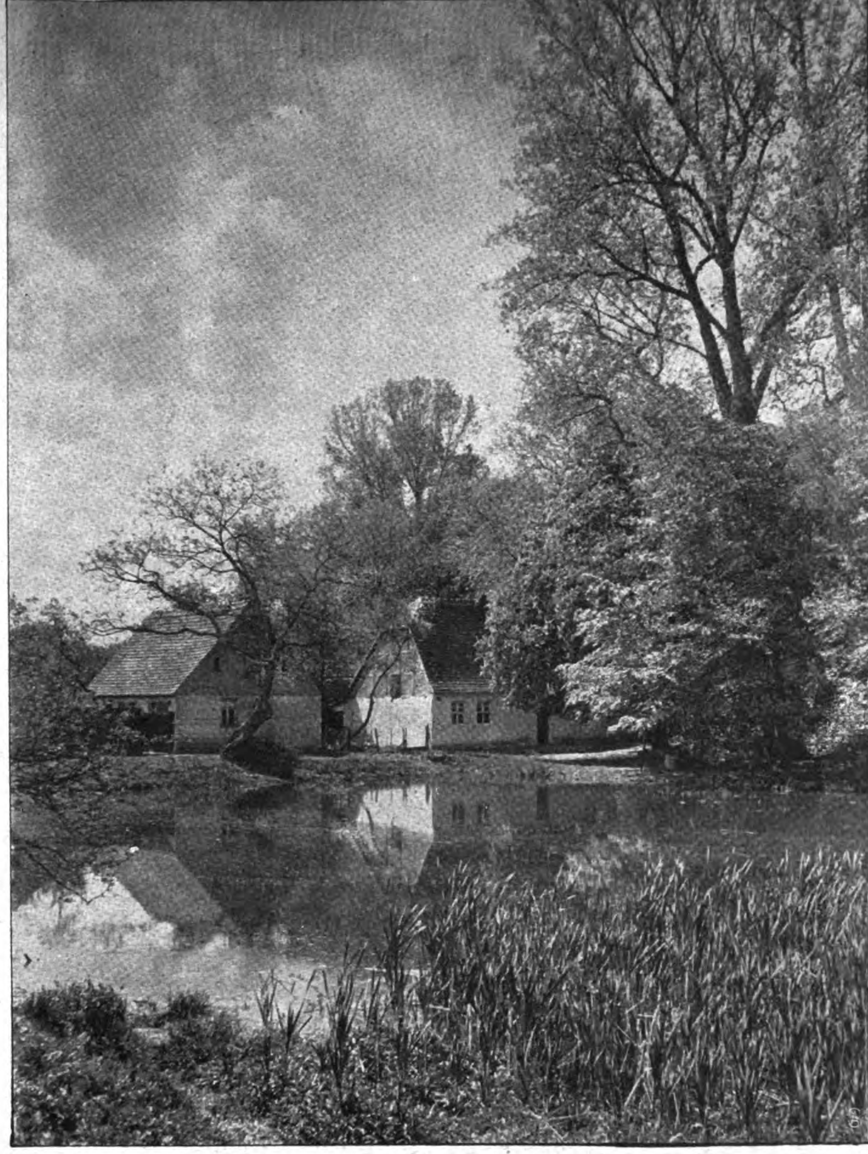
Generalgouverneur Frhr. v. Bissing mit den Militär- und Zivilbehörden der Provinz Luxemburg

in der Ruine der Zisterzienser=Abtei Orval,

um deren Erhaltung die deutsche Verwaltung bemüht ist.



Die Wiesenburg.



Motiv aus dem Schloßpark.

Phot. Kalbhenn.

Das malerische Deutschland: Wiesenburg in der Mark.

Trina Groots Vermächtnis.

Roman aus der Hamburger Elbmarsch.

5. Fortsetzung.

Von Wilhelm Poeck.

Niklas tat großartig und rief laut: „Die erste Runde gebe ich aus. Aus alter Freundschaft, Wübbe."

„Was hier getrunken wird, bezahle ich", versetzte Peter Wübbe kurz.

„Meinetwegen", brummte Niklas Witt. „Aber das muß ich dir sagen, ein gefährlicher Dicktuer bist du in den zehn Jahren geworden, seit wir uns nicht gesehen haben. Op den Schoolhoff hebbt wi uns dagdäglich prügelt, Wübb, dat harr'k nich dacht von di."

„Das ist wegen Harm und Wobke Wübbe," bemerkte Wübbe, „wollen Brautleute werden, und das soll begossen werden. Ein Dicktuer bin ich nicht. Aber wenn du Altjahrsabend kommen willst, kannst du sehen, wie es in einer Vierdörfer Döns aussieht."

„Soll geschehn, Peter, aus alter Freundschaft. — Wieviel?" Er zeigte auf die Gläser. „Für alle?"

„Selbstverständlich!" sagte Wübbe und deutete mit einer hochmütigen Handbewegung auf die Umstehenden. Niklas Witt nahm eine weitere Anzahl Gläser vom Bort und schenkte sie voll Eisbrecher.

„Portwein!" befahl Wübbe. „Dein Eisbrechergesöff können die Jungens und Deerns saufen. Auf meine Rechnung. So viele kommen. Soviel sie mögen."

Das Gerücht, Peter Wübbe aus Moorwisch spendiere Portwein und Eisbrecher für jeden, der trinken wolle, verbreitete sich mit Windeseile über die ganze Eisfläche. Bald war die Stelle um Niklas Witts Bude schwarz von großen und kleinen Punsch- und Portweinliebhabern. Man stieß an, trank und ließ abwechselnd die Wübbes von Moorwisch, die Wübbes von Langendeich und ihre Söhne und Töchter leben.

Peter Wübbe wurde gesprächig und aufgeregt. Er fühlte: er wurde in dieser Stunde bewundert und beneidet wegen seiner zukünftigen Schwiegertöchter, seiner Pferde, seines Geldes, seiner Stellung und seines Auftretens. Mit glänzenden Augen schwatzte, lachte und trank er. Plötzlich griff er aus der Menge Hinrich Wiek heraus, hob ihn auf die Tonbank und rief: „Nun, Regenbogenmaker, hast du dir die Sache überlegt? Ostern übers Jahr kommst du aus, und mein Harm hat denn vielleicht schon eine Frau. Willst du die Stelle auf Wübbes Hof als Knecht haben? Oder willst du mit deinen großen Rosinen im Kopf und deinem großen Geldsack immer noch nach England und Dreschmaschinen bauen?"

„Nun grade!" rief Hinrich Wiek wütend, sah dem Bauern blitzend in die Augen und sprang von der Tonbank herunter, Wübbe direkt auf die Füße.

Wübbe wollte ihn schlagen, aber Anke, die dabeistand, riß ihn schnell weg. Doch konnte Harm ihm einen Puff in den Rücken versetzen, daß er hinfiel.

Doktor Gräfe, der mit einem älteren Bauern etwas abseits stand, hatte den Vorfall bemerkt. Er trat hinzu und sagte: „Den Hinrich Wiek sollten Sie in Ruhe lassen, Wübbe. Kümmern Sie sich um Ihre eigene Nachkommenschaft."

„Nachkommenschaft? Was wollen Sie damit sagen. Und für Sie bin ich überhaupt Herr Wübbe."

„Moorwisch gehört zu Hamburg," versetzte Gräfe, „und das ist 'ne Republik, wie Sie vielleicht wissen. Darin gibt es keine ‚Herren'. Wenn es Ihnen damals mit der Revolution und auch mit anderen Sachen in Ihrem Leben besser geglückt wäre, ja, dann wären Sie vielleicht heute ein wirklicher Herr. — Und Nachkommenschaft. Ja, das wird Ihnen Christoffer Maak von der überelbschen Seite, der hier bei mir steht, besser sagen können als ich."

„Was gehn die Überelbschen meine Familiensachen an!" fuhr Wübbe auf. „Was überelbsch ist, kommt doch nur herüber, um sich bei uns dick zu füttern. Sie selbst sind ja auch so'n Überelbscher, der seine Nase in Dinge steckt, die nicht seine sind."

In Gerd Wübbe regte sich das Familiengefühl. Er hub an, und die übrigen Vierdörfer Jungen grölten punschselig mit:

Äwerelwsche Pidelpoggen,
Wat wüllt jü in unsen Sommerroggen
Wat wüllt jü in unsen Winterweeten —
Wi wüllt ju de Been affcheeten.

Hinrich Wiek wollte wütend auf Gerd Wübbe los, aber Doktor Gräfe hielt ihn zurück: „Laß sie nur grölen, Wiek, und komm mit. Wer zuletzt grölt, grölt am besten, und ich prophezeie dir, daß du es noch einmal sein wirst."

Christoffer Maak hörte den Singsang mit Gemütsruhe an. Als er verklungen war, sagte er grinsend zu Peter Wübbe: „Ja, ich wollte dir allerdings etwas sagen, Wübbe, was deine Familie angeht. Aber du bist ein bißchen stark im Suus heute; es hat sacht noch ein bißchen Zeit, bis du es zu wissen kriegst. 'tjüs, Wübbe."

Er schlarrte, seine Kalkpfeife vorsichtig festhaltend, über das Eis mit einem hämischen Vor-sich-Hinlachen: „Hähä, ja, ja, hähä . . . die Sippschaft wird Augen machen."

Niemand kümmerte sich um den alten Kerl. Man trank, lachte, prahlte, juchte und feierte weiter, bis

der Mond am Himmel stand, Niklas Witts Vorräte erschöpft waren und die Pferde durchaus nicht mehr stehen wollten. Dann ging es mit Hallo und mehrmaligem Umwerfen nach dem Langendeicher Hof. Dort blieben und feierten Peter Wübbe und seine beiden Ältesten auf Jürn und Mariken Wübbes Einladung die ganze Nacht hindurch. Sie hatten keine Neigung, den schönen angebrochenen Tag in der langweiligen Moorwischer Döns und unter den vorwurfsvoll traurigen Augen Trina Groots zu beschließen.

11.

Der nächste Tag brachte, wie der Deichgeschworene Johm Hitscher vorausgesagt hatte, starken Wind aus Nordwesten und Tauwetter. In der Nacht sprang er nach Südwesten um und wurde zum Sturm, und am Morgen des Silvestertages standen die Leute mit sorgenvollen Mienen auf dem Deich und sagten mit gepreßten Stimmen zueinander: „Vondaag geiht de Elw apen."

Gegen Mittag sprang mit donnerähnlichem Krachen an hundert Stellen das riesige, meilenlange Eisfeld unter dem Druck der immer höher steigenden Flut auseinander, schob sich zu gewaltigen Schollentürmen zusammen und drängte unter der Pressung des Sturms und Wassers gegen die Deiche. Peter Wübbe setzte sich zu Pferde, ritt den Moorwischer Deich hinauf und hinunter, beriet mit den Deichgeschworenen und ordnete an, daß alle Anlieger, die zum Deichschutz bei Sturmfluten verpflichtet waren, mit ihren Gespannen Buschwerk, Sandsäcke und Dünger an die bedrohten Stellen zu führen hätten, falls das Wasser bei der nachmittäglichen Fluttide noch weiter steige. Auch seine eigene, wegen der hier befindlichen Krümmung der Elbe besonders gefährdete Deichstrecke ließ er mit Schutzmaterial befahren und schickte Knechte mit überschüssigen Pferden aus seinem Stall dorthin, wo sie knapp waren.

Dann setzte er sich mit dem stolzen Gefühl, heute unbestritten der erste Mann in Moorwisch zu sein, in die Döns und erwartete den Langendeicher Besuch. Sonderliche Angst wie die Nachbarn hatte er wegen der bevorstehenden Nacht nicht. Das Barometer ging schon wieder hinauf. Wahrscheinlich würde der Wind im Laufe des Nachmittags abflauen. Und wie selten kamen heutzutage, wo die Deiche so hoch und fest waren und vor jeder Deichschau nachgebessert wurden, Brüche vor.

Die Langendeicher Wübbes kamen zur Kaffeezeit auf zwei Schlitten vors Haus geklingelt, obwohl einer genügt hätte. Auch Niklas Witt kam, erklärte aber, er müsse bald weiter, da er den Altjahrsabend mit seinen jetzigen Kunden bei Jan Steen zubringen wolle. Das habe er ihnen zugesagt. Die Pferde wurden in den Stall geführt. Jürn Wübbe lachte, als Harm und Niklas, die ihnen die Plätze anwiesen, sich erkundigten, ob man in Langendeich wegen des Eises auch solche Angst hätte wie Nachbar Johm Hitscher. Das Wasser würde über Nacht fallen, erklärte er. Aber Tüns Puttfarcken sei gleichfalls ein Bangbüx und wohl darum nicht mitgekommen.

Auch die Geladenen aus Moorwisch blieben aus zu Peter Wübbes Verdruß. Seiner Frau halber wäre es ihm lieber gewesen, wenn die Döns recht voll gesessen hätte. Nun wurde es wahrscheinlich ein sehr ungemütlicher Nachmittag.

Aber er ließ sich besser an, als er gedacht hatte. Wenigstens im Anfang. Trina Groot bewillkommnete die Gäste, ohne von ihrer inneren Gesinnung gegen sie etwas merken zu lassen, ging in der Döns ab und zu und nötigte, wie es einer Bauernfrau zukommt: „Nehmt an. Et't noch en bitten. Drinkt noch en Köppen."

Sie legte sogar eigenhändig, wie die Sitte es erforderte, allen die Stücke Klöben, Puffer und Butterkuchen reichlich auf die Teller: „Nu langt ook to. Hier ward nix in de Mund tellt."

Nach dem Kaffee kamen die Groggläser und die Teller mit feinem Portoriko und den langen Kalkpfeifen auf den Tisch. Auch die Frauen rauchten. Marikenwäschen, weil sie daran gewöhnt war, und Trina Groot, weil sie dann nicht so viel zu sprechen brauchte. Harm saß neben Wobke, sagte nichts, sah sie verliebt an und drückte ihr unterm Tisch die Hände. Niklas erzählte Liese, wie Hannes Kahlbrook und die andern überelbschen Jungkerle beim letzten Bauernrennen seinen großartigen englischen Reitsitz bewundert hätten. Beide Deerns hatten in der Erwartung der kommenden Dinge rote Gesichter, sahen vor sich nieder und konnten vor Stickerei und Rockfalten auf ihren Stühlen kaum sitzen.

Die beiden Männer sprachen von Pferden. Peter Wübbe forderte seinen Vetter Jürn und Niklas Witt auf, mit nach dem Stall zu kommen, um den neuen Hengst zu besehen, ehe es dunkel würde.

„Ja," rief Niklas den beiden Mädchen zu, „den Hengst müßt ihr auch sehen. Der ist seine zweitausend Mark Hamburger K'rant unter Brüdern wert."

Wobke und Liese folgten der Aufforderung mit Freude. Sie fühlten sich in Trina Groots Gegenwart doch recht ungemütlich. Auch Harm schloß sich an. Trina Groot und Mariken Wübbe blieben allein in der Döns zurück.

„Trina," sagte Mariken nach einer Pause, „trägst du mir unsern Streit von damals noch immer nach? Das ist doch nun schon dreizehn Jahre lang her."

„Nein, Mariken," sagte Trina Groot, „ich trage dir nichts nach." Aber ihre Stimme zitterte.

Mariken Wübbe sog ein paarmal an ihrer Pfeife und fuhr fort: „Bist du denn auch heute noch dagegen, daß unsere Kinder sich versprechen?"

„Es nützt ja nichts, daß ich es bin“, erwiderte Trina Groot. „Das Sagen im Haus hat Peter. Der kümmert sich nicht mehr viel um das, was ich sage.“

Es klingelte an der Seitentür. Trina Groot ging hinaus.

Mariken Wübbe war befriedigt. Wenn ihre Widersacherin ihren Willen so gleichmütig aus der Hand gab, war die Freierei gesichert. Ein Gefühl des Stolzes über den mühelosen Sieg durchströmte sie. Sie glaubte, ihre Kraft sei gänzlich gebrochen, und beschloß, sie gleich noch weiter zu „dümpeln“, so nachdrücklich, daß sie auch in Zukunft nicht wieder hochkam.

Trina Groot kam wieder herein, einen Brief in der Hand.

„Du mußt aber auch deine richtige Einwilligung geben,“ sagte Marikenwäschen katzenfreundlich, „sonst heißt es, die Wübbes von Langendeich hätten in den Wübbeshof von Moorwisch Streit getragen. Das bist du Peter und der ganzen Familie schuldig — denn wo passiert es wohl, daß eine von so kleinem Herkommen in solche vornehme Bauernfamilie einheiratet.“

„Jawoll, achter den Swinammer un de Meßfork her“, versetzte Trina Groot eisig. Sie ging mit dem Brief ans Fenster, öffnete und las ihn.

Beim Lesen wurde sie abwechselnd blaß und rot. Sie legte den Brief in den Schoß und murmelte: „De kummt ja grad tor rechten Tid.“

„Schlechte Nachricht, Trina?“ fragte Mariken Wübbe.

„Wie man's nimmt“, antwortete Trina Groot.

„Doch keiner aus deiner Verwandtschaft gestorben?“

„Nein, einen Sterbefall in unserer Verwandtschaft betrifft es ja gerade nicht“, antwortete Trina Groot.

Wie seltsam diese Worte klangen! Und wie seltsam Trina Groot dabei aussah. Was mochte in dem Brief stehen?

„Wenn es unsere Verwandtschaft angeht, könntest du mir ruhig den Brief zeigen“, versuchte Mariken Wübbe weiter hinter das Geheimnis zu kommen. „Dann geht es ja uns auch an. Und ich kann schweigen.“

„Du wirst es schon früh genug zu wissen kriegen“, sagte Trina Groot, indem sie den Brief in die Tasche schob.

Die Männer und die jungen Leute kamen von der Hengstbesichtigung zurück.

„Jeses, wat'n Wind!“ rief Niklas Witt, sich schüttelnd. „Das wird ja immer doller. Wenn ich nachher nur nicht vom Deich wehe.“

Es klingelte wieder an der Seitentür. Johm Hitscher kam herein.

„Dumm, Peter, daß ich dich gerade heute aus deiner Familie wegholen muß. Jan Steen vom Ellernbuchbrack schickt Order. Es sieht da schlecht aus. Die Kappe will sacken. Ich habe anspannen lassen. Wir müssen wohl hin.“

Der Sturm heulte, riß an den Fensterluken und warf einen losen Stein aus dem Rauchfang auf den großen kupfernen Wasserkessel, daß die Lüttmaid auf dem Flett vor Schreck laut aufschrie.

„Zum Teufel mit der Deichgeschichte!“ rief Peter Wübbe ärgerlich. „Ich kann auch nichts dabei machen, wenn Jan Steen besser auf seine Wirtschaft als auf seinen Deich paßt. Heute kann ich nicht von Hause weg. Fahr allein hinunter und nimm ein Fuder Sandsäcke und Buschholz von meinen mit.“

„Wenn du sie nur nicht selbst brauchen wirst“, meinte Hitscher.

„Mein Deich ist in Ordnung. Hier passiert nichts.“

„Wie du willst.“

„Dann will ich nur mit hinunterfahren“, meinte Niklas Witt.

„Ich glaube, Witt, es wird für dich das beste sein“, bemerkte Trina Groot. „Aus dem Hause nötigen will ich dich natürlich nicht. Aber wenn du es einmal zugesagt hast . . “

Niklas Witt stärkte sich geschwind noch mit einem Grog und folgte Hitscher in die Dämmerung.

Trina Groot zündete Licht an.

„Ich glaube, Peter,“ sagte sie zu ihrem Mann, „es wäre doch besser, wenn du noch einmal satteln ließest und den ganzen Deich abrittest. Passiert etwas, so heißt es nachher: der Deichvogt hat mit seiner Freundschaft Bullbuksabend gefeiert und sich nicht um seine Pflicht gekümmert. Was hier abgemacht werden sollte, kann ja ein andermal besprochen werden.“

Peter Wübbe stand in Bedenken. Es handelte sich um ein Stück Reputation, darin hatte seine Frau recht.

Die will uns bloß weghaben! dachte Mariken Wübbe und sagte: „Wenn die Meinung so ist, dann können wir ja lieber gehen, ehe wir hinausgeworfen werden wie Niklas Witt. Treck din Jack an, Jürn.“

„Unsinn!“ fuhr Peter Wübbe auf. „Ihr bleibt. Und jetzt wird das festgemacht, was bei euch besprochen ist. — Geesch,“ rief er aus der Tür, „bring frisches, heißes Wasser!“

Geesch brachte das Wasser. Ein Windstoß fuhr vom Flett mit durch die Tür in die Döns und löschte das Licht aus.

Die Mädchen schauerten zusammen: „Das ist ja rein gräsig. Wenn wir nur nicht über Nacht hier bleiben müssen.“

Ich glaube, es kommt anders, dachte Trina Groot und zündete das Licht wieder an.

Die Groggläser wurden gefüllt.

Eine Gesprächspause kam. Man hörte nur das Pfeifen des Sturms, das Brüllen der Wogen und das Knirschen und Schieben der Eisschollen, die dumpf gegen die Deichböschung stießen.

„Ja," begann Peter Wübbe, „dann müssen wir wohl mit der Sache anfangen. Wir wissen ja alle, Harm und Wobke haben sich gern, und alles andere paßt auch zusammen. Ich glaube, sie sind sich so weit einig. Und wenn wir als Eltern es auch sind: warum sollen sie nicht zusammen freien."

„Gewiß," bestätigte Jürn Wübbe, „warum sollten sie das nicht", und Mariken Wübbe fügte hinzu: „Ich glaube, Trina hat auch nichts mehr dagegen. Sie sagte es vorhin, als ihr im Pferdestall wart."

„Das habe ich nicht gesagt", erwiderte Trina Groot. „Ich habe nur gesagt, ich könnte nichts dagegen machen. Aber inzwischen hat sich die Sache geändert. Es ist die Frage, ob Harm Mariken Wobke überhaupt freien kann. Und ob Wobke Harm überhaupt noch will."

Alle sahen sich erstaunt an. Mariken Wübbe dachte: Jetzt kommt sie mit dem Brief heraus. — Und es blitzte in ihr auf: was auch darin stehen mag, der Brief ist bestellte Arbeit.

„Denn", fuhr Trina Groot mit eisiger Ruhe fort, „das ist ja wohl nicht gut möglich und in den Vierdörfern bislang auch nicht Sitte gewesen — daß einer zwei Frauen zu gleicher Zeit heiraten kann. Oder, Mariken Wübbe," wandte sie sich an diese, „würde es dir recht sein, wenn deine Wobke sich mit einem zweiten Platz hinter einer, die wie ich vom Schweineeimer und der Mistforke herstammt, begnügen müßte."

Peter Wübbe begann zu ahnen, was kommen sollte.

„Du hältst den Mund, Weib!" rief er wütend.

„Das kann geschehen. Dann soll dieser Brief sprechen."

„Du hältst den Mund, Weib!" rief er wütend. „In dem Brief stehen Lügen."

„Peter wird wohl wissen, daß keine Lügen darin stehen", erwiderte Trina Groot. Dann wandte sie sich an Harm, der mit höchst unerquicklichen Gefühlen dasaß.

„Christoffer Maak, wo Mine Behrens jetzt dient — vor einem Vierteljahr diente sie bei uns," setzte sie mit einer Wendung zu Mariken Wübbe hinüber hinzu — „Christoffer Maak von der andern Seite schreibt, es würde nächstens in seinem Hause Kindtaufe gehalten werden müssen. Die Mutter wäre da, und das Kind würde an dem betreffenden Tage richtig zur Stelle sein. Aber der Vater fehlte. Und den müßte und würde sie sich — und wenn sie nicht dazu imstande wäre, er an ihrer Stelle, denn Mine Behrens gehöre noch weitläufig zu seiner Freundschaft — von Wübbeshof in Moorwisch holen."

„Gib mir den Brief!" rief Peter Wübbe zornbebend.

Mariken Wübbe hatte die Sachlage blitzschnell begriffen. Wenn Harm wirklich eine Dummheit gemacht hatte, wie sie in hundert Häusern vorkamen, wo junges Volk zueinander gelangen konnte, so sollte die sicher nicht der Stein werden, über den der schöne Plan zu Falle kam.

„So eine kann viel sagen. Das glaub ich schon, daß die sich auf bequeme Weise in einen schönen Hof hineinfreien möchte. Ne, Trina Groot, dein Mann ist ein richtiger Großbauer und weiß, wie solche alfschen Liebesgeschichten aus der Welt geschafft werden."

„In dem Brief steht," fuhr Trina Groot unbewegt fort und sah Harm mit einem Blick an, der wie ein Messer durch ihn hindurchging, „du hättest ihr damals versprochen, du wolltest sie heiraten. Ist das wahr? Oder ist das gelogen? Antworte!"

„Gott, Mudder," murmelte Harm schamvoll, „dat — dat hevv ick man so segt."

„So viel Wübbscher Stolz ist also Gott sei Dank noch in dir, daß du es wenigstens nicht ablügst."

„Und darum geht die Frigeratschon doch nicht auseinander!" schrie Peter Wübbe, den Brief in Fetzen reißend.

„Von uns aus gewiß nicht", fügten Jürn und Mariken Wübbe hinzu.

„Und ich sage dir," sagte Trina Groot und erhob sich zu ihrer vollen Größe, „und ich sage euch Langendeicher Wübbes: wenn Harm nicht von selbst über die Elbe geht und bei Mine Behrens sein Wort einlöst, dann prügele ich ihn hinüber. Ihr wißt nicht, was ihr eurem Namen und Hof schuldig seid — eine wie ich muß es euch erst sagen!"

Sie stand da wie eine jener gewaltigen Frauengestalten aus germanischer Sagenzeit. Es war, als müßten die Wände der kleinen Döns unter der Wucht ihrer Persönlichkeit auseinanderkrachen — oder wie draußen der Deich durch die elementare Kraft eines Eisblocks.

„Aber von mir aus geht sie auseinander", fügte Wobke Wübbe kreidebleich, aber fest hinzu, indem sie sich gleichfalls erhob. „Ich teile nicht mit einer aus dem Kuhstall. Und ich will keinen, der sich an so eine auf solche Weise heranmacht."

„Das Wort will ich dir nicht vergessen, Wobke", sagte Trina Groot.

„Dann hätten wir hier wohl nichts mehr zu suchen", zischte Mariken Wübbe, ihre Augen mit tödlichem Haß in die Trina Groots bohrend und mit Verachtung ihren Vetter Peter Wübbe anblickend. „Jürn, laß anspannen."

12.

Anke und Gerd waren nicht mit in der Döns. Anke war nach der Wiekschen Kate hinumgegangen und hatte ihren Freund Hinrich vom Studium eines naturwissenschaftlichen Buches, das diesmal aus Hilfslehrer Detjens Bibliothek stammte, weggeholt, um mit ihm vom Deich aus dem Eisgang der Elbe zuzusehen, und Gerd hatte sich ihnen angeschlossen, obgleich er Hinrich Wiek wegen des Vorfalls auf dem Eise noch böse war. Der Wind riß ihnen die Kleider fast vom Leibe, aber sie standen auf der Deichkappe, bis es dämmrig wurde. Wie anders war das Bild der Elbe heute als an gewöhnlichen Tagen. Vom weit in den Strom ragenden flachen Vorland mit seinen Stacks und Prielen (schmalen Wasserläufen) war heute nichts zu sehen als nur die sperrigen Köpfe der Wicheln, die bald von Wellen oder Schollen unter die Wasserfläche gedrückt wurden, bald wie kleine, runde, schwarze Bojen von selbst aus dem Gischt wieder auftauchten. Wie eine riesenbreite, schwankende, tanzende Bahn dehnte sich grauweiße, schäumende, donnernde und brüllende, aus Wasser und Eis gemischte Masse von der diesseitigen Deichlinie bis zur jenseitigen und elbauf- und elbabwärts hinauf und hinunter bis zum grauen Horizontsaum, der mit der Wasserfläche fast in eins verschwamm. Es war gespenstisch und schrecklich, es sah aus, als sei auf der überelbischen Seite kaum noch ein Deichrand vorhanden, und man glaubte, das Wasser müsse dort bereits ins Land stürzen. Aber das war Täuschung: auf dem jenseitigen Ufer bestand augenblicklich nur geringe Gefahr, da der Sturm und die Strömung die ganze Masse von Wasser und Eis gegen die Böschungen der Vierdörfer Deiche drängten. Hinrich Wiek hatte sein Fernrohr mitgenommen und beobachtete das Schauspiel mit dem Eifer eines Forschers. Wenn er es von dem Eisgeschiebe auf die Deichlinien richtete, konnte er bemerken, daß sowohl diesseit wie jenseit bewegtes Leben auf der Kappe herrschte: laufende und gehende Menschen, fahrende Wagen, mit Faschinenwerk und Mist beladen, dazwischen Reiter. Auch Schlitten fuhren; man sah nur die Pferde galoppieren, aber das Läuten der Glocken hörte man nicht; der Sturm verschlang es. Das waren natürlich große Bauern, die Vullbuksabend feiern wollten. Auch beim Deichvogt Wübbe wurde gefeiert. Also mußte wohl keine wirkliche Gefahr herrschen.

Nun kamen zwei Schlitten vom Wübbes Hof die Stegel herauf und fuhren schnell wie der Wind und mit ihm den Deich entlang. Selbst deren Glocken waren nicht zu hören, wie seltsame graue Schatten flogen sie am grauen Himmel dahin, und Hinrich Wiek konnte durch sein Fernrohr sehen, daß die beiden Mädchen im hinteren Schlitten weinten. Was mochte da auf Wübbes Hof vor sich gegangen sein?

„Die fahren schon wieder nach Hause," schrie er Gerd Wübbe zu, „du sagtest, sie wollten den ganzen Abend bleiben. Wenn nur in Langendeich der Deich bei ihrem Hof nicht durch ist."

„Die Wübbes Deiche brechen nicht," versetzte Gerd, „die sind fest. Trina-Mudder wird sie wohl weggegrault haben. — Das will ich wissen," rief er, „komm mit, Anke."

„Nein," schrie Anke, „ich bleibe bei Hinnik."

Gerd machte eine Faust, und dann war er verschwunden. Anke Groot drängte sich an Hinrich Wiek und sagte: „Sie haben gewiß Streit gehabt, und den hat Marikenwäschen gemacht, aber nicht meine Trinatante. Ich bleibe hier bei dir, denn jetzt schilt Peter Ohm mit ihr; ach, Hinnik, wie war das schön, als Vater und Mutter noch lebten. Die hatten bloß einen Grünwarenkeller, und wir mußten zu dreien in einem Bett schlafen — aber gescholten haben die sich nie."

Die Dämmerung sank tiefer, der Himmel wurde dunkler, die Wolken schwerer, die Elbe weißer, das Brüllen der Wasser lauter, das Grollen der Eisblöcke wilder und dumpfer. In der Schleuse lag ein riesenlanger Oberländer Kahn zu Anker; sein Leib schwoll an wie ein Drachenleib, von denen man in den Büchern las, sein Mast und die schräg hängende Gaffel daran bissen sich wie fürchterliche Zähne in den Himmel hinein. Da stand eine Eller mit einer Krone über dem abgeholzten Stamm, so hoch, daß man sie in dem Wolkenhelm, der sie bedeckte, kaum noch sah; jetzt sah man sie; sie neigte sich, fiel und verschwand mit dem Baum ohne einen Laut in der Flut. Das Eis hatte ihn durchgesägt.

Kleine blutrote triefende Augen blinzelten auf; es waren die Häuser, die in Deichhöhe lagen und aus ihren Dönßenhöhlen über die wilde Elbe blickten, scheu, voller Angst. — Andere gesellten sich zu ihnen, bewegten sich, gingen auf der Deichkappe spazieren. Gaukelten, tanzten, verschwanden, tauchten wieder auf wie Irrwische.

„Lat uns dalgahn, Hinnik", sagte Anke, sich an Hinrich Wiek klammernd. Hinrich Wiek faßte ihren Arm fest.

„Deern, dat is ja bloot de Diekwacht."

Die Deichwache, vier Mann, schwebte mit ihren Laternen lautlos vorüber. Und nun tauchte ein wirkliches Gespenst hinter ihnen auf.

Anke schrie auf und wollte den Deich hinunterlaufen.

„Das ist ja Tüns", sagte Hinrich Wiek. „Vor dem wirst du doch nicht weglaufen."

„Ihr seid Kinder," sagte Tüns Puttfarcken, „geht in die Puuch, heute gehören Männer auf den Deich. — Ja, ich wollte nach Peter Wübbe, er hat mich ja eingeladen. Aber Jürn und seine Familie sausten eben an mir vorbei wie die höllischen Heerscharen, als

ob Pferdebeine gar keine Knochen im Fleisch hätten. — Ich wäre sonst wohl nicht gekommen, aber ich wollte mich heute, Altjahrsabend, auch nach dir umsehn, kleine Ank."

Tüns Puttfarcken schwieg. Anke Groot hatte seine Hand angefaßt. Hinnik Wiek sagte: „Eben ist die große Eller von Wübbes Wisch umgefallen."

„Was fallen soll, fällt, Hinnik", sagte Tüns Puttfarcken. „Es kamen die Wasser an das Haus und stießen, und es tat einen großen Fall."

„Aber eine Eller ist doch kein Haus", wandte Hinrich Wiek ein.

„Und das Feuer fiel vom Himmel und verzehrte die Stiftshütte", fuhr Tüns Puttfarcken fort.

„Nein," sagte Hinrich Wiek, „das war kein Feuer. Das waren elektrische Funken."

„Es war das Feuer des Himmels!" versetzte Tüns Puttfarcken feierlich.

Hinrich Wiek dachte nach. Er hatte einmal in der Religionstunde Prügel bekommen, weil er Bibelwunder erklären wollte. — Aber wenn man wie von Tüns Puttfarcken als erwachsener Mensch behandelt wurde, durfte man über solche Dinge weiter nachdenken.

Nun kam eine Woge und warf Eisschaum über den Deich.

„Tünsohm!" schrie Anke. „Ick will weg."

Eine zweite kam.

„Ick will nah min Trina-Tante."

Da kamen Schreie herauf vom Wübbeshof her durch den Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Professoren in Konstantinopel.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schmidt, Konstantinopel. — Hierzu 21 Abbildungen.

Deutsche Professoren in Konstantinopel! Das klingt wie der Weckruf einer neuen Zeit. Das bedeutet den Beginn der Europäisierung des wissenschaftlichen Denkens und damit des geistigen Lebens der Türkei. Achtzehn deutsche Professoren sind inmitten des Krieges an die Universität Stambul berufen worden. Man fühlt sich dabei an die Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810 inmitten der Freiheitskriege erinnert. Hier wie dort dasselbe kernige Vertrauen in die Zukunft des Staates und dieselbe Überzeugung von der Notwendigkeit, die geistigen Kräfte der Nation als die Grundlagen des Staatslebens zu stärken.

Die Berufung ist das Werk des jetzigen tatkräftigen Unterrichtsministers Achmed Schükri Bey (Portr. S. 893). Wie erklärt sich die Berufung gerade deutscher Professoren? Gewiß hätte die Regierung auch in der Schweiz, in Holland oder in den nordischen Ländern eine gleiche Anzahl tüchtiger Gelehrter finden können. Für die Wahl dieser Länder hätte sich außerdem noch der politische Vorteil ins Feld führen lassen, daß dann nicht einer einzigen fremden Macht, vor allem keiner Großmacht ein alleiniger und erheblicher Einfluß auf die künftige Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens in der Türkei eingeräumt worden wäre. Wenn die Regierung gleichwohl nur deutsche Gelehrte berufen hat — der einzige Oesterreicher unter ihnen kann nicht als Ausnahme gelten, da er seit 14 Jahren an deutschen Universitäten gelebt und gearbeitet und außerdem die deutsche Reichsangehörigkeit erworben hat — so hat dabei wohl mitgesprochen das Vertrauen, das die Regierung in die Dauer des Bündnisses mit Deutschland setzt; ferner die Befriedigung über die erfolgreiche Arbeit der deutschen Militärreformer; auch der seit langem starke, während des Krieges aber noch bedeutend verstärkte Eindruck von der Leistungsfähigkeit der deutschen Wissenschaft; außerdem die Einsicht, daß ein großes Volk besser als ein kleines Kulturhilfe zu leisten vermag, und die Überzeugung, daß deutsches Wesen ein besseres erziehliches Vorbild als das bisher überschätzte französische Wesen darstellt, sowie vor allem, daß man bei Inanspruchnahme der deutschen Hilfe einer aufrichtigen, redlichen Mitarbeit versichert sein konnte. Die deutschen Professoren wurden berufen, weil man sich von ihnen in nationaler Hinsicht keinen Nachteil, in fachlicher Hinsicht den größten Vorteil versprach.

Kaum jemals ist deutschen Professoren eine größere Aufgabe im Auslande gestellt worden als jenen achtzehn hier. Das geistige Leben des Orients war bisher von demjenigen Westeuropas grundsätzlich verschieden: es ließ sich am besten mit dem Worte scholastisch bezeichnen. Die Kräfte der Renaissance und des Humanismus, die in Europa der Scholastik ein Ende bereiteten, sind in der Türkei nicht wirksam gewesen. Was wir in wissenschaftlicher Hinsicht jenen Zeiten verdanken, die Voraussetzungslosigkeit unserer Wissenschaft, ihren Aufbau aus der Beobachtung und Erforschung des Tatsächlichen, die rein kausale Betrachtungsweise, hat in die Universitäten des näheren wie des ferneren Orients keinen Eingang gefunden. Erst die europäischen Großtaten auf dem Gebiete der Industrie und der Technik haben den gesamten Orient zu der Einsicht geführt, daß die Denkweise, deren Ergebnisse sie darstellen, seinen eigenen Wissenschaftsmethoden überlegen sind. Am frühesten ist Japan zu dieser Einsicht gelangt, und auch dort waren es deutsche Gelehrte, denen die Europäisierung seines Denkens verdankt wird. Dann folgte China, das mit der Abschaffung seines jahrhundertalten Prüfungswesens im Jahre 1905 der „westlichen Bildung" entschlossen alle Pforten seines Bildungswesens öffnete. An die Reichsuniversität in Peking wurden ebenfalls eine Anzahl deutscher Gelehrter berufen; ihrer aussichtsreichen Arbeit bereitete der Weltkrieg leider ein Ende. Als dritter großer Orientstaat beschreitet nun die Türkei denselben Weg. Der Dardanellensieg, der sie aus den lähmenden Fesseln der Vierverbandmächte endgültig befreite, ist zugleich die Geburtstunde der Modernisierung ihrer Wissenschaftsmethoden. Die Deutschen haben ihnen zu jenem Siege verholfen; sie werden sie, mit Vertrauen berufen, auch diesem Ziele entgegenführen.

So groß wie die Aufgabe der deutschen Professoren



Unterrichtsminister Achmed Schükri Bey.

sind auch die Schwierigkeiten ihrer Lösung, zunächst in sprachlicher Hinsicht. Die Frage war: soll die Vortragssprache Deutsch oder Türkisch sein? Denn sich der bisher in der Türkei herrschenden Fremdsprache, des Französischen, zu bedienen, konnte deutschen Gelehrten nicht wohl zugemutet werden. Dem Gebrauch der deutschen Sprache aber stand entgegen, daß nur vereinzelte Studenten sie verstehen. Ihre Anwendung wäre also nur mit ständiger Hilfe eines Dolmetschers möglich. Eines solchen pflegen sich auch die deutschen Militärreformer in der Regel zu bedienen. Kulturarbeit aber mit einem Dolmetscher erscheint als ein Widerspruch in sich; denn die geistige Wirkung, die sie erstrebt, wird durch den Dolmetscher abgeschwächt oder gar aufgehoben. Das Beispiel der Missionare zeigt dies deutlich. Von Paulus in Athen an bis zu den ersten Jesuiten in China und bis auf die Gegenwart haben alle Missionare ohne Dolmetscher in der Sprache derer gepredigt, auf die sie wirken wollten. Der Professor, der die türkische Jugend bilden will, kann nicht anders verfahren. Er muß ferner den Geist des Volkes kennen, wie er sich in seiner Religion und Ethik, seiner Philosophie und Literatur ausprägt. Wie dürftig wird diese Kenntnis bleiben, wenn er nicht die Sprache des Volkes versteht und nicht ohne Dolmetscher in das türkische Schrifttum einzudringen vermag. Er muß außerdem imstande sein, die großen Fragen seines Arbeitsgebietes mit Fachgenossen und sonstigen Interessenten zu erörtern, in freiem Gespräch seine Ansichten zu vertreten, das geistige und wissenschaftliche Leben des Landes zu verfolgen und daran tätigen Anteil zu nehmen.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus ergab sich die innere Notwendigkeit, die Professoren auf Türkisch als Lehrsprache zu verpflichten. Für die Erlernung der Sprache sollte ursprünglich das ganze erste Vertragsjahr freigegeben werden; die Herren haben aber später schon sämtlich freiwillig ihre Lehrarbeit, und zwar in türkischer Sprache und mit bestem Erfolge, begonnen.



Professor Lehmann-Haupt hält seinen Hörern Vortrag bei der Schlangensäule,
die von den Griechen nach der Schlacht bei Platää in Delphi aufgestellt und von Konstantin dem Großen nach dem Hippodrom in Konstantinopel gebracht wurde.

In Deutschland ist die Wahl der türkischen Lehrsprache merkwürdigerweise mehrfach mißverstanden worden. Man hat sie sich aus äußeren Gründen statt aus der inneren Notwendigkeit erklärt. Z. B. meint ein bekannter Orientalist: „Man kann den bizarren Versuch machen, europäischen Gelehrten das Türkische oder Arabische als Unterrichtsprache aufzuerlegen; aber damit schafft man doch keine nationale Universität. Man befriedigt bestenfalls die nationale Eitelkeit, also ein Zug der Schwäche, nicht der Stärke.“ Diese Worte bedürfen



Professor Dr. Lehmann-Haupt,
Alte Geschichte.



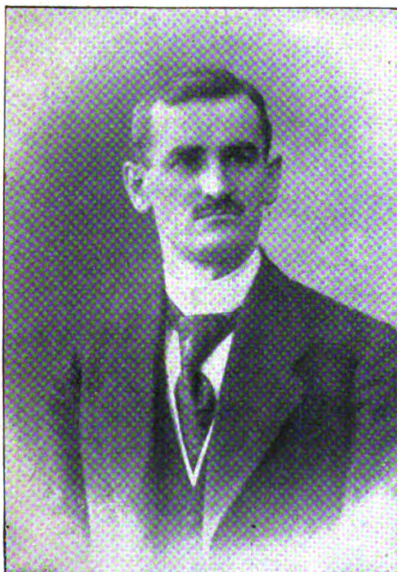
Professor Dr. Schoenborn,
Öffentliches Recht.



Professor Dr. Giese,
Türkische Sprache.



Deutsche Professoren im chemischen Laboratorium, umgeben von ihren Hörern.



Professor Dr. Nord,
Privatrecht.



Professor Dr. Leyck,
Botanik.



Dr. Mordtmann,
Methodologie der Geschichte.

nach dem Gesagten kaum noch der Widerlegung. Zweifellos wird die Entwicklung der nationalen Universität gerade dadurch am besten gefördert, daß man die deutschen Professoren sprachlich in die Lage versetzt, an dem geistigen und wissenschaftlichen Leben der Nation vollen Anteil zu nehmen. Daß die nationalistischen

Die deutschen Professoren können diese, insbesondere erstere, unbedenklich übernehmen. Das wird für ihre Lehraufgabe im ganzen genügen. Wenn es sich aber darum handelt, eigene türkische Fachausdrücke zu schaffen, so können sich die deutschen Professoren auch an dieser gewiß nicht leichten Arbeit mit Hilfe ihrer



Professor Dr. Fleck,
Finanzwissenschaft.



Professor Dr. Obst,
Geographie.



Professor Dr. Arndt,
Anorganische Chemie.

Kreise es mit lebhafter Befriedigung begrüßt haben, daß die Professoren sich der türkischen Sprache bedienen, sollte als ein erfreulicher Nebenerfolg jener aus inneren Gründen getroffenen Maßnahmen angesehen werden. Noch eine Schwierigkeit sieht jener Orientalist darin, daß die türkische Sprache zur Wiedergabe wissenschaftlicher Begriffe noch wenig befähigt ist. „Für die höhere Bildung muß überdies die türkische Sprache erst erzogen werden. Neue Worte, neue Begriffe müssen gebildet, dem nationalen Denken eingefügt werden. Europäer können das niemals, das können nur Türken, die eine europäische Sprache beherrschen und an europäischen Universitäten zu wirklichen Gelehrten erwachsen sind." Die geringe wissenschaftliche Ausdrucksfähigkeit der türkischen Sprache ist gewiß zuzugeben; doch ist es seit langem Brauch, arabische und französische Fachausdrücke zu Hilfe zu nehmen.



Professor Dr. Hoffmann,
Volkswirtschaft.



Professor Dr. Unger,
Archäologie.

wissenschaftlichen Dolmetscher in fruchtbarer Weise beteiligen; denn im allgemeinen pflegen sie den Mangel der Fachausdrücke stärker zu empfinden als ein mit guter europäischer Bildung ausgestatteter Türke.

Der oben erwähnte Gelehrte bemerkt schließlich, daß bei aller Wertschätzung der Arbeit der Stambuler deutschen Professoren doch jeder Piaster zu bedauern sei, der dem Ausbau der Volksschule entzogen wird. Er erklärt dabei in einer Anmerkung, daß sich die politischen Gründe für die getroffenen Maßnahmen seiner Kritik entziehen, und gibt ferner zu, daß sie im deutschnationalen Interesse liegen. Beides fällt aber bei der Beurteilung wesentlich ins Gewicht. Die Berufung der deutschen Professoren hat in der Tat eine große politische Bedeutung für die Türkei insofern, als sie dem ganzen Lande deutlich den Willen der Regierung ankündigte, das Unterrichtswesen in deutschem Sinne um-



Professor Dr. Czarnik,
Zoologie.



Professor Dr. Anschütz,
Psychologie und Pädagogik.



Professor Dr. Hoesch,
Botanik.

zugestalten. Keine Maßnahme auf dem Gebiete des Volksschulwesens hätte dies mit gleicher Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht. Zu diesem politischen Gesichtspunkt kommt der finanzielle, daß während des jetzigen Krieges an eine Modernisierung der Volksschule in größerem Umfang gar nicht gedacht werden konnte, weil sie unaufbringbare Mittel erfordert. Die Reform der Universität stellte sich dagegen unter den jetzigen Umständen als durchaus ausführbar dar. Endlich hat die Regierung bei aller Einschätzung der Bedeutung der Volksschule Wert darauf gelegt, sich durch die Berufung der deutschen Professoren die wissenschaftliche Durchbildung einer größeren Anzahl junger Leute zu sichern, deren das Land für die Lösung seiner politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zukunftsaufgaben in den nächsten Jahren auf das dringendste bedarf. Auch ist noch darauf hinzuweisen, daß die Universität die Lehrer für die höheren Schulen des Landes ausbildet und somit die neue wissenschaftliche Arbeitsmethode in wenigen Jahren auch den Geist des höheren Schulwesens beeinflussen wird. Alles das sind Gründe, die den Entschluß, die Umgestaltung des Unterrichtswesens mit der Universität zu beginnen, hinreichend rechtfertigen dürften. Mitten im Kriege ein großartiges Kulturunternehmen zu beginnen, kann an sich als glänzender Erweis der weitsichtigen Politik der Regierung angesehen werden. Daß nach dem Kriege auch die übrigen Gebiete des öffentlichen Unterrichtswesens eifrig gefördert werden, dafür bürgt der Wunsch der Regierung, den Stand der Volksbildung im allgemeinen zu heben; das kann natürlich nur durch planmäßige Ausgestaltung des Volksschulwesens in Verbindung mit dem Lehrerbildungs- und



Professor Dr. Bergsträßer,
Semitische Sprachen.



Professor Dr. Penck,
Geologie.



Professor Dr. Fester,
Technische Chemie.